Class DD177

Book .S36G7

GIFT OF

ESTATE OF W. R. HESSELBACH

Bartholomäus Sastrow,

ein merkwürdiger Lebenslauf

des

sechszehnten Jahrhunderts.

Für Jung und Alt bearbeitet

von

Ludwig Grote.

Mit Vorwort

von

Philipp Nathusius.

Halle,

Verlag von Julius Fricke.

1860.

687
1615

Bartholomäus Sastrow,

ein merkwürdiger Lebenslauf

des

sechszehnten Jahrhunderts.

Für Jung und Alt bearbeitet

von

Ludwig Grote.

Mit Vorwort

von

Philipp Nathusius.

Halle,

Verlag von Julius Fricke.

1860.

DD177
S36G7

Gift of
Estate of W. R. Hesselbach,
1920.

Die ersten Kapitel dieser (auf eine der alten Handschriften gestützten) auszugsweisen Bearbeitung und gemeinverständlichen Verneuerung von „Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauff seines ganzen Leben" sind im vorigen Jahre in dem von dem Unterzeichneten herausgegebenen „Volksblatte für Stadt und Land" erschienen und haben die hiermit erfolgende Veröffentlichung des Ganzen nach sich gezogen. Daraus ist der Wunsch des Herrn Verfassers und Verlegers entstanden, daß ich dieselbe mit einem Vorworte begleiten möge, und ich mochte mich dessen solchergestalt nicht weigern, obwohl es sonst nicht meine Sache ist. Ich meine auch, daß das vorliegende Buch zur Genüge für sich selbst sprechen wird. Die naive Erzählung des vielgewandten und vielgewanderten Notars und Poeten bietet außer dem Interesse seiner eigenen Abenteuer und Schicksale eine so lebendige Sittenschilderung des Reformationszeitalters dar, und ist mit so viel historisch Denkwürdigem eng verflochten, daß ihre Bekanntschaft sicherlich einem größeren Kreise, als dem sie bisher zugänglich war, willkommen sein wird. Und Grotens fleißige und mit Verstand und Geschmack unternommene Arbeit ist wohl geeignet, ihr die Theilnahme eines solchen zu verschaffen. Möge das Buch aber auch über die flüchtige Theilnahme hinaus an seinem kleinen bescheidenen Theile zu dem mitwirken helfen, worauf all unsre Stunden im letzten Ziele

gerichtet sein sollen, nämlich Gott dem HErrn die Ehre zu geben, — indem es die Leser auf dessen heilige und gnädige Führungen im Einzelnen und im Großen merken lehre.

Reinstedt bei Quedlinburg, den 27. August 1859.

Ph. Nathusius.

Vorrede.

Wenn Göthe irgendwo sagt: „Ich finde an einem Leben nichts interessant, als das Detail," so braucht man gewiß nicht zu besorgen, daß der nachstehende Lebenslauf, an diesem Maßstabe gemeßen, für uninteressant erklärt wird. Was den Schreiber dieser Zeilen zu der vorliegenden Arbeit bewogen hat, ist weniger die Bedeutsamkeit der darin geschilderten Persönlichkeit, als das Interesse an den detaillirten, für die Zeitgeschichte charakteristischen Zügen, von denen die Sastrowsche Autobiographie voll ist. Ich wünschte aus dem Staube der Bibliotheken ein Werk ans Licht zu ziehen, welches unstreitig zu den interessantesten schriftstellerischen Erzeugnissen des 16. Jahrhunderts gehört und diese Zeitperiode beßer charakterisirt, als ganze Bände voll gelehrter Abhandlungen und blaßer Betrachtungen.

Als der treffliche Gottlieb Christian Friedrich Mohnike das Sastrowsche Geschichtswerk im Jahre 1823 zum ersten Male dem Drucke übergab, schwankte er eine Zeit lang, ob er den alten Chronikanten durch etwaige Modernisirung unsrer Zeit näher bringen, oder ihn mit allen seinen Eigenthümlichkeiten so laßen sollte, wie er sich selbst gegeben hat. Nach reiflicher Ueberlegung schlug er den zweiten Weg ein und hat sich dadurch ohne Zweifel den Dank aller Geschichts- und Sprachforscher verdient. Sastrows Arbeit ist gerade in ihrer Urgestalt von so großer historischer und linguistischer Bedeutung, daß die gelehrte Forschung in ihr eine wahre Fundgrube besitzt.

Andrerseits läßt sich aber auch nicht verkennen, daß die Mohnikesche Ausgabe von Sastrows Selbstbiographie nur einem sehr kleinen Kreise von Lesern zugänglich ist. Vielen wird schon die Sprache unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Dazu kommt, daß die Sastrowsche Arbeit viele Stücke enthält, welche eben nur für den Gelehrten, für den Mann von Fach, Bedeutung haben. Endlich füllt dieselbe in ihrer Urgestalt drei starke Bände und kann schon deswegen auf keine weite Verbreitung rechnen. So ist es gekommen, daß das

verdienstliche, von Mohnike herausgegebene Werk nur von Wenigen gekannt wird, da es doch Schätze birgt, die man gern in Curs gesetzt sähe. Mit Recht sagt Mohnike: „Der Werth dieser Selbstbiographie erstreckt sich keineswegs bloß auf die Aufhellung mehrer Punkte in der Pommerschen, oder speciell Stralsundischen Geschichte des 16. Jahrhunderts, sondern breitet sich über mehre Theile der Deutschen Geschichte überhaupt und der Reformationsgeschichte, wenigstens in Beziehung auf die zunächst nach Luthers Tode folgenden Jahre, insbesondere aus. Auch möchte neben den erzählten Sachen und den Schilderungen der Charaktere mehrer ausgezeichneten Männer, so wie der Sitten und Gebräuche jener Zeit die Sprache und Darstellung in dem Buche und der durch das Ganze vorherrschende Sinn, mit welchem Sastrow die Personen und Begebenheiten, von denen er erzählt, auffaßt, noch eine ganz besondere Berücksichtigung verdienen."

Was die Sastrowsche Arbeit so anziehend macht, ist einerseits die Detailschilderung und andrerseits die erbauliche Weise, in welcher der Verfaßer von seinem echt evangelischen Standpunkte aus die eignen Erlebnisse bespricht und fremde Personen und Sachen beurtheilt.

Mit großer Anschaulichkeit weiß uns unser Autor das Bild des reichen Jahrhunderts, dem er angehört, darzustellen und bis in die kleinsten Züge auszumalen. Sastrow ist ein Genre-Maler, der uns mit allerlei Einzelnheiten und Kleinigkeiten bekannt macht, die wir bei andern Schriftstellern seiner Zeit vergebens suchen. Er führt uns in die verschiedensten Kreise ein und läßt uns beinahe in alle Verhältnisse und Zustände des öffentlichen und häuslichen Lebens seiner Zeit hineinblicken. Wir lernen von ihm nicht nur, wie es an den Höfen der Fürsten, auf den Reichstagen, in den fürstlichen Kanzeleien, am kaiserlichen Kammergerichte, sondern auch, wie es in den Wirtshäusern, auf dem Markte, auf den Heer- und Landstraßen hergieng, und wie es im Schooße der Familien aussah. Wir werden in Wohn- und Schlafzimmer, in Küche und Keller geführt, wir blicken in Kleiderschrank und Vorrathskammer, und gewinnen von dem ganzen häuslichen Leben wie von den socialen Zuständen jener merkwürdigen Zeit eine anschauliche Vorstellung. Gewiß, der neuste Bearbeiter der Geschichte von Pommern und Rügen hat Recht, wenn er von Sastrows Arbeit urtheilt, sie gehöre zu den lebensvollsten Memoiren des 16. Jahrhunderts. In ihrer einfachen, kunstlosen Form liefert sie uns ein so getreues Sittengemälde des genannten Zeitraums, wie wir kaum ein zweites haben, und wir fühlen es beim Lesen, daß hier ein Stück Leben vor uns liegt.

Was dem Geschichtswerke Sastrows aber noch einen ganz besondern Werth verleiht, das ist, wie schon Mohnike bemerkt, der religiöse Sinn, mit dem er alles, was in seinen Gesichtskreis fällt, anschaut, auffaßt und behandelt. Sastrow lebte nicht nur in einer Zeit, in welcher gewaltig um die Wahrheit gekämpft und gerungen wurde, sondern er war auch selbst vom Lichte der Wahrheit ergriffen, erfüllt und durchdrungen. In diesem Lichte beurtheilt er den Gang der großen Weltbegebenheiten wie seinen eignen Lebensgang. Trotz alles Humors tritt in seinem Werke doch überall eine ernste Lebensanschauung hervor, und mit seiner evangelischen Ueberzeugung hält er nirgends hinter dem Berge. Wie er es liebt, seine Erzählung mit allerlei Geschichten und Anecdoten zu durchweben, so nimmt er auch gern die Gelegenheit wahr, um eine erbauliche Betrachtung einzuflechten, und der eigentliche Schmuck seiner Lebensgeschichte ruht in dem einfältigen, kindlichen Glauben, der überall den Hintergrund seiner Darstellung bildet.

Diese Vorzüge der Sastrowschen Selbstbiographie brachten mich zu dem Entschluße, sie einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Zu dem Zwecke nahm ich mit derselben eine völlige Bearbeitung vor, indem ich nur das beibehielt, was zur speciellen Lebensgeschichte Sastrows oder zur Charakteristik seiner Zeit gehört. Weggelaßen wurde alles rein historische, z. B. die vielen Staatsverhandlungen, Diplome, Reden, Briefe und andre Urkunden, die Sastrow seinem Werke einverleibt hat. Andrerseits habe ich das von Sastrow selbst Mitgetheilte nicht selten aus anderweitigen, ältern und neuern Schriftstellern ergänzt und in das Ganze einen größern Zusammenhang zu bringen gesucht, als der seinen Stoff allzu sehr zerstückelnde Autobiograph es gethan hat. Die von mir benutzten Quellen sind meist unter dem Texte angegeben. Bedauern muß ich es, daß die letzten Kapitel nur dürftig ausgefallen sind, weil die Hauptquelle, Sastrows Selbstbiographie, mit dem Jahre 1555 aufhört und alle andern mir zu Gebote stehenden Quellen sowol für die Stralsundische Stadtgeschichte, als für Sastrows specielle Lebensgeschichte nur eine geringe Ausbeute lieferten. Das Meiste verdanke ich auch hier den Sammlungen, welche Mohnike seiner Ausgabe von dem Sastrowschen Werke hinzugefügt hat.

Es ist natürlich, daß zwischen der damaligen Sprach- und Schreibweise und der unsrigen ein großer Unterschied stattfindet. Dennoch habe ich mich so viel als möglich an Sastrows eigne Worte und, wo es thunlich war, auch an seinen Periodenbau ange-

schloßen. Am meisten ist das Original da festgehalten, wo der alte Chronikant selbst redend eingeführt wird. Doch auch an andern Stellen, wo von ihm in der dritten Person erzählt wird, habe ich die charakteristischen Ausdrücke und Wortformen meiner Quelle möglichst wenig zu verwischen gesucht und mich oft nur darauf beschränkt, die spröde Masse in etwas flüßig zu machen.

So erscheint denn der alte Chronikant hier allerdings nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern in einem Auszuge und in einer zeitgemäßen Bearbeitung; aber ich hoffe, daß er eben dadurch für einen größern Leserkreis zugänglich gemacht ist, und daß Jung und Alt sich durch meine Arbeit in eine Zeit einführen laßen, die zu den Höhepunkten Deutscher Geschichte gehört.

Päse, den 15. August 1859.

Ludwig Grote.

Inhalt.

Erstes Kapitel. Von Sastrows Herkunft und Abstammung. Wie unrühmlich, ja mörderisch gottlose Leute, die gleichwol vom Adel sein wollten, an seinem Großvater gehandelt und ihn jämmerlich vom Leben zum Tode gebracht haben, und wie sie Willens gewesen, auch seinen Vater als siebenjähriges Kind zu erwürgen. Wo und wie sein Vater erzogen. Von seiner Eltern ehelichem Beilager und ihren acht Kindern. Sastrows frühste Jugendjahre, seine Erziehung im elterlichen Hause und sein erster Schulunterricht in seiner Vaterstadt Greifswalde. . . . . Seite 1

Zweites Kapitel. Wie Sastrows Vater sich mit Jürgen Hartmann verunwilligt und ihn entleibt. Seine Flucht und Aussöhnung mit dem Landesfürsten wie mit dem Widerpart. Da er Greifswalde nicht wieder freibekommen kann, so bleibt er zum Sunde im Smiterlowschen Hause. Zusammenkunft der Sastrowschen Familie in der Pfarre zu Neuenkirchen, wobei Bartholomäus durch den Schlag eines Pferdes lebensgefährlich verwundet wird. Aufenthalt des Stralsundischen Bürgermeisters Smiterlow im Sastrowschen Hause zu Greifswalde. Von Smiterlows Söhnen Bertram, Claus und Christian. Einfluß Smiterlows auf Sastrows geistige Entwickelung. Eine Anecdote. . . S. 10

Drittes Kapitel. Stralsunder Zustände im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Reformbestrebungen. Roloff Mollers Umsturzpläne. Wahl eines Bürgerausschusses. Standhaftigkeit des Bürgermeisters Smiterlow. Von den ersten evangelischen Predigern zum Sunde. Herzog Bogislavs X. Unterredung mit Dr. Luther zu Wittenberg. Rückhalt der papistischen Partei an dessen Söhnen Georg und Barnim. Wie der Bürgermeister Smiterlow zu Stralsund als Vermittler zwischen der evangelisch gesinnten Bürgerschaft und dem papistischen Rathe auftritt, aber bei beiden Theilen kein Gehör findet. . . . . S. 17

Viertes Kapitel. Wie Roloff Moller von der Fischbank auf die Bürgermeisterbank gesetzt wird. Freiwilliges Exil des Bürgermeisters Smiterlow. Zuwartende Stellung der Landesherrn. Das Stralsunder Kirchenbrechen und Bilderstürmen. Entweichung der papistischen Clerisei nach Greifswalde. Förmliche Bestellung der evangelischen Prediger zu Stralsund und ordentliche Einrichtung des dortigen Kirchenwesens. Stralsunds Aussöhnung mit den jungen Landesherrn. Smiterlows Rückkehr und Roloff Mollers Ende. . . . . S. 32

Fünftes Kapitel. Sastrows Mutter zieht zu ihrem Manne nach Stralsund, während er selbst zu Greifswalde bleibt und die dortige Schule besucht. Wie Sa-

ſtrow dem Maigrafen als Schildjunge den Kranz verführt. Schreckliches Ende des Greifswalder Bürgermeiſters Vicke Bohle. Saſtrows Reiſe nach Stettin, wo er einen gefährlichen Fall thut. Bertram Smiterlows älteſter Sohn Claus wird Saſtrows Hausgenoße und Schlafcammerad. Deſſen verzweifelte Schalkheit verurſacht Saſtrows Entfernung von Greifswalde. Des gottloſen Claus Smiterlow unglückliches Ende. . . . . S. 44

Sechſtes Kapitel. Saſtrows Erlebniſſe zu Stralſund. Seine Mutter wird zweimal von der Peſt befallen. Wie Saſtrows Vater ſein Haus zurecht baut und ſich dann von zwei Trödelweibern ſchändlich betrügen läßt. Zwei langwierige Proceſſe, deren Verlauf und Folgen. . . . . S. 52

Siebentes Kapitel. Verſchiedene Unfälle, welche Saſtrow in Stralſund zugeſtoßen. Was für Unterricht er daſelbſt genoßen und wie er im elterlichen Hauſe erzogen. . . . . S. 64

Achtes Kapitel. Zwei Teufelsgeſchichten und zwei Criminalgeſchichten. . . S. 71

Neuntes Kapitel. Von den Gährungsſtoffen, welche die Ruhe in den nordiſchen Städten zu ſtören drohen. Des Bürgermeiſters Wullenweber aufrühreriſches Regiment zu Lübeck und der von ihm angeſtiftete däniſche Krieg. Unruhen zu Stralſund. Von der Verſammlung der wendiſchen Städte zu Hamburg. Smiterlows Friedensgeſinnungen. Was für ein Empfang demſelben bei ſeiner Rückkehr vom Hamburger Convente bereitet wird. Wie Smiterlow nebſt Saſtrows Vater und Joachim Rantzow das Einlager bekommt. Stralſunds Rüſtungen zum däniſchen Kriege. Neue Rathswahlen. Was für Schaden Saſtrows Vater durch ſein langes Einlager erleidet. Unglücklicher Ausgang des däniſchen Krieges. Wie die wendiſchen Städte dem Herzoge Albrecht von Mekelnburg das Königreich Dänemark verſprechen und die Stralſundiſchen Geſandten von dem ihm ausgeſtellten Briefe das Siegel ſchneiden. Des Bürgermeiſters Smiterlow große Geduld in ſeinem Einlager. Wie Herzog Philipp ſich vergeblich um Smiterlows Befreiung bemüht. Auf welche Bedingungen das Einlager der drei Verſtrickten endlich aufgehoben wird. . . . . S. 78

Zehntes Kapitel. Wie den Achtundvierzig die Neuhaare zu wachſen beginnen und wie ſie auf Sicherheit für die Zukunft ſinnen. Herzog Albrechts Niederlage. Von der Entſetzung des aufrühreriſchen Rathes zu Lübeck. Wullenwebers und Meiers ſchmähliches Ende. Von der Strafe der Stralſundiſchen Aufrührer und der Reſtituirung der Unterdrückten und Entſetzten. Weiteres Geſchick der Stralſundiſchen Volkshäupter. Smiterlows ehrenvolle Wiedereinſetzung. Sein Tod und Charakteriſtik ſeiner Perſon. Vergleich zwiſchen den Smiterlowſchen und Mollerſchen Naturen. Verbindung der beiden feindlichen Geſchlechter. . S. 91

Elftes Kapitel. Saſtrow als Student in Greifswalde. Seine Rückkehr nach Stralſund, wo er aufs neue die Schule beſucht. Bildungsweg ſeines Bruders Johannes. Luthers Brief an Saſtrows Vater. Anecdote von Saſtrows Schweſter Katharine. Saſtrow beſucht die Univerſität zu Roſtock. Seine Ueberſiedelung von Roſtock nach Greifswalde. Wie Greifswalde dem Herzog Philipp huldigt, und Saſtrows Vater bei dieſer Gelegenheit die Stadt wieder frei bekommt. Aufruhr der Böttcher in Stralſund. Saſtrows Bruder Johannes reiſt nach Lübeck, um daſelbſt ein Epicedium auf Robert Barns drucken zu

laßen. Wie der Autor auf der Rückreise von Straßenräubern überfallen, und der Verleger, Johann Balhorn, aus Lübeck verwiesen wird. . . . S. 107

Zwölftes Kapitel. Warum Bartholomäus Sastrow abermals von seinen Eltern nach Haus gefordert wird, und wie er mit seinem Bruder Johannes nach Speier reist. Umweg über Wittenberg. Was unterwegs zwischen Erfurt und Gotha passirt. Ankunft in Speier. Magister Johannes findet bei dem Domprobst Aufnahme, und Bartholomäus kommt bei Dr. Reifstock in Dienst. Die protestantischen Stände recusiren das Reichskammergericht. Bartholomäus verliert seine Stelle bei Dr. Reifstock und erhält einen sehr harten Dienst bei Dr. Engelhardt. Beschreibung eines bösen Weibes und was Bartholomäus von ihr gelitten. Kaiser Karl V. kommt auf seinem Kriegszuge gegen den Herzog von Jülich nach Speier. Wie Kaiser Karl einem Fuhrmann die Nase abschneiden läßt und einen Landsknecht mit dem Stocke absolvirt. Eine wunderbare Lebensbewahrung. Vom Reichstage zu Speier. Tod des Pfalzgrafen Ludwig. Wie der Churfürst von Sachsen in einem Schenkhause Gottesdienst hält. Eine Flagellantenprocession. Große Theurung auf dem Reichstage. Magister Johannes wird vom Bischofe von Augsburg mit einer goldnen Kette beschenkt, vom Kaiser aber nobilitirt und mit dem Lorbeer gekrönt. Bartholomäus wird kaiserlicher Notar. Dr. Hahn schildert die Procuratoren am Kammergerichte. Auflösung des Reichstages. Wie König Ferdinand mit seinen beiden Söhnen von einem Unwetter überfallen wird. Bartholomäus beschließt, Speier zu verlaßen, nimmt von Dr. Engelhardt Urlaub und wird von diesem übers Ohr gehauen. . . . . S. 123

Dreizehntes Kapitel. Sastrow tritt in die Canzlei zu Pforzheim ein. Beschreibung von Pforzheim. Wie es auf der Canzlei hergieng. Eine Kriegslist. Von des Markgrafen Ernst frommem Regimente und sparsamer Haushaltung. Was für Possen dabei vorgefallen. Wie Sastrow von Pforzheim gen Speier reitet und auf dem Rückwege aus einer augenscheinlichen Lebensgefahr wunderbar errettet wird. Sastrow nimmt zu Pforzheim seine Entlaßung und zieht über Speier nach Worms. Sein Bruder Johannes zieht nach Italien. Dessen Abschied und unglückliche Liebe. Vom Reichstage zu Worms. Wie Sastrows Hoffnungen auf Wiederbesetzung des Reichskammergerichts getäuscht werden, und was für Armut und Ungemach er erdulden muß. Eine getänschte Hoffnung. Wie Sastrow endlich von dem Receptor und Comthur des Johanniterordens zum Schreiber angenommen wird und in eine beßere Lage kommt. . . S. 142

Vierzehntes Kapitel. Von Sastrows neuem Herrn, dem Receptor und Comthur Christof von Löwenstein. Beschreibung seiner Aemter und Comthureien. Sastrow geht mit seinem Herrn nach Mainz und darauf nach Niedermeißel in der Wetterau. Des Receptors Lebensweise und Sastrows veränderte Lage. Von seines Herrn Liebhabereien. Beschreibung seines Marstalls und der darin befindlichen Pferde. Von dem Narren, dem Affen und dem Pfaffen zu Niederweißel. Wie Sastrow von des Receptors blauschimmelichtem Zelter fällt und in Gefahr ist, zu Tode geschleift zu werden. Von der Musterung etlicher Landsknechte und wie Sastrow Willens war, sich zum Musterschreiber anwerben zu laßen. Sein Aufenthalt in Frankfurt und sein Zusammentreffen mit einem

alten Bekannten. Wie Sastrow in Mainz die Nachricht bekommt, daß sein Bruder Johannes in Rom gestorben sei. Er beschließt, nach Italien zu ziehn, nimmt von seinem Herrn Urlaub und verabschiedet sich von seinen Bekannten. . . . . S. 151

Funfzehntes Kapitel. Sastrows Reise von Mainz bis Kempten. Vor Kempten wird er von zwei Wölfen bedroht. Reisegesellschaft. Ein ehrliches Wirtshaus. Schöne Musik in Trident. Wie Sastrow mit dem Postknecht von Trident nach Venedig reitet. Beschreibung der Lombardei. Merkwürdigkeiten Venedigs. Ein katholischer Messpfaff. Aufenthalt in Thiosa. Ein Polizeiexamen. Fahrt nach Ancona. Stadt und Hafen. Die Reisegesellschaft wird durch einen jungen Niederländer Namens Petrus vermehrt. Umweg über Loretto. Marienbild und Tarantsfedern. Eine Gemse. Petrus zeigt sich als ein kurzweiliger Reisegenoße. Ankunft in Rom und Pläne für die Rückreise. . . . . S. 159

Sechzehntes Kapitel. Sastrow begibt sich in Rom zu seinem Landsmanne Dr. Hoyer und trift bei ihm mit einem andern Landsmanne Gerhard Schwarz zusammen. Nachrichten über seines Bruders Tod. Sastrow wird von Dr. Hoyer dem Cardinal de S. Flore vorgestellt und erhält von ihm den Nachlaß seines Bruders ausgeliefert. Vermuthungen über dessen Tod. Dr. Hoyer bringt Sastrow bei dem Verwalter des Brigittenhospitals unter. Beschreibung seines Dienstes und des Hospitals. Zeitung über Dr. Luthers Tod. Sastrow begleitet seinen Herrn auf dessen Dienstwegen und lernt Roms Merkwürdigkeiten kennen. Beschreibung der vornehmsten Kirchen. Vom großen Ablaße, der von Rom zu holen ist. Von einigen Antiquitäten. Von den vielen römischen Pallästen. Von der großen Procession am Frohnleichnamstage. Von der Messe, welche der Pabst am Himmelfahrtstage hält. Vom Pabste Paul III. Vom Pasquinus und wie dem Pabste zu Rom ungestraft übel nachgeredet wird. Ein Diebstahl. Römische Justiz. Strafe der Corde. Werbungen des Pabstes gegen die Lutheraner. Die Spanische Inquisition. Wodurch Sastrow bewogen wird, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Wie er von Dr. Hoyer und seinem Herrn Abschied nimmt. Verabredungen mit dem Niederländer Petrus. Sastrow erhält an einem Lübecker Schneidersohne, Namens Nicolaus, einen guten Reisegefährten. Wie Petrus entlarvt wird. . . . . S. 165

Siebenzehntes Kapitel. Abreise von Rom. Sastrows Reiseaufzug. Eine Kriegslist. Sastrow und sein Gefährte Nicolaus werden von wälschen Soldaten gezwungen, mit nach Viterbo zu gehn. Ein Unbekannter führt sie in der Nacht wieder zum Thore hinaus. Monte Fiascone. Eine Anecdote. Aquapendent. Beschreibung der Stadt Senis. Beschreibung der Stadt Florenz und was den Reisenden daselbst begegnete. Stadt und Burg Scarperia. Reise durch Bononia. Ein freundlicher Reisegenoße. Schiffahrt nach Mantua. Ein merkwürdiges Zusammentreffen. Verona, Clusa und Trident. Scorpionen. Botzen und Brixen. Was den Reisenden zwischen Brixen und Storzingen begegnete. Beschreibung von Insbruck. Eine glückliche Fügung und eine unglückliche Schiffahrt. Ein Besuch und Versuch im Feldkloster Ebersberg. Viertägiger Aufenthalt in Regensburg. Eine Doppelheirat. Ein Staatswagen. Kaiserliche Truppen. Weiterreise nach Nürnberg. Ein kurzweiliges Scharmützel.

Dreitägiger Aufenthalt in Nürnberg. Wie die Reisenden in Nordhausen für Mordbrenner gehalten werden. Aufenthalt in Lüneburg. Reise über Mölln nach Lübeck. Rückreise nach Mölln. Sturz mit dem Pferde. Ankunft in Stralsund. Rückblick. Reisebeschwerden. . . . . S. 187

Achtzehntes Kapitel. Sastrow tritt als Secretär in die fürstliche Canzlei zu Wolgast. Pommerns politische Lage nach Zertrümmerung des Schmalkaldischen Bundes. Wirksamkeit des Canzlers Jacob Citzewitz. Sastrow muß oft mit ihm verreisen und ist nur selten zu Haus und auf der Canzlei. Er geht mit den Pommerschen Gesandten nach Böhmen und wird von denselben auf Kundschaft ausgeschickt. Was ihm zu Leitmeritz begegnet. Er reitet von Torgau aus ins kaiserliche Lager vor Wittenberg. Beschreibung des Schlachtfeldes von Mühlberg. Aufenthalt im Lager vor Wittenberg. Rückkehr nach Stettin. . . . . S. 203

Neunzehntes Kapitel. Sastrow wird zum zweiten Male ins kaiserliche Lager abgeschickt. Verhandlungen mit dem Brandenburgschen Canzler. Eine Lebensgefahr. Sastrow muß der Pommerschen Gesandtschaft in Halle Quartier bestellen. Ein Misverständnis. Ein vereitelter Mordversuch. Hallischer Alarm. Fußfall des Landgrafen Philipp vor dem Kaiser. Sastrow bekommt Unterschleif bei einem Pommerschen Edelmann und folgt dem kaiserlichen Hoflager nach Augsburg. Des Kaisers Benehmen zu Naumburg. Schandthaten der Spanier. Kriegerleben. Einzug des Kaisers in Bamberg. Weiberraub der Spanier. Wie Sastrow die kaiserlichen Truppen mustert und seinen verlornen Gaul wieder findet. Einzug in Nürnberg. Zur Geschichte des Herzogs Friedrich von Liegnitz. Ein Diebstahl. Aufbruch von Nürnberg. . . . . S. 211

Zwanzigstes Kapitel. Sastrow kommt in Augsburg an und bestellt daselbst den Pommerschen Räthen Herberge. Einzug des Kaisers. Behandlung der gefangenen Fürsten, des Churfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen. Kaiserliche Justiz. Hinrichtung eines Churfürstlichen Büchsenschützen. Aufruhr der deutschen Landsknechte. Wie ein kaiserlicher Commissarius strangulirt und geviertheilt wird. Sebastian Vogelbergs Hinrichtung. Sastrow speist mit Herzog Philipp von Braunschweig bei Georg von Wedel zu Mittage. Er läßt sich ein Hofkleid machen und leiht von dem Churfürsten von Sachsen 200 Thaler. . . . . S. 224

Einundzwanzigstes Kapitel. Stand der Pommerschen Angelegenheiten. Sastrows Unterredungen mit den kaiserlichen Räthen und mit Lazarus von Schwendi. Ankunft der Pommerschen Gesandtschaft in Augsburg. Vergebliche Bemühungen derselben, ihre Herrn mit dem Kaiser auszusöhnen. Des Canzlers Citzewitz Weitschweifigkeit. Pommerns Widersacher. Bestechungsversuche. Schilderung des Reichstages. Unterschied zwischen König Ferdinand und seinem kaiserlichen Bruder. Ausgelaßenheit und Ueppigkeit fürstlicher Personen. Umgang der Pommerschen Räthe. Jacob Sturm. Wolfgang Musculus und Sebastian Lepusculus. Valerius Krakow. Simon Plate. Wie Moritz Damitz zu Hofe geht und Heinrich Normann sich zur Reise nach Pommern rüstet. . . S. 235

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Sastrow als Beobachter und Sammler geschichtlicher Daten. Vom Concilium und Interim. Wie und durch wen das Interim

der kaiserlichen Majestät beigebracht ist. Butzers Standhaftigkeit und Melanchthons Haltlosigkeit. Publicirung des Interims. Gegenschriften. Ein ungedrucktes Spottgedicht auf dasselbe. Durchführung desselben. Wolfgang Musculus und andere Prediger müßen um des Interims willen aus ihren Stellen weichen. Verhalten des Churfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen. Christoph von Carlowitz. . . . . S. 249

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Ende des Augsburger Reichstages. Heinrich Normann und Martin Weyer bleiben als Pommersche Bevollmächtigte am kaiserlichen Hofe. Sastrow bekommt auf ein Entlaßungsgesuch eine abschlägige Antwort und zieht mit den Pommerschen Gesandten in die Niederlande. Wie Sastrow von Heinrich Normann um sein Pferd geprellt wird. Reise über Ulm nach Speier. Martin Frecht. Harte Behandlung des Landgrafen Philipp. Weiterreise über Mainz und Köln nach Aachen. Beschreibung Aachens. Ankunft in Brüssel. Wiederbesetzung des kaiserlichen Kammergerichts in Speier. Sastrows Abberufung und Rückkehr nach Pommern. . . . . S. 258

Vierundzwanzigstes Kapitel. Sastrow reist nach Mutrin in Hinterpommern, wo er sich auf der Jagd versucht. Seine Rückkehr nach Stettin und seine Bestallung zum Sollicitator am Kammergerichte. Eine Audienz beim Herzog Philipp zu Wolgast. Sastrow reist nach Speier ab. Sein Bruder begleitet ihn bis Leipzig. Reisecabentheuer. Ankunft in Speier. Sastrow betreibt seines Vaters Process und macht als Sollicitator und Notar gute Geschäfte. Besuche bei Dr. Engelhart in Landau. Eine papistische Predigt. Sastrow correspondirt mit dem Basler Kosmographen Sebastian Münster. Ein Brief Münsters an Sastrow. Geschichte eines Fisches. Sastrow macht einen Spaziergang von Speier nach Basel. Ein Besuch bei Dr. Capito in Straßburg. Zusammenkunft mit Sebastian Lepusculus und Sebastian Münster in Basel. Reise nach Brüssel. Rückkehr nach Speier. . . . . S. 265

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Aufenthalt des Königs Philipp von Spanien in Speier. Seine Persönlichkeit, sein Benehmen gegen die deutschen Fürsten. Vergebliche Fürbitte des Königs für den Landgrafen von Hessen. Günstigere Lage der Herzöge von Pommern. Verhandlungen des Pommerschen Landtages wegen der Aussöhnungsbedingungen. Verwerfung des Interims von der Pommerschen Geistlichkeit. Zerwürfnisse zwischen dem geistlichen Ministerio und dem Rathe zu Stralsund. Freders und Grotens Entlaßung. Aussöhnung der Pommerschen Herzöge mit dem Kaiser. Sastrows Mutter und drei seiner Schwestern sterben an der Pest. Verheiratung seiner Schwester Barbara mit Peter Schlasse. Sastrows fernerer Aufenthalt in Speier. Versunkenheit der dortigen römischen Geistlichkeit. Vom alten Gebrauch am Rheinstrom, auf trium regum ein Königreich anzurichten, und wie dasselbe bis in die Fastnacht gehalten wird. . . . . S. 280

Sechsundzwanzigstes Kapitel. Sastrows Wirksamkeit in Speier. Der Stolpische Handel. Sastrow wird bei Hofe verläumdet und verantwortet sich in einem Schreiben an den Kanzler Dr. Falke. Des Kanzlers Antwort. Sastrow kündigt den Herzögen seinen Dienst auf. Antwortschreiben des Kanzlers Jacob Citzewitz und Entlaßungsbriefe der Herzöge Barnim und Philipp. Wie Dr.

Auctor Schwalenberg nach Speier kommt und Sastrow zu stürzen sucht. Ein Uriasbrief. Sastrows Unschuld kommt durch ein günstiges Urtheil in dem Stolpischen Handel an den Tag. Belobungsschreiben des Herzogs Barnim. S. 292

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Wie Sastrow in seinem Entschlusse gestärkt wird, den fürstlichen Dienst ganz zu verlassen. Zugleich beschließt er in den Ehestand zu treten. Abzug von Speier. Ankunft in Stettin. Sastrow referirt den Räthen und erklärt sich über Dr. Auctors Benehmen, wie über sein Vorhaben. Gefahrvoller Ritt von Greifswalde nach Stettin. Wie Sastrow an den Höfen zu Stettin und Wolgast abgefertigt wird. Seine Auseinandersetzung mit dem zum Bischof von Cammin gewählten Martin Weyer. Bischöfliche Anmaßungen. Beschreibung einer Tagefahrt zu Cammin. . . . . S. 302

Achtundzwanzigstes Kapitel. Wie Sastrow in Greifswald einzieht und daselbst vom Henker empfangen wird. Seine Verlobung und sein Bräutigamsstand. Vorbereitungen zur Hochzeit und Feier derselben. Ein Hochzeitsgebrauch. Ein Tischgespräch. Was für einen geringen Anfang seines Ehestandes Sastrow genommen. Seine anfängliche Berufslosigkeit und Verdienstlosigkeit. Sastrow wird vom kaiserlichen Kammergerichte als Notar angestellt. Zuvor besucht er die Vorlesungen der Universität und studirt fleißig. Geburt eines Sohnes und einer Tochter. Sastrow reist in Angelegenheiten eines Herrn von Maltzan nach Speier. Wie Herr von Maltzan sich weigert, Sastrows Reise zu vergüten und von diesem durch List dazu gezwungen wird. Erzählung eines Unfalls. . . . . S. 311

Neunundzwanzigstes Kapitel. Wie Sastrow zur Procuratur gerathen. Schilderung seines Wirkungskreises. Einzelne Züge zur Charakteristik der Zeit. Originelle Persönlichkeiten unter Sastrows Clienten. Sein Amt ist zwar mühsam, bringt ihm aber auch tüchtig was ein. Wie ihm die Stadtschreiberei zum Greifswalde versprochen wird. Sastrow wird von dem Greifswaldischen Rathe nach Stralsund geschickt. Sein festes Auftreten gegen den Bürgermeister Lorbeer. S. 324

Dreißigstes Kapitel. Sastrow faßt den Entschluß, sich bleibend in Greifswalde niederzulassen. Vom Kauf und Ausbau seines Hauses. Wie er im Gefolge des Herzogs mit nach Rügen zieht. Langweilige Verhandlungen und fürstliche Kurzweil. Die Stralsunder bieten Sastrow das Amt eines Stadtschreibers an. Wie er dasselbe nach anfänglicher Unschlüssigkeit annimmt und sich von Greifswalde los macht. . . . . S. 336

Einunddreißigstes Kapitel. Stralsund in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sastrows Uebersiedelung nach dem Sunde. Verkauf seines Hauses in Greifswalde. Zustand des Sundischen Stadtregiments. Sturz und Tod des Bürgermeisters Lorbeer. Opposition seiner Söhne. Trauriges Ende des Bürgermeisters Steven. Neue Bürgermeisterwahlen. Stralsunds kirchliche und sociale Zustände. Franz Wessels gottseliges Leben und Sterben. . . . . S. 345

Zweiunddreißigstes Kapitel. Sastrows Contersey. Sein Auftreten in Stralsund. Er wird Rathsherr und folgends Bürgermeister. Seine Beziehungen zur Schule und zur Wissenschaft. Seine öffentlichen Geschäfte und politischen Missionen. Kriegerische Unruhen. Sastrows Theilnahme an den Friedensverhandlungen.

Rubrikenbuch und Kornhaus. Sastrows Besoldung. Seine Lebensweise und seine Vermögensverhältnisse. . . . . S. 360

Dreiunddreißigstes Kapitel. Sastrows Verhältnis zu Jürgen Smiterlow und Dr. Gentzkow. Sein Streit mit Nikolaus Sasse. Sastrows Schutzschrift und Sassens Erwiederung. Sastrows Verhältnis zum Hofe. Politischer Umschwung in Stralsund. Sastrows Unzufriedenheit und Unthätigkeit. . . . . S. 374

Vierunddreißigstes Kapitel. Sastrows Umgebung. Familienereignisse und Sterbefälle. Tod seines Sohnes Johannes und seiner ersten Hausfrau Cathrine Frobösen. Geschichte seiner Wiederverheiratung mit seiner Magd Anna Hasenеiers. Sastrows Vertrag mit seinen Schwiegersöhnen. Zerwürfnis und Aussöhnung. Etwas vom Superintendenten Schlüßelburg. . . . . S. 387

Fünfunddreißigstes Kapitel. Sastrows schriftstellerische Thätigkeit. Sein Ende. Gesamturtheil. Ein poetisches Ehrendenkmal. . . . . S. 401

Erstes Kapitel.

Von Sastrows Herkunft und Abstammung. Wie unrühmlich, ja mörderisch gottlose Leute, die gleichwol vom Adel sein wollten, an seinem Großvater gehandelt und ihn jämmerlich vom Leben zum Tode gebracht haben, und wie sie Willens gewesen, auch seinen Vater als siebenjähriges Kind zu erwürgen. Wo und wie sein Vater erzogen. Von seiner Eltern ehelichem Beilager und ihren acht Kindern. Sastrows frühste Jugendjahre, seine Erziehung im elterlichen Hause und sein erster Schulunterricht in seiner Vaterstadt Greifswalde.

„Wer die Geschichte meines Lebens liest, der wird daraus zum Ueber-„fluß ersehen, wie der böse Menschenfeind bald nach meiner Geburt, im An-„fange meines Lebens und so fort bis zum Ende, den ganzen Lauf meines „Lebens hindurch, auf gnädige Zulaßung meines frommen Gottes, mich in „allerlei Gefahr Leibes und der Seele gebracht, mich an meinem Leibe mit „Brand, Henken, Ertränken, Ermorden und grausamen wilden Thieren, an der „Seele mit böser Gesellschaft und falschen Brüdern bedroht, mich auch in äu-„ßerste Armut, Hunger und Durst gebracht hat. Ja, wenn das eine Kreuz, „Gefahr, Verfolgung und Unglück aufgehört und vorübergegangen, so hat das „andere sofort vor der Thür gestanden und sich dermaßen an mir versucht, „daß mannigmal keine menschliche Hülfe, viel weniger Errettung vorhanden „noch zu hoffen gewesen. Dagegen wird auch der Leser vielfältig sehen, wie „wunderbarlich aus allem Kreuz, Unglück, Gefahr und Widerwärtigkeit, darin „menschliche Hülfe vergebens gewesen, der wahrhaftige Gott mich oft überna-„türlicher Weise errettet, durch seine heiligen Engel beschützt und hindurchge-„führt hat, und wie ich vermittelst solches mir von Gott verordneten Kreuzes, „vor die Augen gestellter Gefahr und über den Hals gekommenen Unglücks „zu Würden, Ehren, ziemlichem Vermögen und Wolstande befördert und ge-„bracht bin. Der Großfürst Michael und der alte Drache haben meinethalben „stets zu streiten gehabt und werden zu streiten haben, so lange ich in dieser „sterblichen Hütte bleiben werde. Michael aber hat stets das Feld behalten „und wird es wol behalten in Ewigkeit."

Mit diesen Worten blickte Bartholomäus Sastrow auf sein vielbewegtes Leben zurück, als er im hohen Greisenalter sich anschickte, die merkwürdigen Ereignisse und Erfahrungen desselben aufzuzeichnen. Zwar hat er

den von ihm selbst verfaßten Lebenslauf zunächst nur für seine Kinder bestimmt. Doch sind wir der Ueberzeugung, daß die Schicksale eines Mannes wie Sastrow auch für die späte Nachwelt von eben so großem, wo nicht von größerem Interesse sein werden, als für diejenigen, welche ihm zunächst standen, und indem wir uns anschicken, seine Lebensgeschichte auf den folgenden Blättern nach seinen eignen Aufzeichnungen und zum Theil mit seinen eignen Worten für Jung und Alt wiederzuerzählen, geben wir uns der Hoffnung hin, daß kein Leser dieselben ganz unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Schon der Großvater unsers Helden scheint an Sinn und Charakter kein gewöhnlicher Mann gewesen zu sein, wiewohl er der Geburt nach nur von niedrigem Stande war. Er hieß Hans Sastrow und wohnte zu Ranzin im Kruge, der am Kirchhofe nach Anclam wärts lag. Sein Lehnsherr war Hans von Owstine, zu Quilow gesessen. Obgleich Hans Sastrow also nur ein bäuerlicher Wirt und der Unterthänige eines adligen Geschlechtes war, so übertraf er doch andre Bewohner seines Dorfes durch Vermögen, Gestalt, Stärke und Verstand. Nun wohnte zu Ranzin eine adlige Familie Namens Horn, welche den angesehenen und vom Glücke bevorzugten Wirt beneidete und ihm Schimpf, Spott, Schaden und Nachtheil zuzufügen, ja sogar ihn an Gesundheit und Leben zu gefährden äußerstes Könnens beflißen war. Da aber die Mitglieder dieser feindlich gesinnten Familie es nicht wagten, den von ihnen beneideten und zugleich gefürchteten Mann selbst anzugreifen, so richteten sie ihren Vogt dazu ab. Denn obwol der Hornen vier in Ranzin wohnten, so waren doch ihre Ackerhufen, Einkommen und Vermögen so gering, daß sie sich alle vier mit einem Pflugvogte behelfen mußten. Diesen ihren Dienstmann gebrauchten sie also zum Werkzeuge ihres Neides und Hasses. Sie beredeten ihn nämlich, in den Krug zu gehn, zu zechen, Zank und Unwillen mit dem Wirte anzufangen und denselben mit Schlägen bis an den Tod übel zuzurichten. Aber was geschieht? Da der tapfre Wirt merkte, was der Vogt im Sinne hatte, so kam er ihm zuvor und fertigte ihn dermaßen ab, daß er kaum auf den Vieren nach Haus kriechen konnte.

Durch diesen Handel wurde die Familie Horn nur noch mehr gereizt. Ihre Feindseligkeit nahm täglich zu, und Hans Sastrow mußte des Aergsten gewärtig sein. Um sich und die Seinen aus aller Gefahr zu bringen, beschloß er endlich, Ranzin ganz zu verlaßen. Im Jahre 1487 setzte er sich daher mit seinem Junker, dem alten Hans von Owstine, der Lehnspflicht wegen auseinander. Dann siedelte er nach Greifswalde über, wo er bereits das Bürgerrecht gewonnen und das Eckhaus in der Fleischergasse gekauft hatte. Hier wurde ihm ein Jahr später ein Sohn geboren, Nikolaus Sastrow, der Vater unseres Bartholomäus.

So war Hans Sastrow seinen Neidern und Feinden zwar aus dem

Wege gegangen, hatte sie aber damit nicht versöhnt. Ihr Haß verfolgte ihn auch nach seinem neuen Wohnorte, und jener Wirtshaushandel sollte für ihn noch sehr schlimme, ja tödtliche Folgen haben. Die Hornen waren ein rohes und gewaltthätiges Geschlecht. Voll geheimen Ingrimms gegen den verhaßten Wirt, der sich ihren Feindseligkeiten entzogen hatte, verhielten sie sich zwar für den Augenblick ruhig, warteten aber nur auf eine passende Gelegenheit, um ihre rachgierigen Pläne zur Ausführung zu bringen. Endlich nach jahrelangem Warten sahen sie sich in den Stand gesetzt, ihrer Rachlust eine späte, aber desto gründlichere Befriedigung zu gewähren. Es war im Jahre 1494, als zu Gribow Kindelbier war. Auch Hans Sastrow wurde als nächster Verwandter dazu eingeladen. Er nahm daher seinen Sohn Nikolaus bei der Hand und machte sich mit dem sechsjährigen Knaben zu Fuß auf den Weg nach Gribow, das von Greifswalde nur eines geringen Kirchwegs weit entfernt ist. Da nun in Gribow auch ein Mitglied der zahlreichen Familie Horn wohnte, so kamen auch die Ranzinschen Hornen an eben jenem Tage dorthin geritten, als wollten sie ihren Vetter besuchen. In Wirklichkeit aber gedachten sie das ins Werk zu richten, was sie schon so viele Jahre her im Herzen getragen hatten. Damit sie nun zur Ausführung ihres Vorhabens den bequemsten Zeitpunkt ersehen möchten, so begaben sie sich mit einander ins Kindelbier und setzten sich hier an den Tisch, an welchem auch Hans Sastrow saß. Denn trotz ihres hochmüthigen und hochfahrenden Wesens waren sie doch so „othmodig" (demüthig), daß sie die Kost und Gesellschaft der Bauern nicht verschmähten. Auf den Nachmittag, als sie sich voll gesoffen hatten, standen sie sämtlich auf, giengen in den Stall und verabredeten sich, sie wollten, sobald Sastrow aufbreche, eilig auf ihre Pferde fallen und davon reiten, um dann, wieder umkehrend, dem einsamen Wandrer zu begegnen und ihn samt seinem Söhnlein zu töten. Während die rachgierigen Helden diesen feigen Mordplan besprachen, vermeinten sie allein zu sein. Es stand aber ein Verwandter Sastrows auch im Stalle, in einer Ecke verborgen, und hörte alles mit an, was die Mörder verabredeten. Der kam zu Sastrow, hinterbrachte ihm, was er erlauscht hatte, und rieth ihm, auf der Stelle aufzubrechen, damit er noch bei Tage die Stadt erreiche. Sastrow folgte dem Rathe. Er stand sogleich auf, nahm sein Söhnlein bei der Hand und machte sich auf den Heimweg. Als er aber in das Holz gekommen, das mit Ruschbusch und Stubben bewachsen auf halbem Wege zwischen Gribow und Ranzin im Moore liegt, haben die mörderischen Bösewichter ihm den Weg verlegt. Sie sind mit ihren Pferden auf ihn zugejagt, haben ihn zu Boden geritten, „zerpfeddet" (zertreten), zerhauen und dermaßen zugerichtet, daß sie nicht anders meinten, als daß er tot wäre. Aber damit noch nicht zufrieden, schleppten sie den unglücklichen Mann an einen großen Stein, der vorn im Moore lag, hie-

ben ihm hier die rechte Hand ab und ließen ihn dann für tot liegen. Der kleine Nikolaus war mittlerweile ins Moor gekrochen und hatte sich auf einem Bulte im Gesträuche versteckt. So entrann er dem Tode, weil die Mörder mit den Pferden nicht zu ihm kommen und, da die Finsternis hereinbrach, ihn nicht finden konnten. Die Bauern, welche bei dem plötzlichen Aufbruch der Hornen nichts gutes ahnten, waren diesen bald nachgeritten. Als sie das Holz erreichten, fanden sie Hans Sastrow in seinem Blute schwimmend. Sofort lief einer von ihnen nach Ranzin und holte ein Fuhrwerk. Man legte den Verwundeten hinauf und führte ihn in das nahe Dorf. Die Mörder hatten ihn aber so übel zugerichtet, daß kein Leben an ihm mehr zu spüren war. Als man nach Ranzin kam, athmete er noch einmal auf; dann verschied er.

Der kleine Nikolaus, den die Bauern aus dem Moore geholt hatten, wurde nach Greifswalde zu seinen Verwandten gebracht. Diese nahmen sich seiner liebevoll an. Sie verkauften das Haus an der Fleischergasse, machten alles andre, was sein Vater besessen hatte, zu Gelde und brachten für den unmündigen Knaben die für jene Zeit nicht unbedeutende Summe von 2000 Gulden zusammen. Ihn selbst aber, den kleinen Nikolaus, hielten sie zum Besten, ließen ihm Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen geben und schickten ihn später gen Antorf und dann gen Amsterdam, wo er sich mehre Jahre aufhielt, um von der Kaufmannschaft etwas zu fassen. Als Nikolaus herangewachsen war und in die Heimat zurückgekehrt das Seine selbst unter die Hand bekam, kaufte er in seiner Vaterstadt Greifswalde zwei Häuser und zwei Buden*), an der Ecke der langen Straße und der Hundstraße gelegen. Die beiden Häuser ließ er mit großer Arbeit und Unkosten ausbauen und das eine zum Wohnhause, das andre zum Brauhause einrichten. Aus der einen Bude wurde ein Thorweg gemacht. Dann fieng er an Handel zu treiben. Nachdem der junge Kaufherr in dieser Weise ein Haus gegründet hatte, that er sich auch nach einer Hausfrau um. Da sich alles bei ihm zur Nahrung wol anließ, so konnte er unter den Töchtern seiner Vaterstadt frei wählen und brauchte von keiner zu fürchten, daß sie ihn abweisen werde. Er bewarb sich um Anna Smiterlow, eine Tochter des bereits verstorbenen Bartholomäus Smiterlow, welche ihm auch von ihren Vormündern und nächsten Verwandten ehelich zugesprochen wurde. Der Oheim seiner Braut war

---

*) Buden, lateinisch bodae, waren kleinere Häuser, die von Handwerkern und Beamten, überhaupt von solchen Personen, die kein Handelsgewerbe trieben, bewohnt wurden. Den Buden, welche meistens Miethwohnungen waren, standen die Erben, lat. hereditates, gegenüber, worunter die Kaufmannshäuser zu verstehen sind, deren Einrichtung vorzugsweise auf den Handel berechnet war.

der berühmte Bürgermeister von Stralsund, Nikolaus Smiterlow. Zwei Brüder, die sie gehabt hatte, waren bald nach dem Tode des Vaters jung gestorben. Ihre Mutter hatte sich wieder verheirathet. Der zweite Mann derselben hieß Carsten Schwarz, dem sie vier Söhne und eine Tochter gebar, Andreas, Carsten, Peter, Matthias und Barbara.

Nikolaus Sastrow hatte eine glückliche Wahl getroffen. Seine Braut war nicht nur jung und schön, klein und zart von Gliedern, sondern auch freundlich, kurzweilig, reinlich, häuslich, ohne Hoffahrt und bis an ihr letztes Stündlein gottesfürchtig und andächtig. Es war am Sonntage nach St. Catharina im Jahre 1514, als Nikolaus Sastrow, noch nicht volle 25 Jahre alt, seine junge Braut heimführte. Ihre Ehe wurde mit acht Kindern, drei Söhnen und fünf Töchtern gesegnet, von denen die fünf ältesten in Greifswalde, die drei jüngsten in Stralsund geboren wurden. Der Uebersichtlichkeit halber mögen hier gleich alle acht Kinder dem Alter nach aufgezählt werden. Das älteste war ein Sohn, der Freitags den 16. September 1515 des Morgens früh zwischen sechs und sieben Uhr geboren und nach seinem Großvater väterlicherseits Johannes genannt wurde. Auf ihn folgte eine Tochter, Anna geheißen, welche im Jahre 1517 in vigilia nativitatis Mariae (am Vorabend von Marien Geburtstag) zur Welt kam. Dann folgte wieder ein Sohn, der Held unsrer Geschichte, welcher am 21. August 1520 Morgens sechs Uhr das Licht der Welt erblickte. Er wurde von der oben erwähnten Barbara Schwarz, seiner Stieftante, aus der Taufe gehoben und erhielt dabei nach seinem Großvater mütterlicherseits den Namen Bartholomäus. Im Jahre 1523 wurde eine zweite Tochter, Catharina, und im Jahre 1527 eine dritte, Magdalene geboren. Dann kam wieder ein Sohn, Carsten, dessen Geburt ins Jahr 1529 fiel. In den Jahren 1532 und 1534 folgten noch zwei Töchter, Barbara und Gertrud.

So war Bartholomäus Sastrow also das dritte von acht Kindern. Die meisten seiner Geschwister starben ziemlich jung. Nur Anna und Carsten erreichten ein höheres Alter. Bartholomäus sollte alle überleben, wie er denn auch alle an Berühmtheit bei der Mit- und Nachwelt übertreffen sollte.

Sastrows Eltern erzogen ihre Kinder sehr gut. Der Vater war ein tüchtiger, redlicher Mann, von festem Willen und sehr ausgeprägtem Charakter. Die Mutter zeichnete sich durch Milde und Freundlichkeit aus. So ergänzten sich beide aufs trefflichste, und wenn der Vater, der eine sehr strenge Zucht handhabte, im Zürnen und Strafen nicht immer das rechte Maß hielt, so wußte die Mutter, die mit ihrem liebevollen Wesen große Klugheit verband, schlimmere Folgen seiner Heftigkeit auf eben so schonende, als wirksame Weise abzuwenden. Hatte eins der Kinder etwas verbrochen und dadurch die züchti-

gende Hand des Vaters über sich gebracht, so sprang die Mutter überaus glimpflich und holdselig herzu, sagte: „Stäupt das! der verzweifelte Bube hat es wol verdient!“ und inzwischen fiel sie dem Vater in den Arm, begriff die Hand, darin er die Ruthe hielt, und verhütete dadurch, daß er nicht zu hart zuschmeißen konnte. Aber wenn Frau Anna auch allem vorzubeugen suchte, was die Kinder einschüchtern oder erbittern oder ihnen gar an ihrer Gesundheit schaden konnte, so war sie doch fern von jener Affenliebe, welche viele Eltern so verblendet, daß sie ihre Kinder durch übergroße Nachsicht und Zärtlichkeit zu Grunde richten und sich selbst eitel Kummer und Herzeleid bereiten, oder, um mit Sastrow zu reden, „sich Volen auferziehen, welche ihnen selbst vor die Schienen schlagen.“ Trotz aller Lindigkeit wußte auch die Mutter zur rechten Zeit die Strenge und den Ernst walten zu laßen. Namentlich hielt sie ihre Töchter von Jugend auf zur Arbeitsamkeit an und kannte gegen Faulheit und Trägheit keine Nachsicht. Wie streng sie darauf hielt, daß auch die kleinen Mädchen das ihnen zugewiesene Tagewerk unweigerlich vollendeten, sehen wir aus einer Geschichte, die uns Sastrow von seiner jüngsten Schwester Gertrud erzählt. Als diese noch nicht fünf Jahr alt war, saß sie eines Tages beim Rocken und spann. In ihrer Gegenwart erzählte der älteste Bruder Johannes, der kurz vorher von der Universität Wittenberg heimgekehrt war, daß kaiserliche Majestät einen Reichstag ausgeschrieben hätte, auf welchem Kaiser und König, Churfürsten, Herzöge, Grafen und andre große Herrn zusammenkämen. Gefragt, was sie da machten, antwortete er: „Sie verordnen und beschließen, wie es in der Welt zugesehn und gemacht werden soll.“ Da nun die kleine Spinnerin, der bei ihrer einförmigen Arbeit zuweilen Zeit und Weile lang werden mochte und die sich gewiß viel lieber im Freien getummelt hätte, als daß sie in enger Kemnate die Spindel drehen mußte — denn die Spinnräder waren damals noch nicht im Gebrauch — da also die kleine vielgeplagte und durch der Mutter Strenge an den Rocken gefesselte Spinnerin des Bruders Antwort vernahm, seufzte sie tief und sprach wehmüthig vor sich hin: „Ach, du lieber Gott, möchten sie dann doch auch ernstlich verordnen, daß solche kleine Mädchen, wie ich, nicht spinnen dürfen!“ Dieser kleine, aber bedeutungsvolle Zug zeigt uns, daß die Kinderzucht im Sastrowschen Hause mit nichten darniederlag. Die Mutter handhabte sie mit Ernst und Liebe und war eben so sehr für das geistige, als leibliche Wol ihrer Kinder besorgt. Daß sie als eine „gottesfürchtige und andächtige“ Frau ihren Kindern auch einen christlichen und kirchlichen Sinn einzupflanzen suchte, dürften wir selbst dann voraussetzen, wenn uns keine Spuren eines dahin gerichteten Strebens aufbehalten wären. Doch erzählt uns Sastrow wenigstens einen Zug aus seiner eignen frühen Kindheit, der den Beweis liefert, daß seine Mutter nicht nur selbst eine sehr kirchliche Frau war, sondern auch ihre Kinder frühzeitig dem

Gotteshause zuführte. Meine Mutter, so schreibt er, gieng gemeiniglich halb nach Mittage (12½ Uhr), sonderlich in der Fastenzeit, in die Kirche vor alle drei Altäre und betete vor jedem, wie im Pabstthum gebräuchlich ist, ein Paternoster und ein Ave Maria. Das „Barthelmeweselein" (Barthelmäuselein) mußte stets mitgehn. Als nun die Mutter eines Tages wieder zur Kirche gieng, setzte das „Barthelmeweselein" sich am ersten Altare bei der Mutter nieder und legte ein Rauchwerk hin (d. h. er befriedigte ein sehr kindliches Bedürfnis). Da die Mutter, welche es an diesem Tage besonders eilig haben mochte, ihrem kleinen Begleiter zu zeitig aufstand, so folgte er ihr zum andern Altare und that da ingleichen. Was er noch übrig behielt, brachte er vor den dritten Altar. Erst jetzt bemerkte die Mutter, als sie vom Gebete aufstand, wie das „Barthelmeweselein" vor allen drei Altären so trefflich geweihräuchert hatte. Erschrocken und doch lächelnd über die Unart ihres kleinen Lieblings eilte sie nach Hause und schickte die Magd mit dem Besen in die Kirche. Die mußte die Spuren des Weihrauchs zur Thür des Heiligthums hinausfegen.

Von einer solchen Mutter gepflegt und erzogen, wuchs der kleine Bartholomäus heran. Er war ein muntrer Knabe, dessen Lebhaftigkeit und Dreistigkeit sich leicht zur Wildheit und Unbesonnenheit steigerte. Mehr als einmal brachte sich der verwegene Junge in große Lebensgefahr. Die treue Mutter schwebte daher nicht selten in Angst und Sorge, und daß ihre Besorgnisse nicht ungegründet waren, zeigt folgender Vorfall. Als Frau Sastrow eines Tags vor ihrer Thür stand, erblickte sie ihren Bartholomäus auf einmal oben an dem ihrem Hause gerade gegenüber stehenden Nicolai-Thurme. Er hatte, wie er öfter zu thun pflegte, den Thurm bestiegen, war oben zum Schalloche herausgeklettert und spazierte nun in der Höhe der Glocken rings um den Thurm herum.*) Man denke sich den Schrecken der guten Frau, als sie ihren Sohn

---

*) Von dem Thurm der Nikolaikirche zu Greifswalde sagt F. Kugler in seiner Pommerschen Kunstgeschichte Seite 92: „Vermuthlich gehört der Thurm, der sich über der Mitte der Westseite erhebt und dem Thurme der Jacobikirche von Stralsund in mehren Motiven ähnlich ist, der Zeit um den Schluß des 14. Jahrhunderts an. Bis zur Höhe des Mittelschiffes und diesem an Breite gleich steigt er in einfach viereckiger Masse empor. Dann springen über den Ecken kleine Rundthürmchen empor, deren rothe Steinmasse in gewissen Zwischenräumen von schwarzen Steinlagen durchzogen wird. Die Thürmchen stehen aber nicht frei, sondern sind durch kleine Zwischenbauten verbunden, die aus drei Geschoßen, über einander zurücktretend, bestehen. Das unterste dieser Zwischengeschoße hat eine Zinnen-artige Bekrönung; zugleich ist dieß, so wie das oberste Zwischengeschoß, durch Reihen kleiner Fensterblenden geschmückt, die aber nicht im Spitzbogen, sondern, charakteristisch für die Zeit, im Halbkreisbogen über-

in dieser gefahrvollen Lage erblickte. Sie war nicht wenig bekümmert, bis er unverletzt wieder herunterkam. Dann hat sie aber auch dem „Barthelmeweselein" gegeben, was er wol verdient hatte.

Ein ander Mal wäre die besorgte Mutter beinahe selbst die unschuldige Ursache seines Todes geworden. Als sie nämlich eines Tags beim Haublocke stand, um gedorrte Fische zuzuhauen — denn Frau Anna verstand das Arbeiten eben so gut als das Beten — fiel ihr ein Stück neben den Block auf die Erde. Um dasselbe wieder aufzuheben, wollte die rührige Hausfrau sich rasch nieder bücken. Aber o weh, sie hatte nicht bemerkt, daß ihr jüngstes Söhnlein, welches bei ihr stand, sich auch bereits nach dem Stücke gebückt hatte. Indem Bartholomäus nun mit dem Kopfe rasch wieder in die Höhe fuhr, rannte er mit der Stirn so heftig gegen die Ecke des Beils, daß er eine gefährliche Wunde davon trug. Die Verletzung hätte gar leicht tötlich werden können. Doch wandte Gott das Aeußerste gnädig ab, wiewol die Wunde so tief war, daß Bartholomäus das Warzeichen derselben lebenslänglich an sich trug.

Das sind einige von des Knaben äußerlichen Erlebnissen. Wir müßen nun auch nach seinem ersten Jugendunterrichte fragen. Sehr frühzeitig besuchte Bartholomäus die Schule seiner Vaterstadt und lernte daselbst nicht nur lesen, sondern auch decliniren und conjugiren, wobei der Donatus, ein damals allgemein gebräuchliches lateinisches Lehrbuch, zu Grunde gelegt wurde. Dann begannen seine Lehrer, ihn in den Torrentinus*) hineinzuführen. Da der junge Schüler eine helle und woltönende Stimme besaß und dreist genug war, von derselben Gebrauch zu machen, so wurde er schon frühzeitig beim öffentlichen Gottesdienste als Sänger verwendet. Am Palmsonntage mußte er zuerst das kleine, darnach das große Hic est und später auch das

---

wölbt sind. Ueberhaupt scheint dieser ganze Zwischenbau mit den Rundthürmchen, der sich so bedeutend von den kirchlichen Eigenthümlichkeiten entfernt und die Anlage von Bauwerken eines kriegerischen Zweckes nachahmt, schon an sich ein jüngeres Alter zu bezeichnen. Dann folgt der schlanke, achteckige Oberbau in zwei Geschoßen, die durch ein Rosettenfries geschieden werden und deren Fensterblenden mit sehr brillanten Rosetten von schwarz glasirtem Steine geschmückt sind. Den Schluß des Ganzen macht eine hohe, phantastisch geformte Kuppelspitze, die aus moderner Zeit herrührt, aber bei der eigenthümlichen Gestalt des Thurmes nicht eben zu seiner Verunzierung dient." Bei dieser anschaulichen Schilderung des Nikolaithurmes zu Greifswalde kann es nicht zweifelhaft sein, wo wir den Vorsprung zu suchen haben, an welchem das Barthelmäuselein einer Katze gleich herumkletterte.

*) Hermann Torrentinus aus Zwoll in Ober-Yssel schrieb eine lateinische Gramatik, welche im 15. und 16. Jahrhunderte viel gebraucht wurde.

Quantus singen. Das war dem Knaben eine große Ehre und seinen Eltern nicht die geringste Freude; denn man gebrauchte dazu aus den Schulen die wackersten Knaben, die sich vor der großen Menge der Geistlichen und Laien nicht entsetzten und die Gesänge, sonderlich das Quantus, mit heller Stimme herausbringen konnten.

Alles bisher Erzählte fällt vor das achte Jahr unseres Bartholomäus, der einer raschen und glücklichen Entwicklung entgegenzugehn schien. Doch wir müßen den fleißigen Schüler und tapferen Sänger hier auf einige Zeit verlaßen, um im nächsten Kapitel erst eine verhängnisvolle That seines Vaters kennen zu lernen, welche dem Geschicke des Thäters und seiner Kinder eine unerwartete Wendung gab, und dann in den folgenden Abschnitten einen Blick in die Zeitverhältnisse zu thun, welche nicht minder bedeutsam in die Geschichte unseres Helden eingriffen.

Zweites Kapitel.

Wie Kastrows Vater sich mit Jürgen Hartmann verunwilligt und ihn entleibt. Seine Flucht und Aussöhnung mit dem Landesfürsten wie mit dem Widerpart. Da er Greifswalde nicht wieder freibekommen kann, so bleibt er zum Sunde im Smiterlowschen Hause. Zusammenkunft der Kastrowschen Familie in der Pfarre zu Neuenkirchen, wobei Bartholomäus durch den Schlag eines Pferdes lebensgefährlich verwundet wird. Aufenthalt des Strahlsundischen Bürgermeisters Smiterlow im Kastrowschen Hause zu Greifswalde. Von Smiterlows Söhnen Bertram, Claus und Christian. Einfluß Smiterlows auf Kastrows geistige Entwickelung. Eine Anecdote.

Als die beiden jungen Eheleute, Kastrows Eltern, alles fertig gebaut und sich wol eingerichtet hatten, saßen sie in voller Nahrung, hatten ihr stattlich Multen- und Brauwerk, handelten mit Federn, Wolle, Honig, Butter und Korn und lebten recht im Ueberfluße. Der Scheffel Gerste und Roggen galt nur sieben Witten, der Hafer einen alten Schilling oder vierzehn Sundische Pfennige, die Tonne Bier einen Gulden. Das war eine goldene Zeit, in der es wol leicht gewesen sein mag, zu Besitz und Wolstand zu gelangen. Aber kaum war das Glück des jungen Ehepaars im Aufblühn begriffen, als ein drohendes Gewitter heraufzog, welches alle verheißungsvollen Keime mit einem Schlage zerschmettern sollte.

Im Jahre 1523 kaufte Jürgen Hartmann von Kastrows Vater ein Viertheil Butter, worüber die beiden Männer mit einander in Wortwechsel geriethen. Herr Nikolaus, der, wie wir schon gehört haben, von heftiger, leidenschaftlicher Gemüthsart war, mochte seinen Kunden etwas unsanft angefahren haben, und dieser mochte wieder die Worte nicht gespart haben, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Was die eigentliche Ursache des Haders war, wißen wir nicht. Genug daß sich die Gemüther der beiden Männer aneinander erhitzten und von Zorn und Eifer entbrannten. Jürgen Hartmann, der sich von Nikolaus Kastrow schwer beleidigt glaubte, verließ sofort dessen Haus und eilte zu seiner Schwiegermutter, um ihr sein Herz auszuschütten. Diese, eine geborne Glinken, die einen landesfürstlichen Rath, den Dr. Stojentin, zur Ehe hatte und dazu reich*) und von Natur sehr hoch-

*) In ihrem Testamente verordnete sie, daß von ihren zu Greifswalde in der Brüggstraße belegenen beiden Buden und von sechs Morgen ihr gehörigen

trabend war, zeigte sich über den kühnen Kaufmann nicht wenig aufgebracht. Um ihren Tochtermann zur Rache anzuspornen, gab sie ihm ein Beil in die Hand mit diesen Worten: „Sieh, da hastu ein Vierken, gehe auf den Markt und kauf dir ein Herz!“ Jürgen Hartmann, der außerdem noch mit einem Taßhaken (einem kurzen Seitengewehre) gerüstet war, stürzte mit der ihm von seiner Schwiegermutter aufgedrungenen Mordwaffe wieder fort. Unterwegs, oben in der Gasse, wo die Kleinschmiede wohnten, begegnete ihm sein Gegner, Nikolaus Sastrow, der eben nach der Wage gehen wollte, um sich einen Keßel Honig wiegen zu laßen. Den überfällt Hartmann, mit dem Taßhaken und dem Handbeile bewaffnet. Sastrow, der ohne alle Wehre ist und nicht einmal sein Brotmesser bei sich hat, entspringt in das Haus eines Kleinschmiedes und erwischt eine Fleischgabel. Als ihm die von den Schmiedeknechten genommen wird, reißt er einen Knebelspieß von der Wand, läuft damit zum Hause hinaus und frägt, wo der sei, der ihm sein Leib und Leben hätte nehmen wollen. Da stürzt Hartmann aus dem Hause des Nebenschmiedes hervor, in welchem er zu seinen beiden vorigen Waffen noch einen Hammer vom Amboß genommen hat. Mit demselben wirft er nach Sastrow, und obwol dieser den Wurf mit dem Spieße versetzt, so glippert ihm dennoch der Hammer längs dem Spieße vor die Brust und trift ihn so heftig, daß er etliche Tage Blut speien mußte. Hinter dem Hammer wirft Hartmann flugs das Handbeil her und trift seinen Gegner damit in die Schulter. Da er nun mit beiden Waffen, mit Hammer und Handbeil, nicht gefehlt hat, so vermeint er, der Angriff werde ihm weiter nicht misrathen, entblößt den Taßhaken und läuft damit auf Sastrow los. Als dieser sich in so wüthender Weise angegriffen sieht, nimt er seinen Spieß und stößt denselben seinem Feinde bis an den Knebel in den Leib. Hartmann stürzte auf der Stelle nieder, um nie wieder aufzustehn. Dieß ist der wahrhaftige Verlauf einer kläglichen Geschichte, welche mit Worten begann und mit Mord und Totschlag endete. Später sprengten Sastrows Gegner aus, daß Hartmann sich in des Schmiedes Stube hinter dem Ofen versteckt habe und hier wehrlos von seinem Verfolger erstochen

---

Ackerlandes jährlich 51 Mark zu wolthätigen Zwecken verwendet werden sollten. Vielleicht wollte sie durch diese milden Stiftungen ihre Jugendsünden wieder gut machen, auf welche Sastrow hindeutet, wenn er nach der obigen Schilderung ihrer Persönlichkeit hinzusetzt: „Mehr Umstände, so ich gleichwol meinen Kindern mündlich berichtet, muß ich um andrer Leute willen allhier zu erzählen unterlaßen.“ Frau Stojentin starb im hohen Greisenalter. Im Jahre 1548 war sie noch am Leben. Ihr Mann, Dr. Valentin von Stojentin, ein Freund Bugenhagens und ein eifriger Beförderer der Reformation, war schon 1539 gestorben.

sei. „Aber das klingt nicht, nugae sunt, fabulae sunt," sagt unser Bartholomäus, der Sohn des Beschuldigten, d. h. es sind Lügen und Erdichtungen, was die Gegner erzählen. Herr Nikolaus war nach seines Sohnes Versicherung von Hartmann angefallen und hatte nur zur Notwehr gegriffen. Das minderte allerdings seine Schuld nicht wenig. Andrerseits hatte er aber auch seinen Gegner durch herausfordernde Worte gereizt, wie denn auch der erste Grund zu dem ganzen blutigen Streite durch Sastrows scharfe Zunge gelegt worden zu sein scheint. Dazu kam, daß die Ausrede der Notwehr nach den damaligen Gesetzen gänzlich unstatthaft war. Ein Totschläger, der auf der That ergriffen wurde, litt die Strafe des Schwertes, ohne daß ihm der Beweis der Notwehr zu gute kam. War er aber für den Augenblick entwischt, so verwies man ihn nur aus der Stadt, und wenn er sich dann mit der Obrigkeit und den nächsten Verwandten des Entleibten vertragen und Sühnegeld gezahlt hatte, so konnte er, selbst in dem Falle, daß er eines überlegten Mordes schuldig war, Geleit bekommen und straflos zurückkehren. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Sastrow nach vollbrachter That sofort auf Flucht sann. Um den Häschern nicht in die Hände zu fallen, flüchtete er straks nach dem Kloster der schwarzen Mönche, mit denen er wol bekannt war. Diese führten ihn in die Kirche und versteckten ihn oben unter dem Gewölbe in einem „Steinspindt."*) Bald darauf kam Dr. Stojentin ins Kloster, durchsuchte mit Hülfe seiner Diener alle Winkel und kam auch in die Kirche. Sastrow meinte, die Verfolger sähen ihn, und wollte sie schon ansprechen und bitten, ihn in seiner Unschuld zu verschonen, da er die blutige That nur aus Notwehr vollbracht habe. Aber der barmherzige Gott gab, daß er schwieg, und da seinen Verfolgern die Augen gehalten wurden, daß sie ihn nicht sehen konnten, so entrann er glücklich. In der Nacht brachten ihn nämlich die Mönche über die Mauer, und so entkam er längs dem Steinbecker Damme nach dem Dorfe Neuenkirchen. Dahin hatte nun der Stiefvater seiner Frau, Carsten Schwarz, einen Bauerwagen bestellt, der mußte ein Fuder Gerste nach dem Sunde fahren und in einem Futtersacke versteckt auch Herrn Nikolaus Sastrow mitnehmen. In der Nacht gerieth Dr. Stojentin an den Fuhrmann und fragte ihn, wo er hin wollte? Antwort: „Nach dem Sunde." Darauf jener auf den Sack stoßend: „Was hast du da geladen?" Der Bauer: „Gerste und meinen Futtersack." Nun fragte Dr. Stojentin den Bauer, ob er nicht jemand hätte reiten oder laufen sehen. „Ja", versicherte jener, „es ritt einer gar eilends den Weg nach Horst;**) mich deuchte, es

---

*) Spindt oder Spint ist so viel als Schrein oder Schrank.

**) Ein Kirchdorf, das eine Meile weit von Greifswalde liegt.

wäre Sastrow von Greifswalde; verwunderte mich, daß er in der Nacht so eilends mit dem Pferde jagte." Also hat Dr. Stojentin den Bauer verlaßen und ist den Horster Weg geritten. Herr Nikolaus Sastrow aber ist wolbehalten zum Sunde angekommen und hat daselbst von dem Rathe Geleit erlangt.

So war der Flüchtling der ersten drohenden Gefahr glücklich entronnen. Weil aber der entleibte Jürgen Hartmann unter fürstlichem Schutze stand — was Dr. Stojentin, der ihm das Geleit des Landesherrn zu Wege gebracht hatte, stark hervorhob, um Sastrows That desto strafwürdiger erscheinen zu laßen — so hielt sich dieser in Stralsund nicht sicher. Da Hartmanns Verwandte reich, stolz und angesehen waren, so mußte er befürchten, daß sie ihn trotz des vom Sundischen Rathe erlangten Geleites in ihre Gewalt bringen würden. Er verließ daher Stralsund und entwich nach Dänemark. Später kehrte er nach Deutschland zurück und hielt sich in Lübeck und dann in Hamburg auf. Unstätt und flüchtig mußte er umherirren und seine Heimat, Haus, Weib und Kinder so lange meiden, bis er endlich um eine ansehnliche Summe Geldes, die er baar erlegen mußte, mit dem Landesfürsten vertragen wurde. Darauf wandte sein Schwiegervater, Herr Carsten Schwarz, viel Fleiß und Arbeit an, um ihn auch mit seinem Gegenpart auszusöhnen. Nach vielfältigem Anhalten gelang es ihm endlich, die beleidigten Gegner durch Entrichtung eines Blutgeldes von 1000 Mark zufrieden zu stellen. Der Augenschein zeigte aber, daß dem Sohne des Entleibten, Brandt Hartmann, aus diesem Blutgelde kein Segen erwuchs; denn er erlebte an Leib, Gut, Nahrung, Weib und Kindern nichts als Unheil und Unglück.

Nachdem diese Verträge zu Stande gekommen waren, durfte der flüchtige Familienvater zwar nach Pommern zurückkehren; aber seine Vaterstadt Greifswalde konnte er dennoch nicht wieder frei bekommen. Weil er aber ein großes Verlangen hatte, die Seinen wiederzusehn, so beschied ihn sein Schwiegervater in das benachbarte Dorf Neuenkirchen, wo man sich in der Wedeme*) eine Zusammenkunft geben wollte. Frau Anna brachte ihre vier kleinen Kinder mit. Ihr Stiefvater, Herr Carsten Schwarz, kam mit seinem jüngsten Sohne Matthias. So sah Herr Nikolaus Sastrow seinen sehnsüchtigen Wunsch erfüllt: nach langer sorgenvoller Zeit stand er zum ersten Male wieder im Kreise der Seinen. Aber die Freude des Wiedersehens sollte durch einen Vorfall getrübt werden, der unserm Bartholomäus fast

*) Wedeme, so viel als Wydom, hochdeutsch Weithum, ist plattdeutsche Benennung des Pfarrhauses.

das Leben gekostet hätte. Es war im Herbste, zu der Zeit, wo die Birnen zeitig werden. Herrn Carstens Pferde, zwei wolgenärte, muthige Klepper von apfelgrauer Farbe, standen unter einem Birnbaume, der voll reifer Früchte hieng. Das war natürlich für die herbeigekommenen Kinder keine geringe Freude. Sie warfen die Birnen vom Baume und aßen nach Herzenslust. Als sie satt waren, warfen sie sich einander mit den Birnen. Eine derselben, welche unserm Bartholomäus aus der Hand flog, fiel dem einen Klepper gerade zwischen die Hinterbeine. Der verwegene Junge, welcher die große, schöne Birne gern wieder haben will, läuft ihr ungescheut nach, dem Klepper zwischen die Schenkel. Der schlägt hintenaus, trifft den unvorsichtigen Knaben dicht neben der Dünnige (Schläfe) und verwundet ihn gefährlich. Darüber erschraken alle, nicht sowol wegen der Wunde, als wegen der Stelle, an der sie saß. Man ließ daher sofort anspannen, um den Blessirten in Begleitung der übrigen Kinder nach der Stadt zum Arzte fahren zu lassen.

Da Nikolaus Sastrow sich in Greifswalde nicht wieder blicken laßen durfte, so zog er sich nach dem Sunde zurück und fand hier in dem Smiterlowschen Hause eine freundliche Aufnahme. Es läßt sich leicht ermeßen, daß seiner Frau die lange Trennung recht schwer wurde. Sie war oft mit schwermüthigen, traurigen Gedanken beladen, daß sie in ihrer Jugend mit vier kleinen unerzogenen Kindern allein haushalten mußte. Indessen hatte sie eine Stütze an ihrem Oheim, dem Bürgermeister Nikolaus Smiterlow, welcher um diese Zeit aus Stralsund vertrieben sich drei Jahr in Greifswalde aufhielt und hier bei seiner Nichte, Frau Sastrow, wohnte, während deren Mann, Herr Nikolaus, zu Stralsund im Smiterlowschen Hause Herberge fand. Da nun die beiden Männer in der Verbannung lebten, so sind ihre Frauen in allerlei Sommer- und Winterwetter, bei Hagel, Schnee, Frost und Regen, ab- und zugezogen, indem Frau Smiterlow, eine geborne Gesa von Lübeck, nach dem Greifswalde, und Frau Sastrow nach dem Sunde kam, um ihren Mann zu besuchen, was natürlich nicht ohne viel Unbequemlichkeit, Unkost und Versäumnis ihres Hauswesens geschehn konnte.

Uebrigens waren es mehrfache Bande, welche Herrn Nikolaus Smiterlow an Greifswalde knüpften. Sein eigner Sohn Bertram war daselbst seit Jahren mit jener Barbara Schwarz verheirathet, welche unsern Bartholomäus aus der Taufe gehoben hatte. Das junge Ehepaar wohnte in der „Bueckstraße" (Brückstraße?): in demselben Hause, worin Sastrows Großvater, Bartholomäus Smiterlow, gewohnt hatte. Herr Bertram Smiterlow war bereits Rathsherr zu Greifswalde, als sein Vater dort eine Zufluchtsstätte suchte, und konnte diesem schon einen kräftigen Enkel entgegenbringen. Begleitet wurde Herr Nikolaus Smiterlow, als er ins Exil

gieng, von einem zweiten Sohne.*) Der junge Claus, das war sein Name, war ein tapferer Held, ansehnlich von Person und herrischen Gemüths, hatte ziemlich studirt und schrieb eine so schöne reinliche Hand, wie sie nur selten gefunden wird. Voll Kraft und Jugendlust wollte er schlechterdings in die Welt; denn Greifswald, ja das ganze Pommerland war ihm viel zu eng. Da er nun erfuhr, daß Kaiser Karl Kriegsleute in Italien hätte, hielt er bei seinem Vater so lange an, bis dieser ihn beritten und mit nothdürftigem Zehrgelde versehen ziehen ließ. Auch ist er glücklich beim kaiserlichen Heere angekommen und hat 1527 die Stadt Rom stürmen, einnehmen und plündern helfen und große Beute gemacht. Doch wurde er bald darauf krank und ist zu Rom gestorben. Uebrigens hatte Herr Nikolaus Smiterlow noch mehre Söhne, als die beiden genannten. Zwei andre, Georg und Hans, von denen später noch die Rede sein wird, blieben in Stralsund bei der Mutter. Ein fünfter Sohn, Namens Christian, gieng später Studirens halber nach Wittenberg. Er sollte eigentlich Kaufmann werden, wurde aber durch einen Unfall daran verhindert. Als Herr Nikolaus nämlich Anno 1523 mit dem Herzoge Bogislav X. nach Nürnberg zum Reichstage zog, nahm er seinen Liebling Christian mit sich. Dieser war ein lebendiger, reuterscher Knabe, der sich am liebsten auf seinem Rosse umhertummelte. Als er nun eines Tags seinem Klepper zu viel zumuthete, bäumte derselbe dermaßen, daß er rücklings überschlug. Christian kam zwar mit dem Leben davon, bekam aber von diesem Falle einen Höcker auf dem Rücken. In Folge dieses Schadens faßte der Vater den Entschluß, ihn nicht, wie er früher beabsichtigte, nach Lübeck in die Lehre zu geben, sondern ihn auf die Universität Wittenberg**) zu schicken.

Der Aufenthalt des berühmten Stralsundischen Bürgermeisters im Sastrowschen Hause zu Greifswalde konnte auf Bartholomäus, so jung derselbe auch noch war, unmöglich ohne Einfluß bleiben. Beide Häuser, das Smiterlowsche und Sastrowsche, waren schon vor der Verbannung der beiden Familienhäupter mit einander verschwägert. Durch die zuvor erwähnte Verbindung des Bertram Smiterlow mit Barbara Schwarz wurden die Bande der Verwandtschaft noch enger gezogen, „also, sagt Sastrow, daß Herr Bertrams Kinder und Kindeskinder mir beide, von Vater und Mutter wegen, gar nahe verwandt sind." Was war natürlicher, als daß die ganze Sastrowsche Familie und auch unser Bartholomäus an dem Geschicke des hoch-

*) Fälschlich giebt Sastrow an, daß auch Bertram erst mit seinem Vater nach Greifswald gezogen und dann dort geblieben sei.

**) Er wurde hier am 20. Mai 1531 inscribirt. Berckmann giebt ihm den Spottnamen „Puchribbe", wahrscheinlich wegen seiner pukligen Gestalt.

gestellten Onkels und Großonkels den innigsten Antheil nahm und in den politischen Streitigkeiten lebhaft für ihn Partei ergriff? Unser Bartholomäus würde gewiß auch dann von den Einflüßen des gefeierten Bürgermeisters nicht unberührt geblieben sein, wenn derselbe nie aus Stralsund verbannt worden wäre. Wie sehr mußte er sich erst getrieben fühlen, zu Smiterlows Fahne zu schwören, da er Zeuge von dessen politischem Märtyrerthume gewesen war? Gewiß schreibt sich die Verehrung, mit der unser Sastrow von Jugend auf an dem Stralsundischen Bürgermeister hinaufsah, der Eifer, mit dem er überall dessen Sache führte, und das Bestreben, in dessen Fußtapfen zu treten, mit von dem Aufenthalt Smiterlows im Sastrowschen Hause her. Als unser Bartholomäus 50 Jahre später selbst die höchsten Ehrenstellen in Stralsund bekleidete, blieb der Mann sein Ideal und Vorbild, der, als er dort vertrieben war, zu Greifswalde bei seiner Mutter Aufnahme und Herberge gefunden hatte. Wie aufmerksam schon der Knabe den gefeierten Mann beobachten mochte, geht aus folgender Anecdote hervor, welche in die Zeit seines Greifswalder Aufenthalts fällt. Der Bürgermeister Smiterlow, so berichtet uns Sastrow, hatte eine klare, tiefe Stimme und pflegte, wenn er die Gasse entlang gieng und jemand bei sich hatte, mit dem er sprach, so laut zu reden, daß man ihn 2 oder 3 Häuser weit hören konnte; denn er war gar offenherzig, Wort und Herz stimmten stets bei ihm überein. Dazu hatte er sich angewöhnt, daß er seine Reden allewege mit diesen Worten anfieng: „Ja, im Namen Jesu!" Diese Angewohnheit gab Veranlaßung zu folgendem Intermezzo. Einsmals nach dem Eßen gieng Smiterlow nach dem Stalle, seine Pferde zu besehen. Der Knecht, als er die Pferde beschickte (denn er gemeiniglich 3 Gäule auf dem Stalle hielt) schlug mit der Strohgabel das Pferd auf die Lenden und braucht eben seines Herrn Wort dazu: „Umb, im Namen Jesu!" Dem nimt er die Gabel aus der Hand und legt sie ihm zwischen die Schultern, daß er stürzte, und sagte: „Ich kann auch dervoins wol sagen: In aller Teufel Namen!"

Drittes Kapitel.

Stralsunder Zustände im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Reformbestrebungen. Roloff Mollers Umsturzpläne. Wahl eines Bürgerausschusses. Standhaftigkeit des Bürgermeisters Smiterlow. Von den ersten evangelischen Predigern zum Sunde. Herzog Bogislaus X. Unterredung mit Dr. Luther zu Wittenberg. Rückhalt der papistischen Partei von dessen Söhnen Georg und Barnim. Wie der Bürgermeister Smiterlow zu Stralsund als Vermittler zwischen der evangelisch gesinnten Bürgerschaft und dem papistischen Rathe auftritt, aber bei beiden Theilen kein Gehör findet.

Ehe wir den Faden unsrer Geschichte weiter spinnen, müßen wir erst mit wenigen Worten das nachholen, was uns Sastrow selbst über die politischen und kirchlichen Bewegungen berichtet, die den Bürgermeister Smiterlow aus Stralsund vertrieben hatten. Zum richtigen Verständnisse jener Bewegungen wird es aber nöthig sein, einige Bemerkungen über die damalige Lage der Dinge voranzuschicken.

Stralsund war schon im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts auf dem höchsten Gipfel seines Ansehns und seiner Macht angelangt. Als eins der bedeutendsten Mitglieder der Hanse hatte es an allen Vortheilen dieses mächtigen Städtebundes Theil genommen und sich dadurch rasch zu äußerm Glanze emporgeschwungen. Reichthum und Behäbigkeit war unter den betriebsamen Bürgern heimisch geworden. Aber mit dem Schluße des funfzehnten Jahrhunderts trat ein Wendepunkt ein, und die Zeit der höchsten Blüthe war vorüber. Der nordische Handel gewann eine andre Gestalt, frühere Nahrungsquellen versiegten, unglückliche Kriege trugen nicht wenig dazu bei, um dem Wohlstande der Stadt einen starken Stoß zu geben, und es entstand unter den Einwohnern ein allgemeines Misbehagen und eine tiefgehende Unzufriedenheit. Bei dieser veränderten Lage machten sich auch große Mängel im weltlichen wie im geistlichen Regimente fühlbar, welche in glücklicheren Zeiten entweder gar nicht, wenigstens nicht in dem jetzigen Maße, stattgefunden hatten, oder in dem Gefühle allgemeiner Befriedigung übersehen waren. Wie beinahe in allen andern nordischen Seestädten, so hatte sich auch in Stralsund mit der Zeit ein politischer Gährungsstoff aufgehäuft, und es gab eine mächtige Partei, welche nach staatlichen Reformen und Neuerungen strebte.

Noch schlimmer, als auf dem Gebiete des Staates, sah es auf dem der Kirche aus. Auch in Pommern hatte zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts das kirchliche Verderben seinen Höhenpunkt erreicht. „Damit wir mit wenigen viel begreifen mögen," sagt ein Pommerscher Kirchengeschichtsschreiber*), „so ist zu merken, daß alle die päbstlichen Greuel und Misbräuche, welche die ganze Welt wie eine Sündflut übergangen waren, auch eben dieß Land getroffen hatten." Alles war voll groben Aberglaubens, voll frechen Misbrauches, voll dreisten Betruges. Statt das Volk auf die grünen Auen des Wortes Gottes und an die frischen Waßer des Lebens zu führen, so leitete man es auf die dürren Steppen selbst erwählter Gottesdienste und an die trüben Pfützen menschlicher Dichtung. Plumpe Mummereien in der Christnacht, alberne Possen vor den Fasten, abgöttischer Zaubersegen am Palmsonntage, kunstlose Passionsspiele verbunden mit zudringlicher Bettelei am Charfreitage, die Erzählung phantastisch ausgeschmückter Legenden im ganzen Kirchenjahre, gedehnte Aufzüge und Processionen mit äußerlichem weltlichen Gepränge, mit brennenden Kerzen, Fahnen und Glockengeläute bei allen feierlichen Gelegenheiten — das waren die ungöttlichen Mittel, welche eine heruntergekommene Geistlichkeit zur Erbauung der ihr anvertrauten Seelen verwendete. Daß es in Stralsund mit dem kirchlichen Leben nicht beßer stand, als im übrigen Pommerlande, beweist Franz Wessels Schilderung des katholischen Gottesdienstes vor der Reformation, welche er handschriftlich unter dem Titel „Etlike Stücke, wo idt vormals im paweſtdome mit dem gadesdenſte thom Stralſunde geſtan" hinterlaßen hat.**) Hier werden uns unter vielen andern Misbräuchen und Uebelständen folgende Züge erzählt. Die Christmesse begann um Mitternacht und dauerte vier bis fünf Stunden. Das war besonders für die Jugend eine willkommene Veranlaßung zu allerlei Excessen, und die Kirchen verwandelten sich in der heiligen Nacht in einen Tummelplatz jugendlicher Ausgelaßenheit. Etliche von den großen Jungen hatten sich Frauenkleider angezogen und saßen und lagen in den Frauenstühlen. Andre hatten sich haufenweise ausstaffirt und führten verschiedene Thiere an einem Stricke, der eine einen Hund, der andre einen Schafbock, der dritte einen stinkenden Ziegenbock. Ein vierter trug eine Sackpfeife. In solchem Aufzuge liefen sie mit den „Beestern" die Kirche auf und nieder, um die Hirten von Bethlehem zu repräsentiren, und schrien durcheinander. Oder sie legten sich an einem Orte nieder, um zu freßen und zu saufen. Andre führten auf-

---

*) Cramer, Großpommersche Kirchenchronik III, 2.

**) Das Manuscript ist 1837 von Dr. Ernst Heinrich Zober durch den Druck veröffentlicht.

geblasene und mit Erbsen gefüllte Schweine- oder Rinderblasen mit sich. Die zersprengten sie auf den Leichensteinen, daß es so laut knallte, als würde ein Feuerrohr abgeschossen. Dazu wurde von allen getanzt, gesprungen und gelärmt, als ob sie mit einer Legion Teufel besessen wären. Wer am lautesten tobte, der war der beste. Durch solchen „Spalk" sollte die Verkündigung der Geburt Christi durch die Engel und die Freude der Hirten dargestellt werden. Am Fastelabend pflegte man im Chore ein Tuch aufzuhängen, das hieß „die Fasten" und hing bis zum Mittwoch in der stillen Woche; dann wurde das Hungertuch während der Messe abgeschnitten. So hatten denn die Schüler gewöhnlich einen Topf zugerichtet, worin sich eine lebendige Katze befand, deren Füße mit Leder umwunden waren. Diesen Topf schmißen sie mit nieder, wenn das Hungertuch fiel. Die Katze sprang heraus, und da sie nirgends mit den Klauen haften konnte, so flüchtete sie jämmerlich hin und her und wurde von den Jungen so lange gejagt, bis sie todt war. So war der Fasten der Hals entzwei. Am Palmsonntage sandte man aus allen Häusern des Morgens sechs Uhr ein Bund Sträucher zur Kirche. Darin waren Wachholderbeerbüsche und Weidenzweige zusammengebunden, aus denen man Butterstäbe, Peitschenstiele, Pflugkeile und dergleichen anfertigte. Das Chor und die ganze Kirche lag voll von solchen Bündeln. Nun hob der Messdiener an, „das Palm" d. h. die Sträucher in den stärksten Ausdrücken zu beschwören, daß es kein Schlangenbeschwörer oder Schwertbesprecher schrecklicher machen konnte. Dann nahm der Caplan einen Wedel in die Hand, tauchte ihn in einen großen Waßerzuber und schlug das Waßer flugs unter die Leute und in den Palm. Wer am naßesten wurde, der war am besten geweiht. Wenn nun das Ambacht (Hochamt) aus war, trugen die Leute ihr Heiligthum heim, machten daraus kleine Kreuze von der Länge eines Fingers und steckten dieselben auf die Thüren der Häuser, Scheunen, Ställe, Molkenkammern. Den Rest verwahrten sie das Jahr über, um ihn bei vorkommenden Gelegenheiten zu verwenden. Wenn es z. B. wetterte, so legten sie von den Sträuchern nur so viel aufs Feuer, daß es rauchte, in der Zuversicht, daß das Wetter keinen Schaden thun könnte, so weit der Rauch gienge.

Leider entsprach auch die Predigt diesen Possen nur zu vollständig. Zu St. Marien trug der Caplan Jürgen Hintze in einer Passionspredigt so obscöne Dinge vor, daß anständige Matronen und Jungfrauen davonliefen. Zu St. Johann brachte der Gardian Lambert Slaggert fünf bis sechs Puppen mit auf die Kanzel, die er dem Volke mit den Worten vorzeigte: „so war Christus vor Hannas gestaltet, so vor Caiphas, so vor Pilatus" u. s. w. Wenn Dr. Hermann Wendt predigte, so mußte Christus erscheinen von vielen Juden umgeben, mit dem Kreuze beladen und ganz erbärmlich zugerichtet. Dann „kolzte" (plau-

derte) der Pfaffe mit den Figuren, als wollte er Christum aus den Händen der Juden befreien. Während des Sermons mußte 5 bis 6 Mal kniend gebetet werden. Zu St. Jacob erlebte es Franz Wessel, daß der Prädicant während des Kniens sich hinter der Kanzelbrüstung aus einer Weinflasche gütlich that. Er verrieth sich selbst nämlich dadurch, daß er die Weinflasche umstieß, so daß der Wein vom Predigtstuhle herniederfloß. Nur ein Beispiel von der Habsucht und Gewißenlosigkeit der Stralsundischen Pfaffen und Mönche möge hier noch Platz finden. Es lebte dort ein Priester, der zu keiner Präbende (Pfründe) kommen konnte und daher auf folgenden Betrug verfiel. Seine Mutter mußte ein altes, wurmstichiges Marienbild, welches inwendig ausgehölt war und oben im Kopfe einen Propf hatte, mit Hühnerblut füllen und es dann in die St. Marienkirche stellen. Was Mutter und Sohn erwartet hatten geschah: die Flüßigkeit drang durch die Wurmlöcher hervor und gab dem Bilde den Schein, als ob es Blut schwitzte. Natürlich machte das Weib nun einen gewaltigen Lärm und schrie Wunder über Wunder, worauf der leichtgläubige Haufen herzulief, das Blut abwischte, Kerzen anzündete und dem wunderbaren Bilde allerlei Ehren erwies. Sogleich waren auch die Mitglieder der dortigen beiden Mönchsorden, die Grauen und die Schwarzen, wie das Volk sie nach ihrer Kleidung nannte, bei der Hand, um das Wunderbild zu feiern, und jede Partei war darauf bedacht, dasselbe für sich zu gewinnen. Aber die Schwarzen kamen den Grauen zuvor, holten die blutige Muttergottes in feierlicher Procession in ihr Kloster und versprachen sich von dieser Acquisition nicht wenig Gewinn und Vortheil. Als das die Grauen sahen, wurden sie neidisch und fiengen an, das Heiligthum in Zweifel zu ziehen. Es wurde nun eine genaue Untersuchung angestellt, und da zeigte es sich denn, auf welchem Wege der blutige Schweiß in das Bild gekommen und durch was für Poren es herausgedrungen war. Nun wurde der Thäter von allen Kanzeln ermahnt, sich freiwillig der verdienten Strafe zu stellen, und als sich niemand meldete, that man den Unbekannten in den Bann. Auch jetzt schwieg das schuldbeladene Weib und trug die schwere Last sieben Jahre lang. Endlich wurde ihr das Schweigen unerträglich, von Gewißensbißen gefoltert lief sie zum Official*), bekannte demselben ihre Schuld und bot ihm 10 Gulden, wenn er sie heimlich absolviren wollte. Der Official gieng den vortheilhaften Handel ein und sprach das Weib um des schnöden Gewinns willen vom Banne los, ohne ihren Namen zu verrathen. Bald darauf verstarb er und ein andrer Geistlicher trat

*) Der Official war derjenige Geistliche, welcher im Namen des Bischofs von Schwerin, zu dessen Sprengel Stralsund gehörte, die geistliche Gerichtsbarkeit ausübte.

an seine Stelle. Als der neue Official aus den hinterlaßenen Papieren seines Vorgängers ersah, auf welchem Wege derselbe zu den 10 Gulden gekommen war, gedachte er dieselbe Summe zu gewinnen. Er that also den unbekannten Thäter des längst vergeßenen Kirchenfrevels aufs neue in den Bann. Erschrocken kam nun das arme Weib angelaufen und bekannte, daß sie die Schuldige sei, aber auch, daß sie längst für 10 Gulden Absolution erlangt habe. Allein der geldgierige Priester wollte sich auf nichts einlaßen, es sei denn, daß sie die Summe noch einmal bezahle. Da nun das getäuschte Weib nichts hatte, um sich zum zweiten Male heimlich von der Kirchenstrafe loszukaufen, so mußte sie ihre Schuld öffentlich bekennen und sie dann in gewöhnlicher Weise abbüßen.

Es war im Anfange der zwanziger Jahre, als auch in Stralsund die Reformbestrebungen auf kirchlichem wie auf politischem, Gebiete immer deutlicher hervortraten. An der Spitze der politisch Misvergnügten stand Roloff Moller, ein junger reicher Wantschneider, der außer den allgemeinen noch specielle persönliche Gründe hatte, einen Umsturz der bestehenden Zustände herbeizuwünschen. Roloffs Großvater war einst in Stralsund allgebietender Bürgermeister gewesen und hatte seine Tochter mit dem Rathsherrn Henning Mörder verheirathet, der nach des Schwiegervaters Tode auf der Bürgermeisterbank Platz nahm. Roloffs Vater war dadurch von der gleichen Würde ausgeschloßen. Henning Mörders Schwester wurde die Gattin des Bürgermeisters Zabel Oseborn, und so schien es, als ob die verschwägerten Familien sich für immer im Regimente der Stadt festgesetzt hätten. Aber gerade diese Verschwägerung legte den Keim zu langwierigem Hader und Zwiespalt. Bei einer Erbschichtung forderte Herr Zabel, daß seine Frau hinsichtlich eines Lehngutes auf Rügen mit ihrem Bruder zu gleichen Theilen gehn sollte, während dieser ihr nur den dritten Theil des ganzen Werthes zuerkannte. Die Auslegung des dabei in Frage kommenden Gesetzes war strittig und hatte seit Jahren einen beständigen Zankapfel zwischen der Stadt und dem Landesherrn gebildet. Da nun Henning Mörder bei dem Herzoge Recht suchte, während Zabel Oseborn seine Ansprüche auf die städtischen Privilegien gründete, so hatte dieser den Rath und die ganze Bürgerschaft auf seiner Seite, und es konnte nicht fehlen, daß er schließlich über seinen Schwager den Sieg davon trug. Im Jahre 1515 wurde der Bürgermeister Henning Mörder seines Ehrenstandes entsetzt und verließ noch in demselben Jahre mit seiner Frau, die ihn besonders aufgereizt hatte, und mit deren Bruder, Roloff Mollers Vater, die Stadt, um bald darauf im freiwilligen Exile zu sterben. Diese Vorgänge ruhten unvergeßen in dem Gemüthe des jungen Roloff, der noch selbst den Glanz und die Macht seines Großvaters gesehn hatte. Roloff war ein kluger, feiner Kopf und hatte von seinem Großvater einen stolzen,

hochfahrenden Sinn geerbt. Das jetzige Regiment war ihm verhaßt, weil sein Vater und Ohm durch dasselbe in die Verbannung getrieben waren. Er selbst fühlte sich gekränkt und zurückgesetzt. Darum gieng er mit dem Gedanken um, die regierenden Herrn zu stürzen und womöglich sich selbst an deren Stelle zu setzen. Rachsucht und Ehrgeiz hatten an seinen Bestrebungen den meisten Antheil; aber alle Zeitfragen und besonders auch die eben begonnene Verbreitung des Evangeliums wußte er geschickt zu benutzen, um die Ausführung seiner weltlichen Pläne zu ermöglichen. Dabei kam ihm noch folgender, von Sastrow besonders hervorgehobene Umstand zu statten. Zu jener Zeit hatte man noch keine besondere Kanzelei, sondern Bürgermeister und Secretarius pflegten der Regierung Heimlichkeiten mit nach Hause zu nehmen. Starben sie, so kamen ihre Papiere an ihre Kinder und Nepoten und geriethen also in fremde Hände, wodurch der Regierung viel Nachtheil und Schaden erwuchs. Auch Roloff Moller hatte von seinem Großvater ein Buch, worin alle Einkünfte, Hebungen, Privilegien und Gerechtsame der Stadt verzeichnet standen. Dieß benutzte er, um den Rath bei den Bürgern verhaßt zu machen. Im nördlichen Winkel Stralsunds, von den heranfluthenden Wogen des breiten Ostsee-Arms nur durch einen schmalen Wall getrennt, lag hart an der Stadtmauer das reiche St. Johanniskloster, dessen Kreuzgänge einen schönen Rasenplatz einschloßen, auf dem die Trödler ihre Buden aufzuschlagen pflegten. Hier, wo Bürger und Mönche im bunten Gewirr zu verkehren pflegten, versammelte Roloff Moller im Jahre 1522 seine Anhänger und beschuldigte die Rathsherrn in öffentlicher Rede, daß sie mit dem großen Einkommen der Stadt untreulich haushielten und sich allerlei Unterschleife erlaubten. Ja, er wagte es sogar, an der Spitze der aufgeregten und erbitterten Menge aufs Rathhaus zu treten und den ganzen Rath ins Angesicht für Diebe zu schelten. Selbst seinen eignen Vetter, Herrn Gerd Schröder, verschonte er nicht, sondern rief ihm in Gegenwart des ganzen Rathes zu: „Du bist wol klein von Person, aber ein großer Dieb.“ Solche Reden, welche Roloff Moller unter dem Schutze seiner Anhänger auszustoßen wagte, beleidigten die Herrn vom Rathe natürlich aufs tiefste. Allein sie mußten sich die kränkenden Worte ruhig gefallen laßen, weil sie sich außer Stande sahen, sich der Mollerschen Uebermacht zu erwehren. Der Bürgermeister Zabel Oseborn konnte als Antwort auf die freche Beschuldigung, daß alle Rathsherrn Diebe wären, nur die Paar Worte hervorbringen: „Das bin ich mein Lebelang nicht geworden.“ Indessen war der kühne Führer der Volkspartei durch bloße Reden und Widerreden nicht zufrieden gestellt. Er schlug vielmehr seinen Gesinnungsgenoßen vor, aus ihrer Mitte einen Ausschuß von 48 Bürgern zu wählen, welcher im Namen der Gesamtheit die Interessen der Bürgerschaft wahrnehmen sollte, und der Rath, eingeschüchtert durch den trotzigen Haufen, wagte es nicht, sich dem aufrühre-

rischen Beginnen zu widersetzen. Die Wahl der Achtundvierzig wurde sogleich vollzogen, indem Roloff Moller die betreffenden Personen durch Nennung ihrer Namen vorschlug und die Menge durch Acclamation ihre Zustimmung zu erkennen gab. Roloff Moller wurde zum Sprecher dieses neuen Collegiums ernannt, und der Rathssecretär wurde genöthigt, über die so eben gefaßten Beschlüße ein Protocoll aufzunehmen. Dann muthete man dem Rathe zu, daß er die neue Einrichtung mit einem Eide bestätige. Da jeder Widerstand nicht nur vergeblich, sondern mit der größten Gefahr für Leib und Leben verbunden schien, so wurde der geforderte Eid von den erschrockenen Rathsherrn ohne Verzug geleistet. Erst jetzt erlaubte man Bürgermeistern und Rathsherrn, die Sitzung zu verlaßen. Aber Herr Zabel Osebern war von dem Vorgefallenen so erschüttert, daß er sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Nur mit Mühe verließ er das Gemach und mußte sich von einem seiner Collegen nach Hause führen laßen.

Unter allen Rathsherrn war nur ein einziger, der sich entschieden weigerte, den erzwungenen Recefs zu untersiegeln und zu beschwören. Das war der Bürgermeister Nikolaus Smiterlow. Aus altadligem Geschlechte entsproßen bewahrte Herr Nikolaus den muthigen Sinn seiner Altvordern und wagte es auch dann noch, als alle andern der Gewalt wichen, kräftigen Widerspruch zu erheben. Einer seiner Ahnherrn war einst Krieger in dem Kreuzheere gewesen, das unter Kaiser Barbarossas Fahnen nach Palästina zog. Dort hatte er einen ungeheuren Löwen, der das christliche Lager beunruhigte, mit eigner Hand und ganz allein gefällt und dafür vom Rothbart Ritterwürde und Namen*) empfangen. Dieses ersten Trägers des Smiterlowschen Namens zeigte sich der Urenkel würdig. Gleichweit entfernt von gewaltthätigem Uebermuthe wie von feiger Nachgiebigkeit hatte er schon öfter in der Rathsversammlung auf Abstellung mancher Misbräuche gedrungen und beherzigenswerthe Rathschläge ertheilt. Frei und offen in allen wichtigen Angelegenheiten mit der Bürgerschaft Rücksprache zu nehmen, alle Heimlichkeiten so viel als möglich zu meiden und billigen Wünschen Gehör zu geben, das war die Politik, die Smiterlow seinen Collegen bei jeder Gelegenheit empfahl. Mit dem Scharfblicke der Besonnenheit verband der kluge Staatsmann eine seltene Uneigennützigkeit. Niemand hatte je von ihm gehört, daß er Gaben und Geschenke annehme, daß er sich auf Kosten der Stadt bereichere, daß er Unschuldige verurtheile oder seine Gewalt sonst tyrannisch misbrauche. Deswegen war Herr Nikolaus auch bei allen Bürgern wolgelitten, und selbst seine Feinde konnten ihm ihre Anerkennung nicht ganz versagen. Mußte ihm doch selbst einer seiner ärgsten poli-

*) Smiterlow soll so viel sein als Löwenzerschmetterer, von smiten, hochdeutsch schmeißen.

tischen Gegner der Stralsundische Chronikant Berckmann, das Zeugnis geben, er sei nicht nur von Person und Natur ein herrlicher, trefflicher Mann, sondern auch wolredend, weise, klug und angesehen bei Herrn und Fürsten.*) Beinahe 20 Jahre hatte Herr Nikolaus bereits als Rathsherr und dann als Bürgermeister im Regimente gesessen, als ihm zugemuthet wurde, einen Bürgerausschuß anzuerkennen, welcher im Namen der Gesamtheit neben dem Rathe, ja über demselben das Regiment führen sollte. Dazu konnte sich der standfeste, beherzte Mann nicht verstehen und er verweigerte daher standhaft Eid und Unterschrift. Deswegen wurden ihm nun zwar die Achtundvierzig gram und trugen so lange ein feindlich Gemüth zu ihm, als ihre Herrschaft währte. Indessen wagten sie denn doch nicht, gegen den allgemein geachteten Mann schärfere Masregeln zu ergreifen, wie ihnen denn ihre angemaßte Gewalt ein so ungewöhntes Ding war, daß sie für den Augenblick noch wenig Gebrauch davon machten. Es blieb fürs erste noch alles beim Alten und Smiterlows Weigerung, den Receß anzuerkennen, ließ man vor der Hand auf sich beruhen.

Gleichzeitig mit diesen politischen Bewegungen nahm zu Stralsund auch das Werk der Reformation seinen Anfang. Der Hauptheerd für die reformatorischen Bestrebungen in Pommern war das Kloster Belbuck, wo Johann Bugenhagen, welcher der Schule des benachbarten Städtchens Treptow als Rector vorstand, eine muthige Streitschaar für das wiedergewonnene Evangelium heranbildete. Als gegen die Belbucker Ketzer von dem eifernden Bischofe Erasmus von Manteuffel eingeschritten wurde, trugen die verfolgten Mönche den Samen der neuen Lehre aus den engen Klostermauern ins Weite hinaus und pflanzten die reformatorische Bewegung durch ganz Pommern, ja bis in die fernsten Länder fort. Ganz besonders war es aber die Stadt Stralsund, in der alle vertriebenen und verfolgten Anhänger des Evangeliums eine sichere Zufluchtsstätte fanden. Die Namen der Belbucker Mönche, welche hier allmählig wieder zusammentrafen, sind Christian Ketelhudt, Johann Kyrike und Georg von Uckermünde. Der letztere soll schon im Jahre 1521 nach Stralsund gekommen und von den Bürgern als Prediger angenommen sein. Nachdem er aber in der St. Nicolaikirche dreimal gepredigt hatte, vermerkte er, daß die ganze papistische Clerisei ihm gefährlich zusetzte. Darum gedachte er das Feld zu räumen, weil er sich seinen Gegnern nicht gewachsen fühlte. Nach Berckmann soll er seine Anhänger auf eine beßere Zeit vertröstet haben mit folgenden Worten: „Ick wise ju men de nöthe; na mi wert einer kamen, de wert ju de rechte kerne wisen.“ (Ich weise euch nur die Nüße; nach mir wird einer kommen, der wird euch die rechten Kerne weisen.) Allein die Bürgerschaft wollte den liebgewonnenen

*) Vergleiche Johann Berckmanns Stralsundische Chronik Seite 61.

Prediger nicht wieder ziehen laßen, und da er sich also von beiden Seiten bedrängt sah, ist er heimlich entwichen. Indes wurde das unterbrochene Werk bald durch zwei andre Belbucker Mönche wieder aufgenommen und fortgeführt. Christian Ketelhudt war im Kloster Belbuck nur 16 Wochen Mönch und Prior gewesen. Noch vor dem Auseinandersprengen der lutherisch gesinnten Mönche hatte er auf Befehl seines Abtes, des wackeren Johann Boldewan, die Kappe wieder ausgezogen und war Kirchherr zu Stolpe geworden, wo er aber nur kurze Zeit das Evangelium predigen durfte. Denn auf Angabe der Pfaffen wurde er unverhört seines Amtes entsetzt, welches der Landesfürst, Bogislav X., mit Verletzung der Patronatrechte des evangelisch gesinnten Abtes Boldewan, einem andern verlieh. Ketelhudt wünschte sich gegen die lügenhaften Anklagen seiner Gegner zu vertheidigen und bat zu wiederholten Malen mündlich und schriftlich um Gehör. Da er aber mit allen Bitten und Flehen um Gottes Willen bei dem Landesfürsten, den Prälaten, Rittern und Städten nichts ausrichtete, auch Sicherheit und freies Geleit zu erhalten ganz und gar verzagte, so faßte der rathlose Mann den Entschluß, dem Predigtamte gänzlich zu entsagen und ein Handwerk zu erlernen. Derwegen reiste er ins Land Meklenburg*), und als er daselbst keinen Herrn und Meister antreffen konnte, der ihm zusagte, ist er nach Stralsund gekommen, des Willens, von dannen nach Liefland zu schiffen. Allein es sollte anders kommen, als er es sich vorgenommen hatte, und der kampfesscheue Jonas sollte durch Gottes Fügung aufs neue in die Bewegung hineingezogen werden. Während er nämlich zum Sunde etliche Wochen durch widerwärtige Winde festgehalten wurde, so besuchte er die dortigen Kirchen und hörte, welche gottlose Fabeln und lügenhaften Menschentand, ja Narrenwerk die römischen Geistlichen auf die Kanzel brachten. Der eine Kaplan predigte vom Weihwaßer, wie kräftig das wäre wider den Teufel, Pestilenz und alles Unglück. Ein andrer handelte von Kirch-, Chor- und Altar-Weihung und setzte auseinander, was die Glocken, Fahnen, Kreuze und Fenster in der Kirche bedeuteten, was es mit dem Hahne auf dem Thurme auf sich habe, warum er nicht auf der Kirche, sondern auf dem Thurme sitze, warum er ein Hahn und nicht eine Henne sei. Ein dritter redete vom Fegfeuer und ein vierter vom Ablaße. Der Gardian zu St. Johannes predigte von seiner Maria zur Medelinge**), wie viel Zei-

*) So berichtet Sastrow. Nach andern zog er in Landsknechtstracht mit einigen Edelleuten nach Mekelnburg und stand im Dienste eines Herrn Johann von Schwerin, welcher den Beinamen „mit der silbernen Nase" führte. Vergl. Bartholds Geschichte von Rügen und Pommern, 4. Theil, 2. Band S. 142.

**) Maria ad compassionem. Medelinge ist zusammengezogen aus Medelidinge, hochdeutsch Mitleiden.

chen sie die Woche über gethan habe, und wie man sie anrufen und ihr opfern müßte. So machte Ketelhudt die Runde durch alle Klöster und Kirchen und überall bekam er „kindische lose Fabeln" zu hören und nirgends wurde das Wort Gottes gepredigt. „Es war so", sagt er selbst, „daß man lieber weinen möchte, denn lachen." Zuletzt kam er auch in das Catharinenkloster. Da betrat ein Mönch, Namens Hermann, den Predigtstuhl und hub mit großem Ungestüm an zu reden vom Rosenkranzbeten, Ablaß, Weihwaßer und dergleichen, „welches alles", sprach er, „die Ketzer nicht achten." Aber könnten wir über sie kommen, wir wollten ihnen wol zeigen, wo es geschrieben steht." Ketelhudt stand dem Prädikanten gerade gegenüber, auf einen Altar gelehnt, die Bibel in der Hand, und hörte seinem Wüthen und Toben ruhig zu. In dieser interessanten, fast möchte man sagen malerischen Situation zog Ketelhudt die Blicke eines Mönches auf sich, der früher in einem Kloster zu Stolpe gelebt hatte, als Ketelhudt dort Kirchherr gewesen war. Sobald der eifrige Klosterbruder von der Orgel herab den fremden Gast erblickte und in ihm den seines Amtes entsetzten Ketzer erkannte, sandte er sofort einen jungen Mönch zu dem Prädikanten auf dem Predigtstuhl ab und ließ diesen benachrichtigen, was für ketzerische Ohren auf seine Predigt horchten. „Harre, harre, ich will ihm wohl recht kommen!" antwortet der Redner dem Denuncianten, und sich dann zu Ketelhudt wendend und mit dem Finger auf ihn hinweisend, spricht er: „Lieber, nim das Buch recht vor; ich will dir wol weisen, was Antonius schreibet." Als Ketelhudt sich so unerwartet von der Kanzel herab angeredet hörte und zugleich die Augen der ganzen Versammlung auf sich gerichtet sah, flog eine leise Zornesröthe über sein Gesicht. Aber schnell sich faßend unterdrückte er seine innere Aufregung und erwiederte nur mit mäßiger Stimme: „Du magst die Plage Gottes weisen. Ach, des ungelehrten Esels!" Dann nahm er seine Bibel unter den Arm und schritt zur Kirche hinaus. Nach beendigtem Gottesdienste kamen einige verständige Bürger zu Ketelhudt, klagten ihm wehmüthig, daß die Pfaffen gar keine Scham mehr kennten, sondern ungescheut alles thäten, was ihnen in den Sinn, und alles redeten, was ihnen in den Mund käme, und baten dringend, er möchte mit Gottes Hülfe eine Predigt oder zwei halten; denn er könne es ja nicht verantworten, wenn er seinen Nächsten im Irrthum ließe, obwol er die Wahrheit wiße. Ketelhudt bat sich Bedenkzeit aus. Als er darauf die Sache mit seinem Wirte, dem Magister Johannes Schult, der an einer der Kirchschulen als Lehrer angestellt war, besprach und in Erwägung zog, redete ihm auch dieser zu und ermahnte ihn, die Bitte der frommen Bürger zu erfüllen, unter Hinweis auf die Worte des Apostels: „Wer seinen Bruder bekehrt von dem Irrthum, der hat seine Seele bewahret vom Tode." Auch die Apostel, setzte der gelehrte Magister hinzu, seien an den Irrenden nicht vorübergegan-

gen, ohne ihnen die Wahrheit zu sagen. Es habe aber Paulus in Athen nicht so viel Abgötterei gefunden, als hier zu Stralsund getrieben werde. Wenn nun der Apostel dennoch sich verpflichtet gehalten, in jener Stadt das Evangelium zu predigen, so sei es Ketelhudts Pflicht, in dieser Stadt dasselbe zu thun. Durch diesen Zuspruch mehrte sich Ketelhudts Geneigtheit, auf die Sache einzugehn. Als nun wieder etliche Bürger kamen und ihn fragten, ob er nicht gewillt sei, der Wahrheit Gottes zu gut einige Sermonen zu halten, versprach er, am nächsten Sonntage nach der Mahlzeit ihren Wunsch zu erfüllen. Zum Orte der Versammlung wurde der St. Jürgenskirchhof gewählt, wo ein für die Kirchweih- oder Ablaßpredigt bestimmter Predigtstuhl aufgerichtet war. Vor einer zahlreichen Menge hielt Ketelhudt seine erste Predigt, am Sonntage Rogate (10. Mai 1523), über den Text Matth. 11, 28: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken" u. s. w. Schon vier Tage später (am 14. Mai) predigte er zum zweiten Male über die Worte Joh. 16, 23: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch, so ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird ers euch geben", und noch an demselben Tage zum dritten Male über den Befehl Christi Marc. 16, 15: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Creatur." Da Ketelhudt in Folge dieser Predigten von der Clerisei beim Rathe heftig verklagt wurde, so ließ ihm dieser das Predigen verbieten. Ketelhudt gedachte zu gehorsamen und schwieg. Nun fiengen aber die Pfaffen und Mönche an zu triumphiren und setzten zugleich über den verhaßten Ketzer allerlei Erdichtungen in Umlauf. So z. B. sprengten sie aus, Ketelhudt sei ein Henker und habe schon so viele geköpft, so viele gehenkt und so viele aufs Rad geflochten. Hätte der Ketzer noch einen Sermon gethan, setzten sie hinzu, so würde ihr ehrwürdiger Dr. Wendt*) mit ihm disputirt und ihn widerlegt haben. Nun aber habe der Rath die Nachricht erhalten, daß er ein Henker sei, und mit einem Henker könne man sich doch in keine Disputationen einlaßen. Es sei schon schlimm genug, daß derselbe den Predigtstuhl bestiegen habe. „O ihr armen Leute", hieß es weiter, „wer will euch absolviren, da ihr den Büttel habt predigen hören! Niemand vermag das, als die päbstliche Heiligkeit. Denn was habt ihr gehört? Gottes Wort? Nein, des Teufels Wort." Durch solche Reden wurde das arme Volk so sehr eingeschüchtert, daß es sich nicht zu rathen wußte. Ketelhudt wurde darum aufs neue gebeten, ein Einsehn zu thun. Wollte er den Lügen der Pfaffen

*) Er war Prior des Dominikanerklosters zu St. Johann. Als er sah, daß die römische Partei unterliegen würde, machte er sich rechtzeitig aus dem Staube und begab sich nach Hamburg; denn, sagte er, ich will ein Confessor bleiben, aber kein Märtyrer werden.

nicht um seinetwillen entgegentreten, so möchte er sich doch des armen Volks annehmen, das schier verzweifeln wollte. Der von allen Seiten mit Bitten bestürmte Mann erwog mit Fleiß, was zu thun sei. Einerseits stand ihm fest, daß er den Gehorsam gegen die Obrigkeit um des Volkes willen nicht brechen dürfe. Andrerseits konnte er aber auch nicht dulden, daß die Gegner seine Predigt für des Teufels Wort ausgaben, weil dieß nicht seine, sondern Gottes Ehre betreffe, der alle Creatur, auch die Obrigkeit weichen müße. Darum trat er denn wieder auf den Predigtstuhl, gab vor dem versammelten Volke von seiner Lehre und seinem Leben Rechenschaft, strich seine Lehre mit der Schrift heraus, widerlegte die falschen Gerüchte über sein Leben und bat die Pfaffen und Mönche, sie möchten das Lügen, Schänden und Lästern laßen. Wüßten sie gegen seine Person oder seine Lehre etwas gegründetes vorzubringen, so möchten sie mit ihm vor den Rath kommen, und würden sie ihn hier überwinden, so sollten sie das Recht haben, ihn in einen Sack zu stecken und zu ersäufen. Ketelhudt fand mit diesen und ähnlichen Aufforderungen bei seinen Gegnern wenig Gehör. Vielmehr griffen dieselben aufs neue zu den Waffen der Lüge und Verläumdung. Sie sprengten unter dem Volke aus, Ketelhudt habe ein Buch, wenn er das aufthue, so flögen so viel Teufel davon, daß man ihn vor lauter Teufeln nicht sehen könne. Ja er selbst sei vom Teufel beseßen und alles, was er predige, werde ihm vom Teufel eingegeben. Denn er lehre, man solle der Obrigkeit nicht gehorchen, man solle den Reichen die Güter nehmen u. dergl. Zur Widerlegung dieser boshaften Lügen bestieg Ketelhudt an einem Sonntage Mittags 12 Uhr, als alle andern Kirchen leer standen, in der Nicolaikirche die Kanzel und widersprach vor einer zahlreichen Versammlung den römischen Lästerungen. Zwar wiederholte nun der Rath sein Predigtverbot; allein Ketelhudt antwortete, wenn die Pfaffen das Lästern ließen, so wollte er das Predigen laßen, und da der Rath erklärte, daß jene seine Gebote nicht achteten, so hielt sich auch Ketelhudt nicht daran gebunden und predigte mit unerschrockenem Muthe weiter. Bald bekam er in dem heißen Kampfe einen Mitstreiter und zwar in der Person des Johann Kyrike, welcher ebenfalls aus Treptow vertrieben ein Kaufmann werden wollte*) und ebenfalls nach Stralsund kam, um nach Liefland zu segeln. Allein auf Ketelhudts Zureden änderte er seinen Entschluß, blieb in Stralsund und verfolgte die Römischen mit noch schonungsloserem

*) Dieß ist Sastrows Angabe. Nach andern soll Kyrike einen Ruf als Prediger nach Riga gehabt haben. Ist diese letzte Angabe richtig, so wurde Kyrike wahrscheinlich durch Andreas Cnophius (Knöpgen) berufen, welcher einst Bugenhagens Gehülfe in Treptow gewesen war und jetzt das Evangelium in Riga predigte.

Eifer, als Ketelhudt, obwol auch dieser sich immer mehr über alle Rücksichten hinwegsetzte und die Schmähungen der römischen Partei in vollem Maße vergalt. Als die Predigt unter der grünen Kirchhofslinde wegen vorgerückter Jahreszeit aufgegeben werden mußte, schlug er die tragbare Kanzel, welche ihn seine Anhänger hatten machen laßen, im Kreuzgange des Dominicanerklosters auf und schalt seinen Gegnern in ihr Heiligthum hinein.*) Bald darauf kehrte auch jener Georg von Uckermünde nach Stralsund zurück, welcher schon im Jahre 1521 den ersten Versuch evangelischer Predigt gemacht haben soll. Im Jahre 1524 begann er eine Reihe öffentlicher Vorträge, in denen er die Offenbarung St. Johannis erklärte. Durch die vereinten Bestrebungen dieser muthigen Männer gewann das Werk der Reformation immer festeren Boden. Siegreich trieben sie die Vertheidiger des Pabstthums immer mehr in die Enge und rüttelten nebst den Gleichgesinnten so lange an den Grundpfeilern der römischen Kirchenverfaßung, bis das alte, morsche Gebäude zusammenbrach.

Herzog Bogislav X. war bald nach seiner Rückkehr vom Nürnberger Reichstage am 30. September 1523 verschieden. Den Rückweg von Nürnberg in die Heimat hatte er über Wittenberg genommen, um „den unruhigen Mönch Dr. Lutherum zu sehen und mit ihm zu reden." Von seiner Unterredung mit Luther erzählt uns Sastrow folgende Anecdote. Als der Herzog mit dem kühnen Reformator wenige Worte gesprochen hatte, sagte er scherzend: „Herr Doctor, ihr müßt mir einmal meine Beichte hören." Eilends antwortete Luther: „Nein, nein gnädiger Herr! E. F. G. ist ein zu großer Sünder; ich würde E. F. G. nicht nach Gebühr absolviren können." Doctor Luther spielte mit diesen Worten sowol auf des Herzogs fürstlichen Stand, als auch auf seine außerordentlich große Leibesgestalt an, wodurch Bogislav X. bei allen Zeitgenoßen berühmt war. Dieser aber meinte, Luther hätte damit nur seine großen Sünden und Fehler taxirt, die freilich nicht minder offenkundig waren, und die jener ohne Zweifel mit im Auge gehabt hatte. Sein eignes Gewißen mochte ihm sagen, daß Luthers doppelsinnige Antwort eine ernste Wahrheit enthalte. Da er sich aber vor derselben nicht beugen wollte, so nahm er sie übel und entließ Luther bald wieder, ohne ihn zum Eßen einzuladen. Kaum in die Heimat zurückgekehrt verschied er als ein treuer Sohn der römischen Kirche. Da auch seine beiden Söhne, Georg und Barnim, welche nun die Regierung antraten, anfangs noch an den

---

*) Berckmann sagt a. a. O. Seite 98: „Desulue Ketelhoth stunt vaste alse eine mure und lede (legte) sick wedder alle papisten. Heideke makede em einen sondergen (sonderlichen) predigstohl, den droch (trug) me hen, wor he predigen wolle."

papistischen Irrthümern festhielten, so hatten die Anhänger der alten Kirche, zu denen außer den Geistlichen meist die Adligen und die Rathsherrn gehörten, an den Landesherrn noch einen starken Rückhalt. Auch in Stralsund standen Geistlichkeit und Aristokratie gegen die Neuerer im engsten Bunde. Nur der Bürgermeister Nikolaus Smiterlow war trotz seiner entschieden aristokratischen Gesinnung der evangelischen Lehre keineswegs abgeneigt. Seiner ausgezeichneten Qualitäten wegen hatte Herzog Bogislav X. den wackeren Bürgermeister mit auf den Reichstag nach Nürnberg genommen, und durch die Erfahrungen, welche er hier gemacht hatte, war er zu Gunsten der neuen Lehre völlig umgestimmt. Er hatte in vielen Städten, ja in Wittenberg selbst, aus Luthers Munde die Predigt des Evangeliums vernommen*), und ihm war es nicht wie seinem fürstlichen Herrn ergangen. Er hatte sich durch Luthers Freimuth nicht zurückgestoßen gefühlt; vielmehr war er dadurch nur zu der rechten Einsicht in das Verderben der römischen Kirche gekommen. Deswegen wurde er auch nach seiner Rückkehr unter den Rathsherrn der erste Bekenner des evangelischen Glaubens, vertheidigte und verantwortete denselben gegen seine Amtsgenoßen und nahm sich mit treuem Fleiß derer an, welche die Sache des Evangeliums mit Vernunft betrieben. Während die Landesfürsten und die Vornehmsten des Landes und unter diesen auch die übrigen Sundischen Rathsherrn noch dem Pabstthum anhiengen, Roloff Moller aber und seine Anhänger gar zu geschwinde und eifrig evangelisch waren und mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollten, weil sie unter der Fahne des Evangeliums weltliche und selbstsüchtige Zwecke verfolgten, so nahm Smiterlow eine vermittelnde Stellung ein, vermahnte den Rath, sich in solcher rechtmäßigen gegründeten Sache nicht so hart wider die gemeine Bürgerschaft zu erzeigen, die Bürgerschaft aber, nicht so geschwinde wider ihre Obrigkeit zu verfahren, noch sich aufzulehnen, sondern gemach zu thun, und fügte das Versprechen hinzu, daß ihnen ihre Prediger gelaßen und der Lauf des Evangeliums nicht gehemmt werden sollte. Allein Herr Nikolaus richtete mit seinen Ermahnungen weder bei den einen noch bei den andern etwas aus. Der Rath wollte sich nicht warnen und die Bürgerschaft sich nicht zügeln laßen. So kam es denn, daß das von den Gewalthabern stiefmütterlich behandelte Volk sich immer mehr dar-

*) In Nürnberg predigte während des Reichstags der berühmte Osiander und rief unter der Bevölkerung eine mächtige Bewegung hervor. Am Osterfeste empfingen 4000 Personen das h. Abendmahl unter beiderlei Gestalt, unter ihnen auch die edle Dulderin Elisabeth, Schwester Karls V. und Gemahlin Christians II. von Dänemark. Nikolaus Smiterlow mochte durch den im 2. Kapitel erzählten Unfall seines Sohnes für die Predigt des Evangeliums empfänglich gemacht sein.

an gewöhnte, auf die Stimme der Verführung zu hören, und sich endlich zu offener Auflehnung und Empörung fortreißen ließ, und die Rathsherrn, welche auf ihren rechten Vater, den Bürgermeister Smiterlow, nicht hatten hören wollen, mußten nun dem Stiefvater, Herrn Omnes (dem großen Haufen) gehorchen.

Viertes Kapitel.

Wie Roloff Moller von der Fischbank auf die Bürgermeisterbank gesetzt wird. Freiwilliges Exil des Bürgermeisters Smiterlow. Zuwartende Stellung der Landesherrn. Das Stralsunder Kirchenbrechen und Bilderstürmen. Entweichung der papistischen Clerisei nach Greifswalde. Förmliche Bestellung der evangelischen Prediger zu Stralsund und ordentliche Einrichtung des dortigen Kirchenwesens. Stralsunds Aussöhnung mit den jungen Landesherrn. Smiterlows Rückkehr und Roloff Mollers Ende.

Ein Hauptgegner Smiterlows war jener Roloff Moller, den wir schon als das Haupt der Volkspartei kennen gelernt haben. Sastrow nennt ihn einen jungen, wolgewachsenen, beredten Mann, der zum Bürgermeisterstande wol gerathen wäre. Allein er konnte die Zeit nicht abwarten, wollte fliegen, ehe ihm die rechten Federn gewachsen waren und stürzte dadurch sich und andre, ja die ganze Stadt in große Verlegenheit, Nachtheil und Schaden. Da er spürte, daß Herr Omnes ihm deshalb anhieng, weil er dem Rathe ohne einige Scheu so gewaltig ins Maul greifen durfte, so wurde er übermüthig und hoffährtig und trieb die Sache wider den Rath viel zu scharf. Dieß sollte sich recht deutlich im Jahre 1524 zeigen, in welchem der Tod des Bürgermeisters Johann Trittelwitz Veranlaßung zu einer neuen Bürgermeisterwahl gab. Herr Nikolaus Sastrow war grade als Abgeordneter Stralsunds mit den Sendboten der wendischen Städte unterwegs, als die Wahl am Montage nach Johannis (den 27. Juni) vorgenommen werden sollte. Während der Rathssitzung erschien Roloff Moller mit seinen Anhängern auf dem alten Markte, hielt als Sprecher der Achtundvierzig von der Fischbank herab eine feurige Rede gegen die Unterdrücker des Volks und die Beschützer des Pabstthums und parlirte so geschickt, daß die Menge seine Weisheit mit großer Lust und Verwunderung anhörte. Darauf that sich denn das aufrührerische Wesen recht hervor und das Verhältnis zwischen dem Rathe und der ganzen gemeinen Bürgerschaft gewann einen so sorglichen Anblick, daß nichts anders als der gänzliche Untergang des gemeinen Besten zu vermuthen stand. Denn die Häupter der unruhigen Bürger haben Roloff Moller von der Fischbank genommen, zwischen sich aufs Rathhaus geführt und auf die Bürgermeisterbank gesetzt.

So geschah das Unerhörte, daß ein junger dreißigjähriger Mann, der noch nicht einmal zu Rathe gekoren war, zum Bürgermeister erhoben wurde. Dazu wurde der Rath gezwungen, neben Roloff Moller auch Christoph Lorbeer zum Bürgermeister zu kiesen und acht aus der Bürgerschaft in den Rath zu wählen. Christoph Lorbeer war früher ein treuer Schildknappe des Bürgermeisters Zabel Oseborn gewesen und hatte zu Henning Mörders Entsetzung getreulich mitgewirkt. Seit nun aber an des Vertriebenen Stelle nicht er, sondern Nikolaus Smiterlow zum Bürgermeister erwählt war, hegte er gegen diesen wie gegen seinen frühern Bundesgenoßen Zabel Oseborn, von dem er sich nicht hinlänglich belohnt wähnte, einen unauslöschlichen Haß. Ohne allen sittlichen Halt, ehrsüchtig und ränkevoll hielt er es innerlich und heimlich mit der Volkspartei, während er äußerlich und scheinbar ein heftiger Widersacher aller Neuerungen war. Durch diese zweideutige Politik gelang es ihm, neben Roloff Moller einen Platz auf der Bürgermeisterbank zu erobern. So mußten der Altbürgermeister und seine Anhänger ihre Erzfeinde neben sich auf der kurzen und langen Bank*) sitzen sehn und sich dazu verstehen, einen neuen Receß zu unterschreiben, welcher die Gewalt der Achtundvierzig gesetzlich regelte. Als Herr Nikolaus Smiterlow von seiner Tagefahrt heimkehrte, erkannte er bald, daß im Rathe nicht länger seines Bleibens war. Denn so wenig er den ersten Receß der Achtundvierzig anerkannt hatte, so wenig konnte er sich auch jetzt in die neue Ordnung der Dinge fügen. Vielmehr war er fest entschloßen, mit den Eindringlingen keine gemeinsame Sache zu machen, sondern ihnen lieber das Feld allein zu überlaßen. Als darum Roloff Moller am folgenden Sonntage in der Kirche in den Bürgermeisterstuhl trat, ist Smiterlow nicht allein daraus gegangen, sondern hat auch, da er als ein erfahrener Mann wol ermeßen konnte, wie gefährlich für ihn der längere Aufenthalt in Stralsund sein würde, sofort mit seinem Sohne Claus die Stadt verlaßen und sich nach Greifswalde zurückgezogen. Hier fand er bei Frau Sastrow, seines Bruders Tochter, freundliche Aufnahme und ist über drei Jahre bei ihr zur Herberge gelegen. So mußte Herr Nikolaus für seinen guten Willen und Fleiß den alten Lohn derer empfangen, die sich zwischen Angel und Thür stecken, daß sie sich klemmen. Denn die Pacificatoren, welche in die Schneide laufen und Frieden stiften wollen, pflegen von beiden Theilen erwürgt zu werden.

Daß die jungen Herzöge Georg und Barnim solchem unordentlichen Zustande in Stralsund ruhig zusahen, hatte einen doppelten Grund. Fürs erste ließen sie sich bedünken, daß sie ihren Willen in der mächtigen, auf ihre

*) Auf der kurzen Bank saßen die vier Bürgermeister, auf der langen die 24 Rathsherrn.

Rechte und Privilegien eifersüchtigen Stadt desto beßer durchsetzen könnten, wenn der Rath und die gemeine Bürgerschaft sich an einander abgearbeitet und abgemattet hätten. Zum andern kamen auch ins Land, sonderlich nach Hinterpommern, etliche Schwarmgeister, unter denen Dr. Amandus*) einer der Vornehmsten war. Die reizten das Volk zum Bilderstürmen und lehrten ihre Zuhörer von der Kanzel herab, daß man die Fürsten mit Lumpen werfen und aus dem Lande jagen sollte. Da nun diese Schwärmer, welche von den Päbstlichen fälschlich mit den Evangelischen zu einer Sekte zusammengeworfen wurden, im Lande einen großen Anhang hatten, so hielten sich die jungen Fürsten gar stille und ließen auch in Stralsund die Aufrührer ruhig gewähren. Die Folge davon war, daß die Gährung immer höher stieg und endlich einen Sturm hervorrief, welcher eine gänzliche Umgestaltung der politischen und kirchlichen Verhältnisse herbeiführte.

Es war Anno 1525 am Montag-Morgen in der stillen Woche (10. April), als Frau Schermer, eine eifrige Katholikin, ihre Magd in die St. Nikolaikirche sandte, um ihren „heiligen Spint“ **), der etwas zerbrochen war und ausgebeßert werden sollte, nach Haus holen zu laßen. Da nun einige Handwerksgesellen, welche grade in der Kirche sind, sehen, daß die Magd den heiligen Spint von der Bank reißt, kommen sie auf den Gedanken, alles hei-

---

*) Johann Amandus, ein Westfale und ein Schüler Luthers, trat zuerst in Königsberg auf und bereitete hier unter dem Schutze des Herzogs Albrecht den Umschwung aller Verhältnisse vor. Wegen seines allzu heftigen Eifers mußte er aber 1524 Preußen verlaßen und begab sich nun nach Stolpe, wo er erst im Hause eines Edelmanns Konrad Manteuffel predigte. Dann erbot er sich, öffentlich mit den Pfaffen zu disputiren und, unterläge er, den Feuertod zu erleiden. Durch seine aufrührerischen Reden bewirkte er, daß das gereizte Volk den papistischen Rath absetzte, die Kirchen stürmte und dem alten Stadt- und Kirchenregimente ein Ende machte. Als Herzog Georg 1525 in die meuternde Stadt einritt, entfloh Amandus nach Stettin und fuhr hier, geschützt von der Menge, fort, noch verwegener gegen den Misbrauch fürstlicher Gewalt zu eifern. Endlich wurde er ergriffen und aus Furcht vor den Stettinern im nahen Garz eingethürmt. Da schrieben „seine Leute“ an Dr. Luther, vor welchem sich Amandus inzwischen einmal gestellt und eine gute Meinung erweckt hatte, und baten ihn, er möge den Kurfürsten Johann vermögen, bei Herzog Georg für den „guten Mann“ Fürbitte zu thun. Solches that Dr. Luther am 26. April 1526. Ob des Kurfürsten Wort durchdrang, wißen wir nicht. Doch kam Amandus los und ging nach Goslar. Vergl. Barthold a. a. O. S. 194 und 196.

**) Es ist ein Heiligenschrein gemeint, der zur Aufbewahrung eines Heiligenbildes diente. In Franz Wessels Schilderung des katholischen Gottesdien-

lige Geräth zu zerstören und dadurch einem vielgetadelten Götzendienste ein Ende zu machen, fangen an, zu reißen und zu brechen und zerstören alles, was ihren Fäusten nicht widersteht. *) Auf das Gerücht vom Bilderstürme, das schnell von Thür zu Thür lief, beeilten sich alle Besorgten und Altanhänglichen

---

stes in Stralsund heißt es Seite 10 von der Osterzeit: „Nu plag men in der kerke waslichte feil hebben, dat stucke einen witten; der kleimede (klebte) eine jeder frowe 2 vp ere spindt vnd wol 4 efte 5 darbinnen in. Disser schappe (Schränke) weren wol in ieder kerke in de 200, de alle vull klener götzken stunden."

*) So stellt Sastrow die Entstehung des sogenannten Kirchenbrechens dar. Abweichend von ihm erzählt Ketelhudt den Hergang folgender Maßen: „An dem angegebenen Tage wollten die Richtherrn die Armen besichtigen, derer über die Maßen viel waren, und unter denselben Ordnung machen, damit die Arbeitsfähigen sich enthielten, den Kranken und Notdürftigen zu Verfange die Almosen zu sammeln. Deshalb waren alle Arme, so Brot bitten wollten, in die Nikolaikirche gefordert. Auch war dahin viel loses Volk gekommen und mancherlei Handwerksgesellen, die gemeinlich nach alter Weise des Montags nicht arbeiten. Dieß kam einem Weibe, mit Namen die Friesesche, zu Ohren, welche auf des Teufels und nicht auf Gottes Eingeben sich dünken ließ, das Volk wäre versammelt, die Bilder zu brechen. Nun war zum Sunde die Weise, daß eine jegliche Frau hatte einen Spint voll Bilder und schloßfest, da sie pflegten Licht vor zu brennen und zu beten. So hatte auch die genannte Friesesche als eine besonders geistliche Frau zween Spinde. Sie hatte auch eine unzüchtige Magd, die noch bis auf diesen Tag in dem gemeinen Hause lebt. Zu der sprach sie: „Lauf risch in die Kirche und hol meine heiligen Spinde heim; denn die Martiner sind in der Kirche und wollen sie alle zerbrechen!" So kommt die Magd in die Kirche, in jeder Hand ein bloßes Messer haltend, als Mägde zu tragen pflegen, und fällt auf die Spinde, schreiet und rufet ohne Unterlaß: „Dieß sind meiner Frauen Spinde, dieß sind meiner Frauen Spinde! Rühret sie nicht an oder der Mord soll euch schlagen und die Messer in euren Leib gehen." Anfangs kehrte sich niemand an das Geschrei der unsinnigen Magd; denn ein jeder hörte, was mit den Armen geredet und gehandelt wurde. Nur etliche unmündige Jungen liefen ihr nach und neckten sie. Als sie aber mit Schreien und Rufen nicht aufhörte, trat ein loser Geselle aus dem Haufen hinzu, der durch ihr Schreien übertäubt am Hören verhindert ward, und sprach aus zornigem Muth: „Was rufest du und schreiest? Lauf mit deinen Spinden zum Teufel!" Zugleich stieß er mit dem Fuße an den Spind, daß er umfiel. Die Magd wollte den andern Spint auch losreißen und konnte nicht; denn er war fest angeheftet. Da stößt derselbe auch an diesen Spind und zwar so stark, daß in derselben Bank mehre Spinde umfallen. Nun lief die Magd mit ihren beiden Spinden über den alten Markt, schrie und rief: „Die Martiner brechen die Spinde!" Als das ein jeder sah und hörte, liefen

unter den Einwohnern, besonders die Alterleute der Gewerke, ihre werthvollen Bilder und Altargeräthschaften vor der Plünderung zu retten, während das muthwillige Gesindel eben so hastig zugriff, um dem abgöttischen Misbrauche schnell das Garaus zu machen. So entstand in der mit alterthümlicher Pracht überladenen Kirche ein wüster Lärm der Zerstörung und des Widerstrebens, indem die Einen mit roher Hand die heiligen Geräthe und frommen Denkmäler zertrümmerten, die Andern mit eben so fanatischem Eifer ihre Heiligthümer zu vertheidigen suchten. Man riß und schleppte sich mit den Trümmern durch die Gänge und über die Straßen und flüchtete die Privatheiligthümer aus der Kirche in die Häuser. Immer widerstandsloser wurde die Menge, immer größer wurde der Haufe losen Gesindels, das, wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, aus dem Boden gewachsen zu sein schien. Man hätte nicht geglaubt, daß ein solches Volk zum Sunde sein sollte, sagt die Vertheidigungsschrift der Geistlichkeit. Zwar gelang es noch, die Hauptaltäre vor der vandalischen Wuth der Bilderstürmer zu schirmen. *) Aber der einmal zum Ausbruche gelangte Sturm war nicht so leicht zu stillen. Während sich die ehrbaren Bürger in ihren Häusern hielten, vertheilte sich der zügellose Pöbel, welcher den Nonnen und Mönchen schon längst den Untergang geschworen hatte, durch die Klöster, erbrach zuerst den Convent der Franziscaner zu St. Johann, hauste entsetzlich in der Kirche, zerschmetterte auch das wunderthätige Bild der heil. Maria zu Medelinge, verbrannte die Stücken desselben als Holzscheite **) und überhäufte die Mönche mit Schmähungen und Mishandlungen. Zitternd flohen die Geängsteten aus ihren Zellen und Verstecken und mußten froh sein, aus den erstürmten Klostermauern nur ihr nacktes Leben gerettet zu haben.

Christian Ketelhudt, der durch seine eifrigen Predigten den abgöttischen Kirchendienst beim Volke so verhaßt gemacht hatte, war bei der Aus-

---

alle, die Spinde hatten, nach der Kirche und ließen ihre Spinde abreißen und zu Haus tragen, damit sie ihnen nicht zerbrochen würden." Es ist begreiflich, daß über die Entstehung dieses Tumultes die verschiedenartigsten Erzählungen curirten, die alle etwas wahres enthalten mochten.

*) Merkwürdig ist es, daß in der Nikolaikirche trotz des Kirchenbrechens dennoch viele Kunstschätze erhalten sind. „Den größten Reichthum mittelalterlicher Schnitzwerke," sagt Kugler a. a. O. Seite 203, „findet man in der Nikolaikirche zu Stralsund. Sie ist diejenige unter sämmtlichen pommerschen Kirchen des 14. Jahrhunderts, welche die reichste und edelste Entfaltung der Architektur des Innern zeigt. Ihre ganze Anlage deutet darauf hin, daß sie der frühern Zeit des 14. Jahrhunderts angehört."

**) Als die Stücke ins Feuer geworfen wurden, hörte man Stimmen wie diese: „Marie thu jetzt Mirakel! Laß sehen, ob du auch verbrennen kannst!"

rottung desselben antheillos. So erwünscht ihm der Sturz der römischen Clerisei sein mochte, dennoch konnte er diese Schilderhebung für die neue Lehre unmöglich billigen. War ihm doch Luthers vernichtende Predigt gegen Karlstadts tolle Wirtschaft noch in frischem Gedächtnis, und hatte doch der große Reformator so eben erst eine neue „Vermahnung an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten," ausgehn laßen. „Welche meine Lehre recht lesen und verstehen," hieß es in dieser Schrift, „die machen nicht Aufruhr und Empörung, sie habens nicht von mir gelernt." Dennoch mußte der Vorkämpfer des Lutherthums in Stralsund erleben, daß der Reformationseifer in wilden Aufruhr umschlug, und daß das Werk des Geistes mit den Waffen des Fleisches verfochten wurde. Wie schmerzlich mochte Ketelhudts Herz von all diesen rohen Excessen getroffen werden, welche unter dem Deckmantel evangelischer Freiheit die Stadt durchtobten! „Erschrockenen Gemüths" wollte er unter die aufbrausende Volksmenge treten, um sie zur Ruhe und Ordnung zurückzuführen. Allein es war zu spät zum Löschen des Brandes; das Feuer hatte schon zu weit um sich gegriffen, und die entfeßelten Leidenschaften waren durch Worte nicht mehr zu zügeln. Als Ketelhudt seine Herberge verlaßend dem St. Johanniskloster zueilte, begegnete ihm auf dem alten Markte ein Bekannter. Der sagte, als er Ketelhudts Vorhaben erfuhr: „Ja, wenn du nicht länger leben willst, so geh! Es wird Pfeile und Steine auf deinen Kopf schneien, wenn du sie anreden und strafen wirst." Und dann schilderte er die tolle Wirtschaft im Johanniskloster und schloß mit den Worten: „Ich glaube nicht, daß es Menschen sind, sondern Teufel; denn alles zerbricht unter ihren Händen; woran sie schlagen, das fällt zusammen." Ketelhudt entsank der Muth. „Da ich solches hörte, bekennt er selbst, gieng ich ganz traurig wieder in meine Herberge und bat Gott, er möchte es zum Besten stellen." Inzwischen war der tobende Haufen vom St. Johanniskloster nach St. Brigitten fortgestürmt, wo die Raub- und Zerstörungssucht den höchsten Grad erreichte.*) Während die armen Nonnen, nach der Flucht der Priester und Laienbrüder geängstet, verhöhnt und verspottet, in den größten Nöten schwebten, saß der ausgelaßene Pöbel in der Kirche bei lustigem Feuer, das mit Bildern, Statuen und Altartrümmern angeschürt war, schmauste von den geraubten Vorräthen, jubelte und zechte. Sorglos überließen sich die fleischlichen Schwärmer ihren rohen Lüsten, während die unbewachte Flamme züngelnd an dem Gestühl hinaufleckte und zuletzt das ganze Gebäude ergriff. Nicht anders wie in den beiden genannten Klöstern gieng es zu St. Catharinen her. Auch hier hauste ein wüster Hause in ähnlicher Weise und befriedigte mit dem vorgefundenen

*) Das Brigittenkloster lag außerhalb der Stadtmauern, weshalb die Plünderer hier um so ungestörter und zügelloser hausen zu können glauben mochten.

Klostergute sein rohes Gelüsten. Endlich, nachdem der Pöbel seine Lust gebüßt hatte, senkte sich über die getümmelvolle Stadt die friedliche Stille der Nacht. Priester, Mönche und Nonnen hatten noch vor dem Einbruche der Nacht größtentheils das heillose Ketzernest verlaßen, um in den nahen Dörfern ein vorläufiges Obdach zu suchen. Nur Henning Budde, der Gardian des St. Johanniskloſters, wagte es zu bleiben, ohne daß ihm ein Leid geschah.

Erst am folgenden Tage gedachte der Rath ernstlich an seine Pflicht, dem Unfuge zu steuern. Es war am Dienstage Nachmittags, als die gestrengen Herrn auf dem Rathhause zusammentraten und durch öffentlichen Aufruf befehlen ließen, daß ein jeder am nächsten Morgen das aus den Kirchen Genommene auf den Markt bringen sollte. Wirklich zeigte sich auch das Volk am Mittwoch so weit ernüchtert, daß es allerlei hölzerne Götzen, verstümmelte Heilige und abgerißene Bilder zusammenschleppte. Aber das Andere, setzt Sastrow hinzu, woran am meisten gelegen war, blieb aus, und an Bestrafung der bekannten Uebelthäter war nicht zu denken. Mußten doch selbst ein paar schlimme Weiber, welche aufgegriffen und vor den Rath gestellt waren, schon nach wenigen Stunden wieder freigegeben werden, weil sonst ein neuer Ausbruch der Volkswuth zu befürchten stand. Die eine hieß Bandelwitz, die trat vor den Bürgermeister Johann Heye hin und redete ihn mit diesen trotzigen Worten an: „Was willstu mir, Hans Heye? Warum hastu mich holen laßen? Was hab ich gethan?“ Der Bürgermeister erwiederte: „Verziehe nur, du sollst es bald erfahren!“ und befahl, daß sie nach der Frohnerei abgeführt und ins Gefängnis gesetzt werde. Eben so ergieng es der Frau des Hans Wickbolzen. Darüber gerieth die Menge auf dem Markte in große Bewegung. Zwar die römisch Gesinnten pflichteten den Maßregeln des Rathes bei; ja sie hatten sich zum Theil mit Wehren versehen und zeigten nicht wenig Lust, einen offenen Angriff auf die Evangelischen zu wagen. Der Widerpart des Evangelii, sagt Berckmann, stand mit Messern und Hellebarden, als grimmige Löwen, die andern zu verschlingen. Allein die Evangelischen, wennschon nicht so kampfgerüstet, ließen sich nicht einschüchtern, sondern sprachen laut ihren Unwillen darüber aus, daß die beiden Frauen nach der Frohnerei abgeführt wurden. In diesem kritischen Augenblick, als sich die Menge in zwei Parteien spaltete, kam der Stadtvogt, Schröter genannt, auf den Markt geritten und trug in der Hand einen Kelch, welchen er einem der Kirchenstürmer abgenommen hatte. Das wiedergewonnene Kleinod offenbar zur Schau tragend zeigte sich der Diener der Gerechtigkeit über die Evangelischen als die Urheber der Ruhestörung sehr ungehalten und drohte, sie zu stöcken, zu blöcken und zu tödten. Da sprang Herr Ludwig Fischer, ein wolhabender und angesehener Brauherr, auf die Fischbank und rief mit lauter Stimme: „Wer beim Evangelio tot oder lebendig bleiben will, der trete hierher auf meine Seite!“ Durch diesen Ruf ver-

sammelte er eine so überwiegende Mehrzahl unter seine Fahne, daß die feindliche Minderzahl von jeder Gewaltmaßregel abstand. Die Rathsherrn, welche von den Fenstern des Rathhauses aus die ganze Scene mit ansahen, erschraken nicht wenig und besorgten sich, sie möchten nicht lebendig wieder in ihre Häuser kommen. Als sie den Grund der allgemeinen Aufregung erfuhren, gaben sie die beiden gefangenen Weiber auf der Stelle frei und suchten die aufgeregte Menge durch allerlei schöne Versprechungen zu beruhigen. Aber Herr Omnes wollte sich gleichwol sobald nicht stillen laßen. Erst um 4 Uhr Nachmittags zerstreute sich die Menge und gab dem Rathe Raum, nach Hause zu gehn.

Die geflüchteten Pfaffen und Mönche konnten nach solchen Vorgängen leicht abnehmen, daß sie sich in der so plötzlich umgewandelten Stadt nicht wieder sehen laßen dürften. An ihrer Spitze den Kirchherrn Hippolytus Steinwer, zogen sie sich zum größten Theile nach dem römisch gesinnten Greifswalde zurück. Nur die Nonnen, welche das vor der Stadt gelegene Brigittenkloster bewohnt hatten, erfreuten sich einer rücksichtsvolleren Behandlung. Da der wüthende Pöbel ihre Zellen arg zugerichtet hatte, so wurden sie am grünen Donnerstage Morgens zwischen 4 und 6 Uhr in die Stadt gebracht, wo ihnen das von seinen bisherigen Bewohnern verlaßene Dominicanerkloster zugewiesen wurde. Als die Klosterjungfrauen weinend und wehklagend bei ihrer neuen Behausung ankamen, empfieng sie Herr Franz Wessel, einer von den neugewählten acht Rathsherrn, mit verstellter Freundlichkeit, indem er die Aebtissin Margarete Sumes bei der Hand nahm und sie mit dem papistischen Gesange „Veni sponsa salvatoris“ (Komm, Braut des Erlösers) in das Kloster einführte. Sie aber bat, er möchte sich des Spottes enthalten und sie lieber mit einem Stübchen Wein bewillkommnen, worauf Herr Franz antwortete, daß es zum Trinken noch zu früh wäre. War die Oberin des Klosters so fleischlich gesinnt, daß sie unter solchen Umständen nach Wein dürstete, so läßt sich erwarten, daß es mit ihren Untergebenen nicht beßer aussah. In der That machte man nach der Zerstörung des Brigittenklosters allerlei Entdeckungen, welche den Beweis lieferten, daß man dort übel gewirtschaftet hatte. Das Kloster wurde von Mönchen und Nonnen bewohnt, deren Zellen und Gärten durch eine hohe Mauer von einander getrennt waren. Auf Seiten der Mönche befand sich die gemeinsame Küche. Waren die Speisen angerichtet, so wurden die Schüßeln für die Nonnen auf eine Rolle gesetzt, die in der Wand angebracht war, um auf derselben zu den Nonnen herumgeschoben zu werden. Indes war die Rolle so groß und weit, daß nicht nur eine Schüßel, sondern auch wol ein Mönch oder eine Nonne Platz darauf hatte. Wie oft sich die Bewohner des Klosters diese Gelegenheit zu Nutz gemacht hatten, um verbotenen Umgang zu pflegen, davon fand man jetzt die deutlichsten Spuren. Dafür war nun aber auch das Regiment der Pfaffen und Mönche für immer zu Ende, und alle zurückgeblie-

benen Spuren desselben wurden ungesäumt hinweggetilgt. Herr Franz Wessel, welcher nebst einigen seiner Collegen dazu verordnet war, Acht zu geben, daß die vorhandenen Kirchen- und Klostergüter nicht verrückt würden, konnte eine tiefe Grube — sie war 18 Ellen lang und wurde vor der Thür des Klosters im Garten bei der Grasbank gegraben — mit lauter Gegenständen abgöttischer Verehrung ausfüllen laßen. Aber alle Kleinodien waren von den Klerikern theils in der Vorahnung böser Tage schon früher geborgen, theils beim Ausbruche der Gefahr schnell bei Seite geschafft. Ihre Baarschaft, sagt Sastrow, und ihren Vorrath an Geld und Geldeswerth, auch allerlei Meßgewand und Ornat nebst einer großen Anzahl von Kelchen und Palenen, so wie viele Siegel und Briefe, welche den Kirchen und Hospitälern zuständig waren, haben sie in der Eile zusammengerafft, etliche Truhen und Kisten davon vollgepackt und dieselben verschloßen mit sich nach Greifswalde geführt. Hier versteckten sie dieselben heimlich bei Rathspersonen und vornehmen Bürgern. Nach der Hand machten sie die Kleinodien zu Geld, die Siegel und Briefe aber, welche sich auf hohe Summen erstreckten, verkauften sie denen, welche sie ausgegeben, oder deren Erben zu halbem Preise und fügten dadurch den Kirchen, Hospitälern und allen geistlichen Gütern großen Nachtheil und unwiederbringlichen Schaden zu. Auch Sastrows Stiefgroßvater, Herr Carsten Schwarz, war den Sundischen Geistlichen zur Bergung ihrer geflüchteten Güter behülflich. Noch in späten Jahren mußten seine Söhne eine Schiffskiste herausgeben, welche wol 40 Jahre lang unter seinem Bette gestanden hatte. Als Sastrow, welcher diese Kiste im Namen des Raths von Stralsund herausforderte, dieselbe auf die Schoßkammer bringen und öffnen ließ, befanden sich darin etliche sammitne Caseln und andere Meßgewänder, die mit etwas Silber und einigen Perlen geziert waren, und außerdem noch zwei silberne Crucifixe. Alle andern Kleinodien waren für immer verschwunden. Die Mönche zu St. Johannes durften als Bettelmönche kein Geld anrühren. Als aber der Gardian des Klosters, Henning Budde, auch das Feld räumen mußte, hat er kein Bedenken getragen, seines Ordens Regel in Vergeß zu stellen; denn er hat alle Baarschaft, die vorhanden war, zu sich genommen und ist davon gestrichen.

So war Stralsund die erste norddeutsche Stadt, in welcher unter dem Einfluße einer volksthümlichen Partei die Macht der römischen Hierarchie gebrochen und der Sauerteig der papistischen Satzungen zur Kirche hinausgefegt wurde.*) Leider war es dabei nicht ohne grobe Excesse und tumultuarische

*) Die Stralsunder thaten sich nicht wenig darauf zu gute, daß sie den übrigen Städten im Bekenntnisse des Evangeliums vorangegangen, und pflegten bei vorkommenden Gelegenheiten daran zu erinnern. Als Herzog Philipp 1541 zur Huldigung nach Stralsund kam, zogen ihm 300 Bürger in rother engli-

Auftritte abgegangen. Allein wenn sich auch in die Bewegung viel Unreines und Unheiliges eingemischt hatte, so war doch ihre ursprüngliche Quelle rein und lauter, und als die wilden Gewäßer, welche den klaren Bergstrom eine Zeit lang getrübt und zu Werken der Zerstörung fortgerißen hatten, sich wieder verliefen, da sproßten an seinen fruchtbaren Ufern tausend Keime eines neuen, gesunden Lebens. Da die Priester und Mönche das Feld geräumt hatten, so wurden die verwaisten Kanzeln von den evangelischen Predigern in Beschlag genommen. Ketelhudt und seine Mitarbeiter, obwol „nicht gefordert, nicht geordnet, nicht gesetzt durch Rath und Gemeine", verwalteten das geistliche Amt in den verlaßenen Kirchen nach Luthers Lehre und suchten den gehäßigen Eindruck des Geschehenen dadurch zu versöhnen, daß sie das Volk zum Gehorsame gegen die Obrigkeit ermahnten und sich als Evangelische von den Schwarmgeistern zu unterscheiden bemühten. Nachdem nun die Rathsherrn Christian Ketelhudt und seine Collegen etliche Male hatten predigen hören, so söhnten auch sie sich mit der neuen Lehre aus und bestätigten die evangelischen Prediger in den von ihnen übernommenen Kirchenämtern. Herrn Christian Ketelhudt wurde das oberste Pfarramt befohlen, welches er auch 23 Jahre, so lange er lebte, verwaltete. Nichtsdestoweniger wählte man ihn nicht zum eigentlichen Haupte der Stralsundischen Kirchendiener, weil seine Lehre und sein Leben zu manchen Ausstellungen Veranlaßung gab. Da er nur von etlichen Bürgern auf den Predigtstuhl gehoben war, so bezog er anfänglich keine Besoldung. Er sah sich daher genötigt, seinen täglichen Unterhalt aus dem Weinkeller und König-Artus-Hofe*) zu suchen, wo er den ganzen Tag gute

---

scher Kleidung mit schwarzem Sammt entgegen, an ihrer Spitze die beiden Bürgermeister Christoph Lorbeer und Franz Wessel. „Den rydeknechten", so erzählt der Biograph des letztern, „weren disse Bockstauen vp de mowen (Aermel) geneyet: G. W. B. E. dat ys: Gades wordt blifft ewichlick; wente (denn) de Sundeschen weren vnder allen Wendeschen Steden de ersten Bekenner des Evangelij." Freilich wurde Stralsund dafür von den ausgewiesenen Pfaffen als der Sitz der „verfluchtesten Ketzerei" verschrien. So sangen sie z. B.

Sund, strunt! du makest idt to bunt,
Du davest (tobst) wo (wie) eyn vrasich (rasend) hund
Mit allen dinen werken!
Mit roven stelstu dat geistlicke gut
Und schyndest de hilgen kercken!

*) Der König-Artus-Hof, auch Arenshof genannt, war ein öffentliches Gebäude, worin der Rath fremden Gesandten und vornehmen Gästen Herberge und Bewirtung zukommen ließ. Der Arenshof wurde aber auch als Wirtshaus besucht und häufig zur Ausrichtung von Hochzeiten und andern Gelagen benutzt.

Gesellschaft und einen freien Wirt bekam. Dadurch gewöhnte er sich aber so sehr ans Zechen, daß er es an den notwendigen Studien fehlen ließ. Zuletzt machte er sich gar mit einem Juden, von dem er die Hebräische Sprache lernen wollte, so gemein, daß er sich ihm gänzlich anvertraute, sich von ihm zu jüdischen Irrthümern verführen ließ und dieselben auf die Kanzel brachte. Das veranlaßte den Rath, sich nach einem qualificirten Superintendenten umzusehen, welcher denn auch in der Person des Johann Knipstrow gefunden wurde. Knipstrow war der erste, welcher zum Sunde den Titel eines Superintendenten führte, während man dem verdienstvollen Reformator den Titel eines pastor primarius (Hauptpastor) beilegte. Auch hatte man Herrn Christian Ketelhudt so weit in Ehren, daß er nach seinem Tode (1546) in der Grabschrift, welche man nebst seinem Bilde in der Nikolaikirche dem Predigtstuhle gegenüber anbrachte, Repurgator ecclesiae Sundensis (Reiniger der Sundischen Kirche) genannt wurde.*) Herr Johann Knipstrow, welcher als Superintendent Ketelhudts Vorgesetzter wurde, war ein sehr bescheidener und glimpflicher Mann und brachte mit seiner Sanftmuth den irrenden Amtsbruder bald wieder zurechte. Beide hielten sich miteinander friedlich. Herr Ketelhudt, an welchem in der Folge keine Irrthümer wieder vermerkt wurden, misgönnte es dem Knipstrow nicht, daß er Superintendent war, und Herrn Knipstrow war es nicht zuwider, daß Ketelhudt vor ihm ins Amt gekommen war und pastor primarius blieb. Denn beide waren ohne Ehrgeiz und lebten mit einander als Brüder.

Allgemach kamen auch die Landesfürsten zum rechten Verstande des Evangeliums und lernten einsehen, daß die Lehre der evangelischen Prediger und der hinterpommerschen Schwärmer nicht einerlei sei. Derwegen entfreiten sie denn auch die evangelischen Prediger aller Ungnade und Gefahr und gestatteten ihnen, überall frei ihr Amt auszurichten. Auch der Stadt Stralsund zürnten sie nicht länger wegen der dortigen Umwälzung. Noch im Jahre 1525 ritten die beiden Herzöge Georg und Barnim mit 400 Pferden in die Stadt ein, empfiengen die Huldigung der Bürger und versprachen dagegen, daß sie die ihnen als Kirchenpatronen zugefügte Beleidigung nicht rächen wollten. Mit der ausgewiesenen Geistlichkeit verglichen sich die Stralsunder dahin, daß ihr diejenigen Forderungen gewährt werden sollten, welche sie auf dem Rechtswege durchsetzen könnte. Der Kirchherr Hippolytus Steinwer wandte sich nun ans kaiserliche Kammergericht, und es wurde auch soweit procedirt, daß ein Zeugenverhör angestellt wurde. Die kaiserlichen Commissarien kamen nach Greifs-

*) Berckmann nennt ihn Seite 97 „den Sundischen Apostel und Fundamentalleger des h. Evangelii" und erzählt, daß bei seinem Begräbnisse zum ersten Male nach 22 Jahren mit allen Glocken der Stadt geläutet sei.

walde und citirten dorthin von Stralsund wol 60 Personen, Bürgermeister, Rathsherrn, Bürger, Prediger, welche sämtlich als Zeugen vernommen werden sollten. Der Kirchherr ließ es sich viel kosten, um über seine Gegner den Sieg zu erringen, wobei ihn die ausgewichenen Pfaffen mit dem Gelde unterstützten, das sie aus den mitgenommenen Siegeln und Briefen gelöst hatten. Dennoch kam er nicht zum Ziele. Unerwartet wurde er eines Tags tot gefunden, und wie man sagte, so sollte er sich erhängt haben aus Mistrost darüber, daß es nach seinem Willen nicht fortgehn wollte. Damit hat der Proceß ein Ende genommen, und die ärmern der entflohenen Pfaffen sind allgemach wieder nach dem Sunde gezogen, um hier durch Winkelmessleserei ein kümmerliches Dasein zu fristen.

So waren die argen Zerwürfnisse der Hauptsache nach wieder ausgeglichen. Nur für den Bürgermeister Nikolaus Smiterlow hatte noch immer die Stunde der Rückkehr nicht geschlagen. Als endlich die Stralsundischen Bürger von der Trunkenheit, zu der sie sich durch Roloff Moller und seine Bundesgenoßen hatten verführen laßen, völlig nüchtern wurden, hätten sie wol gewollt, daß Smiterlow in der Stadt geblieben wäre. Denn sie sahen nun ein, daß die Sachen, um derentwillen er fortgezogen, und was in seiner Abwesenheit getrieben worden, übel gerathen waren. Auch stand Smiterlow bei den beiden Landesfürsten in großer Gunst, da ihnen von der Nürnberger Reise her und auch sonst von ihrem Vater seine Tüchtigkeit, Unschuld und Aufrichtigkeit genugsam bekannt war. Deshalb hatten sie schon bei der Huldigung darauf gedrungen, daß der Verbannte wieder in sein Amt gesetzt würde. Dieß geschah denn auch endlich am Tage Vincula Petri, den 1. August 1526, an welchem Herr Nikolaus Smiterlow wieder in die Stadt gezogen ist. Roloff Moller, welcher mit den Achtundvierzig zerfallen vor dem alten Bürgermeister entweichen mußte, hat sich etliche Jahre zu Stettin aufgehalten, bis ihm mit Bewilligung Smiterlows erlaubt wurde, in seine Vaterstadt zurückzukehren. Doch hat er nicht lange mehr gelebt, sondern ist schon vierzehn Tage nach seiner Rückkehr „vor Grämnis" gestorben. Eine fast poetische Gerechtigkeit!

Fünftes Kapitel.

Sastrows Mutter zieht zu ihrem Manne nach Stralsund, während er selbst zu Greifswalde bleibt und die dortige Schule besucht. Wie Sastrow dem Maigrafen den Kranz vorführt. Schreckliches Ende des Greifswalder Bürgermeisters Dicke Bohle. Sastrows Reise nach Stettin, wo er einen gefährlichen Fall thut. Bertram Smiterlows ältester Sohn Claus wird Sastrows Hausgenoße und Schlafcammerad. Dessen verzweifelte Schalkheit verursacht Sastrows Entfernung von Greifswalde. Des gottlosen Claus Smiterlow unglückliches Ende.

Sastrows Vater, der sich noch immer zu Stralsund aufhielt, wäre gern längst nach Greifswalde in sein Haus und zu seinem Geschäfte zurückgekehrt, allein der Hartmannsche Anhang war durch nichts zu bewegen, dazu seine Einwilligung zu geben. Da nun die beiden Eheleute nicht länger getrennt leben, sondern wie es einem frommen Paare gebührt, die Last der Haushaltung gemeinsam tragen wollten, so mußte sich Frau Sastrow endlich entschließen, ihrem verbannten Eheherrn nachzuziehn. Nachdem sie also ihr Haus zu Greifswalde vermiethet hatte, brach sie im Frühlinge 1528 von da auf und begab sich nach dem Sunde, wo ihr Mann inzwischen ein altes, baufälliges Haus gekauft und das Bürgerrecht erworben hatte. Die Kinder folgten natürlich der Mutter, nur unser Bartholomäus blieb in Greifswalde, um hier seine weitere Ausbildung zu erhalten. Er wurde von seinem Stiefgroßvater, Herrn Carsten Schwarz, ins Haus genommen und bekam in der Person des Georg Normann, der von der Insel Rügen gebürtig war und später im Dienste des schwedischen Königs sein Leben beschloß, einen tüchtigen Lehrer. Nichts desto weniger machte er nur geringe Fortschritte; denn er hatte die Pferde lieber als die Bücher, und brachte mehr Zeit damit hin, spazieren zu reiten und mit seinem Großvater, der damals Kämmerer war, auf die der Stadt gehörigen Dörfer zu fahren, als zu studiren. Was Wunder, wenn er es in der Gelehrsamkeit nicht weit brachte! Aber obgleich er frei von lästigem Schulzwanze sich noch des vollen Glücks einer heitern, harmlosen Jugend erfreute, sollte er doch schon manche ernste Erfahrungen machen. Er selbst hat uns folgende Erinnerungen an seine Greifswaldische Schulzeit aufgezeichnet. Es lebte damals in Greifswalde ein Bürgermeister Namens

Vicke*) Bole, dessen Geschlecht auf der Insel Rügen ansäßig war. Sein Vetter hieß Sturnik Bole und diente damals bei ihm als Junge. Vor seinem Bürgermeisterstande war Vicke Bole gut evangelisch gewesen und hatte den Patron aller evangelischen Prediger gespielt. Als er aber in dem gut römischen Greifswalde auf den Bürgermeisterstuhl erhoben wurde, wechselte er plötzlich die Farbe und wurde den evangelischen Predigern eben so feind, als er ihnen zuvor freund gewesen war. Bartholomäus Sastrow war Zeuge, wie der abtrünnige Bürgermeister sich eines Tages im Rausche die losesten Reden gegen seine früheren Schützlinge erlaubte. „Ich bin dabei gestanden", so erzählt er, „und habe mit angehört, daß er in der untersten Compagnie, darin er Altermann war, als solcher und auch als Bürgermeister oben an saß und das breite Wort allein hatte," und dann beschreibt er erst in anschaulicher Weise des Mannes ganze Weise, ehe er den angedeuteten Vorfall berichtet. Da Herr Vicke Bole einige Feldzüge mitgemacht hatte, so pflegte er, wenn er trunken war, von nichts anderem als von Kriegsläuften zu reden, und um sich hervorzuthun, wollte er alsdann nur hochdeutsch sprechen, während doch damals die gewöhnliche Umgangssprache das Plattdeutsch war. Als nun an jenem Tage der Wein wieder hochdeutsch aus ihm redete und zwar über das alte Thema, über seine Kriegsthaten, hieß er die Spielleute, Pfeiffer und Trommelschläger vor sich kommen und fragte sie, ob sie auch ein Feldgeschrei machen könnten? Die sagten Ja und pfiffen es daher aus dem höchsten Tone. Da rief der Herr Bürgermeister gar trasonisch (trotzig) aus: „Das sind Kerle, die man in Scherz und Ernst brauchen kann! Da steht Knipstrow zum Stralsunde auf der Kanzel: Pah, Pah, Pah! was ists mehr? Wenns zum Ernste gerathen sollte, wüßte er nicht einmal ein Feldgeschrei zu machen! Wozu ist er denn nütze?" So redete er hoch her und brüstete sich wie ein fetter Wanst. Aber wie gings ihm? Nach dem Worte des 73. Psalm: „Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken."**) Es war am 1. Mai 1528, als der berauschte Bürgermeister so übermüthige Reden führte, und ehe der Tag zu Ende gieng, war er nicht mehr. Herr Bertram Smiterlow sollte an diesem Tage mit seinem Rathmannskranze in den Mai reiten, und unser Bartholomäus Sastrow, dem seine angesehene Verwandtschaft allerlei Vergünstigungen einbrachte, mußte ihm als Schildjunge den Kranz vorführen.***)

*) Eine andre Form für Fick, das aus Victor zusammengezogen ist.

**) Sastrow setzt folgendes lateinisches Sprichwort hinzu: In fine videtur, cujus toni, d. h. am Schlußton erkennt man die Tonart des Stückes.

***) Das Maireiten ist ein uraltes germanisches Fest, dessen Wurzeln ins Heidenthum zurückreichen. Nach den von J. Grimm in seiner deutschen Mythologie mitgetheilten Forschungen bestand die Feier desselben bei den Schweden und Gothen darin, „daß in den stätten die oberkeit den ersten Tag meiens zwei

Der Bürgermeister Vicke Bole ritt neben dem jungen Rathmanne und machte diesem zu Ehren oder vielmehr ihm selbst zum großen Ansehn mit Knechten und

---

geschwader reuter von starken jungen gesellen und männern versammeln läßt, nicht anders, als wolt man zu einer gewaltigen Schlacht ziehen. Das ein geschwader hat einen rittmeister, welcher unter dem namen des Winters mit viel pelzen und gefütterten kleidern angethan und mit einem winterspieß bewapnet ist: der reitet hoffertig hin und wieder, wirft schneeballen und eisschemel von sich, als wolte er die kelte erlängern, macht sich ganz unnütz. Hergegen hat das ander geschwader auch einen rittmeister, den heißt man den Blumengrafen, der ist von grünem gezweig, laub und blumen bekleidet, auch mit andern sommerkleidern angethan und nicht fast wehrhaft, reitet mit sampt dem winterhauptmann in die stadt ein, doch ein jeder an seinem besondern ort und ordnung, halten alsdann ein öffentlich stechen und turnier, in dem der Sommer den Winter überwindt und zu boden rennt. Der Winter und sein gefolge werfen um sich mit asche und funken, das sommerliche gesinde wehrt sich mit birkenmeien und ausgeschlagenen lindenruten; endlich wird dem Sommer von dem umstehenden volk der sieg zugesprochen." Soweit Grimm Seite 448 nach der Historia gent. Septtr. von Olaus Magnus. „Dieses Maireiten", fährt er dann fort, „war nun auch in Niedersachsen althergebracht, und Nachrichten über das Stattfinden der Maifeier finden sich unter andern Orten z. B. von Cöln, von Greifswald, von Stralsund, von Hildesheim." Nach den Jahrbüchern für meklenburgsche Geschichte VII, 182 finden sich auch in Wismar Spuren desselben Festes. „Noch heut zu Tage", heißt es an dem angegebenen Orte, „wird zu Rogate, an welchem Sonntage die sogenannte große Rathspredigt gehalten wird, die Marienkirche mit frischgemähetem Gras und Blumen bestreut. Früher wurden zum Pfingstfeste laut alter Rechnungen auf Kosten des kirchlichen Fonds ganze Wagen voll Maienzweige angefahren und Kirchen und Thüren damit geschmückt. In gleichem Schmucke prangte das Rathhaus, jeder Einwohner zierte Thür und Hausflur damit aus u. s. w. Es wird sodann weiter ausgeführt, daß auch das Vogelschießen mit dem altgermanischen Maifeste nahe verwandt sei. In Schröders Kurtzer Beschreibung der Stadt Wismar heißt es Seite 134: „Es haben dermalen (im 14. Jahrh.), und zwar in der Pfingstwoche, gemeiniglich alle Jahre die von der Papageiengesellschaft vor dem löblichen Thore den Vogel abgeschoßen. Wenn dieses geschehen sollen, haben die Gesellschafter neben dem ganzen Rath im Compagnie-Hause sich eingestellt und sich in folgender Ordnung nach dem Schießort begeben: 1) haben 2 Bürgermeister-Diener einen aufs beste geschmückten Knaben auf einem Pferde geführet; 2) haben die Herren Bürgermeister den König begleitet, hierauf ist 3) der ganze Rat gegangen, nach diesem zween Schaffner, die den also genannten Maigraffen mitten inne gehabt, und hierauf haben 4) die gesammten Glieder der Gesellschaft den Schluß gemacht." An das Schießen schloß sich ein Tanz, „da denn der neue König nebst dem alten den ersten Tanz gethan. Den andern Tanz hat der Maygraf mit seinen Zugeordneten gehalten." Weiter: „Des Tags nach dem Schießen hat der neue König seine Krude (Gasterei) geben müßen, welches 1379 nichts mehr gewesen, als eine Tonne

Gäulen, deren er stets 3 oder 4 auf der Streu hatte, ein großes Gepränge. Es war ein kaltes Frühjahr, so kalt, daß den 1. Mai noch kein Läublein auf

---

Bier oder Mumme und Kuchen mit Engefer" (Ingwer). Endlich: „An dem Tage wenn der eine König tractiret, hat man einen neuen Maygrafen aufs folgend Jahr erwählet, der nach dem König allenthalben der vornehmste im Spiel gewesen." Aus dieser Schilderung ergiebt sich deutlich, daß auf den alten Stamm des ursprünglich heidnischen Frühlingsfestes schon im 14. Jahrh. ein neues Reis gepfropft wurde. Als bei der Entwickelung des Städtewesens die Vertheidigung gegen äußere Angriffe immer mehr ein Hauptaugenmerk der bürgerlichen Erziehung werden mußte, verband man mit der heitern Frühlingsfeier den Ernst der Waffenübung, welche bald Hauptzweck des Festes wurde, während die ursprünglichen Elemente desselben immer mehr zu einem untergeordneten Beiwerk herabsanken, wie jetzt umgekehrt bei den Schützenfesten das Schießen Nebensache, dagegen das Eßen und Trinken Hauptsache ist. So bekam denn das Maireiten seit dem Ende des 13. Jahrh. in den großen Städten eine ganz neue Gestalt und Bedeutung. Es geschah in voller Rüstung und war eine Art Musterung der berittenen gerüsteten Bürger, nach Art der Ritter, mit denen sich die Städter oft zu meßen hatten. Die Theilnahme am Maireiten wurde nun zur ersten Bürgerpflicht. Berckmann erzählt S. 211: Anno 1474 sollte Arndt von Rode in den Mai reiten. Er zog aber nach Rostock trotz vorhergegangener Warnung des Rathes. Da ließ dieser ihn vorladen und sagte ihm: „he scholde willköhr der stadt dohn vnd wedder denen (dienen) mit 60 mk vnd riden des sondages vor Viti in dat meien vnd holden de olden beleuinge na alse vor." Auch bei der neuen, kriegerischen Bedeutung, welche das Maireiten gewonnen hatte, behielt man einige symbolische Stücke von der ursprünglichen Frühlingsfeier bei. So den „aufs beste geschmückten Knaben", welcher dem Maigrafen den Kranz, das Zeichen seiner Würde, vorführen mußte. Zu bedauern ist es, daß in den Wismarschen Nachrichten das Kostüm und das Amt oder die Verrichtungen dieses Knaben nicht näher angegeben sind; denn dann ließe sich daraus auf die Rolle schließen, welche Sastrow bei dem Maireiten in Greifswalde spielte. Wie die meisten derartigen Feste der Erwachsenen, so wurde auch dieses von der Jugend nachgeahmt. Auch die Schulknaben feierten im 16. Jahrh. eine Maigrafenfahrt und wählten sich einen Maigrafen. In dem Pommerschen Visitationsrecesse vom Jahre 1563 wird dieses Schulfest gesetzlich geordnet. Die liebe Jugend soll nach alter Gewohnheit vom Schulmeister und seinen Gesellen herausgeführt werden. Jeder nimmt sein Eßen und sein Fläschlein Bier mit. Gegen Abend wird ein Knabe zum Maigrafen erwählt, mit Kränzen geziert und mit ehrlichen Gesängen in die Stadt, um den Markt und zu Haus geführt „Dann mögen die Eltern des Maigrafen dem Schulmeister, seinen Gesellen und, wo sie wollen, den Predigern und andern, so in den Kirchen singen und figuriren helfen, eine Malzeit geben oder sie folgenden Tages laden. Jedoch daß nicht mehr als auf einen Tisch angerichtet werde. Wo aber hierüber Misbrauch oder Steigerung wieder einreißen wollte, so soll die Maigrafschaft hiermit ganz abgeschafft sein."

dem Baume saß und kein Gräslein aus der Erde sah. Die Festgesellschaft hätte zur Ausführung ihres Vorhabens (wenns dem lieben Gott gefällig gewesen wäre) gern beßeres Wetter gehabt; denn eben beim Ausreiten fieng es an zu schneien, und der Schnee fiel wol Enkels hoch, so daß man nur eilte, wieder zur Stadt und in die warme Stube zu kommen. Als man nun dem Maigrafen wie gebräuchlich den Kranz vorgebracht hatte, ritt ein jeder nach Hause. Auch der Bürgermeister Vicke Bole kehrte heim, fühlte sich aber, vor seinem Hause angekommen, plötzlich so hart vom Stuhlgange bedrängt, daß er es nicht abwarten konnte, bis ihm der Gaul von einem Knechte abgenommen wurde. Er reitet daher vor den Knechten auf den Hof, dem Stalle zu, läßt den Gaul in seinen Raum gehen und eilt nach dem heimlichen Gemache. Vor demselben stürzt er nieder. Als die Knechte bald nachfolgen, finden sie ihn tot am Boden liegen. Das Gerücht setzte hinzu, der Hals sei ihm umgedreht gewesen und das Angesicht habe nach dem Rücken zu gestanden. So sah das Volk in dem plötzlichen Tode des abtrünnigen, dem Evangelio feindseligen Mannes ein Gottesgericht, und unser Bartholomäus, der die losen Reden, welche der Verstorbene noch kurz vor seinem Ende führte, mit angehört hatte, nahm sich daraus die Lehre, daß mit Gott und seinem Worte übel zu scherzen sei.

Ein Jahr später sollte unser junger Held Stettin, die Hauptstadt des Landes, kennen lernen. Auch dieses Vergnügen wurde ihm wieder durch seine angesehene Verwandtschaft zu Theil. Im August des Jahres 1528 war zwischen dem Churfürsten von Brandenburg und den Herzögen von Pommern durch Vermittlung der Herzöge Erich und Heinrich von Braunschweig ein Erbvertrag zu Stande gekommen, der den Landständen zur Bestätigung vorgelegt werden mußte. Deshalb wurden dieselben auf St. Galli Tag (den 16. October) nach Stettin verschrieben. Zu diesem Landtage wurde von Greifswalde der Bürgermeister Caspar Bunsow abgesandt, der ein Geschwister Kind von Sastrows Mutter war und den neunjährigen Neffen zu seinem Begleiter erkor. „Mein Ohm," so erzählt er selbst, „nahm mich mit als einen Folgejungen oder, proprie zu reden, als einen Spelvogel, und daß ich mich etwas fürsehn sollte." Wie not ihm Vorsicht thue, sollte der kleine Wildfang auf dieser Reise gewahr werden. In Stettin angelangt, wurden die beiden Greifswalder Gäste von ihrem Wirte in dessen Garten geführt, der wol eingerichtet und ausgeschmückt war. Der Besitzer hatte darin einen schönen Karpfenteich und hart daran eine Burg, die man inwendig bestieg, um sich der Aussicht zu erfreuen. Als nun die Herren oben auf der Burg standen und an den Karpfen unten im Teiche ihre Lust schauten, klimmte auch ihr kleiner Begleiter zum Fenster hinauf, um zuzusehn. Ueber dem entzückenden Anblicke, den er auf Garten, Teich und Fische genoß, vergaß er ganz die drohende Luke, die dicht hinter ihm lag, und als er wieder hinuntersteigen wollte, stürzte er rück-

wärts die Stiege hinunter. Der Fall war so gefährlich, daß es männiglich Wunder nahm, daß er nicht den Hals oder zum wenigsten einen Schenkel oder einen Arm gebrochen hatte. Aber durch den Dienst der h. Engel war er unversehrt geblieben.

Um diese Zeit nahm Sastrows Großvater, Herr Karsten Schwarz, noch ein zweites Großkind in sein Haus auf, nämlich den ältesten Sohn jenes Bertram Smiterlow, den wir oben als Maigrafen kennen lernten, und jener Barbara Schwarz, die Sastrows Pathin und eine Halbschwester seiner Mutter war. Man sollte denken, die beiden Vettern würden gut zu einander gepaßt haben; aber kaum läßt sich eine größere körperliche und geistige Verschiedenheit denken, als zwischen diesen beiden Geschwister-Kindern. Claus, so hieß der junge Smiterlow mit Vornamen, war erst fünf Jahr alt, als er in das großväterliche Haus aufgenommen wurde, aber dennoch war er länger und stärker von Gliedern, als der ältere Bartholomäus. Was aber noch mehr auffiel, als die ungewöhnlich frühe Entwickelung seines Körpers, war eine für dieses Alter seltene Bosheit und Schalkheit des Geistes. Claus Smiterlow war schon in seinem fünften Jahre ein verzweifelter Bösewicht, der den Kindern in der Nachbarschaft viel Gewalt und Ueberlast that und an jederman seinen Muthwillen ausließ. Da er nun von seinem verblendeten Vater nicht allein nicht gestraft, sondern in seiner Bosheit und Schalkheit noch gestärkt wurde, indem jener den ungezogenen Buben gegen die klagenden Nachbarn mit großer Rauheit in Schutz nahm, so fürchtete der Großvater, durch die bösen Streiche seines Enkels möchte es zuletzt zwischen dem Vater und dessen Nachbarn zu großem Zwiespalt, ja zu Mord und Totschlag kommen. Um das Schlimmste zu verhüten, nahm er den jungen Galgenvogel zu sich. Unserm Bartholomäus, der bei aller jugendlichen Fröhlichkeit und Ausgelaßenheit doch ein gutmüthiger Knabe war, brachte der neue Hausgenoße keinen Gewinn; vielmehr hatte auch er unter der Ungezogenheit und Bosheit desselben zu leiden.

Ein einziger Zug, den er uns erzählt, wird uns dieß hinlänglich veranschaulichen. Claus Smiterlow schlief bei ihm in der Kemnate*) auf einem Bette. Als die beiden Knaben nun eines Morgens aufstanden und beide auf einer hohen Kiste, die am Ende des Bettes stand, sich ankleideten, wurde Bartholomäus von dem boshaften Vetter plötzlich ohne alle Ursache und auch ohne Vorwort (vorhergegangene Warnung) so heftig vor die Brust gestoßen, daß er rücklings von der Kiste hinunterstürzte und abermals einen sehr

*) Kemnate oder Kemladen ist keineswegs so viel als Kammer. Vielmehr wird damit das ganze auf dem Hofe an das Haupthaus angebaute Hintergebäude bezeichnet, wohin sich die Familie zurückzog, wenn sie für sich sein wollte, während das Vorderhaus dem Handelsgewerbe gewidmet war.

gefährlichen Fall that. Solche Streiche, die schlechterdings aus boshaftem Muthwillen entsprangen, vollführte der schalkhafte Bube alle Augenblicke; denn er war gewöhnt nichts zu unterlaßen, was ihm in seinen boshaften Sinn kam. Eines Tages richtete der Großvater ein großes Nachtmahl an, wozu er nicht nur alle seine Kinder, sondern auch andere Freunde einlud. Auf den Abend, als die Knechte der Gäste kamen, um ihren Herrn die Leuchte zu bringen, und zusammen beim Feuer saßen, gieng der junge Lecker zu ihnen und brauchte gegen sie allerlei Schalkheit. Die Knechte fürchteten den Vater und ließen alles vorüber gehn. Zuletzt unterstund sich der dreiste Bube, einem der Knechte nach dem andern den Brumm zu schlagen (ein Kinderspiel, wobei ein Kind des andern Lippen berührt, so daß ein brummender Ton erfolgt.) Diesen Muthwillen trieb er so lange, bis einer der Knechte ihn aufs Maul schlug. Sofort lief der verzogene Sohn in die Stube, klagte die ihm widerfahrene Beleidigung dem Vater und sagte ihm, welcher Knecht ihm die Maulschelle gegeben hätte. In der Nacht, als das Banket geendigt war, die Gäste aufstanden, um nach Hause zu gehn, die Laternen angezündet wurden und Herrn und Knechte in tiefem Frieden und ohne daß jemand etwas Böses ahnte auf die Gasse traten, entblößte Herr Bertram Smiterlow seinen Taßhaken, den er an der Seite trug, und hieb dem Knechte, der seinem ungezogenen Sohne die wolverdiente Züchtigung hatte zukommen laßen, während derselbe arglos vor seinem Herrn die Laterne hertrug, eine greuliche Wunde in die Schulter hinein. Diese unbegreifliche Verblendung des Vaters diente nur dazu, den bösen Buben völlends zu verderben, aber auch, dem heller sehenden Großvater immer größere Besorgnisse einzuflößen. Er fing an zu fürchten, daß das Zusammenleben mit dem bösen Vetter für unsern Bartholomäus die nachtheiligsten Folgen haben könnte, und beschloß daher, diesen aus seinem Hause zu entfernen und nach dem Sunde zu seinen Eltern führen zu laßen.

Ehe wir aber den von seinem gefährlichen Haus- nnd Bettgenoßen befreiten Knaben in die neue Heimat begleiten, werden wir uns gern erzählen laßen, was für ein Ende jener Claus Smiterlow nahm, dessen Erziehung mit der der Söhne Elis die größte Aehnlichkeit hatte. Auf dieselbe Sünde mußte auch dieselbe Strafe folgen. Da der junge Galgenvogel in bösem Muthwillen aufwuchs, und sein Vater ihn wegen seiner Bubenstreiche nicht allein nicht strafte, sondern vielmehr Gefallen daran trug, so konnte der Lohn, der auf solche Kinderzucht gehört, nicht ausbleiben. Als Claus Smiterlow, bei 27 Jahr alt, einsmals gen Rostock reiten wollte und zum Röversha-gen über Nacht blieb, zog nach ihm ein Wagen mit Kaufleuten in denselben Ort ein. Da sie aber bei diesem Menschen, dessen bösen Kopf sie wol kannten, nicht sein wollten, so begaben sie sich in einen andern gegenüber liegenden Krug. Einer von den Kaufleuten hatte einen Hund, welcher in den Krug

lief, darin Smiterlow war. Dieser band den Hund an, als wäre er sein eigen. Den andern Morgen als die Kaufleute aufbrechen wollten, suchte der Eigenthümer seinen Hund und fand ihn bei Smiterlow, der auch aufgesessen war und den Hund am Stricke mit sich führte. Der Kaufmann forderte das Thier zurück, Smiterlow wollte es aber nicht fahren laßen, sondern zuckte sein geladenes Rohr auf den Herrn des Hundes. Dieser aber, der auch bewaffnet war, wurde zum ersten fertig und schoß den Angreifer oben am Leibe durch den Schenkel. Der Verwundete ritt wol kümmerlich nach Rostock, wo er verbunden wurde; aber schon nach wenig Tagen verschied er, ohne daß weder Hund noch Hahn danach krähte. Der Kaufmann zog seiner Straßen und kam davon.

Sechstes Kapitel.

Sastrows Erlebnisse zu Stralsund. Seine Mutter wird zweimal von der Pest befallen. Wie Sastrows Vater sein Haus zurecht baut und sich dann von zwei Trödelweibern schändlich betrügen läßt. Zwei langwierige Processe, deren Verlauf und Folgen.

Es war im Jahre 1529, als Bartholomäus Sastrow in sein elterliches Haus zurückkehrte und gleich seinen übrigen Geschwistern in dem mächtigen, volkreichen Stralsund eine zweite Heimat fand. In demselben Jahre, in welchem der neunjährige Schüler die neue Vaterstadt betrat, brach hier eine pestartige Krankheit aus, welche viele Leute hinraffte. Es war dieß der sogenannte englische Schweiß, eine ansteckende Seuche, welche schon im Jahre 1528 die Runde durch England gemacht hatte und im Jahre 1529 auch nach dem Continente kam. Am 25. Juli 1529 trat sie zuerst in Hamburg auf, von wo sie ihren Weg durch alle größeren Städte des Nordens nahm. In einer alten Hamburger Chronik heißt es: „dar storuen binnen Hamborch in 4 effte 5 weken meer den dusent mynschen, vnde de suke toch vorth auer alle dudesche landt alse eyn blixem (Blitz), so dat dat folk ser erschrocken ward." Der Lübecker Chronikant Reimarus Kock erzählt: „Düße Plage ging mit der hast in dat Meckelnborg, Pomern, Preußen, Pahlen, Lyfflandt, Rußlandt und in Süden und Westen ower gantz Düdesklandt." Kantzow endlich, der Stralsundische Geschichtsschreiber, berichtet in seiner Pommerschen Chronik: „Umb disse tit (August 1529) quam eine erschreckliche tidinge (Zeitung), wo dat eine nige (neue) krankheit sick hedde tho Hamborch erhafen, de Schwietsucht edder Engelische schwiet geheten; denne vth Engelland was se gekamen. Desulfe flog jlich dorch alle Stede vnd land, vnd sturuen vele lude daran, vnd war (wo) men daruan begunde tho seggen, dar was se so balde, alse de tidinge. Desulue wanckede van Hamborch na Lubeck, van Lubeck na der Wismar, van der Wismar na Rostock, van Rostock nam Sunde, vam Sunde nam Gripswolde, vam Gripswolde na Stettin vnd alle lande darvm her, vnd streiffede in einem huy ganz dudische land dorch, also dat se in vertein dagen van Hamborch na Stettin qwam." Merkwürdig ist, daß sich schon im Jahre 1528, als die

mörderische Krankheit erst in England wüthete, auf dem Continente allerlei Vorboten derselben zeigten. In der Mark Brandenburg erschienen bei großer Trockenheit ungeheure Heuschreckenschwärme; ferner bemerkte man häufige Feuermeteore, unter denen besonders ein langer, feuriger Strahl in ganz Mekelnburg und Pommern gesehen wurde. Auch von mehren Kometen wurden die Menschen erschreckt. Der Winter war so auffallend warm und gelinde, daß Johann Berckmann berichtet: „In dem 29. jare waß nen winter, men wuste van nenen froste noch winter tho seggen; sommer vnd winter was schir auerein." Im Frühjahr und im Sommer herrschte die Näße vor; auch der Herbst blieb grau und naßkalt. Die Aussicht auf eine ergiebige Ernte wurde immer trüber, die ganze Natur schien zu trauern, selbst Vögel und Fische erkrankten. Auch die Menschen wurden von krankhaften Verstimmungen befallen, welche man dem Genuße der kranken Fische zuschrieb. Selbstmorde kamen in seltener Anzahl vor. In Pommern überfiel die Menschen in der Mitte des Jahres 1529 plötzlich ein ohnmächtiges Ermatten. Die Fischer, erzählt Friedeborn, haben auf dem Waßer die Ruder fallen laßen, also daß, wenn ihnen die Gesunden nicht wären zu Hülfe gekommen, sie versaufen müßen. Der allgemeine Zustand war im höchsten Maße traurig. Da brach die tötliche Seuche herein und fuhr mit der Schnelligkeit des Blitzes in den aller Orten aufgehäuften Krankheitsstoff. Die Opfer der Verderberin waren zahllos. „Wen idt den luden anqwam," so berichtet Berckmann, „wor se gingen vnd stunden, so lede men se hen, vnd starf mennig degelick minsche jn." Binnen 24 Stunden waren die Befallenen gesund und tot. Den Verlauf der Krankheit beschreibt niemand anschaulicher, als Dr. Rhembertus Giltzheim, Leibarzt des Herzogs Heinrich von Meklenburg. „Wahrhaftige Zeichen," so lautet sein Bericht an seinen fürstlichen Herrn, „wahrhaftige Zeichen sein kreuelent (Kribbeln) im fleische bauen den armen von außwendig vnd darnach inwendig in den fyngern; dis kreuelt gleich als weren darinne amere (Funken) von glühenden kolen, aber wan eher einer queme aus grosser kelte vnd hilte die hende an eynen heissen kacheloben vnd die finger als sie duppelt wurden. Als bricht der sweis herfur vnd trit an das hertze vnd vbir die brust ye mher vnd mher." Aehnlich Kantzow: „den luden qwam krywelent jn Hande vnd bene vnd grote hitte vnd schwiet an, vnd vele, wen se nicht lange gelegen hedden, wurden van groter hitte vnd schwiet rasende. So muste men se warm holden vnd bedecken, dat se de luft nicht anflog, sust storuen se. Na den predigern was des nachts sollik ein lopent vnd ronnend mit lichten vnd luchten in der Stat (Stettin) vnd sollik ein Jamer vnd schrient, dat id wunder was vnd ock nicht anders, alse were de ganze Stat vul doden. To dem was dar eyn verlopen pape, de den krancken dranck gaff. Darvm sturfen vele lude, also dat des Morgens

keine strate edder gasse was jn der groten stat, dar nicht etlike dodenlaken vor den doren hingen, vnd was de ganze Stat nicht anders schyr wen ein lick."

Als die wüthende Seuche ausbrach, weilte unser Bartholomäus noch im großväterlichen Hause zu Greifswalde. Denn im October machte er von dort die im vorigen Kapitel erwähnte Reise nach Stettin. Der englische Schweiß machte aber schon in den vorhergehenden Monaten seine schreckliche Runde durch die nordischen Städte. Nach Lübeck kam er schon am 29. Juli, in Stettin erschien er am 31. August, in Danzig am 1. September. Bartholomäus Sastrow erlebte also diese fürchterliche Calamität noch zu Greifswalde, das eben so wenig verschont blieb als die andern Städte. Für ihn selbst war nun zwar nicht viel von der furchtbaren Pest zu fürchten; denn an der Jugend schritt sie machtlos vorüber.*) Desto mehr wurden seine Angehörigen bedroht; denn die schreckliche Seuche wüthete am meisten unter den Reichen und Vornehmen. In Wirklichkeit wurde auch Sastrows Mutter zweimal hinter einander von der Verderberin gefaßt. Weil ihr aber die rechte Pflege nicht fehlte, so ist sie beide Male glücklich genesen. Denn wer recht gewartet wurde, der starb nicht leicht, wie Kantzow ausdrücklich bemerkt. So wurde also der unersetzliche Verlust, von dem Sastrow während seiner Abwesenheit vom elterlichen Hause bedroht war, gnädig abgewandt. Erst nachdem die Krankheit völlig ausgetobt hatte, gegen Ende des Jahres 1529 scheint der in Greifswalde Zurückgelaßene seinen Eltern nachgezogen zu sein.

Sastrows Vater hatte, wie schon oben erwähnt, ein altes, baufälliges Haus gekauft, das an der „Vehrstraße" lag. Als der kleine Bartholomäus dieses alte und doch neue Vaterhaus bezog, war dasselbe noch sehr unfertig und unwöhnlich. Zu den vielen Mängeln desselben gehörte unter andern auch der, daß der Eingang hart am Sode (Brunnen) lag. Dazu kam, daß eine Bude, d. h. eine Miethwohnung darin gebaut war, in welcher ein Müller Namens Lowark (Lerche) wohnte. Dieser Mitbewohner des Hauses hatte viele und böse Kinder, welche Tag und Nacht weinten. „Des Morgens, wenn der Tag anbrach," schreibt Sastrow, mit dem Namen der Miethsleute spielend, „fingen die jungen Lerchen an zu zirren; das währte den ganzen Tag und war so arg, daß man davor weder sehen noch hören konnte. Endlich wurde der Spektakel so weit getrieben, daß mein Vater die alten Lerchen mitsamt ihren Jungen daraus jagte, die Bude einriß, das Thür-Loch vorgehen ließ und den

*) „Hir sterben keine kinder an," berichtet Dr. Giltzheim, „sunder die sterckisten, die da manbar vnd frawenspiel vben mugen, von 16 zu 60 Jarn, auch wol darüber. Die armut wirt auch hir darmit gantz vbirsehen noch zur Zeit, ane (ohne) zweiffel von gotte, sunst wuste ich nicht, wer den andern begraben solte."

Ausbau des ganzen Hauses mit Ernst, großer Arbeit und Unkosten in Angriff nahm."

Da Sastrows Eltern zu Greifswalde alles hatten zu Gelde machen müßen, so bekamen sie eine ziemliche Baarschaft, mit der sich die Kosten des Umbaus wol bestreiten ließen. Trotz der vielen Ausfälle und Unkosten, welche Herr Nikolaus durch seine Flucht und seinen Umzug erlitten hatte, galt er doch für wolhabend. Ja, von vielen Leuten wurde er „der reiche Mann in der Vehrstraße" genannt. Indes wurde der Glaube der Leute an seinen Reichthum in wenig Jahren sehr erschüttert durch einen Handel, der Sastrows Eltern viel Sorge und Unkosten verursachte und auch für die Kinder die nachtheiligsten Folgen nach sich zog.

Es lebten damals zum Sunde 2 Weiber Namens Lubbeke und Engeln, welche als die Anstifter des angedeuteten Schadens anzusehn sind. Beide wohnten in der Oltbußer Straße und kauften von Sastrows Vater, dem reichen Handelsherrn, allerlei Tücher, die sie wieder andern Leuten, man wußte nicht wem, verkauften. Auch machten sie nicht selten Anleihen von 50, 100 bis 150 Thalern, ohne zu sagen, wem zum Besten sie das Geld liehen. Wurden sie von andern Leuten gefragt, von wem sie so große Summen holten, so antworteten sie: „Vom reichen Mann in der Vehrstraße." Der Thaler galt damals 28 Schillinge Lübisch. Die Leiherinnen versprachen ihn zur bestimmten Zeit mit 28½ zurückzuzahlen. Ein ähnliches Uebereinkommen wurde hinsichtlich des Kaufgeldes der Tücher getroffen. Nun trugen die beiden Schuldnerinnen auch wol zuweilen etwas von ihrer Schuld ab; aber wenn sie etwa 100 Gulden entrichteten, so nahmen sie straks wiederum für 200 oder mehr Gulden Waare. Solcher Handel sagte Frau Sastrow gar nicht zu; denn sie fürchtete, die Unterhändlerinnen möchten ihren Eheherrn endlich betrügen, und sah wol ein, daß sein Geld ungleich mehr aufbringen würde, wenn er es zu 5 Procent auf gebührende Rente thäte. Sie flehte, bat und ermahnte ihn daher, oft sogar mit Vergießung heißer Thränen, er sollte doch mit den Trödelweibern zu handeln unterlaßen. Ja sogar die Prediger, besonders Knipstrow, zog sie ins Vertrauen, um durch dieselben auf ihren Mann einzuwirken. Allein dieser schenkte seinen beiden weiblichen Kunden einen unbegränzten Credit. Als endlich der Ausstand (die Forderung) sehr groß geworden war, wurde Herr Nikolaus selber besorgt. Er drang bei den beiden Weibern darauf, daß sie Abrechnung mit ihm hielten, und machte zu seinem Schrecken die Entdeckung, daß sie nicht 20 Gulden zu zahlen vermochten. Als er nun wißen wollte, wohin sein Gut gekommen wäre, befand sichs, daß es in die Hände zweier anderer Weiber, der Frau des Gewandschneiders (Tuchhändlers) Hermann Bruser und der Mutter des Jacob Leveling, übergegangen war. Bei der ersteren, welche einen staattlichen Wandschnitt (Tuchhandel)

führte und das Tuch im Ausschneiden wolfeiler verkaufte, als es andern Tuchgewindern (Tuchhändlern) möglich war, vermissete Herr Nikolaus Sastrow nicht weniger als 1725 Gulden, bei der andern 800 Gulden.

Als der Betrogene die beiden „Schadenträgerschen" zur Rechenschaft zog, entstand ein langwieriger Proceſs, welcher sehr tief in die Lebensgeschichte unseres Bartholomäus eingriff; denn er verhinderte die Eltern desselben nicht nur, auf seine Ausbildung diejenigen Geldmittel zu verwenden, welche ihnen ohne Führung des kostspieligen Rechtshandels zu Gebote gestanden haben würden; sondern er wurde auch die Veranlaßung, daß Bartholomäus, als er die Angelegenheit seiner Eltern am kaiserlichen Kammergerichte verfolgte, in Bahnen hineingedrängt wurde, welche er sonst schwerlich betreten haben würde. Wie folgenreich dieser Proceſs für die ganze Sastrowsche Familie wurde, deutet Bartholomäus selbst mit den Worten an: „Ich bin dadurch von meinem Studiren und mein Bruder Johannes ums Leben gekommen." Wegen der bedeutsamen Folgen dieses Rechtshandels ist es unerläßlich, denselben im Zusammenhange hier darzustellen.

Die eine der beiden Schuldnerinnen, die Frau Bruser, erbot sich anfangs mit ihrem Mann, zu bezahlen. Brusers Schwestermann, Herr Nikolaus Rode, und der Stadtsyndicus, Herr Johann Klocke, brachten zwischen den beiden Parteien einen Vertrag zu Stande, des Inhalts: Bruser sollte Sastrow Brief und Siegel geben, daß er die Schuld entrichten und dabei bestimmte im Briefe begriffene Termine inne halten wollte. Der Brief, welcher so anfieng: „Vor yedermenniglich Wy Hermann Bruser vnnd Wolbeke, mine eheliche Hausfraw, bekenne hiemit, dat ick warer witlicher (wißentlicher) Schult schuldig bin" u. s. w., wurde vom Syndicus Johann Klocke abgefaßt und von diesem so wie von Herrn Nikolaus Rode zum Zeugnis ihrer Mitwißenschaft mit unterschrieben und untersiegelt. Allein was geschah? Da der erste Termin der Bezahlung in den Aufruhr fiel, der gegen Nikolaus Smiterlow angezettelt wurde, so vermeinte Hermann Bruser, der einer der vornehmsten unter den Aufrührern war, es wäre nun sowol mit Nikolaus Sastrow als mit dessen Oheim, dem Herrn Bürgermeister, aus und widersetzte sich daher der Bezahlung, unter dem Vorwande, daß er von der Schuld nichts wüßte, und daß der Kaufhandel, den Sastrow vermittelst der beiden obbenannten Weiber mit seiner Frau getrieben hätte, wucherisch wäre. Obgleich nun diese Ausrede gegen den hellen, klaren Buchstaben seines Siegels und Briefes war, nämlich gegen die Worte: „wahrer, wißentlicher Schuld," so wurde Hermann Bruser doch in seiner Widersetzlichkeit eben durch die Männer bestärkt, welche den Brief mit untersiegelt hatten, durch Johann Klocke und Nikolaus Rode.

Ungeachtet ihrer Zusage, daß Hermann Bruser bezahlen solle, hal-

sen sie ihm mit Rath und That, sich seiner Verpflichtung zu entziehen. Besonders nahm sich seiner der Syndicus Johann Klocke an. Er saß stets mit über der Sache, brachte als ein Jurist allerlei gelehrte Opinionen mit aufs Rathhaus und überredete die andern Bürgermeister und Rathspersonen als Laien leicht, daß in dieser Rechtsfrage solche Punkte statt hätten, die für Bruser und gegen Sastrow wären. Des Nikolaus Rode Tochtermann aber, Cyriacus Eickhorst, ein geborner Westfälinger und ein Sammitkrämer, wußte den Bürgermeister Lorbeer, der damals im Rathe Factotum war, durch Verehrung etlicher Goldgulden, und die Frau Bürgermeisterin durch Bescheerung ganzer Zeugstücke so völlig auf die Seite der Bruserschen Partei zu bringen, daß nach langem Rechtsgande dahin erkannt wurde: Bruser sollte schwören, daß er vom Handel nichts gewußt habe, und beweisen, daß derselbe wucherlich wäre. Obgleich nun Herr Nikolaus Sastrow nicht in der Erwartung stand, daß Bruser so vergeßen sein sollte, wider den hellen Buchstaben seines Briefes und Siegels zu schwören, so hat dieser nichts desto weniger am nächsten Rechtstage vor dem Lübischen Baume — so heißt das Stralsundische Niedergericht von dem Lübischen Rechte, nach welchem dort gesprochen wird, und von den Schranken, welche die Parteien von den Richtern trennen — den ihm auferlegten Eid leiblich geleistet, mit Vermeldung, daß er der andern Hälfte des Spruches auch genug thun werde; weil aber seine Zeugen über See und Sand*) wären, so möge man ihm zur Vollführung seines Beweises Jahr und Tag vergönnen. Da ihm solches zuerkannt wurde, so appellirte sein Widerpart an den Rath und von da an den Gerichtshof zu Lübeck.

Für unsern Bartholomäus warf dieser ärgerliche Rechtshandel wenigstens eine angenehme Frucht ab: er verschaffte ihm nämlich das Vergnügen einer Reise nach Lübeck. Als sein Vater sich nämlich zum angesetzten Rechtstage gen Lübeck begab, machte er es, wie zuvor Herr Kaspar Bunsow in Greifswalde, er erkor unsern Bartholomäus zu seinem Reisebegleiter. So lernte dieser frühzeitig Städte und Menschen kennen, und es wurde vielleicht schon jetzt in ihm jene Wanderlust geweckt, die ihn später bis an die Ufer der Tiber und bis auf die Höhe des Kapitols führte. Uebrigens leistete Bartholomäus seinem Vater auf dieser Reise einen nicht geringfügigen Dienst. Zu Rostock übernachteten die Reisenden in einem am Markte gelegenen Gasthause „Zur Hopfenstange" genannt. Herr Nikolaus Sastrow führte einen ziemlichen Pfennig (ein gutes Stück Geld) bei sich, womit er zu Lübeck Salz, Rotscher (Stockfisch), Seife und andre Waare einkaufen und baar bezahlen

*) „Ueber See und Sand" ist terminus technicus des Lübischen Rechts für abwesend, auswärtig.

wollte. Um mehrerer Sicherheit willen hatte er die Summe in Gold umgesetzt, das er in einem kleinen Seckel in den Hosen verwahrte; denn im Lande Mekelnburg waren die Straßen zu der Zeit durch Schnapphähne und Wegelagerer sehr unsicher gemacht. Unglücklicher Weise war ihm nun zu Rostock beim Zubettegehn und Entkleiden der Seckel vor dem Bette aus den Hosen entfallen. Als die Reise am andern Morgen weiter gieng, hatte er dessen kein Acht; erst auf den Mittag, als man bis Bukow gekommen war, wurde der Geldbeutel vermißt. Herr Nikolaus Sastrow wäre gern gleich nach Rostock umgeritten, um sein Geld in der Hopfenstange zu suchen. Da aber der angesetzte Rechtstag so nahe war, daß er selbst nicht wieder umkonnte, so wußte er keinen andern Rath, als seinem Bartholomäus die Aufspürung des verlorenen Seckels zu überlaßen. Dieser brach denn auch sogleich von Bukow auf, um per pedes nach Rostock zurückzuspaziren, kam aber den Abend nicht weiter als Berkentin. Am andern Tage früh setzte er seinen Marsch fort, kam glücklich in Rostock an und gieng stracks in die Herberge nach der Kammer. Zum Glück hatten die Mägde noch nicht „gebettet" und der Seckel lag noch unberührt an seiner Stelle. Bartholomäus nahm ihn zu sich und kam noch eben zu rechter Zeit auf den Wismarschen Wagen, mit welchem er seinem Vater nachfuhr. Dieser war sehr bekümmert, als Bartholomäus länger ausblieb, als er erwartet hatte, und verwünschte es schon, ihn von sich geschickt zu haben. Desto größer war die Freude, als er nicht nur seinen Sohn, sondern seinen Seckel dazu wieder hatte.

Auch in seinem Rechtsstreite war Herr Nikolaus Sastrow zu Lübeck glücklicher als zu Stralsund. Die Herrn von Lübeck verwarfen den Spruch der Stralsundschen Richter und erkannten: Bruser solle bezahlen laut Siegel und Briefe. Dieser appellirte aber ans Kaiserl. Kammergericht zu Speier, wo die Sache etliche Jahre hingehalten wurde. Endlich wurde in letzter Instanz geschloßen und ausgesprochen: daß in erster Instanz wol gesprochen und übel appellirt, in anderer Instanz aber übel gesprochen und wol appellirt sei, und daß der Appellat, Herr Nikolaus Sastrow, die Kosten zu tragen habe.

Dieser schlimme Ausgang des langwierigen Processes wurde noch mehr verschlimmert durch eine Schelmerei, welche ein auffallendes Beispiel von der Untreue der Procuratoren am kaiserlichen Kammergerichte liefert. Obgleich der Proceß für Herrn Nikolaus Sastrow verloren gegangen war, so schrieb ihm sein Procurator Dr. Simeon Engelhardt: die Sache sei gewonnen, er möge ihm nun förderſamst zuschreiben, was ihm bei dem Proceß in allen Instanzen daraufgegangen sei, damit er das Verzeichnis der Kosten gerichtlich übergeben und um Bezahlung derselben anhalten könnte. Zugleich vergaß der Schurke nicht, seinen Clienten zu ermahnen, daß er ihn wegen seines ange-

wandten Fleißes mit einer sonderlichen Verehrung bedenken wolle. Sastrows Eltern waren über diese Nachricht herzlich erfreut und giengen arglos in die ihnen gestellte Falle. Sie schickten dem Procurator ein Verzeichnis ihrer gehabten Ausgaben und daneben auch für ihn ein gutes honorarium. Um so bitterer wurden sie nachher enttäuscht, als sie den wahren Sachverhalt erfuhren. Der Proceſs war nicht nur für sie verloren, sondern sie mußten auch noch 164 Gulden Kosten bezahlen.

Indes war mit diesem Urtheilsspruche des Kaiserlichen Kammergerichts noch nicht alles verloren; denn noch lag es der Gegenpartei ob, zu beweisen, daß der zwischen Sastrow und der Bruserschen Ehefrau getriebene Kaufhandel wucherisch gewesen sei. Es wurde nun der zweite Act des Proceſſes aufgeführt, der ebenfalls viel Zeit und Geld erforderte. Nachdem der Beweis vollzogen, eröffnet, Abschrift davon mitgetheilt, die Parteien einander gegenüber gestellt, die Zeugen verhört und alles genugsam erwogen war, wurde rechtlich erkannt, daß Bruser, weſſen er sich berühmt, nicht bewiesen habe und deshalb laut Siegel und Brief bezahlen solle. Nun war es an Bruser, zu appelliren. Er gieng zuerst an die Herrn von Lübeck, und als diese das Stralsundische Urtheil bestätigten, an das Kaiserl. Kammergericht. Weil er aber dem Lübischen Privilegio nicht genug gethan, wurde er mit seiner Appellation nicht angenommen, sondern in die Kosten verurtheilt.

Nun schlug Bruser einen andern Weg ein, um sich aus der Klemme zu ziehn. Damit sein Gegner ja nichts von ihm bekommen könnte, so schwor er juramentum paupertatis, d. h. er gab sich eidlich für arm aus. Doch steuerte er seine Tochter gleich eines Bürgermeisters Tochter mit Perlen und Geschmeide aus. Ja, als er während des Proceſſes, ehe noch das Urtheil gesprochen war, wol merkte, daß die Sache übel für ihn ablaufen werde, so verkaufte er sein eines Haus an Heinrich Stein, und als in seinem Wohn- und Weinhause und seinen andern Gütern die Execution vorgenommen werden sollte, so opponirte sich sein Schwestermann, Herr Nikolaus Rode, derselbe, welcher den Schuldbrief mit unterſiegelt hatte, und producirte gerichtlich eine dem Buchstaben nach ältere Schuldverschreibung, worin ihm Bruser alle seine Güter verhypothecirt hatte. Die Folge davon war, daß Sastrow mit Herrn Nikolaus Rode in einen neuen weitläufigen Proceſs gerieth, in welchem wieder alle Instanzen bis ans Kammergericht durchgemacht wurden. Unglücklicher Weise wurde dieses gerade in derselben Zeit, als Nikolaus Rode seine Appellation einbrachte, von den protestantischen Ständen als parteiisch recusirt. Am 4. December 1542 erschienen ihre Botschafter zu Speier vor besetztem Kammergerichte und erklärten, daß sie den Mandaten und Urtheilen desselben im geringsten nicht Folge leisten würden, bis dasselbe anders besetzt, reformirt und alle Parteilichkeit abgeschafft wäre. Also mußte man mit dem Pro-

cesse still halten und derselbe blieb 6 Jahre lang liegen, bis das Kammergericht neu besetzt war. Jetzt fuhr man in der Streitsache fort; allein das Kammergericht war mit Geschäften so überladen, daß 2 Jahre nach dem Schluß der Acten noch kein Urtheil herauszubringen war. Endlich nach 34jährigem Processiren kam es zwischen Herrn Nikolaus Sastrow und den Rodeschen Erben zu einem Vertrage des Inhalts, daß diese alles in allem 1000 Gulden geben sollten. Mit dieser geringen Summe mußte sich Herr Nikolaus Sastrow abfinden laßen, da die Hauptschuld doch allein 1725 Gulden betrug.*) Ferner hatte er Brusern 164 Gulden Kosten erstattet, während sein eigner Aufwand mehr als 1000 Gulden betrug. Nimmt man hinzu, daß er sein Geld 40 Jahre lang entbehren mußte, so ergiebt sich, daß dieser Proceß für ihn eine wahre Calamität war, woraus ihm merklicher Schaden und Nachtheil erwuchs. Aber auch der Gegenpartei, welche mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, auf rechtlichem und unrechtlichem Wege, den Sieg auf ihre Seite zu bringen suchte, brachte der ganze Handel wenig Heil und Segen. Unser Bartholomäus Sastrow erinnert bei der Erzählung desselben an die Worte des 75. Psalms: „Der Herr hat einen Becher in der Hand und mit starkem Weine voll eingeschenket und schenket aus demselben" und gesteht zu, daß der Herr auch ihm aus diesem Becher, so viel er habe tragen können, zu trinken dargereicht. Aber auf die Gegner seines Vaters wendet er die Schlußworte des 9. Verses jenes Psalmes an: „Die Gottlosen müßen alle trinken und die Hefen aussaufen," und erzählt dann, wie er an seinen und der Seinen Feinden seine Lust gesehn habe.

Hermann Bruser gerieth mit seinem hoffärtigen Weibe, der Erzbetrügerin, in die äußerste Armut und wurde von seinen Verwandten und Bekannten etliche Jahre gefüttert, bis er sich endlich bei Joachim Burvitz, dem Secretär des Königs von Schweden, als Kammerknecht vermiethete. Bald darauf fand man ihn zu Stockholm tot in seines Herrn Krambude liegen.

Seine Tochter, die mit Sastrows Gut ausgesteuert war, wurde vor ihrem Tode so arm, daß sie Haus und Hof daran geben mußte. Ihr Mann, Namens Bolsche, lebte nach ihrem Tode im h. Geist-Spitale von Almosen.

Sein Sohn Hermann ließ seine Frau und Kinder zum Sunde sitzen und zog nach Schweden, wo er zwar Secretarius wurde, aber aus der einen Leichtfertigkeit in die andere fiel. Endlich fand man ihn zu Calmar des Morgens früh tot auf dem heimlichen Gemache sitzen, und seine Kinder muß-

*) Unser Bartholomäus meint, auf jenen rechtlichen Proceß, sonderlich auf den am Kaiserl. Kammergerichte geführten, reime sich das dictum Hesiodi: dimidium plus toto; denn es sei viel nützlicher, man nehme im Anfange das halbe Theil, als daß man das Ganze durch Erkenntnis des Kammergerichts erhalte.

ten, etliche in der Stadt, etliche auf dem Lande, von einem zum andern laufen.

Sein Rathgeber und seiner Schelmerei Urheber, Johann Klocke, war reich genug, wurde aber so heftig vom Podagell (Podagra) geplagt, daß er sich im Stuhle aufs Rathhaus tragen laßen mußte und bis zu seinem Tode als ein wahrer Märtyrer lebte.

Herr Nikolaus Rode erlebte an seinen vier Söhnen, die ihm Brusers Schwester geboren, nichts als Kummer und Herzeleid. Der älteste, Martin genannt, der eine Zeit lang zu Amsterdam in großem Ansehn stand, mußte in Kurland verschmachten. Die drei andern haben sich übel aufgeführt, das Ihre verthan und sind in Armut verstorben und verdorben. Rodes Güter waren bald nicht mehr vorhanden, und was an Häusern und Gärten übrig blieb, das kam in fremde Hände. Das Haus, welches Bruser zum Nachtheil Sastrows Heinrich Stein verkaufte, sollte gleichwol später das Eigenthum einer Enkelin des Uebervortheilten, der Tochter unseres Bartholomäus, werden.

Wie es dem Bürgermeister Christoph Lorbeer ergieng, der sich mit Goldgülden und Zeugstücken bestechen ließ, was für Lohn er und seine Kinder und sein ganzes Geschlecht dafür bekam, davon wird später noch die Rede sein.

Der Bestecher, Cyriakus Eickhorst, führte zwei stattliche Krame von Sammet und allerlei Seide, Gewand, Gold und Perlen, etliche 1000 Gulden werth. Das alles wurde ihm in der Mark von Straßenräubern genommen. Was ihm noch blieb, verbanketirte und verschlemmte seine ehebrecherische Frau mit ihren Buhlern, also daß es mit ihm allenthalben den Krebsgang gieng, bis er in Verzweiflung gerieth und sich selber erstach.

„Das heißt je, meine ich, die Hefen bis zum Grunde ausgesoffen," setzt Sastrow hinzu und ermahnt dann seine Kinder, solches zu Herzen zu nehmen und sich um Freundschaft oder Gewinns willen mit öffentlichen bekannten Sünden nicht zu besudeln; denn wie der Wächter Israels nicht schlummere, so sei der nicht tot oder anders Sinnes, der solche Excesse zu begehn verboten habe.

Die andre Frau, von der Herr Nikolaus Sastrow 800 Gulden zu fordern hatte, die Wittwe Leveling, war früher sehr reich an Stadt- und Landgütern, an Häusern, Buden, Gärten und Feldlande. Man sagte, daß sie an gewißen stehenden Pachtgeldern durchschnittlich ein Huhn und einen Goldgulden für jeden Tag des Jahres einzunehmen hätte. Das alles brachte sie aber mit ihrem einzigen Sohne Jakob herdurch, so daß sie nicht allein bei Herrn Nikolaus Sastrow 800 Gulden, sondern bei andern noch größere Summen schuldig wurde und endlich nach vorhergegangenem Urtheil und Recht in ihren Alltagskleidern aus ihrem Hause abziehn und dasselbe ihren Gläubigern einräumen mußte. Ihr Sohn Jakob verheirathete sich früh, brachte das

Seine herdurch und führte ein liederliches Leben. Samt einem gewißen Valentin Buß lüftete er z. B. dem Teichmeister des Nachts die Fischreusen und „gnappete" (naschte) sonst umher, daß er des Hängens wol werth gewesen wäre. Valentin Buß wurde auch wirklich gefänglich eingezogen und hätte hängen müßen, wenn er nicht seines Mitschuldigen, des Jakob Leveling wegen, entlaßen wäre. Dieser fand sich nämlich mit dem Rathe ab, indem er demselben das letzte ihm noch übrig gebliebene Dorf Bessin, in dessen Kapelle sein Vater begraben lag, überließ und sich also mit Geld vom Galgen loskaufte.

Weil Herr Nikolaus Sastrow nebst andern Gläubigern durch Urtheil und Recht erlangt hatte, daß die Levelingsche ihr Haus räumen mußte, wurde ihm von dem Sohne derselben aufgelauert und nachgestellt. Als er eines Tags aus der Kirche nach Hause gehn wollte, lief ihm der junge gottlose Lecker nach, um ihr mit seiner Wehr zu erstechen, oder doch gröblich zu verwunden; allein der Verfolgte kam glücklich davon und erreichte die Thür seines Hauses eher, als der Verfolger ihn erreichen konnte. Wie denn auch Herr Heinrich Sonnenberg, der die Levelingsche so lange zu sich nahm, bis sie sich mit ihren Gläubigern auseinandersetzte, gegen Herrn Nikolaus Sastrow öffentlich die Drohung auszustoßen wagte: „er wollte ihn noch so zahm machen, daß er ihm aus der Hand eßen sollte." Aber es begab sich, daß ihm widerfuhr, was er jenem gedroht hatte. Als Jakob Leveling alles herdurch gebracht, starb er in großer Armut. Seine Tochter Marie aber, zu der einst Herzog Philipps Gemahlin Gevatter gestanden, sah man manchmal auf dem Markte sitzen, um Fische zu verkaufen.

Ein so elendes Ende mußten diese reichen und vornehmen Leute nehmen, weil sie in die Fußstapfen ihrer Voreltern traten und sich durch deren Exempel nicht witzigen ließen. Denn die Levelingsche stammte aus der Freundschaft und dem Geblüte des Bürgermeisters Wulf Wulflam, von dem erzählt wird, daß ihn an Reichthum keiner an der ganzen Seeküste übertroffen habe. Seine Frau aber soll so stolz gewesen sein, daß sie, als sie zur zweiten Ehe schreiten wollte, die fürstlichen Spielleute von Stettin holen ließ und am Hochzeitstage auf einem Stück englischen Lakens, das sie von ihrem Hause bis an die Kirche hatte spreiten laßen, zur Trauung ging, wiewol ihr erster Mann auf dem Kirchhofe zu Bergen von Einem aus dem Geschlechte der Zuhmen erschlagen war. Auch wird ihr nachgesagt, daß sie auf ihrem heimlichen Gemache den weichesten Rigaischen Flachs liegen gehabt habe, um ihn zu einem unaussprechlichen Zwecke zu gebrauchen. Aber was ward aus dem Reichthum dieser stolzen Frau? Der gerechte Gott, welcher die Hoffahrt vom Himmel verstoßen hat, strafte sie dermaßen mit Armut, daß sie zur Erinnerung an ihren früheren Glanz nur noch eine silberne Schüßel behielt. Mit dieser pflegte sie

von Haus zu Haus zu gehn und mit folgenden Worten um ein Almosen zu bitten: „Gebet der armen reichen Frau etwas.“ Als sie eines Tags ihre frühere Dienstmagd um ein Hemde und etwas Leinewand zum Halskragen ansprach, brachte diese, von Mitleid bewogen, ihr die erbetene Gabe, und sagte dabei: „Seht Frau, das Garn, davon diese Leinewand gemacht ist, habe ich von dem Flachs gesponnen, damit ihr pflegtet u. s. w. das ich aber aufhob, verwahrte und rein aushekelte.

Siebentes Kapitel.

Verschiedene Unfälle, welche Sastrow in Stralsund zugestoßen. Was für Unterricht er daselbst genoßen und wie er im elterlichen Hause erzogen.

Bei dem Vertrage, der zwischen der Levelingschen und ihren Gläubigern zu Stande kam, fiel Herrn Nikolaus Sastrow der „Gang" zu, welcher in der Mühlenstraße hart am Hiddensehischen Hofe belegen war. Da er sehr baufällig war, so kam der neue Besitzer mit Maurern, Zimmerleuten, Kliemern*), Schniddekern (Brettschneidern), Steinbruggern und Gräbern, um den Ausbau mit Ernst anzugreifen.

Bei dieser Arbeit wurde auch unser Bartholomäus mit angespannt. „Da mein Vater, so erzählt er, in dem Gange in allen Ecken und Winkeln herumrausemausete, habe ich bei ihm sein, und wo er mir etwas zu befehlen hatte, verrichten müßen. Also schickte er mich einsmals zu Hause, ihm und den Zimmerleuten das Ims (das Frühstück) zu holen. Nun hatten die Zimmerleute an einer vordern Bude den Schornstein niedergerißen und neben demselben oben auf dem Boden, wo sie arbeiteten, Bretter über die Balken gelegt, auf denen sie viele eiserne Nägel liegen hatten. Jedoch reichten die Enden der Bretter nicht über die Balken. Als ich nun mit dem Eßen zu ihnen hinaufkam und das Ende eines Brettes, so nicht auf dem Balken lag, erreichte, wipperte das andere Ende in die Höhe, und ich fiel von dem einen Boden auf den andern, hart an dem aufgebrochenen Schornstein herunter, während die eisernen Nägel um mich herflogen. Es fehlte nicht viel, ich wäre in den Schornstein gestürzt und vollends hinab bis auf den Flur. Doch auch so litt ich Schaden genug. Fiel nicht allein den rechten Ellnbogen aus dem Gelenke, daß der auswendige Knorren inwendig zu stehn kam, nur die Haut darüber, sondern scheuerte auch den Arm vor dem Ellnbogen. Wurde zu Haus gebracht.

*) Leute, welche die mit Stroh umwundenen Stöcke, die zwischen den Balken der Böden oder in den Fächern der Wände angebracht werden, mit Lehm bekleben.

Meine Mutter gieng mit mir zu Meister Joachim Gelhaar. Der war nicht zu Haus, und ich sollte gleichwol verbunden sein. Meine Mutter brachte mich deshalb zum Barbier am alten Markte. Dieser verband mir den Schaden vor dem Ellenbogen wol, aber daß der Ellenbogen selbst aus dem Gelenk war, nahm er nicht in Acht. Der blieb uneingerichtet. Den andern Tag, als Meister Joachim Gelhaar heimkehrte und zu mir kam, erkannte er den Schaden bald, griff den Arm an, wie es vonnöthen, und drehte den so weit um, daß er wieder in seinen rechten Schick kam. Da er vor dem Ellenbogen gescheuert, im Ellenbogen ausgerenkt und geschwollen war, solches wieder zu brechen und zurecht zu bringen, was das für Schmerz gab, glaub ich nicht, daß es unversucht zu ermeßen sei. Ich empfand solche Qualen, daß mich dünkt, ich kann es noch nicht vergeßen. Als der Schaden zur Dracht kam, habe ich den Arm etliche Tage in der Binde getragen, bis ich im Hause herumgehn und mit dem gesunden Arm meine kindische Kurzweil haben konnte."

Noch von einem zweiten Unfall wurde Bartholomäus bei dieser Bauerei bedroht. Von der Baustätte wurden alte Balken ins Haus geführt. „Auf dieselben stieg ich," so erzählt er selbst, „hatte in der linken Hand einen Hammer, klopfte auf einen Balken. Der schlug vom Dröhnen um zwischen die andern Balken und beklemmte mir den rechten Schenkel. Ich schrie vor großem Wehe, konnte nicht loskommen. Meine Mutter war mir zu helfen zu schwach, wurde voll Angst, meinte, der Schenkel wäre mir schon zermalmet, lief zum Hause hinaus und rief die Brauerknechte und Träger zu Hülfe. Die brachten mir das Holz vom Schenkel. Da nun meine Mutter sah, daß der Schenkel unverletzt war, droschte sie mir den Rücken ziemlich, so viel sie mit der Hand vermochte; denn sie war erzürnt, daß ich ihr so viel Angst und Mühe machte."

Hieran mögen sich gleich zwei andere Unfälle reihen, die unserm Bartholomäus mehr durch fremde, als durch eigene Schuld zustießen.

Einer seiner Altersgenoßen und Spielkameraden war Georg Smiterlow, der Sohn des oft genannten Bürgermeisters, welcher nur ein Jahr jünger war als Bartholomäus Sastrow. Da die Eltern beider Knaben nicht nur nahe verwandt waren, sondern auch nahe bei einander wohnten, so lagen diese täglich bei einander. Als sie nun eines Tages mit einander spielten, schnitt Georg Smiterlow unserm Bartholomäus Sastrow mit einem Messer oben in der rechten Hand zwischen dem Daumen und Zeigefinger eine ziemlich lange Flatsche. Die Wunde war so tief, daß man lange Zeit daran heilen mußte, und daß sie für immer eine sehr deutliche Narbe zurückließ.

Ein andermal schnitt Bartholomäus mit einem Böhmischen Schnitzer an einem kleinen Klotze. Seine Schwester Anna riß ihm denselben aus der Hand. Als er ihr nun das Holz wieder entreißen wollte, stieß er sich den Böhmischen

Schnitzer am rechten Schenkel ins dicke Fleisch bis an die Schalen. Es wurde nun wieder zu Meister Joachim Gelhaar geschickt, der als tüchtiger Chirurgus in- und außerhalb des Landes berühmt war. Nachdem derselbe mit dem Punkteisen die Wunde untersucht und das geronnene Blut heraus geholt hatte, legte er ein Kohlblatt darauf, das beständig feucht gehalten werden mußte. Als die Wunde nun fast heil war und Bartholomäus ziemlich wieder gehen konnte, gieng er mit seinen Spielkameraden — denn das Stillsitzen war ihm nicht länger möglich — ins Hainholz und verdarb den verwundeten Schenkel dadurch so sehr, daß er viel schlimmer wurde, als er vor 14 Tagen gewesen war. Am andern Tage humpelte er, so gut er konnte, zum Chirurgus und klagte ihm seine Noth. Der sah bald ein, woher die Verschlimmerung kam und war übel damit zufrieden, daß alles verloren war, was er ganzer vier Wochen angewandt hatte. Hätte ers Sastrows Eltern, sonderlich dem Vater gesagt, so hätte man ihm übel aufgewartet. Allein er schwieg; aber zur Strafe für seine doppelte Unvorsichtigkeit mußte Bartholomäus nun desto länger zu Hause sitzen.

Solche Unfälle, wie die erzählten, kommen zwar auch in dem Leben eines jeden andern Kindes vor; allein unserm Bartholomäus begegneten sie so oft, daß man an ein besonderes Misgeschick zu denken versucht wäre, wenn sich nicht auch hier die Wahrheit bestätigte, daß der Mensch gewöhnlich selbst der Urheber seiner Leiden ist. Bartholomäus Sastrow war ein munterer, kecker Knabe, dessen Munterkeit und Keckheit nicht selten in Ausgelaßenheit und Verwegenheit umschlug. Daher konnten denn allerlei Fälle, Schnitte, Püffe und Schläge nicht ausbleiben, und es ist nur zu verwundern, daß der kleine Wildfang durch Gottes gnädige Bewahrung immer noch so gut davon kam.

Doch es ist Zeit, daß wir uns nach der geistigen Entwicklung und Weiterbildung unsers jungen Helden umsehn, die wir über der äußern Geschichte seines elterlichen Hauses und über allerlei fröhlichen und traurigen Erlebnissen, die zum Theil damit zusammenhiengen, bislang übersehn haben.

Als Bartholomäus Sastrow von Greifswalde nach Stralsund übersiedelte, wurde hier Matthias Brassanus sein Lehrer. Derselbe war vor Zeiten ein junger Mönch im Kloster Camp gewesen, hatte aber die Kappe abgeworfen, als das Kloster aufgehoben wurde. Für die evangelische Lehre gewonnen und von Liebe zu den Wissenschaften ergriffen, zog er nach Wittenberg, wo er vom Herzoge etliche Jahre mit Leonhardt Meifisch unterhalten wurde. Während aber Meifisch, der zuerst Hofprediger und folgends Stadtprediger zu Wolgast und zuletzt Pastor zu Alten Kirchen auf Wittow wurde, seinem Stande und seinem fürstlichen Protector we-

nig Ehre machte — unser Sastrow nennt ihn eine rechte „Epicurische Sau" — so war Brassanus ein feines, mäßiges, züchtiges und gelehrtes Männlein. Als er von Wittenberg zurückkehrte, wurde er zuerst Erzieher der beiden jüngsten Söhne des Bürgermeisters Smiterlow, Georg und Hans, dann trat er in öffentliche Schuldienste und wurde Rector der Stralsundischen Stadtschule. Nach etlichen Jahren wurde er zum Rector der Schule in Lübeck vocirt, die er denn auch viele Jahre bis an seine Sterbestunde löblich regiert hat. Dieser wackere Mann war also zum Sunde der Lehrer unseres Bartholomäus, der ziemlich fleißig zu ihm in die Schule gieng und so viel lernte, als er vor Wildheit konnte. Er zeigte ziemlich viel Anlage; aber bei der ihm angebornen Lebhaftigkeit und Munterkeit fehlte es an aller Stetigkeit und Ausdauer. Ja, manchmal ließ er sich sogar durch sein lebhaftes Naturell zu leichsinnigen Streichen hinreißen, die ans Unsittliche streiften. Matthias Brassanus hielt als ein echt kirchlich gesinnter Mann aufs strengste darauf, daß alle seine Schüler, während man predigte, in der Kirche bleiben mußten. Allein unserm Bartholomäus, der nicht gut stille sitzen konnte, dauerte die Predigt manchmal zu lange, und er wußte Mittel und Wege zu finden, der Langenweile, die er während des Gottesdienstes empfand, zu entfliehen. Mit einigen Altersgenoßen, die auch sonst seines Sinnes und Schlages waren, schlich er unvermerkt aus der Kirche, kaufte sich Pfefferkuchen und gieng damit in eine Branntweinskneipe.*) Erst gegen Ende des Gottesdienstes stellte er sich wieder in der Kirche ein und kehrte mit den andern Schülern in die Schule zurück. Dieser Leichtsinn führte ihn eines Tags bis zu einem sehr bedenklichen Punkte, wo er glücklicher Weise zur Besinnung kam und umkehrte. Als er nämlich wieder die Kirche mit dem Wirtshause vertauscht hatte, nahm er hier so viel Branntwein zu sich, daß er bei seiner Rückkehr nach der Schule nicht mehr auf den Füßen stehn und kein Wort sprechen konnte und alles, was er im Leibe hatte (cum reverentia zu melden) von sich geben mußte. Aeltere Schüler hoben ihn auf und trugen ihn nach Hause. Seine Eltern, welche von der wahren Ursache seines Zustandes eben so wenig als seine Lehrer eine Ahnung hatten,

*) Dieses Unwesen erhielt sich bis gegen Ende des Jahrhunderts. Nicht selten schlichen sich sowol Pädagogen als Schüler nach Vorlesung des Evangeliums heimlich aus der Kirche, zumal im Winter, und trieben dann draußen die unwürdigste Narrethei. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, verordnete die Schulordnung vom Jahre 1591, daß nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes die ganze Schülerschaar sammt ihren Lehrern sich wieder in die alten Kirchenschulen zurückbegeben und dort über Vormittags- und Nachmittagspredigt katechisirt werden sollte. Vergleiche Zobers zweiten Beitrag zur Geschichte des Stralsunder Gymnasiums Seite 14.

meinten, ihm sei eine gefährliche, schwere Krankheit zugestoßen, und tractirten ihn aufs sorgfältigste, bis er wieder hergestellt war. Hätten sie aber den rechten Grund der Krankheit gewußt, sie würden ihn wol etwas schlechter gepflegt haben. Aber sie erfuhren den wahren Sachverhalt nicht eher, bis er der Ruthe entwachsen war. Zum Glück wurde Bartholomäus durch die gemachte Erfahrung von seinem Leichtsinn gründlich curirt. Er bekam durch das Erlebte einen solchen Abscheu vor dem Branntwein, daß er ihn seitdem nicht einmal riechen, viel weniger trinken mochte.

Sastrows Erziehung im elterlichen Hause ließ vielleicht im Einzelnen manches zu wünschen übrig, wurde aber doch im Ganzen recht gut gehandhabt. Wenigstens wurde unser junge Held nicht verwöhnt und verzogen und eher zu strenge als zu milde gehalten. Sein Vater war, wie schon früher bemerkt wurde, sehr heftig, und wenn der Zorn über ihn kam, konnte er kein Maß halten. Einmal ließ er sich so weit fortreißen, daß er fast der Mörder seines eigenen Sohnes geworden wäre. Ohne uns die Ursache des väterlichen Zornes anzugeben, erzählt Bartholomäus den Ausbruch desselben mit folgenden Worten. „Er stund im Stalle, ich aber unter der Thür des Stalles; erwischt er die Stackengabel, scheußt die nach mir. Ich entsprang dem Schuß, der war so geschwinde, daß die Gabel in einen eichen Batstubenstender so tief zu stechen kam, daß man sie mit Gewalt herausziehen mußte. Da denn der gnädige Gott des Teufels Vorhaben, beide gegen meinen Vater und mich, gnädiglich verhinderte." Die Mutter gieng zwar milder und glimpflicher mit ihrem Lieblinge um; doch haben wir schon oben ein Beispiel davon gehabt, daß auch sie zu strafen verstand, so weit es ihre weiblichen Kräfte zuließen.

Noch zwei Züge mögen hier Platz finden, welche uns nicht nur das frische, jugendliche Treiben des muntern Knaben außerhalb des Hauses und unter seinen Spielgenoßen veranschaulichen, sondern uns auch eine deutliche Vorstellung von der Pädagogik seines Vaters geben. Am besten wird sich die Erzählung mit Sastrows eignen Worten ausnehmen.

„Des Winters," so berichtet er, „lief ich mit Johann Gottschalck und andern Schülern meines Schlages Vogeis.*) Johann Gottschalck war Hennicke Vormeyer (d. h. er führte den Zug an, eigentlich: er war Hänschen Vormäher). Denn er hatte lange Schenkel und konnte mit trocknen Schuhen

*) Vogeislaufen ist nicht etwa unser Schlittschuhlaufen, sondern das Laufen auf noch dünnem und daher sich biegendem Eise. Die Belustigung der Knaben besteht darin, daß das Eis so lange unter ihren Füßen schwankt, bis einer durchbricht und hineinfällt.

entrinnen, wenn er gleich einmal durchtrat. Wir andern, so folgten, darunter ich nicht der letzte sein wollte, fielen dann gewöhnlich ein und mußten zu Lande waten. Mein Vater stand zuweilen auf der Brücke und sah zu, wie sein Söhnlein seine Lust und Kurzweil gebrauchte. Wenn ich aber einkam und vor dem Kachelofen saß, mich wiederum zu trocknen: hei, wie buckfasete er dann den betrübten Bartholomäus! denn mein Vater war ein gar cholerischer Mann. Des Sommers badete ich mich mit meinen Gesellen hinter Lorbeers Scheure im Strande. Das sah mein Ohm, Herr Nikolaus Smiterlow, der Bürgermeister, aus seinem Garten hinter seiner Scheure und zeigte es meinem Vater an. Der kam mit einer guten Ruthen des Morgens auf den Saal vor mein Bett, und da ich schlief, nestelte er sich mittlerweile auf und redete laut, daß ich erwachen sollte. Wenn ich dann erwachte und ihn vor mir stehn und die Ruthe daneben auf dem Bette liegen sah, verstand ich wol was die Glocke geschlagen hatte. Da gieng es an, mit bitterlichem Weinen zu flehn und zu bitten. Er fragte, was ich denn gethan hätte? Ich lobte an, wollte mein Lebtage im Strande nicht mehr baden. „Ja, Junker, sagte er, — wenn er mich ihrsete und Junker hieß, wußte ich wol, daß die Sachen zwischen ihm und mir übel bestellt wären — ja, Junker, habt ihr gebadet, so muß ich questen!" Indem ergriff er die Ruthe, warf mir die Kleider über den Kopf und lohnte nach Verdienste."

Wenn Sastrow von allen diesen „Historien" sagt, es würde sich genugsam daraus ergeben, wodurch in ihm Complectio sanguinea in melancholicam umgewandelt, seine Wildheit und Fröhlichkeit wol gestillt und zurückgetrieben sei, so hat er dabei die pädagogische Strenge seines Vaters gewiß nicht am wenigsten im Auge. Darum setzt er auch hinzu: „Die Kinderzucht wollen auch meine Kinder gegen die ihrigen zu gebrauchen lernen, daß sie ihren Kindern weder mit allzuharten Strafen an der Gesundheit Schaden thun oder sie verblüffen, noch dieselben mit zu vieler Lindigkeit verziehen, wie die Affen ihre Jungen aus zu großer Liebe erdrücken. Exempel sind allenthalben, auch hier in der Stadt, genug vorhanden." Um aber dem gestrengen Herrn Nikolaus nicht Unrecht zu thun, müßen wir noch hervorheben, daß es keine bloße Laune war, welche dem kleinen Bartholomäus das an und für sich unschuldige Baden untersagte und ihm dann für die Uebertretung des Verbots eine so harte Züchtigung zudictirte. Es lag vielmehr im Charakter jener Zeit, welche an nichts weniger dachte als an eine körperliche Ausbildung der Jugend, daß dieser die Wolthat des Bades versagt wurde. Das Verbot war ein allgemeines. Erst der berühmte Pädagog Trotzendorf drang neben der Ausbildung des Geistes auf die des Körpers. Aber noch in der Stralsunder Schulordnung vom 22. April 1591 heißt es: „Aestate flumina, hyeme glaciem non ingrediantur." Zu deutsch: „In sommerdagen schall ein

jeder miden dat kalde badent in den diken, sehen vnd strömen edder wor idt mach syn, vnd bi winterstiden van dem jse bliuen." Noch am Ende des 16. Jahrhunderts blieb also der Stralsunder Schuljugend Waßer und Eis ein verbotenes, aber desto heißer ersehntes und gewiß oft genug heimlich betretenes Adyton. Da mag es denn freilich oft genug „gute Schillinge" geregnet haben.

Achtes Kapitel.

Zwei Teufelsgeschichten und zwei Criminalgeschichten.

Nachdem wir im vorigen Kapitel von Sastrows Leben und Treiben in Stralsund, von seinen äußern Erlebnissen und von seiner innern Entwicklung, von dem Unterrichte, den er genoß, wie von der Erziehung, die ihm zu Theil wurde, berichtet haben, so liegt uns in diesem Kapitel ob, einige Geschichten zu erzählen, welche zwar nicht unmittelbar in die Entwicklung unsers Helden hineingreifen, aber doch bedeutsame Züge in dem Bilde seiner Zeit sind.

Zunächst mögen hier zwei Geschichten Platz finden, welche einen interessanten Beitrag für das Studium der Satanologie oder Teufelslehre abgeben.

In Zeiten mächtiger Erregung, wie die Reformationszeit, sind außerordentliche Erscheinungen auf dem geistigen Gebiete nichts ungewöhnliches. Je heißer der Kampf zwischen dem Reiche der Finsternis und des Lichts entbrennt desto offener wagt sich der böse Feind aus seinem Verstecke hervor. Wie zur Zeit Christi die Zahl der Besessenen auffallend groß war, und Personen, welche man bis dahin für leidlich vernünftig gehalten hatte, sich in Gegenwart dessen, der gekommen war, daß er die Werke des Teufels zerstöre, plötzlich als solche auswiesen, die unter diabolischen Einflüssen standen (man vergleiche Marc. 1, 23) so traten auch in den Märzstürmen des neuen Geistesfrühlings, der mit der Reformation anbrach, Mächte der Finsternis auf den Kampfplatz, von denen unser Kirchhofsfriede nicht gestört wird. Bekannt ist aus einem Briefe Luthers an Wenceslaus Link, wie viel Dr. Bugenhagen in Lübeck, wohin er zur Einführung der Reformation gerufen war, mit einer vom Teufel besessenen Magd zu schaffen hatte.*) Aehnliche Erscheinungen traten ganz um dieselbe Zeit in Stralsund auf.

*) „Pomeranus Lubecae prospere agit, sed Satan ei negotia multa facit cum puella obsessa. Astutus daemon mire machinatur, quae si legere voles, his literis invenies, quas mihi cum tempore remittas.“ D. h. „Pommer wirkt zu Lübeck in Segen, aber der Teufel macht ihm viel zu thun mit einem besessenen Mädchen. Wenn du lesen willst, welche Ränke der listige Geist ausfinnt, so wirst

Es war im Jahre 1529 bald nach Sastrows Rückkehr ins elterliche Haus, als seine Mutter ihrer Entbindung von dem fünften Kinde, Karsten,

---

du es in dem beiliegenden Briefe finden, den du mir mit der Zeit zurücksenden magst." So Dr. Luther. Es ist hier nicht am Orte, über die in jener Zeit so häufig vorkommenden Teufelsgeschichten ausführliche Untersuchungen anzustellen. Das oben Gesagte soll nur ein Fingerzeig sein, durch welchen keineswegs alle Erscheinungen auf diesem dunkeln Gebiete erklärt sind. Es wäre der Mühe werth, die zahllosen Erzählungen von Teufelsgeschichten in den alten Chroniken zu vergleichen um dadurch ein festes Resultat zu gewinnen. Wir wißen zwar recht gut, daß $^9/_{10}$ von den Erzählungen der alten Chronikanten eines realen Hintergrundes entbehren. Aber man hüte sich doch, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Wenn die Teufelsgeschichten, wie hier, durch glaubhafte Zeugen verbürgt sind und das Gepräge der Wahrheit an sich tragen, so möchte wol mehr dahinter stecken, als unsre aufgeklärte Zeit sich träumen läßt, in welcher man „den Bösen" los ist, während die Bösen geblieben sind. Bei den obigen Geschichten, welche Sastrow selbst, wiewol als Knabe, miterlebte, fällt jedem Kenner des neuen Testaments die große Aehnlichkeit mit dem auf, was die Evangelien von den Dämonischen erzählen. Wie sehr unterscheiden sie sich dadurch von so vielen andern derartigen Erzählungen, welche die Leichtgläubigkeit oder der Aberglaube in alten Chroniken verzeichnet hat. Man schlage nur den ersten besten Chronikanten auf, z. B. Paul Friedeborns historische Beschreibung der Stadt Alten Stettin. Buch II, Seite 59 heißt es unter der Ueberschrift: „Teuffels Polterwerk in S. Nicolai Kirchen allhie:" „Anno 1563 begiebet sich allhie in Alten Stettin in S. Nicolaus Kirche ein wunder Handel. Dann als M. Petrus Hartmann, Pastor der Kirchen daselbst, des Montags in den Pfingsten mitten in der Predigt etwan ein stück aus dem Evangelio geendet hatte, begiebet sich auff dem Gewelbe, (welches in benanter Kirchen artig aus Holze, nicht anders als wenn es von Steinen gewelbet wäre, gebauet ist) ein grewlicher Tumult und Polerwerk, nicht anders von Staub und dergleichen, als wenn das Gewelbe von toben herunterbrechen vnd in hauffen fallen wolte. Darüber ein schrecken vnter das Volk kömpt, welches zur Kirchen mit grossem Gedrenge vnd Eyle heraus laufft. Als es sich nun verzichtet, vnd man auffs Gewelbe etliche, die Vrsache des vnwesens zu erfahren, abgeschickt, findet sich nichts. Man samlet darauff das Volck wieder vnd vollziehet die Communion. In Summa, es war des Teuffels werck." Buch III, Seite 3 wird von einem „Teufels Gespenst" folgendes erzählt: „den 10. May wird in S. Nicolaus Kirche allhie vmb acht vhr vnter der Predigt eine schwartze Katze gesehen, so vber die Leute hergesprungen vnd hernacher verschwunden. War ein Teuffels Gespenst, von der Zauberinnen Trine Rungen, so Anno 1602 20. July verbrant, angerichtet." Wer merkt hier nicht gleich, daß der neckische Zufall den furchtsamen Kirchgängern einen bösen Streich gespielt? Man vergleiche diese Friedebornschen Erzählungen mit denen Sastrows, so wird der Unterschied in die Augen springen. Mehr Beachtung möchte schon verdienen,

entgegensah. „Wie es die Frauen im Gebrauch haben," erzählt Sastrow, „so wollte meine Mutter zuvor scheuern und waschen laßen. Nun hatten meine Eltern damals eine Magd, die sich bis dahin durch nichts herfür gethan hatte. Als sie aber dießmal Keßel und Grapen und anderes Geräth, um es zu scheuern von der Wand nehmen sollte, warf sie alles herab auf den Boden, geberdete sich sehr gräulich und rief mit lauter Stimme: „Ich will heraus!" Als man nun merkte, daß sie von einem bösen Geiste beseßen war, wurde sie etliche Male auf einem Schlitten in die St. Nicolaikirche geführt, um nach beendigter Predigt beschworen zu werden. Aus ihren Bekenntnissen ergab sich, wie sie in die Gewalt des Bösen gekommen war. Ihre Mutter, welche in der Patinenstraße wohnte, hatte auf dem Markte einen frischen Käse gekauft und denselben in den Schrank geseßt. In Abwesenheit der Mutter war die Magd, ihre Tochter, an den Schrank gekommen und hatte von dem Käse wol gegeßen. Als nun die Mutter gesehn, daß jemand beim Käse gewesen war, hatte sie dem den bösen Geist in den Leib geflucht. Seitdem war er in die Magd gefahren und hatte darin übel hausgehalten. Als er nun gefragt wurde, wie er denn bei und in der Magd habe sein können, da dieselbe inzwischen zum Sacramente gegangen sei, antwortete er: „Es liegt wol ein Schalk unter der Brücke und läßt einen frommen Mann über sich hingehn." So wäre auch er, seßte er hinzu, der Magd mittlerweile unter der Zunge gesessen. Nun wurde er gebannt und beschworen, während alle Personen, so in der Kirche zugegen waren und umherstanden, niederknieten und fleißig und andächtig beteten. Allein der böse Geist trieb mit der Beschwörung sein lautes Gespött; denn wenn der Prediger ihm gebot, daß er ausfahren sollte, so antwortete er: „ja er müßte weichen, wollte auch wol das Feld räumen;" aber dann forderte er, ihm zu erlauben, allerlei mitzunehmen. Wenn ihm die eine Forderung abgeschlagen war, brachte er eine andre vor. Es stund einer unter den Anwesenden, der den Hut aufbehielt, während gebetet wurde. Der böse Geist begehrte nun vom Prediger, ihm zu erlauben, daß er dem den Hut vom Kopfe nehmen dürfte, so wollte er weichen. Ich trage Sorge, wäre es ihm von Gott gestattet worden, Haut und Haare hätten mit dem Hute gehn müßen. Gleiches Gespött habe ich fast um dieselbe Zeit im Flaßhagen (einer Stralsundischen Straße) gesehen, wo eine Frau, Namens Kronsche, eine ehrliche, fromme, gottselige Person, auch leibhaftig beseßen

---

was derselbe Friedeborn III, 60 von Bugenhagens Teufelskämpfen zu Stettin berichtet, wo er die Leute ermahnte: „der Teufel ließe sich merken, daß es ihm leid wäre, daß allda Christi Reich gebaut würde, er wolte es gern wehren, aber er könte es nicht" und was III, 116 von einer Daemoniaca berichtet wird, der ein altes Weib den Teufel in den Leib geflucht.

war. Als der Prediger es sich zum sauersten werden ließ, sie zu beschwören, trat eine junge Frau herein, Hans Splits Schwester, deren Mann Hermann Wolf hieß. Diese Frau, welche später in ihrem Alter Lorenz Ladewige zur Ehe bekam, that es allen ihren Genoßinnen zuvor, den Kopf zu schminken, die Mütze aus der Kunst zu salzen und sich vor dem Spiegel gehörig aufzuputzen. Als diese putzsüchtige Person nun zur Hausthür hereintrat, sagte der böse Geist: „Ja, komst du! Ich will dir deroeins vorm Spiegel das Mützlein am Kopfe flien, es sollen dir die Ohren schmerzen!"

Nach dieser Abschweifung kehrt Sastrow zu der Magd seiner Eltern zurück, die inzwischen von ihrer Mutter zu sich genommen war, und berichtet uns den weitern Verlauf ihrer Geschichte. „Nach langem Beschwören merkte der böse Geist, daß Gott das gläubige Gebet der Anwesenden gnädiglich erhört habe. Da er nun wußte, daß die Zeit, die Magd zu plagen, verflossen sei, so forderte er gar spöttisch eine Tafel Glases aus dem Fenster, das über der Thurmuhr saß, und als ihm eine Rute desselben bewilligt wurde, ist dieselbe zusehends mit einem Klange gelöset und davon geflogen. Die Magd ist aber gesund geworden und hat nach der Zeit nichts böses wieder an sich merken laßen. Sie hat auf dem Dorfe einen Mann bekommen, mit dem sie mehre Kinder gezeugt hat."

Zum Schluße dieses Kapitels wollen wir unsern Sastrow zwei Criminalgeschichten nacherzählen, welche uns eine Zeit vergegenwärtigen, die sich vor der unsrigen durch Kraft und Mannheit, aber auch durch Härte und Grausamkeit auszeichnete.

Im Juni 1532 freite ein feiner, wolgestalter, junger Kerl, der sich auch durch seinen Anzug vor andern hervor that, nach einer jungen Witwe. Diese, welche von ihrem ersten Manne 9 Kinder hatte, ließ sich auch durch die Freundlichkeit, die schöne Gestalt, den lieblichen Anstand und die zierliche Kleidung des jungen Gesellen verführen, ihm die Ehe zu versprechen, und die Verlöbnis wurde so weit vollzogen, daß der Tag zum ehelichen Beilager bestimmt, das Vieh zur Hochzeit bestellt und alles bereitet war. Allein dem Bräutigame (Sastrow schreibt „Brautmanne") mangelte es an alle dem, was ihm dazu zu legen gebührte, auch an seinen Bräutigamskleidern und an der Braut gewöhnlichen Gift und Gaben. Um sich das Fehlende zu verschaffen, faßte er einen verbrecherischen Plan, den er auch ausführte. Des Abends spät verließ er die Stadt, daß er des Morgens früh, als es Tag werden wollte, zur Putten ankam. Hier nimmt er von einem Bauerwagen eine Leiter, setzt sie an das Kirchenfenster, macht eine Tafel Glases los, steigt durch die Oeffnung in die Kirche, bricht darin das Sacramentshäuslein auf und nimmt daraus alles Silberwerk der Kirche, Monstrantien, Kelche, Patenen und auch eine hölzerne Büchse, worin die Kirchenvorsteher den Vorrath an baarem Gelde verschloßen

hatten. Dann steigt er mit dem Raube durchs Fenster wieder zur Kirche hinaus, läuft ins Feld, schneidet unten in die Büchse ein Loch, um das Geld herauszunehmen, wirft die leere Büchse ins Feld und streicht also mit allem Silber und Gelde nach der Stadt. Als der Kuhhirt des Dorfes später mit dem Vieh ins Feld kommt, findet er die Büchse und behält sie bei sich bis zum Mittage, wo er das Vieh ins Dorf zurücktreibt. Hier ist inzwischen der Kirchenraub schon entdeckt; denn als die Kirchenvorsteher, der Kirchherr, Küster und andre Nachbaren die Leiter am Fenster stehen sehn und wahrnehmen, daß eine Tafel Glases davon gelöset ist, schließen sie die Kirche auf und befinden, daß das Sacramentshäuslein gebrochen und alles herausgenommen ist. Vergebens rennen und laufen sie nun innerhalb und außerhalb des Dorfes umher und suchen, ob sie hinter den Sacrilegum kommen oder etwas von ihm erfahren möchten. Als aber auf den Mittag der Kuhhirte mit der Büchse, die sie kennen, ins Dorf kommt, wird der angegriffen und auf Verordnung der Kirchenpatronen zu Stralsund durch den Nachrichter so hart torquirt, daß er sich zum Kirchenbruch bekennt. Hätte man mehr Besonnenheit gehabt und gründlich nachgeforscht, so hätte man bald erfahren können, daß er unschuldig sei. Denn in den 5 oder 6 Stunden, welche er mit dem Vieh im Felde zubrachte, bis er Mittags ins Dorf zurückkehrte, hätte er das Genommene nicht verändern und verbringen können. Auch würde er die Büchse nicht so offen zur Schau getragen haben, wenn er der Räuber gewesen wäre. Allein was geschieht? Auf sein durch große Marter erpresstes Bekenntnis ist er zum Rade verurtheilt und alsofort von unten auf gerichtet. Der rechte Missethäter, der saubere Bräutigam, hat dabei gestanden und alles mit angesehn.

Auch jetzt wachte sein Gewißen nicht nur nicht auf, sondern er verübte sofort ein neues Verbrechen. Als er nämlich befand, daß er mit dem geraubten Gelde nicht alles ausrichten konnte, was zur bevorstehenden Hochzeit vonnöthen war, vollführte er in einem Dorfe nicht weit von Greifswalde einen zweiten Kirchenbruch. Durch diese neue Freveltat erlangt er eine Monstranz, einen Kelch und eine Patene, schlägt die in Stücken und kommt damit nach Greifswalde, um den Goldschmieden davon zu verkaufen. Jetzt kamen ihm aber die Kirchenvorsteher auf die Spur; er wurde ergriffen, auf vorhergegangenes Erkenntnis mit dem Rade von unten auf zerstoßen und den Raben zur Speise gegeben. Die junge Witwe aber, welche sich von dem glatten Aeußern dieses Bösewichts hatte bestechen laßen, heirathete nachher einen Andern, Namens Hans Koch, von dem sie ebenfalls 9 Kinder bekam, so daß sie also Mutter von 18 Kindern wurde.

Dieser merkwürdigen Criminalgeschichte, welche einem völlig Unschuldigen das Leben kostete, stellt Sastrow einen ähnlichen, 12 Jahre später passirten Rechtshandel gegenüber, bei welchem man mit mehr Besonnenheit zu Werke gieng.

Im Jahre 1541 zwischen Ostern und Pfingsten verreiste Hans Altingk, nachdem sein Vater, Werner Altingk, ein ehrlicher, aufrichtiger Bürger und Buchführer (Buchhändler) zu Stralsund kurz vorher mit Tode abgegangen war, gen Leipzig, um Bücher einzukaufen. Auf der Heimreise (Sastrow schreibt „Wiederreise") wurde er zwischen Anclam und Greifswalde ermordet. Den Mördern wurde mit allem Fleiß, Treue und Arbeit nachgestellt. Auch wurden endlich zwei Personen, welche man aus erheblichen Ursachen des Verbrechens schuldig erachtete, zu Wolgast gefänglich eingezogen und in den Thurm gesetzt. Das war billig und recht und so weit verfuhr man ganz so wie in dem vorhergehenden Falle mit dem vermeintlichen Kirchenbrecher. Es ist aber mit beiden ungleich anders als mit dem Hirten zur Putten procedirt. Denn man ist mit den Frohnen (Bütteln), welche die Instrumente zur Tortur trugen, erstlich zu dem gegangen, der als der kleinmüthigste angesehn wurde, und hat mit ihm geredet. Der hat sich zu dem Morde, als von ihm und seinem Gesellen begangen, bekannt, mit Erzählung dieser Umstände: „Sie beide wären gegen Abend zu Großen Kisow in den Krug gegangen, dahin auch der Ermordete gekommen sei. Alle drei hätten sich zusammen an den Tisch gesetzt und von dem, so die Krögersche (die Wirtin) ihnen aufgetragen, gegeßen und getrunken. Als sie vor dem Schlafengehen mit der Wirtin gerechnet, hätte der Buchführergesell für sie alle drei bezahlt, daraus die beiden gesehn, daß er noch ziemlich Geld bei sich hätte. Derowegen sie sich verabredet und beschloßen hätten, daß sie am andern Morgen früh nach dem Greifswalde den Fußsteig gehn, den jungen Gesellen ermorden, und was er bei sich habe, zu sich nehmen wollten. (Dieser Fußsteig, der wol eine halbe Meile in die Richte ist, ist moorig und hat viele tiefe Riehen, darüber Stege liegen, die man der eine hinter dem andern passiren muß.) Als sie nun den Morgen auf ein Steg gekommen, wäre sein Genoße vorn und er hinten, der junge Gesell aber in der Mitte gegangen, den hätte er von hinten zu an den Kopf geschlagen, daß er gestürzt wäre. Dann hätten beide ihn vollends getötet, ihm sein Geld genommen, dieses getheilt und den Toten vom Wege ab ins Moor geworfen, da es am tiefsten ist, damit er nicht gesehen werden könnte. Von seinem Part Geldes hätte er zu Greifswalde den Hut und die Schuhe gekauft, die er an hätte." So lautete die Aussage des einen Inquirirten. Man gieng nun mit dem Scharfrichter und dessen Instrumenten zu dem andern; allein der leugnete alles. Man redete derowegen etwas härter mit ihm und hielt ihm etliche Umstände vor, wie sie beide, wo und wannehr nach Aussage des ersteren das Verbrechen begangen hätten; er aber blieb beständig bei seinem Nein. Nun wurden beide confrontirt. Bei der Confrontation sagte der erste dem andern alles ins Angesicht mit allen Umständen, wie sie zuvor berichtet sind, erinnerte ihn daneben, wie viel er von dem genommenen Gelde bekommen,

was er von demselben gekauft, und ermahnete ihn, sich nicht selbst mit doppelter Marter zu beschweren. Man würde ihm das Geschehene schon abfragen und er würde gleichwol den verdienten Lohn erleiden müßen. Wäre es zur Putten gewesen, oder hätte das Gericht zu Wolgast ähnliche Grundsätze befolgt, wie das Stralsundische Gericht zur Zeit des Kirchenbruchs, so würde man kein weiter Fest gemacht haben, sondern ohne Umstände de simplice et plano sine strepitu judicii, quemadmodum Deus procedere solet, zur scharfen Frage geschritten sein und ohne einiges Nachdenken dermaßen verfahren haben, daß man sofort gegen beide die Execution mit dem Rade erkannt hätte. Allein dann würde man auch zwei völlig Unschuldige hingerichtet haben. Der Nachrichter hatte auch bereits Befehl bekommen, mit seinen Instrumenten zum ersten Acte zu schreiten. Weil aber der Mensch bei seinem Nein standhaft beharrte, hielt man inne und procedirte auf Verordnung des Landesfürsten folgendermaßen. Es wurden etliche aufs Moor geschickt, den Körper des Entleibten aufzusuchen. Da derselbe aber nicht gefunden wurde, so führte man den Bekenner dahin, damit er den Ort zeige. Allein wiewol er die Gegend angab, so vermisste er doch seinem Sagen nach die Stelle, wo der Körper liegen sollte. Ferner wurde der Krüger aus Großen Kisow mit samt seinem Weibe nach Wolgast gefordert und mit Fleiß examinirt. Allein beide sagten aus, daß sie der Zeit keine Gäste gehabt hätten. Sie könnten sich auch gar nicht erinnern, daß sie je 3 Männer die Nacht über beherbergt hätten, welche bei ihnen um Geld gezehrt, Rechnung gemacht und bezahlt hätten. Nach wenig Tagen langte zu Wolgast ein Schreiben aus der Mark Brandenburg an, des Inhalts, daß sie des Orts einen Menschen gefangen sitzen hätten, der einen Mord begangen, wofür er auch am Leben gestraft werden sollte. Dieser Mensch bekannte, daß er auch den Buchführergesellen in Pommern ermordet habe, darum zu Wolgast zwei Unschuldige gefangen säßen. Sofort hat man den beiden Gefangenen ihre Freilaßung und den Grund derselben angemeldet. Als man den Bekenner gefragt, warum er mit seinem unbesonnenen Bekennen sich und seinen Gesellen zum unschuldigen Tode habe bringen wollen, hat er zur Antwort gegeben, daß ers zur Verhütung des peinlichen Verhörs gethan hätte, davor er sich mehr als vor dem schrecklichsten Tode fürchte. Darauf wurden beide, jedoch auf gemeineidliche Urvehde, freigelaßen.

„Daraus denn klärlich zu ersehen, setzt Sastrow hinzu, daß mit Gefangenen vorsichtig zu verfahren ist, und daß sonderlich das peinliche Verhör nur mit größter Behutsamkeit angewandt werden darf. Denn man findet auch harte Menschen, welche, obwohl sie schuldig sind, sich eher in Stücke zerreißen laßen, als daß sie das begangene Verbrechen bekennen."

Neuntes Kapitel.

Von den Gährungsstoffen, welche die Ruhe in den nordischen Städten zu stören drohen. Des Bürgermeisters Wullenweber aufrührerisches Regiment zu Lübeck und der von ihm angestiftete dänische Krieg. Unruhen zu Stralsund. Von der Versammlung der wendischen Städte zu Hamburg. Smiterlows Friedensgesinnungen. Was für ein Empfang demselben bei seiner Rückkehr vom Hamburger Convente bereitet wird. Wie Smiterlow nebst Jastrows Vater und Joachim Rantzow das Einlager bekommt. Stralsunds Rüstungen zum dänischen Kriege. Neue Rathswahlen. Was für Schaden Jastrows Vater durch sein langes Einlager erleidet. Unglücklicher Ausgang des dänischen Krieges. Wie die wendischen Städte dem Herzoge Albrecht von Mekelnburg das Königreich Dänemark versprechen und die Stralsundischen Gesandten von dem ihm ausgestellten Briefe das Siegel schneiden. Des Bürgermeisters Smiterlow große Geduld in seinem Einlager. Wie Herzog Philipp sich vergeblich um Smiterlows Befreiung bemüht. Auf welche Bedingungen das Einlager der drei Verstrickten endlich aufgehoben wird.

Jastrows Jugend fiel in eine vielbewegte Zeit, in welcher der ruhige Gang der Dinge oft durch stürmische Ereignisse unterbrochen wurde. Es war jene Zeit, in welcher beinahe in allen nordischen Seestädten eine mächtige Volkspartei ihr Haupt erhob und im Ringen nach einer Umgestaltung aller staatlichen Verhältnisse eine Bewegung hervorrief, welche man mit Recht als die nordische Revolution bezeichnen kann. Ehe wir nun fortfahren, die persönlichen Erlebnisse unseres jungen Helden weiter darzustellen, müßen wir den allgemeinen Zeitverhältnissen, unter denen er heranwuchs, namentlich den Zuständen seiner Vaterstadt, aufs neue unsre Aufmerksamkeit schenken. Denn nicht nur, daß Jastrows elterliches Haus von den Kämpfen und Stürmen, welche Städte und Länder durchtobten, mit erschüttert wurde, sondern er selbst konnte auch dem mächtigen Einfluße derselben nicht entgehn. Unter dem Eindrucke jener politischen Bewegungen, welche tief in das Leben seiner Eltern und seiner nächsten Angehörigen, besonders des Bürgermeisters Smiterlow, eingriffen, bildete sich bei ihm frühzeitig jene conservative Gesinnung aus, welche er später, als er selbst in die politische Entwickelung bestimmend mit eingriff, überall wo er auftrat, in Worten und Werken bethätigte. Es wird daher nicht uninteressant sein, zu hören, wie er selbst jene politischen Ereignisse darstellt, auffaßt und beurtheilt, unter deren Einflüßen er herangewachsen ist. Absichtlich

halten wir uns bei den folgenden Schilderungen an Sastrows eigne Aufzeichnungen und laßen ihn auch da zu Worte kommen, wo seine Auffaßung einseitig und parteilich ist, weil uns hier weniger daran gelegen sein kann, die betreffenden Thatsachen in strenger Objectivität, als in derjenigen subjectiven Färbung darzustellen, in welcher sie von unserm Sastrow angeschaut sind.

Das Kirchenregiment war zum Sunde ziemlich bestellt. Das Evangelium wurde in allen Kirchen gepredigt, ohne von den Landesfürsten und vom Rathe gefährdet zu sein, und die junge Pflanzung im Weinberge des Herrn gieng einer gedeihlichen Zukunft entgegen. Auch auf dem politischen Gebiete war die Ruhe wieder hergestellt. Smiterlow war in seine alte Bürgermeisterwürde wieder eingesetzt und bald darauf von seinem Hauptgegner Roloff Moller auf immer durch den Tod befreit worden. Allein solcher friedsame Stand der Dinge sollte von keiner langen Dauer sein. Denn obwol Roloff Moller nicht mehr am Leben war, so war doch der von ihm ausgestreute Same nicht zugleich mit ihm gestorben, und Herr Omnes befolgte die empfangenen Lehren so lange, bis er das, was er von der wilden Sau gefreßen, gänzlich verdaut hatte. In den meisten nordischen Städten war zu jener Zeit eine große Menge von Gährungsstoffen aufgehäuft, die nicht selten durch einen wilden Geist des Aufruhrs in Bewegung gesetzt wurden. Nicht bloß in Stralsund, sondern auch in Lübeck, Rostock, Wismar gab es eine starke Partei von Unzufriedenen und Misvergnügten, welche sich bemühten, der Obrigkeit, sonderlich den Bürgermeistern als den Häuptern, übel nachzureden, sie an Ehre und Glimpf anzugreifen und ihnen nach Leib und Leben, Gut, Blut und aller Wolfahrt zu stehen. Der Hauptherd der demokratischen Umtriebe war Lübeck, der Vorort der Hansestädte, wo Jürgen Wullenweber und sein Gehülfe Marx Meyer an der Spitze der Bewegung standen. Der zuletzt Genannte war ein guter Hufschmied, der als Schmiedeknecht etliche Kriegszüge mitgemacht hatte. Er war eine herrliche, lange, schöne Person und hielt sich unter den Reutern und vor dem Feinde dermaßen, daß er nicht bloß in den vornehmsten Kriegsämtern gebraucht, sondern auch in England zum Ritter geschlagen wurde und eine ansehnliche Barschaft erlangte. Indem er aber empor kam, wurde er stolz und hoffährtig, führte seinen ritterlichen Stand in köstlichen Kleidern, goldenen Ketten und Ringen, stattlichen Gäulen, vielen Knechten und dergleichen, wie denn gewöhnlich, welche geringer Herkunft sind, im Glück kein Maß zu halten wißen. Marx Meyer wurde in seinen stolzen Bestrebungen von allen Seiten unterstützt und begünstigt. Was vornehm war, bewarb sich um seine Freundschaft und suchte seinen Umgang. Reiche junge Weiber, denen mans nicht hätte zutrauen sollen, buhlten um seine Gunst. Sastrow erzählt, daß er in einem Briefe, den eine vornehme, aus einem der ersten Geschlechter Hamburgs entsproßene Frau an den Lübecker Don Juan ge-

schrieben, mit eignen Augen diese Worte gelesen habe: „Mein lieber Marx, wenn Ihr denn alle Kapellen besucht habt, so visitirt auch einmal die Hauptkirche.“ Nachdem die Lübecker Demokratenführer immer mehr Boden gewonnen hatten, entsetzten sie endlich die alten Rathsherrn, welche ihre aufrührerischen Handlungen nicht billigten, erwählten einen neuen Rath ihres Schlages, dessen Haupt Jürgen Wullenweber wurde, und stärkten sich durch 60 aus der Bürgerschaft. Unruhigen Geistes wie er war und voll hochfliegender und weitgreifender Pläne beschloß der neugebackne Bürgermeister bald nach dem Tode des Königs Friedrich von Dänemark, dessen Sohn, den Herzog Christian von Holstein, anzugreifen, der Meinung, das ganze Königreich Dänemark zu erobern. Allein die Dänen gewannen in den Holländern mächtige Bundesgenoßen. Als die wendischen Städte sahen, daß sie den Kampf gegen zwei so starke Gegner nicht aushalten konnten, schrieben sie im Juni 1534 eine Tagfahrt nach Hamburg aus, ob sie Wullenwebers und Marx Meyers hoffährtige Köpfe etwas brechen und dem Frieden nachzujagen bereden könnten. Aus Stralsund wurde der Bürgermeister Nikolaus Smiterlow abgeordnet. Als dieser nun bei den Unterhandlungen fand, daß Wullenweber bei seinem stolzen, übermüthigen Sinne beharrte und sich ganz und gar nicht dahin lenken laßen wollte, auf ziemliche Friedensbedingungen hin vom Kriege abzustehn, rief er ihm folgende prophetische Worte zu: „Herr Jürgen, ich bin bei vielen Unterhandlungen gewesen, habe aber nie gesehen, daß man so mit Sachen verfahren ist, als Ihr thut. Ihr werdet mit dem Kopfe gegen die Mauer laufen, daß ihr auf den Hintern werdet sitzen gehn.“ In Folge dieser Warnung steht Wullenweber in großem Zorne auf, verläßt die Versammlung, geht in seine Herberge, läßt stracks satteln und reitet mit seinem Gesellen, Marx Meyer, nach Lübeck zurück. Hier ruft er sofort seinen aufgeworfenen Rath samt den 60 Ausschußmännern zusammen, läßt in aller Eile Krieg beschließen, conscribirt Soldaten und schickt auch an die Sundischen Demokraten einen aufrührerischen Buben, Hans Holm genannt,*) mit mündlichen Werbungen wie mit geschriebenen Briefen, deren Inhalt ungefähr dieser ist: „Er, Wullenweber, hätte sich mit Fleiß angelegen sein laßen, Fürstenthümer, ja Königreiche an die Städte zu bringen, woran ihm aber der Stralsundische Bürgermeister Smiterlow hinderlich gewesen sei. Deswegen hätte er die Versammlung der Gesandten verlaßen; denn der Krieg sei um des Smiterlowschen Widerspruchs willen keineswegs aufzugeben. Sie, die Stralsundischen Demokraten, würden auch wol wißen, was sie thun

*) In Berckmanns Stralsundischer Chronik (S. 46) wird Dr. Oldenborg als Wullenwebers Sendbote genannt, „ein klein menneken, men (aber) groth in der schalckheit, der Lübeschen sindicus vnd ein ratmann.“

sollten und sich auch nicht lange säumen oder sich weit umsehn." Durch solche Vorspiegelungen wurde die ganze Bürgerschaft gegen Smiterlow aufgehetzt und erbittert. Die 48 liefen zum Bürgermeister Lorbeer, Smiterlows zweideutigem Collegen, und klagten diesem, daß jener zum Frieden gerathen habe, da doch die Städte durch den angefangenen Krieg zu großem Ansehn und Glück kommen könnten. Der heimliche Neider Smiterlows gab diese gehörnte Antwort: „Es wird zu viel, ich kann ihm nicht helfen." Daraus schöpften die 48 diese Meinung, Smiterlow mache der strafwürdigen Handlungen so viel, daß sein College ihn nunmehr nicht entschuldigen noch verantworten könnte. Hinterher wußte aber Lorbeer seine Worte anders zu deuten: Smiterlows widerwärtige und feindselige Hasser würden zu zahlreich und beschwerten ihn mit so mancherlei Auflagen, daß er sich zu schwach fühlte, ihm zu helfen.

Als Herr Nikolaus Smiterlow nun von Hamburg zu Haus kam, da fieng das angelegte und von Lorbeer noch geschürte Feuer an lichterloh zu brennen. Der Eine verkündigte dem Andern, Claus Friedemacher wäre zu Haus gekommen. Dem angefeindeten Bürgermeister wurde auferlegt, der ganzen Bürgerschaft, die des Morgens um 6 Uhr aufs Rathhaus zusammengefordert war, Bericht abzustatten. Alle Stadtthore wurden verschloßen, die Feldgeschütze wurden aus dem Zeughause auf den alten Markt geführt und nebeneinander in Ordnung aufgepflanzt, und es fand in der ganzen Stadt ein solches Zusammenlaufen statt, daß es schrecklich anzusehn und hoch zu verwundern war. Auf dem Rathhause war ein solches Getümmel, daß man weder sehn noch hören konnte. Furchtlos stellte sich der angefeindete Consul der tobenden Menge gegenüber und hielt mit seinen Ansichten nicht hinter dem Berge. Unter großem Getümmel berichtete er über den Erfolg seiner Sendung. Der Lärm stieg, je weiter er in seinem Berichte kam. Als er referirte, wie er den kriegerischen Anschlägen Wullenwebers widersprochen habe, hub ein solches Schelten, Schmähen und Fluchen an, als wären sie alle und ein jeder voll Meerkatzen gewesen. Man machte Miene, den Bürgermeister zum Fenster hinauszuwerfen. Einer schmiß sogar mit einem Handbeil in den Rathstuhl. Da zeichnete sich Henning Kaßkow aus, ein frommer ehrlicher Mann, der das geworfene Beil auffieng, indem er in den Wurf sprang, wodurch er an seinem Leibe schwer verwundet wurde. Ein andrer trat hervor und sprach zum Bürgermeister: „Du Bösewicht, hast mich einmal wider Gott und Recht um 20 Gulden beschatzet; jetzt soll dirs vergolten werden!" Als der Trotzige auf Befragen des Bürgermeisters: „Wie heißest du"? seinen Namen ansagte: „Ich heiße Barvemann", bekannte jener, allerdings habe er, als er Stadtvoigt gewesen sei, von Barvemann 20 Gulden empfangen, woran diesem Unrecht geschehn sei. „Denn wenn dir Recht geschehn wäre," fuhr der Bürger-

meister fort, „so hättest du im lichten Galgen verdorren sollen. Aber ein Rath hat dir Gnade erzeigt, dir das Leben geschenkt und 20 Gulden von dir zu nehmen befohlen; die habe ich von dir empfangen. Ich habe sie aber nicht zu meinem Nutzen verwendet, sondern für die Stadt ausgegeben und laut meiner übergebenen Register verrechnet." Der Kerl verkroch sich unter den andern Bürgern, daß man nicht gewahr wurde, wo er blieb. Auf dem Markte unter dem Rathhause stunden die Bettler, denen der Bürgermeister mannigmal vor seiner Thür Almosen hatte geben laßen, und schrien zum Fenster hinauf: „Werft Claus Friedemacher herab, wir wollen uns mit den Stücken werfen!" Als darauf einer von den 48, Blumenau oder ein anderer fragte: „Lieben Bürger, was sagt ihr dazu," antwortete der große Hause, der doch gar nicht hörte und noch weniger verstand, was gefragt wurde: „Ja, Ja!" Dieß war ein sehr kritischer Moment. Herr Claus Smiterlow schwebte einen Augenblick in großer Gefahr, aus der er jedoch durch die Geistesgegenwart eines seiner Anhänger gerettet wurde. Dieser sagte: „Worauf ruft ihr Ja? Es wurde gefragt, ob ihr Landschatz geben wollt." Sogleich war die Menge umgestimmt und rief ungleich lauter: „Nein, Nein!" als sie zuvor „Ja, Ja!" geschrien hatte. In Summa: es gab ein wildes, wüstes Wesen und der Teufel gieng auf Stelzen.

Nachdem sie nun Herrn Claus Smiterlow, dem ehrlichen, wolverdienten Manne, ihrem ältesten Bürgermeister, von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends übel mitgespielt hatten, ließen sie ihn in sein Haus gehn, das er aber nicht wieder verlaßen durfte. Neben dem Bürgermeister bekamen noch zwei andere Männer Hausarrest. Der eine war Joachim Rantzow, der deshalb verstrickt wurde, weil er nur folgende Worte gesagt hatte: „Ei, man sollte je etwas gemach thun und die Leute zur Antwort kommen laßen." Der andre war der Vater unseres Bartholomäus, Herr Nikolaus Sastrow, welcher als des Bürgermeisters Verwandter — er war seines Bruders Tochtermann — eingelegt wurde.

Inzwischen gieng die Bewegung unaufhaltsam vorwärts. Man stellte sofort Werbungen an, um Kriegsleute anzunehmen, die theils zur Bemannung der Orlogschiffe (Kriegsschiffe) dienen sollten, theils Tag und Nacht in und außerhalb der Stadt Wache halten mußten. Besonders vor Smiterlows Hause und in dessen Umgebung wurde eine starke Nachtwache aufgestellt, von welcher der gefangene Bürgermeister allerlei Unbill zu leiden hatte. Man schoß ihm zur Hausthür hinein und durch die „Hauslucht" *) wieder hinaus, so daß er mit Weib und Kindern sich stündlich auf einen thätlichen Ueberfall ge-

*) Hauslucht ist das große Hinterfenster auf der Hausflur.

faßt machen mußte und des Nachts nur mit großer Sorge, Gefahr und Schrecken im Bette liegen konnte. Noch bunter, als in der Stadt, gieng es draußen im Hafen her. Da wurden die Geschütze in großer Anzahl auf die Orlogschiffe gebracht, diese wurden ferner mit Kriegsleuten bemannt und mit allem was sonst dazu gehört besetzt, um nach beendigter Rüstung zur Seewärts abgefertigt und den Lübischen zur Hülfe gesandt zu werden.

Den Montag nach Johannis wurden 2 Bürgermeister und 7 Bürger zu Rathe gekoren. Die beiden Bürgermeister waren Herr Joachim Pruetze, ein frommer ehrlicher Mann, der zur Zeit des Aufruhrs von Anno 1525 Stadtschreiber gewesen war, und der damalige Stadtschreiber und Syndicus, Herr Johann Klocke, den wir schon früher bei dem Sastrow-Bruserschen Processe kennen lernten. Zu den 7 neuerwählten Rathsherrn, welche mehrentheils „schlichte, unbetrogene Leute" und mit Ausnahme des unschuldigen Stadtschreibers Johann Senkestacken lauter Laien waren, gehörte auch Herr Johann Tamme, den Sastrow als ipsa antiqua simplicitas charakterisirt. Wenn Leute, sonderlich Handwerker, zu ihm kamen und klagten, wie schlecht es ihnen und ihrem ganzen Amte bei dem wüsten Regimente gienge, so tröstete er sie und sagte: sie sollten zufrieden sein, es wären ihrer 7 feine Männer zu Rathe gekoren, nun sollte es bald beßer werden. Ein andrer von den Septemvirn war Herr Nikolaus Bavemann, der sich rühmte, so oft er vors Thor gienge, verdiente er 10 Mark. Dieser Bavemann nahm ein sehr tragisches Ende. Er gieng eines Tags in seinen Keller, um eine Tonne Kabliau, die er gekauft hatte, zu besehen. Bei sich hatte er seinen Knecht, der eine Kerbart trug. Als nun Herr Nikolaus Bavemann den Kopf in die Tonne steckte und also dem Knechte den bloßen Hals zuhielt — zu der Zeit trugen die Männer an den Hemden gar niedrige Kragen mit kleinen Wolken oder Tüllen, so daß der Hals unbedeckt blieb — so kam der Knecht, welcher seiner Sinne nicht ganz mächtig war, auf den Einfall, sich in der Rolle eines Scharfrichters zu versuchen: er nahm die Axt und hieb seinem Herrn in der Tonne den Hals ab. Nach vollbrachter That entwich er keineswegs, sondern stieg auf den Boden und gieng ruhig an seine Arbeit. Als man den Mord entdeckte, wurde der Knecht angegriffen und gefragt, warum er seinem Herrn das gethan habe? Antwort: Er hätte ihm den bloßen Hals so artig zugehalten, daß derselbe bequem zu treffen gewesen sei. Obwol nun der arme Mensch die That offenbar im Wahnsinn vollbracht hatte, so wurde er dennoch vor Gericht gestellt, zum Tode verurtheilt und auf dem Radeberge von unten auf gerichtet.

Sastrows Vater wurde noch immer verstrickt gehalten. Sein Einlager dauerte volle fünf Vierteljahre, also bis in die Mitte des Jahres 1534. Um dieselbe Zeit als Herr Nikolaus Sastrow gezwungen wurde, das Haus zu hüten, gieng seine Frau schweres Fußes mit ihrem achten Kinde, jener Gertrud, der schon

bei einer frühern Gelegenheit Seite 6 gedacht ist. Als sich nun um Michaelis 1534 die Zeit ihrer Niederkunft herannahte, supplicirte ihr Mann an den Rath und die 48, ihm so lange zu gestatten, in die Nachbarschaft zu gehn, bis seine Frau entbunden sei. Es wurde ihm aber abgeschlagen. Um der Wöchnerin nicht zur Last zu fallen, mußte Herr Nikolaus seine Zuflucht zu einer List nehmen. Er stieg durch ein Dachfenster über die Rinnen auf den Boden des Nachbars und verharrte daselbst so lange, bis die Geburtsstunde vorüber war. Zu seinem Kinde Gevattern zu bitten, wurde ihm auch nicht gestattet. Zu solchen kleinen Unbequemlichkeiten kam noch der viel schlimmere Uebelstand, daß eine gänzliche Stockung seines Geschäfts eintrat. Als die Zeit kam, wo die Schonenfahrer sich auf ihre bevorstehende Reise mit einer großen Quantität Salz zu versorgen pflegten, — denn es war damals zu Falsterbode auf Schonen ein großer Betrieb mit dem Heringssalzen — so hatte Herr Nikolaus seine Keller, auch seinen ganzen Hausflur voll Lüneburger Salzes. Ferner hatte er viel Rotscher und Sporten (getrocknete Fische), item Tücher der verschiedensten Arten liegen. Da er nun nicht über die Schwelle seines Hauses gehn und mit niemand reden durfte, so lag der Handel natürlich ganz darnieder. So wurde Sastrows Vater durch sein Einlager schwer getroffen. Er saß eine Zeit lang aller Nahrung bar und mußte merklichen Schaden leiden.

Doch kehren wir nun auf den Schauplatz der politischen Ereignisse zurück. Jürgen Wullenweber war mit seiner aufrührerischen, aus den wendischen Städten gesammelten Rotte zu Waßer und zu Lande wider den Feind gezogen. Es wurde hart gegen einander gestritten. Aber ungeachtet, daß die Städte noch einmal so stark im Felde standen, als ihre Gegner, hat der Herzog von Holstein gleichwol das Feld behalten. Daraus konnte man denn leichtlich abnehmen, daß unser Herr Gott selbst wider die Wullenwebersche Partei kriegte, da in dem unnötigen aufrührerischen Kriege auf ihrer Seite ganz und gar kein Glück war. Darum sind die Rädelsführer auch bald kleinmüthig geworden und in gar schwermüthige Gedanken gerathen. Sie hätten wol gewünscht, daß sie das leidige Schaf nicht gesehn hätten; denn da sie den Wolf bei den Ohren hatten, wußten sie ihn ohne Gefahr nicht los zu werden. Auf der einen Seite sahen sie Gottes Ungnade und das widerwärtige Glück; auf der andern Seite stand ihr Schimpf, Hohn und Schande, und sie schwebten in großer Gefahr, ein jeder bei den Seinen, daß das Ansehn der 48 löcherig werde und ihre Gewalt in Schwachheit und äußerste Verachtung umschlage.

Da sich kein andrer Ausweg zeigte, so wurden sie zu Rathe, ein andres Haupt als Wullenweber zu suchen und sich mit Herzog Albrecht von Mekelnburg in Verhandlungen einzulaßen. Um ihn zu gewinnen, beschloß man, ihm das Königreich Dänemark anzubieten, mit dem Versprechen, ihn

mit aller Macht darin und dabei zu erhalten. Darauf zogen die Gesandten von Lübeck, Rostock und Stralsund nach der Wismar, wo sie neben dem Rathe von Wismar 8 Tage lang mit dem Herzoge von Mekelnburg unterhandelten. Endlich einigte man sich so weit, daß die Gesandten dem Herzoge das dänische Königreich völlig verschrieben, versiegelten und verbrieften. Vor den Brief hängten die Lübischen, Rostocker und Wismarschen ihrer Stadt Majestätensiegel und sandten ihn dann gen Stralsund, damit er hier gleichergestalt versiegelt werde.

Der Rath zum Sunde widerrieth die Versiegelung; aber die 48 wollten nicht folgen, sondern vertrauten mehr der Großsprecherei der Lübischen, welche Leib, Habe, Gut und alles, was sie konnten, bei ihren Zusagen aufsetzen wollten. Um sich des Siegels zu bemächtigen, erbrachen die 48 mit Gewalt den Schrank, worin es verwahrt wurde, und hängten es vor den Brief. Darauf schickten sie denselben sofort nach Wismar zurück. Sobald der Brief vollkommen versiegelt wieder angelangt war, ließ der Herzog von Mekelnburg des andern Tags die Gesandten von Lübeck, Rostock, Stralsund und Wismar zu Mittag fordern, vor seiner fürstlichen Gnaden zu eßen und ihm dann auch sofort den versiegelten Brief zuzustellen. Indes waren die Stralsundischen Gesandten, der zweideutige Christof Lorbeer, dem die demokratische Bewegung nur zum Aufschwunge gedient hatte, und Herr Franz Wessel, keineswegs damit zufrieden, daß dem Briefe das Majestätensiegel ihrer Stadt vorgehängt war. Um diesen Schritt rückgängig zu machen, setzten sie der Gewalt, womit er ausgeführt war, List entgegen. Unter dem Vorgeben, den Brief besehen zu wollen, erhieltem sie von den Lübischen und Rostocker Gesandten, daß ihnen derselben des Morgens früh anvertraut wurde. Sobald Herr Christof Lorbeer das wichtige Document in Händen hatte, entlieh er von Herrn Franz Wessel dessen Brotmesser und schnitt das Sundische Siegel ab. Dann ließ er straks anspannen und fuhr mit seinem Collegen so eilig davon, daß sie wol halbwege zu Rostock waren, ehe die Lübischen, Rostocker und Wismarschen zu Tische giengen. Obwol die Bürgschaft Stralsunds dadurch zweifelhaft geworden zu sein schien, so zog Herzog Albrecht dennoch auf hohe Zusagen und theure Versprechungen der Uebrigen nach Dänemark und ließ sich als ein gewißer, unzweifelhafter König mit all seinem Hofgesinde, mit Gemahl, Frauenzimmer, Pferden und Hunden in Kopenhagen nieder.

Diese kecke That des Bürgermeisters Lorbeer wurde von ihm selbst, seinen Kindern und seinem ganzen Geschlechte sehr gerühmt. Man machte viel Aufsehn davon und erzählte noch nach vielen Jahren, daß der Bürgermeister Lorbeer ungescheut der großen augenscheinlichen Gefahr, die damit verknüpft gewesen sei, eine so mannliche, heroische That begangen habe. Allein Sastrow,

der dem zweideutigen Rivalen seines Großoheims nicht sonderlich gewogen ist, will dieses Urtheil nicht gelten laßen. Er sagt, verständige Leute würdens mehr für eine unbedachtsame Vermeßenheit als für mannliche Tapferkeit erachten. Denn die Lübischen und Rostocker Gesandten wie auch der Rath zu Wismar, welche den vollkommen versiegelten Brief in ihren Händen gehabt, hätten ja gesehen, daß das große Majestätensiegel der Sundischen daran gehangen habe, was auch die Anhänger Lorbeers mehr als vonnöten und rühmlich ausbreiteten und bekannten. Folglich sei es ganz bedeutungslos gewesen, daß Herr Lorbeer das Siegel abgeschnitten habe. Da es von denen davorgehängt sei, die damals das volle Regiment zum Sunde gehabt, so habe Lorbeers That die Gültigkeit des Documentes nicht aufheben können, wie denn auch der Erfolg bewiesen habe. Denn nicht nur sei Herzog Albrecht auf jene Verschreibung hin nach Kopenhagen gezogen und habe sich darin belagern laßen, sondern die Stralsundische Regierung habe eben so wol, als Lübeck, Rostock und Wismar, deren Siegel vor dem Briefe geblieben sei, viele 1000 Gulden darangesetzt, um den Herzog Albrecht zum Könige von Dänemark zu erhalten, ohne die ausgerüsteten Orlogschiffe, Kraut, Lot (Pulver und Blei) und Leute. „Was hat denn nun das Abschneiden des Siegels gewirket?" fragt Sastrow die Lobredner der Lorbeerschen Heldenthat. „Nicht auf eine Linse groß, sondern wenn Lorbeer so viel Mannes in der Stadt hätte sein können und wollen, daß die Schiffe mit ihrer Ausrüstung, auch Geld und Gut, so alles mit draufgegangen, zu Haus behalten wären, das wäre wohl etliche Tonnen Goldes und mehr Rühmens werth gewesen, als das Abschneiden des Siegels zu Wismar. Und wenn nun Herzog Albrecht wirklich König in Dänemark geworden und geblieben wäre, was dünkt Lorbeer und die Seinigen dabei? Würde jener wol den Schimpf, der ihm von den Stralsundischen Gesandten durch Abschneiden des Siegels angethan, ungerochen gelaßen haben? Würde er nicht wenigstens den Einwohnern dieser Stadt den Sund geschloßen und ihre Nahrung in andern Königreichen und Landen gehindert haben? Wie würde die gemeine Bürgerschaft es Herrn Lorbeer gedankt haben, daß er durch eine so dummkühne Handlung, wie das Abschneiden eines Siegels, das jene vor den Brief gehängt, der Stadt so großen Schaden und Nachtheil verursacht hätte? Darum rühme man von dem nur gemach, das man viel reiflicher und beßer hätte bedenken sollen."

Während nun die demokratische Partei ihre Pläne mit großem Eifer verfolgte, hielt sich der Bürgermeister Nikolaus Smiterlow in seinem Einlager gar still und geduldig, bekümmerte sich um das, was in und außerhalb der Stadt geschah, nicht ein Dinglein, sondern las fleißig die h. Schrift und brachte die meiste Zeit mit emsigem Beten zu. Den Psalter Davids lernte er beweise gar auswendig. Dadurch gewann er den rechten inneren Frieden, der

ihn über alles politische Parteigetriebe hinaushob. Gegen seine Feinde und Widersacher legte er stets eine versöhnliche Gesinnung an den Tag. Unser Bartholomäus Sastrow, welcher fast täglich in seinem Hause ein- und ausgieng, versichert: „Ich habe von ihm in Wahrheit die ganze Zeit über nicht ein hartes Wort auf die aufrührerische Bürgerschaft oder auf seine Feinde, viel weniger Schelten oder Fluchen gehört. Wenn von seinen Gegnern die Rede war, sagte er wol: „Es sind meine Bürger; ich muß meinen Kindern etwas zu gute halten; unser Herr Gott wird sie schon bekehren." Wahrlich ein seltenes Beispiel von selbstverleugnender, ausharrender Treue, die nicht ohne Lohn und Sieg bleiben konnte.

Die Vorgänge in Stralsund waren von den Landesfürsten mit banger Besorgnis vernommen worden. Da sie zu ohnmächtig waren, um der Bewegung Einhalt zu thun, so hatten sie derselben ihren freien Lauf laßen müßen. Doch schickten sie zu Anfang des Jahres 1535 Gesandte in die Stadt, um bei dem Rathe und den 48 auf Erledigung des verstrickten Altbürgermeisters anzutragen. Allein das Selbstgefühl der Volkstribunen in Stralsund war noch zu ungebrochen, als daß sie sich zur Nachgiebigkeit bequemt haben sollten. Nachdem die fürstlichen Räthe gehört waren, wurden sie in ihre Herberge verwiesen mit der Vertröstung, daß ihnen die Antwort auf ihre Werbung dorthin überbracht werden sollte. Als man nun nach langer Deliberation einen Beschluß gefaßt hatte, sandte man zwei ungelehrte und unberedte Leute ab, um den Gesandten Meldung davon zu thun. Der eine war ihr Wirt, Herr Hermann Meier, von bäurischer Abkunft, der aus dem benachbarten Dorfe Parow stammte, aber so reich an Barschaft, Stadt- und Landgütern geworden war, daß sein ganzer Geburtsort und noch eine zweite Dorfschaft gleiches Namens ihm gehörten und also seine Ohme und Vettern seine Bauern und Unterthanen waren; dieselben zu regieren war er allein gewohnt. Der andre war Herr Nikolaus Rode, ein Krämer, der zwar ziemliches Vermögen besaß, aber mit fürstlichen Gesandten, oder andern angesehenen Leuten zu reden wenig geübt war. Als nun diese beiden Abgeordneten des Raths zu den fürstlichen Gesandten auf die Stube kamen und Herr Hermann Meier zu reden anfangen wollte, verstummte er plötzlich vor Schrecken, ließ seinen Collegen stehen und lief eilends zurück die Stiege hinunter. Nachdem er sich aber etwas erholt hatte, kam er wieder auf die Stube und richtete seinen Auftrag aus. Jedoch brauchte er gar keine Entschuldigung, versäumte es auch, die fürstlichen Gesandten zu tituliren und schritt ohne Einleitung straks zum Thema: „Ein Rath und 48 hätten im Namen der ganzen Bürgerschaft beschloßen, den Gesandten diesen Bescheid zur Antwort einzubringen: Sie hätten ihren Bürgermeister ohne den Fürsten eingelegt, sie wollten ihn auch ohne den Fürsten wol wieder auslaßen." Also reimten Antwort, Antwortende und Ueberbrin-

ger der Antwort recht wol zusammen. Einige Jahrzehnte später hätte man den Landesfürsten so nicht kommen dürfen. Aber damals war das fürstliche Ansehn so geschwächt, daß die Landesherrn sich von ihren eignen Unterthanen das Schlimmste mußten bieten laßen, sei es nun, daß die 48 es absichtlich so eingerichtet hatten, daß ihre Antwort, den Fürsten zum Schimpf, von den einfältigsten Leuten überbracht wurde, oder sei es, daß die beßer Gesinnten, deren dennoch etliche zu Rathe gesetzen, sich zur Ueberbringung so ungebührlicher Antwort, von der sie gleichwol die andern nicht zurückbringen konnten, nicht bereden oder bewegen laßen wollten.

Obgleich die Landesfürsten also die bestimmteste Verneinung ihres Antrags erfuhren, so blieb ihre Gesandtschaft doch nicht ganz erfolglos. Die erste Wirkung zeigte sich darin, daß Sastrows Vater aufs Rathhaus gefordert wurde, wo man ihm anzeigte, daß die ganze gemeine Bürgerschaft beschloßen habe, wollte er der Bestrickung los sein, so sollte er zur Strafe 100 Mark geben. Herr Nikolaus fragte: „Was er denn gethan habe, daß er gestraft werden sollte? Er wüßte sich keiner strafwürdigen Handlung zu entsinnen; wol aber wüßte er, fühlte es auch nur zu wol, daß er mit dem unverdienten Einlager in merklich großen Schaden, Verhinderung seiner Nahrung und nicht geringe Beschwerung sei geführt worden." Darauf bekam er zur Antwort: „Es hülfe kein Disputiren, 100 Mark sollte er geben, oder vor den großen Haufen gestellt werden. Das kurzum und kein anderes." Da Sastrows Vater das zweijährige Regiment des Herrn Omnes mit Schmerzen und Wehklagen getragen hatte, so fügte er sich und ließ sich die 100 Mark abtrutzen und abdringen. „Dennoch", behauptet unser Bartholomäus, „kann bis auf diesen Tag keine andre Ursache seines beschwerlichen Einlagers ermeßen werden, denn daß mein Vater des Bürgermeisters Smiterlow Brudertochter zur Ehe gehabt." Eine hübsche Probe demokratischer Gerechtigkeitspflege.

Mit Joachim Rantzow, einem ehrlichen, frommen Manne, der später zu Rathe gekoren wurde, nahm man dieselbe Procedur vor. Er wurde gegen Zahlung einer gleichen Summe in Freiheit gesetzt.

Nicht lange darauf sandte man auch zum Bürgermeister Smiterlow zwei Rathspersonen, Herrn Nikolaus Roden und Herrn Nikolaus Bolten, die überbrachten ihm einen bereits ingrossirten und mit Wachs zu dreien Siegeln versehenen Brief, mit der Meldung, daß er seiner zweijährigen Verstrickung und bevorstehenden großen Gefahr erlaßen werden sollte, wenn er sich dazu verstände, den Brief samt zwei seiner nächsten Verwandten zu untersiegeln. Der Inhalt des Briefes lief darauf hinaus, daß er bekenne, an der Stadt verrätherisch und als ein meineidiger Bösewicht gehandelt zu haben, und daß

er sich seines bürgermeisterlichen Ehrenstandes enthalten wolle. Da die beiden Rathspersonen die Gefahr, welche vorhanden wäre, als sehr groß und schrecklich schilderten, so bat die Frau Bürgermeisterin ihren Mann mit Vergießung heißer Thränen, er sollte sich dem Schreiben unterwerfen, damit nur die unsinnigen Leute in etwas möchten gestillet werden; unser Herr Gott würde ihn einsmals erhören und erretten. Nach langem Bedenken willigte er zuletzt ein und stellte an Herrn Nikolaus Sastrow die Zumuthung, daß er den Brief mit untersiegeln möchte. Allein dieser weigerte sich dessen mit diesen Worten: „Ich will Euch mit meinem Siegel nimmermehr ehrlos machen." Nun wandte sich der bedrängte Bürgermeister an seine beiden Tochtermänner, Berendt Hasert und Sutfeld Heyger, welche sich durch das Weinen der Mutter bewegen ließen, den schweren Dienst zu leisten. Als der Brief untersiegelt war, gieng der Bürgermeister mit den beiden Rathsherrn, seinen beiden Tochtermännern und Sastrows Vater nach dem Rathhause. Unterwegs trat er in die S. Nikolaikirche, kniete in dem Stuhle, der an dem großen Christoffer war, nieder und verrichtete ein kurzes Gebet. Dann stand er auf und gieng aufs Rathhaus, um seinen Widersachern die versiegelte schmachvolle Selbstanklage auszuhändigen. Als er einen ehrbaren Rath und die 48 auf dem Sommerhause beieinander fand, wurde er zwar von Herrn Christof Lorbeer eingeladen, sich auf seine Stätte zu setzen. Aber er weigerte sich dessen, sagend, er hätte den Tag einen Brief versiegelt, der klinge so nicht, daß er sich an den Ort setzen sollte. Weil man aber nicht abließ, ihn in den Rathsstuhl zu nöthigen, ist er zuletzt hineingegangen, hat sich gesetzt und folgende Meinung geredet: „Er hätte über 100 Tagereisen von wegen dieser guten Stadt geleistet; wo man aber beweisen könnte, daß er Einen Gulden zu viel verzehrt, oder was man sonst wol hätte ersparen können, vernachtheilt und versäumt hätte, so wollte er neben seinem Leibe all sein Gut, so viel er in der Welt hätte, verwirkt haben. Aber dieweil es so gewandt, begehrte er zu wißen, ob man ihn wie andre Bürger beschützen wollte, ob er sicher zur Kirche, Brücke und Markte gehn und ungefährdet seine Handlung und Nahrung treiben dürfte." Als man diese Frage mit Ja beantwortet hat, ist er aufgestanden, hat einem ehrbaren Rathe glückselige und friedsame Regierung gewünscht und ist mit den Seinen zu Haus gegangen.

Von da an bis zum Jahre 1537 lebte der Altbürgermeister in stiller Zurückgezogenheit, ließ Rath und 48 regieren und kümmerte sich um die Politik gar wenig. Er getröstete sich seines guten Gewißens, war gutes Muths, wartete seines Hauses, wanns Zeit gieng er fleißig in die Kirche, des Sommers bei gutem Wetter fuhr er auf seine Landgüter, nahm seine Kinder und Verwandten mit und war mit denselben fröhlich und guter Dinge. Auch das Sastrowsche Haus, welches durch enge Bande der Verwandtschaft mit dem be-

rühmten Bürgermeister verbunden war, nahm an diesem Familienverkehr einen lebhaften Antheil, und unser Bartholomäus mag, wie zuvor mit seinem Großvater in Greifswalde, so jetzt mit seinem Großoheim manchen Ausflug gemacht haben.

Zehntes Kapitel.

Wie den Achtundvierzig die Neuhaare zu wachsen beginnen und wie sie auf Sicherheit für die Zukunft sinnen. Herzog Albrechts Niederlage. Von der Entsetzung des aufrührerischen Rathes zu Lübeck. Wullenwebers und Meiers schmähliches Ende. Von der Strafe der Stralsundischen Aufrührer und der Restituirung der Unterdrückten und Entsetzten. Weiteres Geschick der Stralsundischen Volkshäupter. Smiterlows ehrenvolle Wiedereinsetzung. Sein Tod und Charakteristik seiner Person. Vergleich zwischen den Smiterlowschen und Mollerschen Naturen. Verbindung der beiden feindlichen Geschlechter.

Inzwischen begannen den 48 samt ihrem aufrührerischen Anhange die Neuhaare zu wachsen. Von ihrem bösen Gewißen geängstigt, machten sie sich folgende Gedanken: „Lübeck, auch wir mit den andern Städten mögen es uns noch so großen Ernst sein laßen, den Herzog von Mekelnburg wider den Herzog von Holstein bei der Krone Dänemark zu erhalten, so ist doch der Ausgang des Krieges mehr als zweifelhaft; denn wir haben bereits mit Schaden und Schmerzen erfahren, wie übel es uns im Lande Holstein ergangen ist. Unsre Häupter, Jürgen Wullenweber und Marx Meier, finden wenig Gehör mehr; unsre ganze Partei ist bereits in Verachtung gerathen, während der Herzog von Holstein jedermanns Beifall und Zuneigung gewinnt.“ In solcher Lage sannen die aufrührerischen Buben auf Mittel und Wege, wie sie sich am besten gegen zukünftige Anklagen sicher stellen und, solange das Spiel noch in ihren Händen stund, sich gegen alle Stöße und Fälle waffnen und wahren könnten. Denn sie sahen wol ein, daß sie ihre Wirtschaft die längste Zeit geführt hatten. Und was für eine Wirtschaft! Das ganze Vermögen der Stadt an Schiffen, Geschütz, Kraut, Lot, Geld und allen Vorräthen war dahin; viele hundert Menschen waren auf die Fleischbank geopfert; Rathhaus und Kirchen waren rein ausgeplündert; Alle Glockenspeise aus der Stadt und vom Lande war gen Lübeck geschickt, um Geld davon zu machen — wie denn noch viele Jahre nachher eine kupferne Ramme, die man beim Pfahlstoßen gebrauchte, mit einem darauf gegoßenen Stral, dem Warzeichen Stralsunds, zum großen Unglimpf dieser Stadt in Lübeck gesehn wurde — kurz die Aufrührer hatten übel hausgehalten und die Stadt

war alles Vorraths entblößt. Dazu kam noch, daß die ganze Bürgerschaft vom ältesten Bürgermeister bis zum geringsten Bürger zweimal bei schweren Eiden den hundertsten Pfennig gegeben hatte, um den 48 und ihrem aufrührerischen Anhange zu gehorsamen. Die schlechten Haushälter konnten sich leicht selbst sagen, daß ihrer, wenn die Zeit der Rechenschaft käme, schlecht gewartet werden würde, wo sie nicht bei Zeiten, ehe und bevor ihre Autorität noch mehr gekränkt würde, für ihre Sicherheit sorgten. Sie machten es daher wie der ungerechte Haushalter Lucas am 16., der, als er sah, daß er sein Amt verlaßen müßte und bald in Verachtung, Armut, Hunger und Not gerathen würde, sich mit seines Herrn Gute Freunde machte. Diesem klugen Manne haben sie also die Kunst abgelernt und sind überein gekommen, dem Rathe und der verführten und bedrückten Bürgerschaft eine harte Verschreibung abzudringen, worin die ganze Gemeinde den tollen Receß, der im Jahre 1522 dem Rathe mit Gewalt abgetrotzt war, in allen Stücken erneuern und bestätigen und in einigen Punkten noch durch neue Bestimmungen schärfen und erweitern mußte. Der alte Rath mußte sich in diesem Receße die üble Nachrede gefallen laßen, daß er durch seine Widerspänstigkeit gegen die 48 eine Summe Geldes verbrochen habe, die ihm aber von dem neuen „unschuldigen" Rathe großmüthig erlaßen werden sollte. Ferner mußte dieser versprechen, mit den 48 und ihrem Anhange gemeinsame Sache zu machen, ihnen ein getreuer und fleißiger Vorgänger zu sein und ihre Ehre und Würden zu befördern. Endlich wurde festgesetzt, daß jegliche Beschwerde, Uneinigkeit, Unwille, Mishelligkeit, Angst und Gefährde, so zwischen dem Rathe, den 48 und der gemeinen Bürgerschaft bis auf diesen Tag gewesen wäre oder noch sein möchte, gänzlich vertragen, versöhnt, entschieden, geschloßen, beigebracht, auch vergeben und vergeßen sein und bleiben sollte, also daß auf beiden Seiten, nämlich ein Rath und die 48 auf der einen Seite und die gemeine Bürgerschaft auf der andern Seite, keiner den andern sämmtlich oder sonderlich haßen, angeben, hindern, beschädigen, rächen, noch durch Frau, Kinder, Erben, Freunde oder sonst jemand rächen laßen oder Nachstellung bereiten sollte, es sei heimlich oder offenbar, wie des Menschen Sinn erdenken mögen. Auch sollte niemand von beiden Theilen der eine den andern verachten, versprechen oder verhöhnen mit Worten oder Werken, in keinen zukommenden Zeiten.

Das heißt doch wahrlich sich verclausuliren und verbarricadiren! Und doch fühlten sich die bösen Gewißen hinter diesen Palliſaden noch nicht sicher. Denn ein Jahr später (1536), als Herzog Christian von Holstein vor Kopenhagen rückte, die Veste hart belagerte und zum Aeußersten beängstigte, fügten die besorgten Demokraten dem obigen Receße noch einen Anhang hinzu, daß, wer sich seines Antheils an der dänischen Vehde entschuldigen, sich daraus ziehen oder Andern, Hohen oder Niedern, die Schuld derselben beimeßen

oder vorwerfen würde, daß ein solcher, er sei jung oder alt, arm oder reich, innerhalb oder außerhalb des Raths, ohne Ansehn an seinem freien Höchsten gestraft werden sollte. Dieser Anhang wurde durch den Schluß „Geschehen am Jahre und Tage wie oben" in das Jahr 1535 zurückdatirt, in welchem der Recess ausgefertigt war. In Wahrheit stammte er aber nicht aus dem Jahre 1535, sondern erst aus dem folgenden Jahre 1536, in welchem das Waßer den Demokraten bereits über den Kopf stieg. „Ja, lieber Hinz, das überrede Kunzen," bemerkt Sastrow zu dem verfälschten Datum; „denn wäre es auf diese Zeit geschehen, so hätten sies nicht daran zu flicken brauchen; aber der Esel kann die Ohren nicht verbergen."

„Was der Gottlose fürchtet, das wird ihm begegnen." (Sprüche Sal. 10, 24.) Dieses Wort sollte sich auch an der aufrührerischen Rotte bewähren. Binnen Kurzem geschah es, daß die Herrschaft der 48 gestürzt, ihre Recesse, der alte und neue, samt dem Anhange zerrißen, aufgegeben und gänzlich cassirt wurden und ihnen nichts als Schmach und Schande übrig blieb. Denn nach Ausweisung des Wortes Gottes pflegen aufrührerische Anschläge, und werden sie auch noch so sehr geschmückt, beschönigt und bemäntelt, übel zu gerathen, wie denn geschrieben steht: „beschließet einen Rath und werde nichts daraus." (Jes. 8, 10.)

Im Folgenden soll kürzlich die Strafe, Plage und Unglück der Aufrührer und die Befreiung und Restituirung der Beschwerten und ihres Ehrenstandes Entsetzten, so wie die Wiedererstattung ihres erlittenen Unglücks erzählt werden. Um mit Herzog Albrecht von Mekelnburg anzufangen, so muß man sich höchlichst verwundern, daß der hochselige Fürst sich durch die Wullenwebersche Rotte zu Lübeck und durch die Aufrührer in den andern Seestädten hat bewegen laßen, sich zum Haupte eines unrechtmäßigen Krieges zu bestellen. Denn das Reich Dänemark, das sie ihm verschrieben, war doch nicht ihr Eigenthum. Auch hatten sie dasselbe nicht in ihrer Gewalt, sondern mußten es erst dem Herzog Christian von Holstein abgewinnen. Dennoch traute Herzog Albrecht ihrer ungewißen Verschreibung dermaßen, daß er mit seiner fürstlichen Gemahlin, die doch schweres Fußes gieng und der Entbindung nahe war, mit dem Frauenzimmer, den Hofjunkern, Pferden und Hunden nach Kopenhagen zog und sich darin belagern ließ. Damit hinderte er aber nicht bloß den Herzog von Holstein mit langem Aufhalten und merklichen Unkosten an der Einnahme des Reichs, das unser Herr Gott ihm beschert hatte und alle Ehrliebenden und Gutgesinnten ihm gönnten und von Herzen wünschten, sondern er wurde auch Schuld daran, daß von beiden Seiten so viel tausend Menschen, unter denen sich viel tapfere Helden befanden, auf die Fleischbank geopfert und den Fischen zu freßen gegeben, und daß ein großes Gut an Schiffen, Geschütz, Kraut, Lot und andern Kriegsbedürfnissen,

auch eine große Summe Geldes, die sich auf viele Tonnen Goldes belief, umsonst, ja mit großen Sünden verausgabt und so zu sagen ins Waßer geworfen wurde.

Herzog Albrecht von Mekelnburg mußte als das bestellte Haupt der Seestädte von vornherein den Schimpf über sich ergehn laßen, daß er den Herzog von Holstein erst überwinden, aus dem Reiche vertreiben und dasselbe einnehmen, also die ihm verschriebene Besoldung erst verdienen sollte. Der Herzog von Holstein konnte dagegen die ihm zugefügte Beschwerung desto kecker und fröhlicher ertragen, als er leicht ausrechnen konnte, daß sein in Kopenhagen eingeschloßener Gegner ihn, dem das Land offen stand und der mit einem gewaltigen Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß, zu Waßer und zu Lande versehen war, mit Banketiren, Jagen und Wollusttreiben nicht gefangen nehmen oder verjagen würde. In der That sah sich Herzog Albrecht bald von dem Nötigsten entblößt und wurde durch den drückendsten Mangel genötigt, mit Christian Unterhandlungen anzuknüpfen. Obwol dieser nun an seinem Feinde seine Freude und Lust sah, so überwand er sich doch aus hoher, fürstlicher Tugend so weit, daß er während der Friedensunterhandlungen die Gemahlin des Herzog Albrecht, die während der Belagerung in den Wochen lag, so wie das Gesinde, das sie bei sich hatte, aus seinem Lager notdürftig speiste und ihr also wahrhaftige Almosen verreichen ließ. Nachdem der Friede geschloßen und Herzog Albrecht mit den Seinen ab- und davongezogen war, hat Herzog Christian die dänische Hauptstadt am Montage nach Jacobi Anno 1536 eingenommen und ist daselbst im folgenden Jahre mit sonderlicher Pracht und in Gegenwart ansehnlicher Gesandtschaften aus den Städten, die den Krieg wider ihn geführt hatten, also seine Feinde gewesen waren, zum Könige gekrönt worden. Dadurch ist denn seine königliche Majestät alles Ungemachs, das sie zuvor erlitten, überflüßig ergänzet. Dagegen hat der Herzog von Mekelnburg mit Schimpf und Schaden inne werden müßen, daß er die Warnung des h. Geistes nicht in guter Acht gehabt, welche geschrieben steht Sprüche Salomonis 24, 21 ff.: „Mein Kind, fürchte den Herrn und den König und menge dich nicht unter die Aufrührerischen; denn ihr Unfall wird plötzlich entstehn, und wer weiß, wann beider Unglück kommt?"

Wenden wir uns nun nach Lübeck, wo die Haupturheber der norddeutschen Revolution ihren Sitz hatten. Der neue Rath zu Lübeck mit Jürgen Wullenweber an der Spitze mußte auf Beschluß der Hansa von ihrem Stande und Amte mit wenig Ehr und Glimpf abtreten. Dagegen wurde die Regierung den alten Rathsherrn, ihnen und den Ihren zur Ehre und Freude, vollkommen wieder eingeräumt.

Anno 1537 wurde Jürgen Wullenweber, als er durchs Stift Verden reisete, auf Befehl des Bischofs Christof von Bremen ergriffen

und zu dessen Bruder, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, nach Wolfenbüttel geschickt. Daselbst ist er nach langer harter Gefangenschaft im Herbstmonate des Jahres 1537 auf viele beschwerliche Anklagen zum Tode verurtheilt und geviertheilt worden.

Nicht besser ist es Marx Meier gegangen, der sich in die dänische Festung Wardenburg geworfen hatte. Nachdem dieselbe erobert war, wurde Marx Meier samt seinem Bruder Gerd Meier und einem dänischen Pfaffen zu Herzog Christian in das Lager von Kopenhagen gebracht, der sie mit dem Schwerte richten, viertheilen und aufs Rad legen ließ, zur Genugthuung vieler frommer, unschuldiger und bedrängter Bürger in Lübeck, auch vieler dänischer Unterthanen, die nicht wenig unter Meyers und Wullenwebers Gewaltherrschaft gelitten hatten.

Nun müßen wir uns auch nach dem Sunde wenden, um zu sehn, wie es den Urhebern des dortigen Aufruhrs ergangen ist. „Insgemein ist von ihnen zu sagen", so urtheilt Sastrow „daß etliche aus der Stadt verwiesen sind und ihr Leben an fremden Orten in großem Elend, Jammer und Not geendigt haben; etliche sind verarmt und haben Schulden halber davon laufen müßen; etliche, und unter diesen auch Rathsmitglieder, die ihre Hände mit im Spiele wider Smiterlow gehabt, wurden von unserm Herr Gott dermaßen angegriffen, daß auch ihre Kinder und Kindeskinder noch darunter zu leiden haben. Daraus mag denn der Leser abnehmen, was für ein großes Misfallen Gott am Aufruhr trägt, da er nicht allein den Aufrührer selbst, sondern auch sein ganzes Geschlecht bis ins 3. und 4. Glied unzweifelhaft strafen will."

Doch zu den Einzelnheiten. Schon in nächster Zeit fielen mehre Häupter der Volkspartei gemeiner Verbrechen wegen der Justiz in die Hände und endeten ihr Leben auf der Richtstätte. Im Frühjahr 1536 wurde Claus Nering, ein übel beleumdeter Mann, der als ein großer Schalk berufen war, eines Pferdediebstahls wegen vor Gericht gestellt und an den Galgen geknüpft. Freunde und Verwandte des Gehängten thaten sich zusammen, um das Bluturtheil zu rächen. Mit ihnen verbanden sich die verwegensten Führer der Volkspartei und stürzten sich blindlings ins Verderben, indem sie mit gemeinen Verbrechern Gemeinschaft machten.

Den Neringschen Handel erzählt uns Sastrow mit großer Ausführlichkeit. Das Wesentlichste ist folgendes. Claus Nering besaß einen Bauerhof am Vogdehagener Unterteiche gelegen. Den verkaufte er mit allem Zubehör, Sastrow sagt „mit aller fahrenden Habe," an Hans Krossen; doch vorbehielt er sich an einer trächtigen Stute, wie er behauptete, das Recht, daß, wenn sie ein Hengstfolen zur Welt bringen würde, dasselbe ihm zufallen sollte. Wirklich warf die Stute ein Hengstfolen. Auf den Herbst, als

man die Folen abſetzte (entwöhnte), forderte Nering von Kroſſen das junge Thier, das er ſich vorbehalten zu haben behauptete. Kroſſen wollte es ihm aber nicht verabfolgen laßen; denn er wars dem Verkäufer des Hofes nicht geſtändig, daß er das Folen ausbeſchieden hätte.

Darauf ſuchte ſich Claus Nering des von ihm beanſpruchten Thieres in widerrechtlicher Weiſe zu bemächtigen. Nach Ausſage ſeines Stiefſohnes, des Peter Klattevalle, eines Jungen von 15 Jahren, ſetzte ſich Nering eines Morgens früh, etwa 8 Tage nach Martini, zu Pferde und kam in Begleitung des Jungen, der barfuß beianlaufen mußte, um 5 Uhr vor Kroſſens Hof geritten, wo er abſtieg und dem Pferde den Zaum über den Sattel ſchlug. Während nun der Junge auf der Brücke Wache ſtehn mußte, gieng der Stiefvater auf den Hof, führte das Folen an einem mitgebrachten Halfter, den er ihm über den Kopf warf, aus dem Stalle, band den Halfterzügel am Sattel feſt, ſaß wieder auf und führte das Folen davon, indem der Junge nachtreiben mußte. So zogen ſie um die Stadt, vor Luttkenuſſe über nach der neuen Mülen zu, wo ſie das Folen in Schwarzens Scheune brachten, in der es 3 Wochen verborgen ſtand. Nering verbot dem Jungen, bei ſeinem Halſe nichts zu ſagen, oder er wollte ihn ſtrafen, daß er ein andermal nicht wieder plaudern ſollte. So war der Hergang der Geſchichte nach den Ausſagen des Jungen, die Saſtrow in dem alten, ſchwarzen, ſtädtiſchen Gerichtsbuche las. Ganz anders lautete, was Nering ſelbſt, der auf der Neuſtadt vor Gericht geſtellt wurde, laut des neuen, auf Pergament geſchriebenen und mit weißem Schweinsleder überzogenen Gerichtsbuches ausgeſagt hatte. Denn da ſtand wörtlich alſo geſchrieben: „Anno 1536 Montags nach Reminiscere iſt Claus Nering dieblicherweiſe vor Recht gebracht und hat allda in Gegenwart des ganzen Gerichts offenbar bekannt, daß er über den Frankendamm durch Mechters Zingel geritten ſei, und als er durch den Ronnebaum (Schlagbaum) gekommen, habe er 3 Folen auf der Stadtfreiheit bei dem Graben gehn ſehn. Da habe ihn ſein frevelhaft Gemüth verführt, daß er zu den Folen geritten ſei und dieſelben zwiſchen die Kulen und den Graben getrieben habe; hier habe er dem einen Folen den Halfter auf den Kopf gethan, es an den Sattelbaum gebunden und alſo durch Niemanns Zingel über den Damm in ſeine Scheune getrieben. Nachdem Claus Nering alſo geſtanden und bekannt, wie es angezogen, hat es Urtheil und Recht gegeben: man ſollte ihn aus der Stadt bringen und an den Galgen hängen.“ Nerings That mochte an ſich nicht ſo ſchlimm ſein; aber der Rath war ihm ungewogen; darum ließ man die volle Strenge des Geſetzes walten. Er wurde oft gewarnt, er ſollte das Folen Kroſſen zurückgeben und nicht vor Recht kommen, es möchte ihm ſonſt ſchlimm ergehn. Er wollte aber nicht folgen und mußte nun ſeinen Leichſinn mit dem

Leben bezahlen. Als er nun verurtheilt war, soll er in der Frohnerei gesagt haben: „er frage nichts nach seinem Tode; aber das große Unglück, das daraus erstehn würde, das bedaure er.“ Daraus ist ersichtlich, daß er mit seinen Freunden und Verwandten beschloßen, was sie nach seinem Tode thun und wie sie ihn rächen sollten. In der That sagten jene, sobald das Blutur-theil vollzogen war, der Stadt ab, traten aus, steckten rings um die Stadt Dörfer, Höfe und Mühlen in Brand und kauften auch andre dazu, die ihnen bei den Brandstiftungen helfen sollten. Ihrer zwei wurden zu Bart gegrif-fen und gerädert. Zum Sunde wurden 10 auf einmal aufgegriffen, darun-ter auch Carsten Parow, Altermann der Gewandschneider und Hans Blumenow, Altermann der Schuster. Drei von ihnen, ein Schmied, ein Hirte und ein andrer loser Kumpan, wurden sofort gerädert; die andern wur-den wieder festgesetzt. Jene drei hatten ausgesagt, daß Carsten Parow ihnen bei der Mordbrennerei mit 10 Mark die Hand geliehen habe. Als sie nun gerädert werden sollten, und die Prediger mit ihnen zum Radeberge gien-gen, hatten diese genug zu thun, die Missethäter zu bewegen, daß sie ihre Aussage von den 10 Mark vor den Ohren der anwesenden Bürger widerriefen. Dennoch fand die Unschuld des reichen Parow, den misgünstige Bürger gern hingeopfert hätten, keinen allgemeinen Glauben. Eine Bestätigung des Ver-dachts fand man darin, daß, wenn Parow neben Andern auf dem Markte spaziren gieng, Grellens, des Barbiers, Rabe hinter ihm herlief und ihm hinten in die Waden pickete. Sastrow versichert, daß er die aller-dings auffällige Thatsache selbst mit angesehn habe, und daß Parow zuletzt um des Raben willen ganz vom Markte habe wegbleiben müßen. Doch will Sastrow in diesem Vorfalle keineswegs ein Zeichen sehn, daß Parow ein Mordbrenner gewesen sei, und daß unser Herr Gott durch den Raben habe an-zeigen wollen, welches Todes zu sterben jener verdient hätte. „Denn ich habe darneben auch wol gesehen,“ setzt er hinzu, „daß derselbe Rabe Bauern, die in ihren leinen Buchsen auf dem Markte giengen, in die Waden picke-te. Also ist es auch nicht zu verwundern, daß dasselbe dem Parow wi-derfuhr, der als ein alter Mann nicht darauf achtete, sich mit seinen Kleidern zu zieren und seine Hosen so steif wie Andre, die neben ihm giengen, aufzu-binden.“ Sastrow tadelt daher den Pastor Berckmann, der, wiewol er selbst jene drei Missethäter zum Widerrufe ihrer gegen Parow gerichteten Aussage bewegen half, doch auf diesen das Sprichwort anwendet: „den ar-men jn den galgen, den riken vnder dat hoge altar.“*) Zwar will Sa-strow nicht verhehlen, daß Parow sich selbst in einer schriftlichen Urkunde für schuldig bekannt und solche freiwillige, ehrenrührige Bekenntnisse mit star-

*) In seiner Sundischen Chronik Seite 51.

kem Eide und anhangendem Siegel bekräftigt habe. Er gesteht, daß er diese beschworne, versiegelte und verbriefte Urkunde zu Handen bekommen habe, als er zum Stadtschreiber angenommen, und daß sie von ihm in aller Stille bei Seite geschaft sei, damit sie nicht Parows ehrlicher Verwandschaft zum Schimpf wieder ans Licht gezogen werde. „Allein, wenn auch solche erzwungene Urvehde noch in jedermanns Händen wäre," fährt Sastrow fort, „so würde sie bei allen verständigen Leuten nicht mehr gelten, als jener schmachvolle Brief des ehrlichen, weisen, theuren, wolverdienten Bürgermeisters, Herrn Claus Smiterlow, darin er auch freiwillig bekannte, daß er an dieser guten Stadt als ein ehrloser Verräther und Bösewicht gehandelt habe, der des Ehrenstandes nicht würdig sei, sondern sich denselben gänzlich abspreche. Es mag mit Carsten Parow in dieser Sache bewandt gewesen sein, wie es wolle, ein Aufrührer war er nicht, und ders ihm nachredet oder schreibt, der thut ihm in Wahrheit Gewalt und Unrecht. Er war ein unbetrogener, frommer Mann. Ich lese aus der Gefangenen Urgicht, daß er mit seinen Freunden (Verwandten), den Neringen, ihres Mordbrennens wegen übel zufrieden gewesen sei, und daß er ihnen die 10 Mark keineswegs gutwillig geschickt, sondern daß ihm dieselben durch den einen Missethäter zu unterschiedlichen Malen bei 5 Mark abgetrutzt seien. Auch sagte Nerings Stiefsohn, Peter Klattevalle, der auf Anstiften seiner Mutter die neue Mühle angesteckt zu haben geständig war, daß Carsten Parow einmal zu jener, der Neringschen, gekommen sei und lange mit ihr geredet habe. Was es gewesen, könne er nicht wißen. Aber das habe er Carsten Parow angesehn, daß ihm ihre Händel übel gefallen; denn er hätte geweint als ein Kind, daß ihm die Thränen längs der Backen gelaufen, und sei betrübt von ihr gegangen. Seine Collegen auf dem Gewandhause haben es auch nicht vermieden, bei ihm zu sitzen, mit ihm zu eßen und zu trinken, sondern haben ihn, so lange er gelebt, in Ehren gehalten, ausgenommen daß Olof Lorbeer, der sich ohne dieß stets zu scurrilisiren befliß, den guten alten Mann mit seinen groben Scherzen wol zu tribuliren pflegte."

Nicht so gut kam Hans Blumenow davon. Dieser Blumenow, schon hoch bejahrt, war Altermann der Schuster und einer der Vornehmsten unter den Achtundvierzig. Er stand bei der demokratischen Partei in großem Ansehn und zwang selbst vornehme Bürger, die in Röcken mit Fuchspelz einherstolzirten, daß sie vor ihm, dem gemeinen Handwerksmann, der mit seinem Eisen dem Leder das Rauhe von der Aasseite abstieß, das Haupt entblößten und die Knie beugten und ihm größere Ehre erwiesen, als sie keinem Bürgermeister thaten. Hans Blumenow wäre gern selbst Bürgermeister gewesen, meinte auch, daß er dieß Amt mit mehr Ansehn und Geschicklichkeit führen könnte, als einer der andern Bürgermeister. Als Anno 1530 Herr

Nikolaus Sonnenberg zum Bürgermeister gekoren wurde, gieng Blumenows Frau auch zum Bürgermeisterschmause. Ueber Tisch sagte sie zu andern Frauen: „Ich wollte nicht hergegangen sein, bin aber deswegen gekommen, damit, wenn wir nun unsern Bürgermeisterschmaus haben werden, ich weiß, wie ich mich darin zu schicken habe."

Berckmann sagt in seiner Chronik (S. 51.), daß Blumenow nicht mehr verbrochen habe, als daß der Absagebrief, welchen Nerings Brüder und Freunde geschrieben, von ihm in den Rathsstuhl gelegt sei. Aber der Rath sei ihm gram gewesen, weil er unter den Achtundvierzig das Wort geführt habe. „Er hatte alle ihre Privilegia, alle ihre Briefe; dazu bewahrte er den Schutzreceß, den der Rath versiegelt hatte; das brach ihm den Hals." So Berckmann, anders Sastrow. Dieser stellt zwar die erste Anklage, welche Berckmann dem Volkstribunen zur geringen Last legen will, keineswegs in Abrede, sondern ruft nur verwunderungsvoll aus: „als wenn solches nicht genug wäre!" Dann aber legt er Blumenow noch ein anderes Verbrechen zur Last, wodurch er sein Leben verwirkt habe. Vor 40 Jahren, so erzählt er, sei ein Meßpfaff in seinem Pfaffenhäuslein ermordet worden. Wer die Freveltat begangen habe, sei heimlich geblieben, bis dieser Blumenow ins Gefängniß geführt und der Tortur unterworfen sei. Da habe er bekannt, daß er der Mörder sei. In der Meinung, daß er viel Geld bei dem Pfaffen finden werde, habe er ihn ums Leben gebracht, er habe aber nur 4 oder 5 Sundische Schillinge bekommen. Das brachte ihn nach Sastrows Behauptung aufs Rad. Wie dem auch sein mag: genug, der gewesene Volkstribun mußte in Folge des Neringschen Handels sein graues Haupt dem Schwerte des Scharfrichters darbieten. Zu den vielen frommen und ehrlichen Leuten, welche seine und seiner Mitgesellen „Marter mit sonderlicher Lust und Freude anschauten" (!), gehörte auch unser Sastrow. „Ich habe ihn richten sehn," schreibt er. „Auf dem Rade wurde sein langer, blauer Rock, den er des Tags zu tragen pflegte, mit einem Marlinge (Stricke) um den Körper gebunden, damit die Raben das Fleisch nicht sobald wegführen konnten."

Aehnlich wenn auch nicht ganz so schlimm wie Blumenow ergieng es Claus Hildebrand, Marschmann, Knigge, Carsten Herwig und Claus Löwe, die sämmtlich zu den Häuptern der Volkspartei gehörten. Claus Hildebrand, ein Mühlenmeister, war einer von denen, die unter den Achtundvierzig das große Wort führten. Sastrow nennt ihn einen eigennützigen Buben und einen aufrührerischen Schalk, der sich in alle zänkischen Sachen mischte und dieselben zu seinem Vortheile trieb. Aus „ungeschetzigen Ursachen" verließ er die Stadt und kam nach Wolgast. Da machte ers so arg, daß der Herzog ihn in den Thurm werfen ließ, und da niemand kam, der Fürsprache für ihn einlegte, so saß er den ganzen harten Winter im Ge-

fängnisse. Als er endlich losgelaßen wurde, waren ihm die Schenkel erfroren. Dazu war er so voller Ungeziefer, daß man ihn davor nicht retten konnte. Marschmann, ein Altschneider und ein abgefeimter, unruhiger Kopf, trieb sein Wesen so lange, bis er verarmte und Schulden halber ebenfalls nach Wolgast entlief, wo er gleich Hildebrand festgesetzt wurde und diesem den ganzen kalten Winter über Gesellschaft leisten mußte. Knigge wurde falsches Silbers wegen, das er verarbeitet und verführt hatte, angeklagt und eingesperrt. Weil er aber eine Stieftochter von Dr. Gentzkow zur Frau hatte, so wurde er auf Fürbitte dieses seines Schwiegervaters nicht am Leibe gestraft, sondern aus der Stadt verwiesen. Carsten Herwig war ein eitler Geck. Man nannte ihn Graf Carsten, weil er, seitdem er ans Ruder gelangt war, wenn er wolgekleidet auf der Gasse gieng, beide Hände in die Seite setzte, damit er die Gasse allein bespreiten könnte. Er starb in großer Armut. Nach seinem Tode lebte seine Frau von Almosen. Von seinen Töchtern war die eine, abgesehn davon, daß sie um Brot gieng, eine liederliche Landstreicherin, die man zuletzt tot fand; die andre mußte die Zeit ihres Lebens im geringsten Stande der Welt hinbringen. Claus Löwe war ein übermüthiger Geselle, trug einen weißen Rock, der mit rothem Sammt breit besetzt war. Später, als er so verarmt war, daß er von Almosen lebte, mußte er, wie andre Pracher mit „grauen Buchsen" (Hosen) zufrieden sein, die ihm fromme Leute gaben. Dazu wurde er etliche Jahre vor seinem Tode stockblind. Seine Tochter Anna trieb es so, daß sie zum Stadtgespräche wurde.

Auch der Bürgermeister Christof Lorbeer, der alle drei Aufruhre mit betrieben und sonderlich in dem dritten sich als ein verschmitzter Gegner Smiterlows gezeigt hatte, mußte den Wandel menschlicher Geschicke erfahren. Noch vor seinem Ende kam er in allgemeine Verachtung, wurde von einer schrecklichen Krankheit befallen und starb nach langer Bettlägrigkeit. Seine hinterlaßene Wittwe und 2 Söhne vermeinten nach seinem Hinscheiden das Regiment in der Stadt und den Stadtgütern noch eben so zu haben, als sie es zu Lebzeiten des Alten gehabt hatten. Wenn sie in die Stadtgüter kamen, ließen sie sich in dieser Form empfangen: „Willkommen, liebe Junker, in eurem eignen Gut." Wenn sie Leuten begegneten, beanspruchten sie folgendermaßen gegrüßt zu werden: „Gott grüße euch, meine liebe, junge Bürgermeisters!" Dadurch wurden sie so verwöhnt, daß sie einen Muthwillen und Gewaltstreich über den andern übten und Rath und Gericht für nichts achteten. In was für Ungnade und Strafe sie fielen, davon wird später noch die Rede sein.

Roloff Mollers früher Tod ist schon oben erwähnt. Aber nicht genug, daß er selbst ein erbärmliches Ende genommen, sondern die Strafe lag auch seinen Kindern und seinem ganzen Geschlechte auf dem Halse. Sein ältester Sohn Jürgen studirte mit unserm Sastrow in Rostock, führte

aber ein so liederliches Leben, daß sein Stiefvater, Herr Jürgen zum Velde, ihn von den Studien hinweg nahm und einen Kaufmann aus ihm zu machen beschloß. Er schickte ihn deswegen nach England, wo er die Sprache erlernen sollte, und unterhielt ihn dann mit großen Kosten zu Antorf. Allein der junge Wildfang hielt allenthalben Haus wie zu Rostock, verzehrte viel und lernte nichts, weshalb er auch wieder zu Haus kommen mußte. Der andre Sohn, der den Namen seines Vaters, Roloff, führte, erstach um geringer Ursache willen seinen eignen Vetter, Albrecht Moller, den Sohn seines Oheims Claus Moller. Da sie in der Apotheke, wo sie mit einander beim Claret saßen, in Streit geriethen, so ergriff Albrecht Moller die Flucht, vermeinend, dem Stiche seines Gegners zu entfliehen. Dieser aber stürzte hinter ihm her und stach ihn auf der Gasse nieder.*)

„In Summa," so schließt Sastrow diese Mittheilungen über die späteren Geschicke der Stralsundischen Demokratenhäupter, „ich wüßte keinen, der sich in den drei Aufruhren wider Smiterlow auflehnte, daß er und die Seinen nicht durch ziemliche Strafe sollten unterrichtet sein, daß Gott keinen Aufrührer unschuldig halten noch ins dritte und vierte Glied ungestraft sein laßen wollte."

Wie in Lübeck und an andern Orten, so trat auch in Stralsund eine vollständige Reaction ein, und es kehrte alles in den frühern Zustand zurück. Von allen neuen Einrichtungen, welche die Demokratie geschaffen hatte, bewährte sich nur eine einzige. Wie Kambyses, der Erztyrann, von den Historienschreibern gerühmt und gelobt wird, daß er den ungerechten Richter hat schinden, die Haut auf den Richtstuhl nageln und den Sohn darauf sitzen laßen, so will Sastrow auch die aufrührerische Rotte der Achtundvierzig in einem Stücke rühmen, nämlich um deswillen, daß sie die Bürgermeister- und Rathsherrnschmäuse abschafften. Der letzte Bürgermeisterschmaus wurde Anno 1530 gehalten, als Herr Nikolaus Sonnenberg sein Bürgermeisteramt antrat. Seitdem wurden statt des Schmauses silberne Geschirre gegeben. Ein Bürgermeister gab ein außen und binnen vergoldetes, ein Rathsherr aber ein unvergoldetes Geschirr. Diese Kleinodien wurden dann jährlich am Dreikönigstage auf dem Rathhause gezeigt. Später handelte der Rath auch mit den einzelnen Aemptern (Gilden) und bewog sie, daß ein jeder neue Amtsbruder, auch jeder neue Altermann, die zugelaßen oder erkoren wurden, statt des Geldes, das unnütz verschlampamt wurde, ein Stück gemachtes Silbers geben mußte. Die Aemter behielten dieses Silbergeschirr, ein jedes das seine, in Verwahrung und hatten das Recht, es bei ihren Zusam-

*) Nach Andern soll nicht Roloff Moller, sondern ein dritter Bruder, Christof Moller, der Mörder gewesen sein.

menkünften und Fröhlichkeiten zu gebrauchen, so daß sie jetzt aus silbernen Bechern trinken konnten, während sie früher sich zinnerner oder hölzerner bedient hatten. Doch mußten auch die Aemter wie der Rath jährlich einmal, nämlich am Dreikönigstage, ihre silbernen Kleinodien zeigen und öffentlich ausstellen, damit man sehe, ob es auch bei einander wäre, und wie sie sich verbeßert hätten. So wurde mit der Zeit ein ansehnlicher Vorrath von Silber in der Stadt aufgehäuft.

Wir haben früher berichtet, daß das Regiment der Achtundvierzig im Jahre 1522 begann und bis ins Jahr 1537 reichte, also 15 Jahre dauerte. Das war des Raths Marterwoche, in welcher er aller Macht beraubt, ja bürgerlich tot war. Auch Smiterlow hatte man bürgerlich getötet, indem man ihn zwang, zu verbriefen und zu versiegeln, daß er an der guten Stadt Stralsund verrätherisch gehandelt habe und des Ehrenstandes nicht würdig sei. Darauf hatte man ihn begraben und einen großen, schweren Stein vor die Thür des Grabes gelegt, damit er nicht heraus kommen könnte, sondern bürgerlich tot bleiben müßte. Zudem waren etliche des Raths auf der kurzen und langen Bank zu Wächtern bestellt, welche das Grab verwahren mußten, damit niemand käme und den Toten aus dem Grabe nähme. Aber es war alles vergebens, denn als der unselige Krieg zu Ende war, und man mit Schmerzen einsah und fühlte, was man gemacht, daß man Claus Friedemachers Rath nicht befolgt hatte, da kam nach der traurigen Marterwoche die fröhliche Osterzeit. Der Name Claus Friedemacher, den man zuvor zu seinem Schimpf und Unehre gebraucht hatte, wurde nun Smiterlows höchster Ehrenname. Denn man hatte nun mit Schaden gelernt, was für ein großer Unterschied sei zwischen Kriegen und im stillen Frieden leben. Auch hatte sich das prophetische Wort erfüllt, welches der Stralsundische Bürgermeister auf dem Tage zu Hamburg dem Lübischen Agitator zurief: „Herr Jürgen, ihr werdet mit dem Kopfe an die Mauer laufen, daß ihr auf den Hintern werdet sitzen gehn.“ Was Herr Smiterlow vorhergesagt, war geschehen: so viele gewaltige Schiffe von der Stadt gebracht, ein ansehnliches Geschütz, so etliche 1000 Gulden werth, verloren gegangen, Kraut und Lot verschwendet, alle Vorräthe auf dem Rathhause und in den Kirchen aufgebraucht, große Geldsummen unnütz verthan, viele hundert Menschen auf die Fleischbank geopfert und nichts mehr übrig als Trauren, Grämen, Härmen, Weinen und Klagen. Dazu hatte man noch Schimpf und Schande oben drein, so daß man wol den Jammergesang „An den Waßerflüßen Babylon“ anstimmen mochte. Durch das alles wurde dem Bürgermeister Smiterlow die Herstellung bereitet. Als ein ehrbarer Rath (um die Mitte Juli 1537) mit der ganzen gemeinen Bürgerschaft auf dem Rathhause zusammenkam, wurde proponirt, daß man Herrn Nikolaus Smiterlow als den ältesten Bür-

germeister durch zwei Rathsherrn bittlich aufs Rathhaus fordern laßen sollte. Zwar scheuerte der eine Bürgermeister, Herr Christof Lorbeer, den Arm und sagte, es wäre Smiterlows Brief, der cassirt werden sollte, wie auch der Receſs, nicht da; denn er hätte gern gesehn, daß das Proponirte den Tag unterblieben wäre, so hätte ers nach seinem Willen wenden können. Aber es wollte ihm nicht gelingen. Trotz seiner Einwendungen wurden auf der Stelle 2 Rathsherrn an Smiterlow abgesandt, welche ihn feierlich aufs Rathhaus einladen mußten. Zugleich schickte man den Secretär Martin Budde in Blumenows Haus und ließ den Receſs, den sie Rodumpe (transsumptum!) nannten und den Smiterlowschen ehrverletzlichen Brief holen. Mittlerweile schwiegen die Wächter, welche den Grabstein bewachen sollten, ließen die Ohren wie die alten Jagdhunde vor sich niederhangen und saßen, als ob sie schliefen. Als nun der Altbürgermeister ins Gemach hereintrat, begrüßte ihn die Bürgerschaft mit den Worten: „da kommt unser lieber Vater Claus Friedemacher!“ und setzte ihn in seine vorige Stelle über Lorbeer, mit der Bitte, er wollte nur ein gut Regiment halten helfen, und mit dem Versprechen, daß er hinfort mit keinen Gesandtschaften beschwert werden sollte. Dann mußte der Secretär Martin Budde mit des Bürgermeisters versiegeltem Briefe und mit dem Receſſe auf das Treſor*) steigen, damit jeder und auch Smiterlow selbst sehen könnte, wie sein Brief und Siegel gerichtet und vernichtet wurde. Der Receſs wurde in Stücke zerrißen; von Smiterlows Briefe wurden die Siegel geschnitten. Aber damit noch nicht zufrieden, riefen die Bürger dem Secretär zu, daß er den Brief vor ihren Augen etliche Male von oben bis unten mit dem Messer durchstechen sollte.

Damit war die Gewalt der Achtundvierzig zu Ende. Der Rath kam wieder zu seiner vollkommenen Macht, und den aufrührerischen Volksführern war niemand mehr treu und hold, so lange noch einer von ihnen lebte.

Zwei Jahre später kam auch das Ende des Mannes, der noch vor seinem Tode so siegreich über alle seine Feinde triumphirt hatte. Am Sonntage nach Jacobi 1539 legte sich Herr Nikolaus Smiterlow nieder und starb schon am dritten Tage, am Dienstag-Morgen, als der Sermon zu St. Nikolaus eben aus war. Er nahm ein christliches Ende, obwol keiner von den Prädicanten in der letzten Stunde bei ihm stand, und wurde nach seinem Tode von seinen Anhängern sehr gerühmt und herausgestrichen. „Da war Herr Nikolaus Smiterlow ein trefflicher herrlicher Mann“ sagt der demokratisch gesinnte Berckmann mit ungläubigem Spotte, und unser Sastrow,

---

*) Treſor, von thesaurus, bedeutet Schatz, dann Schatzbehälter, Ort wo ein Schatz aufbewahrt wird. Treſe ist bald Schatzkammer, bald Schatzkasten. In der letzten Bedeutung ist hier Treſor gebraucht.

der jene Worte anführt, setzt hinzu: „das ist nicht allein wahr, sondern er war auch gottesfürchtig und in der h. Schrift wolbewandert.“ Magister Gerhard Dröge nennt ihn in seinen Annalen den ersten Beschirmer und Patron der evangelischen Prediger, während jener Berckmann, gegen den Sastrow ihn in Schutz nehmen mußte, ein ganz entgegengesetztes Urtheil über ihn fällt, indem er sagt: „Er war ein gefährlicher Mann, einer von den Beschirmern der Feinde Christi und des Evangeliums, ein großer Freund der Pfaffen und Mönche um ihrer Gift und Gabe willen.“ Man sieht, es fehlte ihm eben so wenig an Feinden und Tadlern, als an Freunden und Lobrednern. Doch mußte selbst ein Berckmann seine guten Eigenschaften anerkennen und seine Tugenden rühmen. Sein Sohn, Herr Jürgen Smiterlow, Sastrows Altersgenoße und Jugendfreund, trat in des Vaters Fußtapfen und stieg zu denselben Ehren empor. 22 Jahre lang bekleidete er die Bürgermeisterwürde seiner Vaterstadt. Sastrow sagt von ihm, er hatte dieselben Tugenden, wie sein Vater, mußte aber auch dieselben Verfolgungen leiden, in denen ihm gleicher Weise Gottes Trost und Erhaltung zu Theil ward. Selbst bei Hofe stand er schlecht angeschrieben. Als er starb mußte Sastrow seine Vertheidigung übernehmen. Er that es in folgendem Briefe, den er an den Herzog Ernst Ludwig schrieb: „Was gleichwol, gnädiger Fürst und Herr, den seligen Bürgermeister, Herrn Jürgen Smiterlow betrift, so ist der seiner Natur nach kein böser und seines Standes kein gemeiner Mensch, sondern sowol Ew. F. G. als gemeiner Stadt ein getreuer Diener und männiglich ein diensthafter Mann gewesen. Wenn der der Stadt einen Schilling zum Gulden machen konnte, hat ers nicht unterlaßen. Der Stadt wurde von ihm und den Seinen nichts entzogen. Corruptionen hatten bei ihm keine Stadt. In seinem Handel war er fleißig, aufrichtig und gerecht, sonst gottesfürchtig, wahrhaftig, hinterrücks und ins Angesicht stets derselbe; Herz und Mund stimmten beständig überein. In seinem Amte war er unerschrocken und immer entschloßen, recht zu thun; nach Gelegenheit der Zeit, Person und Sache bald gravitätisch, bald freundlich und holdselig, nie eigensinnig noch köpfisch, sondern wenn er beßerer Meinung Gründe hörte, wich er von seinen Gedanken mit gar gutem Willen, damit nur die Gerechtigkeit befördert und das gemeine Beste fortgesetzt werde. In gerechten Sachen und wenn einmal aus gutem Grunde ein Beschluß gefaßt war, zeigte er große Beständigkeit; in Durchführung publicirter Ordnungen und Mandate war er ernsthaft, sowohl gegen seine Verwandten, als gegen Fremde. Er war ein Verhaßer aller Leichtfertigkeit und Uebermäßigkeit und befliß sich einer eingezogenen, nutzbaren und sparsamen Haushaltung. Da aber zu Ehren etwas aufzuwenden sich gebührte, ließ er nichts krimpen (abgehn). Mit Frau und Gesinde hielt er guten Hausfrieden. Ob er wol nicht studirt hatte, so besaß er doch hohe Weisheit und war ein mit

wunderbarem Gedächtnisse, Verstand und Beredsamkeit begabter Mann, der Ew. fürstl. Gnaden nicht ungetreu, gefährlich, noch widerwärtig war, so daß seiner von Ew. fürstl. Gnaden ganz anders, als geschieht, gedacht werden sollte, und ich in schuldiger, unterthäniger Treue von dem lieben Gott bitten und wünschen wollte, daß, wie der Perserkönig Darius, als er einen Granatapfel anschaute, gesagt haben soll, sein höchster Wunsch sei, daß er so viele Zopyros haben möchte, als der Granatapfel Körner hat, Ew. fürstl. Gnaden auch so viel Smiterlowsche Treue und Glauben in Stadt und Land und auch zu Hofe haben möchten. Nun wollen Ew. fürstl. Gnaden selbst richten, ob von denen löblich gehandelt werde, welche diesen ehrlichen, theuren Mann zur Schmach und zu unaussprechlichem, beschwerlichen Herzeleid seiner Witwe, Kinder und Freunde bei Ew. fürstl. Gnaden verdächtigen und verhaßt machen."

So strich Sastrow den Jugendfreund gegen seinen Fürsten heraus und bemühte sich überall, die Smiterlowsche Art an beiden, an Vater und Sohn, zu rühmen und zu loben. Dagegen kann er die Mollersche Natur nicht schlecht genug darstellen. Er bezeichnet sie als hoffährtig, dünkelhaft, hochtrabend, ehrgeizig, karg, eigennützig, undankbar, unversöhnlich, rachgierig und unruhig, und behauptet, daß es keinen größern Gegensatz geben könne, als der zwischen dem Smiterlowschen und Mollerschen Geblüte. „Dieser Gegensatz, sagt er, war so feindselig und unversöhnlich, daß beide, Smiterlow und Moller, nicht einmal auf dem Rathhause bei einander sitzen, noch in der Kirche zusammen im Bürgermeisterstuhle stehn konnten. Ja, nicht einmal in einer Stadt konnten sie zusammeu leben, sondern wenn der eine drinnen war, so mußte der andre hinausziehen." Dennoch sollte das erstaunte Stralsund erleben, daß beide Geschlechter, welche sich nicht nur auf dem politischen Gebiete ein ganzes Decennium hindurch so bitter bekämpft hatten, sondern auch von der Natur zu unversönlichen Antipoden bestimmt zu sein schienen, durch Hymens unwiderstehliche Macht aufs engste mit einander verbunden wurden. Eben jener Jürgen Smiterlow, den Sastrows beredte Feder gegen die üble Nachrede seines Landesherrn so tapfer in Schutz nahm, heirathete eine Gertrud Moller, eine Brudertochter jenes Roloff Moller, vor dem Jürgens Vater flüchtig aus der Stadt hatte weichen müßen. Die Welt wunderte sich und fragte, wie es möglich sei, daß zwei Smiterlow und Moller, die in einer Stadt nicht zusammen hätten leben können, sich in einem Hause, an einem Tische, in einem Bette vertragen. Bei dem feindseligen Gegensatze, der zwischen den beiden Familiencharakteren statt fand, mußte sich bei den Nachkommen, die aus dieser Verbindung hervorgiengen, ein wunderliches Gemisch der widersprechendsten Charakterzüge entwickeln. Sastrow nennts eine seltsame communicatio idiomatum, von der er viel zu schreiben hätte. Doch wollte ihn bedünken, daß die Nachkommen mehr auf die

Mutter, als auf den Vater arteten, und daß also in dem Kampfe zwischen Smiterlow und Moller die Mollersche Natur die Ueberhand gewinne und das Feld behalte. Seine Vorliebe für das Smiterlowsche Geschlecht treibt ihn zu dem Geständnisse, daß er das entgegengesetzte Resultat lieber erleben würde. Auch giebt er die Hoffnung nicht gänzlich auf, daß in den Sprößlingen dieser widerspruchsvollen Ehe zuletzt die Smiterlowsche Natur über die Mollersche doch noch den Sieg behalten würde. „Jedoch, da sie noch jung und noch nicht völlig ausgewachsen sind, so können sie noch zu beßerm Verstande gerathen, als sie jetzt sind, können zu andern Sinnen greifen und sich bekehren. Das will ich ihnen selbst zu Ehren, Ruhm und Besten von Herzen gewünscht haben und meine Kinder bitten, warnen und vermahnen, es regiere Pilatus oder Kaiphas, daß sie in gebührender Stille ihrer Obrigkeit um des Gewißens willen gehorsam sind und bei Leibs und Seelen Heil sich nicht zu Aufrührern gesellen, noch sich zu einigem Wege in derselben Rath und Versammlung finden laßen."

Zwar versichert er, daß er seinen Wunsch in Betref der Smiterlowschen Nachkommen mit einem gläubigen Amen beschließen und sich des Besten zu ihnen versehen wolle. Wie groß aber trotz dieser Versicherung sein Mistrauen gegen das Mollersche Geblüt war, das in jener Adern floß, zeigen uns diese Worte: „Ich zwar will die Zeit meines Lebens nicht rathen, einen Smiterlow in den Rath zu wählen, viel weniger auf die Bürgermeisterbank zu fördern; denn solches würde dem Rathsstuhle verdrießlich und ihm selbst (dem Smiterlow) schädlich und in viele Wege ungelegen sein." Dennoch sollte Sastrow selbst noch das erleben, wovon er abmahnte. Denn im Jahre 1596, bald nachdem jene Worte geschrieben waren, wurde ein Sohn des Jürgen Smiterlow und der Gertrud Moller, der seines Vaters Namen Jürgen führte, in den Rath gewählt, starb aber schon bald darauf im Jahre 1600.

Elftes Kapitel.

Kastrow als Student in Greifswalde. Seine Rückkehr nach Stralsund, wo er aufs neue die Schule besucht. Bildungsweg seines Bruders Johannes. Luthers Brief an Kastrows Vater. Anecdote von Kastrows Schwester Katharine. Kastrow besucht die Universität zu Rostock. Seine Uebersiedelung von Rostock nach Greifswalde. Wie Greifswalde dem Herzog Philipp huldigt, und Kastrows Vater bei dieser Gelegenheit die Stadt wieder frei bekommt. Aufruhr der Böttcher in Stralsund. Kastrows Bruder Johannes reist nach Lübeck, um daselbst ein Epicedium auf Robert Barns drucken zu laßen. Wie der Autor auf der Rückreise von Straßenräubern überfallen, und der Verleger, Johann Balhorn, aus Lübeck verwiesen wird.

Nach diesem Ueberblicke über den Gang der politischen Dinge in Kastrows Vaterstadt schicken wir uns an, den Faden seiner persönlichen Erlebnisse wieder aufzunehmen. Wir haben im fünften Kapitel gesehen, daß der achtjährige Knabe noch eine Zeit lang in Greifswalde zurückblieb, als seine Mutter ihrem Eheherrn nach dem Sunde folgte. Erst später im Herbste 1529 wurde der in Greifswalde zurückgelaßene Sohn mit der übrigen Familie wieder vereinigt. Weil nämlich jener böse Vetter, welchen der Großvater ins Haus genommen hatte, unserm Bartholomäus gefährlich zu werden drohte, so wurde dieser zu Haus nach dem Sunde geführt. Hier wurde nun die Erziehung des muntern Knaben unter den Augen der Eltern fortgesetzt. Seiner eigenen Aussage nach besuchte Bartholomäus die Schule des Rector Matthias Brassanus und verkehrte viel mit Jürgen Smiterlow, dem vorletzten Sohne des Bürgermeisters Smiterlow, in dessen Hause er täglich ein und ausgieng. So wuchs er heran im Kreise der Seinen und unter den Einflüßen nicht nur des elterlichen, sondern auch des Smiterlowschen Hauses. Wie lange er sich dieses Glückes erfreute, hat er uns verschwiegen. Unvermuthet finden wir unsern jungen Helden wieder im Hause seines Großvaters zu Greifswalde, wo er die Hochschule besucht. Wann er aus seiner neuen Vaterstadt in seine Geburtsstadt zurückkehrte, ist aus seinen eignen Aufzeichnungen nicht ersichtlich.*)

*) In Kastrows eignen Angaben über seinen Aufenthalt in Greifswalde herrscht eine große Verwirrung. Seite 63 (ich citire nach Mohnike) heißt es in

Jedenfalls kann er Stralsund nicht vor dem Jahre 1535 verlaßen haben. Denn da er der Hinrichtung des Hans Blumenow beiwohnte, welche in

---

der Ueberschrift des 2. Buches: „Meine Mutter bricht auff vom Gripswalde, zeugt nach dem Stralsunde, da mein Vatter ein wust bawfellig Haus gekaufft. Ich wurt ein Student zum Gripswalde; war Herrn Bartram Smiterlowen, wie er als ein junger Rathmann in die Mey ritt, sein Schiltjunge, furte jme den Krantz vor." Auf derselben Seite lautet die Ueberschrift des 1. Kapitels: „Meine Mutter bricht vom Gripswalde auff vnnd zeugt nach dem Sunde; ich aber blibe bei meinem Stieffgroßvatter vnnd wurt zum Gripswalde deponirt." Nach diesen Angaben muß man glauben, daß Sastrow gleich nach dem Abzuge seiner Mutter, noch ehe er Herrn Bertram Smiterlow als Schildjunge diente, deponirter Student geworden sei. Da nun seine Mutter im Frühlinge 1528 nach dem Sunde zog, und da Bertram Smiterlow am 1. Mai desselben Jahres 1528 in den Mai ritt — beide Zeitbestimmungen sind von Sastrow selbst angegeben — so würde unser Bartholomäus, der 1520 geboren war, mit 8 Jahren deponirt sein. Diese Annahme scheint eine Bestätigung zu finden in dem, was gleich auf der folgenden Seite 64 steht: „Vmb dieselbe Zeit hat mein Stieffgroßvatter, so daßmahl Kemerher zum Gripswalde war, mich zu sich genommen, daselbst zu studiren; wurt ich deponirt, hatte zum Präceptoren Georgium Normann, auß dem Landt zu Rugen bürtig, kam noch zum Könige in Sweden zu Dinste, bey dem ist er auch gestorben. Ich studirte aber gar wenig, hatte die Pferde vnnd darauf spatziren zu reuten vnnd mit dem Großvatter auf der Stadt Dorffer zu fahren, lieber, alß die Bucher; derwegen auch in studiis desto weiniger proficierte." Ferner Seite 75: „Mein Präceptor (zum Sunde) war Matthias Brassanus..... den, sag ich, hatte ich zum Sunde pro praeceptore, vnnd wurt also aus dem zum Gripswalde deponirter Student wiederumb ein Stralsundischer Bachandt." Danach kehrte Sastrow, nachdem er schon in Greifswalde Student gewesen, ins elterliche Haus nach Stralsund zurück und wurde hier Schüler des Matthias Brassanus. Und zwar geschah dieß um dieselbe Zeit, als Aepinus der Lehrer seines Bruders Johann war, und bald nachdem seine Mutter vom englischen Schweiße befallen war. Aepinus gieng 1528 nach Hamburg und der englische Schweiß brach 1529 aus. Als Grund, warum der deponirte Student Greifswalde verlaßen habe, wird kurz vorher die Geschichte mit dem bösen Vetter erzählt. Seite 69 heißt es nämlich: „Das mein Großvatter solt ich anders vnverletzt von dem Lecker bleiben, vnnd er derwegen in keine grossere Muhe gerathen muchte, mich zu Haus nach dem Sunde moste furen lassen." Nach diesem allen scheint nichts anderes übrig zu bleiben, als die Annahme, Sastrow sei als achtjähriger Knabe in Greifswalde deponirt und im Jahre 1529 als deponirter Student ins elterliche Haus zurückgekehrt. So habe ich denn auch die Sache in einer frühern Bearbeitung dieses Abschnitts dargestellt, welche in dem Volksblatte für Stadt und Land, Jahrg. 1858, Nr. 81 ff. erschien. Schon damals kam mir diese Auffassung ungereimt vor, und nur Sastrows eigene bestimm-

das angegebene Jahr fällt, so wird er damals noch im elterlichen Hause geweilt haben. Wahrscheinlich bezog er als sechzehn- oder siebzehnjähriger Jüngling die Greifswalder Hochschule und wurde erst jetzt, nicht aber als achtjäh-

---

te Angaben hielten mich ab, sie aufzugeben. Später habe ich mich jedoch überzeugt, daß Sastrow sich geirrt und in freilich unbegreiflicher Weise seinen zweiten Aufenthalt in Greifswalde, den er ganz mit Stillschweigen übergeht, mit dem ersten verwechselt und in einander gewirrt hat. In der Ueberschrift des 4. Buches Seite 182 heißt es nämlich: „In dissem Buche wird berichtet, wie ich vom Gripswalde wider zu Haus gefordert und in die Schule gehn mussen," ohne daß von einer Rückkehr nach Greifswalde mit einer Silbe die Rede gewesen wäre. Auf derselben Seite heißt es dann weiter: „Anno 1538 bin ich aus Beuelich meiner Altern, da sie vormerckeden, das ich zum Gripswalde mit meinem Stieffgroßvatter mehr spatzieren fur, als studierte, wider zu Haus gefordert; dar ich ein Jahr bleiben vnnd wider in die Schule gehen mussen." Hier ist also von einer zweiten Rühkehr ins elterliche Haus die Rede, und zwar wird Sastrows Faulheit als Grund seiner Abberufung von Greifswalde angegeben, während das erste Mal der böse Vetter die Veranlaßung wurde, daß der Großvater ihn nach dem Sunde führte. Merkwürdiger Weise wird aber auch schon von jener frühern Zeit gesagt, daß Bartholomäus mit dem Großvater auf den Dörfern umherfuhr u. s. w. Dieß führt zu der Vermuthung, daß Sastrow an jenen frühern Stellen, wo er von seinem Zurückbleiben in Greifswalde beim Abzuge der Mutter berichtet, Angaben gemacht hat, die erst von einem zweiten Aufenthalte in Greifswalde gelten. Diese Vermuthung einer Anticipation wird durch folgende Worte bestätigt, welche sich in der Inhaltsangabe finden, die Sastrow dem ganzen ersten Theile seines Werks vorgesetzt hat: „Wie ich erstlich zum Gripswalde, vnnd warumb volgendes zum andernmal zu Rostogh deponiert und in secunda depositione gar vbell tractieret bin." Hiernach scheint die Deposition zu Greifswalde der in Rostock nahe vorangegangen zu sein. Vielleicht hat Sastrow im 2. Buche noch mehr anticipirt, als die Deposition. Vielleicht fällt auch das, was er Seite 65 von Smiterlows Maireiten und von dem Ende des Bürgermeisters Vicke Bole erzählt hat, in die Zeit seines zweiten Greifswaldischen Aufenthaltes. Denn in Gesterdings Beitrage zur Geschichte der Stadt Greifswalde kommen Seite 158 und 159 zwei Urkunden vor, nach denen Vicke Bole in den Jahren 1533 und 1534 noch am Leben war. Danach scheint es unmöglich, daß Sastrows Angabe, er sei am 1. Mai 1528 eines plötzlichen Todes verschieden, richtig ist. Andrerseits läßt sich das Factum wohl nicht bezweifeln, da Sastrow als Augenzeuge berichtet und ausdrücklich sagt: „Ich bin darbei gestanden, gesehen vnnd midt angehort" u. s. w. Es bleibt also nichts übrig, als anzunehmen, daß Sastrow sich in der Zeitangabe verwirrt habe. Dennoch habe ich die Geschichte da stehn laßen, wohin Sastrow sie gestellt hat, da ich jene Urkunden, welche seiner Zeitangabe widersprechen, erst später kennen lernte, und da im Grunde wenig daran liegt, wo die Geschichte einzuschalten ist.

riger Knabe, wie es nach seinen eignen Aufzeichnungen auf den ersten Blick erscheinen will, deponirter Student. Schon das sechzehnte Jahr möchte manchem als ein zu früher Termin für den Besuch einer Universität erscheinen. Doch fehlt es nicht an Beispielen, daß damals viel jüngere Leute zum academischen Studio schritten. Dazu kommt, daß Greifswald, wenn auch eine sehr heruntergekommene Universitätsstadt, doch immer noch mehr Bildungsmittel bot, als das unruhige, zerrißene, nur für Politik und Handel empfängliche Stralsund. In der Pommerania heißt es Theil 2, Seite 430 von den Stralsundern: „Sie geruhen gar wenig der Kirchenämter und Schulen, und ist keine Stadt in Pommern, so geringe, da die Kirchenämter und Schulen nicht beßer versorgt wären, als hier. Darum haben sie auch wenig gelehrte Leute, ihr Gemüth ist nur zur Kaufmannschaft und Schiffahrt geneigt." In dem angedeuteten Mangel möchte der Grund zu suchen sein, weshalb Sastrow früher, als es unter andern Umständen räthlich gewesen sein möchte, das elterliche Haus wieder verließ und zu seinem Großvater nach Greifswalde zurückkehrte. Jedenfalls wurde er frühzeitig in üblicher Weise in die Zahl der dortigen Studenten aufgenommen. Doch scheint auch sein zweiter Aufenthalt zu Greifswalde nur von kurzer Dauer gewesen zu sein. Denn er selbst berichtet uns nicht mehr darüber, als in folgenden Worten enthalten ist: „Anno 1538 bin ich auf Befehl meiner Eltern, da sie vermerkten, daß ich zum Greifswalde mit meinem Stiefgroßvater mehr spaziren fuhr, als studirte, wieder zu Haus gefordert, da ich ein Jahr bleiben und wieder in die Schule gehn mußte." Aus den letzten Worten, wie aus ähnlichen Aeußerungen, die weiter unten vorkommen werden, geht hervor, daß unser junger Held in Greifswalde wirklich als Student inscribirt war und nun pigritiae causa vom Pferde auf den Esel kam.

Etwas später, im Frühjahre 1540, kehrte auch sein Bruder Johannes, der in Wittenberg studirte, ins elterliche Haus zurück. Johannes, der fünf Jahre älter war, als Bartholomäus, hatte eine gründliche Bildung genoßen. Er wurde zuerst in Stralsund ein Schüler des berühmten Aepinus, der, aus Ziesar in der Mark gebürtig, um seines Glaubens willen landflüchtig geworden war und in Stralsund eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Als Aepinus seit 1528 einem Rufe nach Hamburg folgte, trat der Westfale Hermann Bonn an seine Stelle und wurde auf kurze Zeit auch Johann Sastrows Lehrer. Hermann Bonn hätte sich gern in Stralsund eine feste Stellung erworben und bot daher dem Magistrate gegen eine jährliche Besoldung von 50 Gulden seine Dienste an. Allein weil der Magistrat damals keinen einzigen gelehrten Mann zu seinen Mitgliedern zählte, so war er den Literaten nicht sehr gewogen. Dazu kam, daß viele Rathsherrn damals noch mehr papistische als evangelische Sympathien zählten. Darum nah-

men sie das Anerbieten des wackern Bonn, der ein Schüler Bugenhagens war, nicht an, sondern ließen ihn nach Dänemark ziehen, wo er Erzieher des Prinzen Johann wurde. Später nahm er das Rectorat in Lübeck an, wo er 1548 als Superintendent eines allzu frühen Todes starb. Um dieses ausgezeichneten Mannes willen, der schon in Stralsund auf kurze Zeit sein Lehrer gewesen war, bezog Johannes Sastrow die Schule zu Lübeck. Nachdem er hier etliche Jahre zugebracht, schickten ihn seine Eltern nach Wittenberg, wo er, etliche jugendliche Streiche abgerechnet, sich gut hielt und sich schöne Kenntnisse erwarb. Unter den 13 Premovenden, mit denen er Magister wurde, nahm er den ersten Platz ein. Sastrows Eltern war es bei der zahlreichen Familie und in jener schlimmen Zeit, in welche das Einlager des Vaters fiel, nicht leicht geworden, ihren Sohn auf Schulen und Universitäten zu unterhalten. Dennoch hatten sie dem begabten Jünglinge die Mittel zu verschaffen gewußt, seine Studien fortzusetzen. Als er aber magistrirt hatte, wurde er von seinen Eltern zu Hause gefordert. Bei seiner Rückkehr that er einen Schritt, der ein schöner Beweis von seiner frommen Gesinnung wie von seiner kindlichen Liebe ist. Da nämlich sein Vater wegen jener langwierigen Processe, deren im 6. Kapitel gedacht ist, sich schon etliche Jahre vom Tische des Herrn ferngehalten hatte, so wandte sich Johannes Sästrow in liebevoller Besorgnis um das Seelenheil seines Vaters an Dr. Luther und bat diesen, ihm für jenen ein Ermahnungsschreiben mitzugeben. Und der große Mann, welcher das Heil der Einzelnen eben so sehr auf dem Herzen trug, als das Gesamtwol der Kirche, ließ sich durch das flehentliche Bitten des besorgten Sohnes bewegen, an dessen Vater, einen ihm ganz unbekannten Mann, folgendes Schreiben zu richten.

Dem Erbaren, fursichtigen Nicolaus Sastrow, Burger zu Stralsundt, meinem gonstigen gueten Freund.

G. et Pax. (Gnade und Friede). Es hat mir euwer lieber Sohn, M. Johannes, angezeigt kläglich gar sat, lieber Freunt, wie Ir euch vom Sakrament so viel Jar enthaltet, zu grossem ergerlichem der Andern Exempel, vnnd mich gebetten, euch zu vormanen, von sollichem färlichen Furnemen abzuwenden, weil wir kein Stundt des Lebens sicher sein. So hat mich sein kindtliche trewe Sorge vor euch, seinen Vatter, bewegt, diese Schrifft an euch zu thun, vnnd ist mein christliche, bruderliche (wie wir in Christo einander schuldig seindt) Vormanunge, wöllet von sollichem Furnemen absteen vnnd bedencken, das Gottes Sohn vielmehr gelitten vnnd seinen Creutzigern vergeben hat vnnd zuletzt, wo die Stunde kompt, doch vorgeben mussct, wie ein Dieb im Galgen vorgeben muß. Ob aber die Sach im Rechten hängt, das lasset also geen vnnd wartet des Rechten auß. Sollichs hindert gar nicht, zum Sacrament zu gehen, sonst mösten wir vnnd auch vnsere Fürsten nicht zum Sacra-

ment geen, weil die Sache zwuschen den Papisten noch hanget. Befehlt Ir die Sachen dem Recht, aber dieweil macht euwer Gewissen frei vnnd sprecht: Wem das Recht zufället, der habe Recht; indes will ich vorgeben dem, der Vnrecht gethan hat, vnnd zum Sacrament geen. So geet Ir nicht vnwirdich zu, weil Ir Recht begeret vnnd Vnrecht leiden wollet, wo es der Richter vor Recht oder Vnrecht erkennet. Solliche Vormanunge nemet vor gut, die mir euwer Sohn mit grossem Fleiß abgeflehet hat. Hiemit Gott beuohlen. Amen. Mittwochens nach Miser. Dni 1540. Martinus Luther.

Was dieser Brief gefruchtet hat, wird nicht angegeben. Der Brief selbst aber wurde in der Sastrowschen Familie als ein werthes Kleinod angesehn und aufbewahrt. Er war später in den Händen unsers Bartholomäus, welcher seinen Kindern ganz besonders einschärfte, das Original desselben als ein Autographum des hocherleuchteten, heiligen, theuren, an der ganzen Welt wol verdienten Mannes eben so sorgfältig, als er selbst es gethan habe, aufzuheben, lieb und werth zu halten und auf Kinder und Kindeskinder zu überliefern.

Johannes Sastrow brachte aber seinem Vater nicht nur diesen Brief Luthers, sondern auch Proben seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit mit. Schon im Jahre 1538 hatte er zu Lübeck unter dem Titel Progymnasmata quaedam eine Sammlung lateinischer Gedichte drucken laßen, welche der junge Magister nun hervorholte, damit die Seinen sehen möchten, daß er seiner Eltern Geld nicht vergeblich angewendet habe. Gern hätte er seine Studien in Wittenberg oder auf einer andern ausländischen Universität noch fortgesetzt. Allein da es seinen Eltern zu viel wurde, ihn noch länger außerhalb des Landes zu unterhalten, so mußte er auf die Erfüllung dieses Wunsches verzichten. Jedoch benutzte er die zwei Jahre, welche er nach seiner Rückkehr von Wittenberg im elterlichen Hause zubrachte, zu fleißigen Privatstudien.

Es wird hier am Orte sein, eine Anecdote einzuschalten, die uns Sastrow von seiner zweiten Schwester Katharine erzählt. Dieselbe war 1523 geboren und stand bei der Rückkehr ihres Bruders Johannes von der Universität in der schönsten Jugendblüthe. Unser Bartholomäus sagt von ihr: „sie war ein trefflich, schön, freundlich, getreu und fromm Mensche.“ Als nun der ins elterliche Haus zurückgekehrte Herr Magister sich mit seiner hübschen Schwester, die während seiner mehrjährigen Abwesenheit zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, viel zu schaffen machte und nebenbei seine mitgebrachte Gelehrsamkeit auskramte, begehrte die junge Schöne, wol nicht ohne einen Anflug von weiblicher Eitelkeit und im Gefühle ihres Werthes und ihrer Vorzüge, von ihm zu lernen, wie man den Satz: „Es ist wahrlich eine schöne Jungfrau,“ lateinisch ausdrücken könnte. Der gelehrte Herr Bruder gab ihr sofort

eine correcte Ueberſetzung: „Profecto formosa puella.“ Das lernbegierige Mädchen fragte weiter, wie man denn lateiniſch antworten könnte: „So ziemlich?“ Der Magiſter vertirte: „Sic satis.“ Katharina behielt dieſe Sätze, offenbar in der Erwartung und mit der Hoffnung, daß ſie einmal Gelegenheit haben werde, einen hinterliſtigen Gebrauch davon zu machen. In der That ſollte ſich dieſe Gelegenheit bald finden. Nach Verlauf etlicher Zeit kamen 3 Wittenberger Studenten nach Stralſund. Sie waren vornehmer Leute Kinder, die auf einer Vergnügungsreiſe begriffen waren und von Chriſtian Smiterlow, der damals in Wittenberg ſtudirte, ein Empfehlungsſchreiben an ſeinen Vater, den Bürgermeiſter, mitbrachten. Dieſer ließ es ſich nicht nehmen, die vornehmen Gäſte, welche „allein die Stadt zu beſehen“ gekommen waren, zu beherbergen, und gab ihnen zu Ehren eine Geſellſchaft, zu welcher er, da er ſelbſt drei erwachſene Töchter hatte, neben andern Gäſten auch die ſchöne Katharina einladen ließ. Natürlich machten ſich die Wittenberger Studioſen mit den Stralſundiſchen Schönen viel zu ſchaffen, und beſonders war es Katharina, welche durch ihr anmuthiges Weſen in hohem Grade die Aufmerkſamkeit und Theilnahme der fremden Gäſte erregte. Da die lateiniſche Sprache in jener Zeit die gewöhnliche Umgangsſprache der Gelehrten war, ſo konnte es nicht auffallen, wenn die „jungen Geſellen“ in die Unterhaltung mit den „Jungfrauen“ auch manches lateiniſche Wort einflochten, um ſich auf dieſe Weiſe unter einander über allerlei Dinge zu verſtändigen, welche vor jungfräulichen Ohren deutſch zu reden ſich nicht geziemte. So geſchah es denn auch, daß einer von den 3 Studenten, hingeriſſen von Katharinens Schönheit, in die begeiſterte Lobpreiſung ausbrach: „Profecto formosa puella.“ (Es iſt wahrlich eine ſchöne Jungfrau.) Kaum hatte Katharina die ihr wolbekannten Laute vernommen, als ſie mit einem „Sic satis“ (So ziemlich) antwortete. Die 3 Wittenberger erſchraken nicht wenig, als ſie aus dem Munde der ſchönen Stralſunderin Laute vernahmen, die ſonſt dem weiblichen Geſchlechte fremd zu ſein pflegen. Sie glaubten in Katharina Saſtrow eine zweite Fulvia Morata*) vor ſich zu haben und erröthetten bei dem Gedanken, daß dieſelben alle ihre „amatoriſchen Reden“ verſtanden habe.

Noch im Jahre 1539, alſo noch ehe Johannes Saſtrow ins elterliche Haus zurückkehrte, ſah ſich unſer Bartholomäus genöthigt, dasſelbe wieder zu verlaßen. Seine Eltern ſchickten ihn nämlich auf den Rath des in Wittenberg ſtudirenden Bruders gen Roſtock, damit er auf der dortigen Univerſität unter M. Arnold Burenius und M. Henricus Lingensis

*) Dieſe gelehrte Italienerin, welche in der Mitte des 16. Jahrh. ſtarb, ſprach nicht nur lateiniſch, ſondern auch griechiſch.

seine Studien fortsetzte. Mit dem letzteren hatte Johannes Sastrow gute Freundschaft zu Wittenberg gehabt, deshalb empfahl er ihm brieflich seinen Bruder Bartholomäus und schrieb ihm, daß derselbe bereits zu Greifswalde deponirt wäre. Als aber die Burse (die Studentenschaft) erfuhr, daß der gewesene Student zum Sunde wieder in die Schule gegangen sei, wollten sie ihn nicht als ebenbürtig anerkennen, wenn er nicht nach einer damals allgemein üblichen Universitätssitte aufs neue deponirt würde. Wenn Bartholomäus Sastrow ins Lectorium kam, so entstand unter den Anwesenden ein unaufhörliches Schnauben und Rufen. Eines Tages wurde er sogar vom Depositor, welcher ein ordentlich autorisirtes und mit Einkünften verbundenes Ehrenamt verwaltete, beim Mantel ergriffen und tüchtig herumgezaust. Sastrow, welcher gerade ein großes volles Dintenfaß in der Hand hielt, stürzte dieß dem Depositor ins Angesicht. Nun hatte derselbe einen langen, grauen, mit schwarzen Schnüren besetzten Mantel, wie sie damals getragen zu werden pflegten. Dieser Mantel fieng alles auf, was nicht im Gesichte hängen blieb, so daß der ganze Leib von oben bis unten mit Dinte begoßen und überfloßen war. Dafür ließ der Depositor nun aber auch an dem frechen Eindringling seinen vollen Zorn aus. Sastrow sagt: „er bezahlte mich redlich." Durch diesen kühnen Handstreich hatte der Verschmähte seine Stellung der übrigen Studentenwelt gegenüber nur noch verschlimmert. Endlich sah er ein, daß aller Widerstand unnütz sei. Wollte er anders Frieden haben, so mußte er sich abermals deponiren laßen. War diese Procedur schon sonst mit allerlei Neckereien und Vexationen verknüpft, so mußte Sastrow, der durch sein langes Widerstreben den Unwillen der Studentenwelt erregt hatte, auf das Schlimmste gefaßt sein. In der That benutzten die Erzürnten diese Gelegenheit, um ihr Müthchen gehörig an ihm zu kühlen. „Bei der Deposition," erzählt er selbst, „bekam ich manchen harten Schlag. Beim Bartscheeren schnitt der Depositor mir mit dem hölzernen Scheermesser die Oberlippe durch. Wenn die Wunde etwas heilte, wurde sie durchs Eßen, sonderlich gesalzener Speisen, wieder geöffnet, so daß es ziemlich lange währte, bis es gar heil werden konnte."*)

---

*) Die Gewohnheit, die akademischen Novizen gewißen Vexationen zu unterwerfen, bestand im 16. Jahrhundert auf allen Universitäten. Der angehende Student, beanus genannt (von dem französischen bec jaune, Gelbschnabel) wurde durch eine übergeworfene Ochsenhaut als pecus campi bezeichnet, cui cornua deponenda essent, ut ad publicas lectiones praepararetur. Daher der Name deponiren. Das Absägen der Hörner geschah durch einen eigens dazu angestellten Depositor, der meist aus den ältern Studenten gewählt und durch einen eignen Eid zu seinem Amte verpflichtet wurde. Außer dem Hörnerabsägen war die Deposition noch mit einigen andern mehr oder weniger lustigen Vexationen und mit einem

Die beiden zuvor genannten Magister, unter deren Aufsicht unser Bartholomäus Sastrow stand, hatten die meisten Discipel. Sie hielten in der Arnsburg, einem von jenen akademischen Gebäuden, in welchen mehre Studenten unter der Aufsicht eines Professors oder Regentialis wohnten, gemein-

---

jocosen Examen verbunden. Wenn die zu deponirenden Bachanten (Schüler) zuerst in Procession erschienen, rief ihnen der Depositor zu:

Kommt, Bachanten, tret't herbei!
Euch will ich auf eur Fest
Deponiren auf das Best.

Darauf wurde ihnen mit einer enormen Scheere das Haar abgeschnitten:

Weil du kannst manches Haar,
Du Zottelbock, entbehren,
Drum muß zur Ehrbarkeit
Ich deinen Kopf bescheeren.

Aus Sastrows Erzählung geht hervor, daß man auch mit einem hölzernen Scheermesser den Bart des Deponenden zu fällen versuchte. Das Ohr wurde mit einem Kolben gereinigt:

Vor Narrentheidigung
Laß dein Gehör geschloßen;
Ich säubre dieß zur Lehr
Und nicht zu schlimmen Possen.

Bei der Ausbrechung des Bachantenzahnes hieß es:

Laß den Bachantenzahn
Der Lästrung dir ausziehen.

Mit ungeheurer Feile wurden die Nägel gefeilt:

Ich feile dir die Händ,
Um damit anzudeuten,
Daß du, was redlich ist,
Mit ihnen sollst arbeiten.

Bei dem Examen kamen possenhafte Fragen vor, wie diese. Depositor, indem er dem Deponenden eine Ohrfeige giebt: Hast du eine Mutter gehabt? Deponend: Ja! Depositor, noch eine Ohrfeige gebend: Nein, Schelm, sie hat dich gehabt! Sag ferner, wie viel Flöhe gehen in einen Scheffel? Deponend: Ach, das hat mich mein Präceptor nicht gelehrt! Depositor, wieder eine Ohrfeige austheilend: Sie gehen ja nicht hinein, sie hüpfen. Dieser scurrile Ritus wurde selbst an ältern Männern, die von einer Universität zur andern giengen, geübt. Als Elias Putsch, der schon drei Jahre in Leyden studirt hatte und durch Herausgabe des Sallust bekannt und den größten Gelehrten befreundet war, sich nach Jena und Leipzig begab, mußte er sich an beiden Orten der Deposition unterwerfen. Was Wunder also, daß auch unser Sastrow in Rostock nicht verschont wurde, da er nach seiner Greifswalder Deposition zum Bachantenthume zurückgekehrt und dadurch der erlangten Würde wieder verlustig gegangen war.

same Disciplin und zählten wol 30 Personen, die alle zu ihrer Regentie oder Burse gehörten und gemeinschaftlich mit ihnen bei Herrn Jacob Bröcker aßen, dem sie jährlich 16 Gulden bezahlten. Dafür hatten sie den Winter über das Morgenimbiß und zwei Mahlzeiten, des Sommers aber neben dem Imbiß und den beiden Mahlzeiten auch noch des Nachmittags dicke Milch oder dergleichen.

Als Bartholomäus Sastrow zwei Jahre in Rostock den Studien obgelegen, beschwerten sich seine Eltern darüber, daß er ihnen zu viele Unkosten verursachte und forderten ihn auf, zu Haus zu kommen, besonders da sie merkten, daß er sich der Theologie zuwenden wollte, womit sie keineswegs zufrieden waren. Er aber wollte sich von seinen Studien nicht abziehen laßen und klagte seine Not den beiden Professoren. Diese erließen ihm nun nicht nur bereitwillig die üblichen Gebühren, welche sie von jedem ihrer Pflegbefohlenen erhielten, sondern sie suchten ihm auch bei dem Wirte Jacob Bröcker eine billigere Beköstigung zu verschaffen. Dafür mußte sich Sastrow freilich auch Bedingungen gefallen laßen, die einem heutigen Studenten sehr ehrenrührig vorkommen würden. Es wurde zwischen Sastrows Lehrern und dem Wirte folgender Contract geschloßen: Sastrow sollte den Tisch decken, Speise und Trank auf- und abtragen und vor dem Tische aufwarten. Ferner sollte er auf des Wirtes Sohn, Bartel Bröcker, Acht haben, seine Bücher beieinander halten, ihm die Schuhe schmieren, aus- und anziehen und dergleichen. Gleicherweise sollte er dem M. Henrico Lingensi die Schuh wischen, das Bett machen, die Stube heizen, in die Kirche und wo er sonst hingieng, folgen und des Winters die Leuchte tragen. Dagegen versprach Herr Jacob Bröcker, dem armen Studio die Beköstigung zu dem halben Preise von 8 Gulden zu liefern. Es dauerte einige Zeit, ehe sich Sastrow in seine neue, demüthigende Lage recht finden konnte. „Der Anfang," sagt er selbst, „fiel mir etwas schwer, da ich zwei Jahr bei den Andern, denen ich nun auftragen mußte, am Tische gesessen, um mir auftragen und dienen zu laßen. Aber wie sollt ich ihm thun? Ich konnte es dasmal nicht ändern. Die Disciplin war gut, und beide Magister waren sehr fleißig." So blieb also Sastrow in Rostock, ohne sich jedoch zum studio theologico zu begeben. Denn er hielt dafür, daß er noch zu jung und ungelehrt sei, um sich einer bestimmten Fakultätswißenschaft zuzuwenden, und fuhr daher fort, sich eine allgemeine wißenschaftliche Vorbildung zu erwerben. Bei dem M. Arnold Burenius hörte er nach einander eine ganze Reihe von Ciceros Schriften, welche jener meisterhaft zu erklären verstand. Ciceros Buch de officiis (von den Pflichten) hörte er sogar zweimal. M. Henricus Lingensis las folgende Collegia: Terentium, Dialecticam Molleri, Sphaeram Joannis de Sacrobusto, Theorias Planetarum, Computum Ecclesia-

sticum Spangenbergii und Libellum de Anima Philippi Melanchthonis. Auch stellte er mit seinen Schülern nützliche Uebungen im Lateinschreiben und im Disputiren an.

Sastrows Stubenburschen (contubernales) waren Franz von Stiten und Johann Vegesack. Der letztere, ein Neffe des Bischofs von Dorpat, wurde stattlich, nicht junkermäßig, sondern herrenmäßig, gehalten, so lange der Bischof lebte. So z. B. lernte er fechten „auf allen Wehren." Als aber der Bischof starb, mußte auch er des Glückes Unbestand erfahren. Sastrow hörte später, daß sein früherer Stubenbursch ein „Calmuser*) oder Schulmeister" in Lievland geworden sei. Mit Danquart Hane repetirte Sastrow, examinirte ihn in der Grammatik, gab ihm deutsche Aufsätze auf und corrigirte seine schriftlichen Ausarbeitungen.

Alles Geld, das die genannten Schüler von ihren Eltern empfiengen, mußten sie dem Herrn Magister Henrico Lingensi einhändigen. War ihnen etwas vonnöten, so mußten sie es von ihrem Präceptor nach der Hand fordern und proper aufschreiben, wie viel und wofür sie es verausgabt hatten, und wenn es auch nur ein Dreiling war.

Sastrows Lehrer nahmen sich seiner besonders um des ihnen befreundeten Bruders willen freundlich an. Doch auch ihm selbst waren sie wol gewogen, da sie sahen, daß er sich durch nichts vom Studiren abbringen laßen wollte. Dafür wartete er ihnen aber auch fleißig auf und war stets um und bei ihnen. Das war nun aber seinen Commilitonen nicht recht. Sei es nun, daß sie ihn beneideten, oder daß sie ihm Angebereien schuld gaben, genug, sie waren mit ihm übel zufrieden. Sastrow gieng daher mit dem Gedanken um, Land und Luft zu wechseln und entschloß sich endlich, auf den Rath seines Bruders Johannes, nach Greifswalde zu ziehen. Anno 1541 wurde dieser Entschluß auch wirklich von ihm ausgeführt. Nach einem mehr als zweijährigen Aufenthalte nahm unser junger Held von Rostock Abschied und bezog, nach einem kurzen Aufenthalte im elterlichen Hause, mit allen seinen Büchern, deren Zahl aber wol nicht groß gewesen sein wird, zum zweiten Male die Universität seiner Geburtsstadt. Er miethete sich dort sofort ein eignes Zimmer (eine Burse), welches er mit Joachim Löwenhagen theilte, der später Prediger zu S. Nikolai in Stralsund wurde. Auch verbrachte er jetzt seine Zeit nicht mehr wie früher mit Ausreiten und Spazierenfahren, sondern lag ernstlich seinen Studien ob. Bei M. Anton Walter, der bald als

*) Nach Scherz und Adelung soll die letzte Hälfte dieses Wortes von einem niedersächsischen Zeitworte „musen" herkommen, d. h. scharf nachdenken. Offenbar hängt unser hochdeutsches „calmüsern, damit zusammen.

Rector aus Pädagogium zu Stettin berufen wurde, hörte er Dialecticam Caesarii und bei M. Kismann Ovidium de Fastis.

Ein Jahr vorher, ehe Sastrow seine Geburtsstadt Greifswalde wieder betrat, hatte auch sein Vater dieselbe wieder frei bekommen. Und zwar auf folgende Weise war ihm der Zugang in die für ihn seit Jahren verschlossene Stadt wieder eröffnet. Anno 1540 ließ sich der Herzog Philipp im ganzen Lande huldigen, Stralsund und Stettin ausgenommen, wo die Huldigung erst später vollzogen wurde. Als der Herzog nun nach Greifswalde hineinritt, begleiteten ihn viele, welche aus der Stadt verwiesen waren, indem sie den Schwanz oder das Zeug des herzoglichen Pferdes anfaßten. Herr Nikolaus Sastrow aber griff auf Anleitung des Herzogs an dessen Steigbügel und zog so als Schützling des Landesfürsten mit zur Stadt hinein. Der Herzog kehrte in das Hannemannsche Haus nicht weit vom Marienkirchhofe zur Herberge ein. Die Herzogin bezog dagegen das Stojentinsche Haus am Markte. Da geschah es, daß die Frau Stojentin mit samt ihrer Tochter, der Wittwe des von Nikolaus Sastrow erschlagenen Jürgen Hartmann, so wie mit deren Sohne Brandt Hartmann, der Herzogin einen tiefen, demüthigen Fußfall that, bittend, daß sie ihren fürstlichen Gemahl bewegen wolle, Herrn Nikolaus Sastrow wieder aus der Stadt zu verweisen. Die Herzogin versprach, ihr Möglichstes zu thun, fertigte auch sofort zwei vornehme Personen aus ihrer Begleitung mit solcher Bitte an den Herzog ab. Allein dieser schlug das Erbetene dermaßen ab, daß seine Gemahlin nicht weiter darum anzuhalten wagte. So blieb Herr Nikolaus Sastrow in der Stadt und durfte von nun an wieder frei in derselben ein- und ausgehn.

In demselben Jahre,*) in welchem unser Bartholomäus von Rostock nach Greifswalde übersiedelte, entstand hier ein Aufruhr unter den Böttchern. Auf Nativitatis Mariae kam nämlich ein Schiff von Colberg an, das Tonnen geladen hatte und nach Valsterbode**) fahren wollte. Das wollten die Stralsundischen Böttcher nicht gestatten, und noch weniger wollten sie leiden, daß die Tonnen in Stralsund selbst verkauft würden. Ein ehrbarer Rath gebot ihnen, friedlich zu sein, und fügte das Versprechen hinzu, wer von den Tonnen kaufen würde, über den sollte ihnen Rechts beholfen werden. Aber die Böttcher wollten sich von niemand untersagen laßen. Sie fielen über die fremden Tonnen her, zerschlugen sie und wütheten wie tolle Hunde. Wer ihnen nur ein Wort sagte und ihnen dreinreden wollte, um sie vor Scha-

*) Berckmann setzt die folgende Begebenheit ins Jahr 1542.

**) Berckmann: Valsterburg in Dänemark.

den zu warnen, dem giengen sie zu Leibe und hieben auf ihn los. Darüber wurde ein Bürger tödlich von ihnen verwundet. Endlich wurden fünf der Verwegensten ergriffen und in die Büttelei gesetzt. Ihr Altermann, Hans Vogt, entwich aus der Stadt und lief nach dem Garpenhagen. Hier wurde er aber gefaßt, man brachte ihn in die Stadt zurück und setzte ihn zu den fünf andern ins Gefängnis. Es fehlte nicht viel, so hätten diese Unruhestifter alle über die Klinge springen müßen. Am Freitag nach Michaelis*) wurden sie so, wie sie im Gefängnis gesessen hatten, mit Halseisen an den Hälsen und mit Helden (Feßeln) an Händen und Füßen, aufs Rathhaus geführt, wo der Rath das ganze Amt der Böttcher versammelt hatte. Der Rath fuhr die Schuldigen hart an, und da sich das ganze Böttcheramt compromittirt hatte, so mußte ein jeder 4 Mark Strafe geben. Außerdem wurden ihnen sämtliche Briefe und Privilegien genommen. Endlich wurde ihnen zur Strafe auferlegt, einen Theil der Stadtmauer, der Ankerschmiede gegenüber, bauen zu laßen.

Johann Sastrow weilte noch immer in seinem elterlichen Hause, wo er mit Fleiß dem Privatstudium oblag. Einen Theil seiner reichen Muße widmete er der Dichtkunst und verfaßte mehre lateinische Poemata, von denen er einige durch den Druck veröffentlichte. Anno 1542 ließ er zu Rostock eine Elegie über die Pflichten eines Fürsten (Elegiam de Officio Principis) erscheinen, welche er dem Herzoge Magnus von Mekelnburg dedicirte. Noch in demselben Jahre veröffentlichte er zu Lübeck zwei andre Gedichte, ein Klagelied über die Kirche (Querelam de Ecclesia) und einen Gesang über den Tod des englischen Märtyrers Robert Barns (Epicedion martyris Christi Doctoris Ruberti Barns.) Doch sollte diese Liebhaberei ihm, wie dem Verleger, theuer zu stehn kommen. Der junge Poet war selbst nach Lübeck gereist, um hier den Druck des zuletzt genannten Gedichtes durch den berühmten Buchdrucker Johann Balhorn besorgen zu laßen. Als er wieder heimreiste, hatte er einen jungen, seinen Gesellen Namens Hermann Lepper zum Reisegefährten, welcher von der Münze zu Gadebusch etliche 100 Gulden geholt, die er gegen Bogislavsche Schillinge und anderes altes Geld eingetauscht hatte. Auf dem Wagen, auf welchem das Geld lag, saß außer Hans Sastrow noch eine Frau und Herr Heinrich Sonnenberg, während Hermann Lepper und Hans Lagebusch nebenan ritten. Nun war damals im Lande Mekelnburg die Straßenräuberei sehr gemein. Weil sie nicht ernstlich bestraft wurde, so hatte sie in bedenklicher Weise um sich gegriffen und wurde von den ersten adligen Geschlechtern betrieben. Denn die Buschreuter durften sagen: „Wenn wir 300 Gulden geben, so behalten wir noch 200 Gulden und bringen uns aus aller Gefahr.“ Etliche von diesen adligen

*) Berckmann: am Freitage vor Michaelis.

Schnapphähnen hatten von dem Lepperschen Geldtransporte Kunde bekommen und machten sich auf den Weg, um eine gute Beute zu erlangen. Als nun der Wagen, auf dem das Geld lag, durch das Rostocksche Dorf Willershagen kam, stiegen die beiden Männer, welche auf dem Wagen saßen, mit ihren Wehren ab, während die beiden Reiter, statt daß sie in dem unsichern Orte dicht beim Wagen hätten bleiben sollen, eine Strecke vorauf ritten. Zu denen gesellten sich die Schnapphähne. Einer insonderheit that sich zu Lagebusch und redete ihn freundlich an. Als sie nun im Gespräch begriffen neben einander herritten, und der Unbekannte dem Lagebusch so nahe gekommen war, daß er dessen Zündrohr, das mit gespanntem Hahn am Sattel hieng, erreichen konnte, so riß er ihm dasselbe plötzlich aus dem Halfter, übereilte damit Hermann Lepper, der eben zurück nach dem Wagen ritt, und erschoß den, daß er auf der Stelle herunter vom Klepper purzelte. Da sich Hans Lagebusch ganz wehrlos sah — denn es war damals noch nicht gebräuchlich, doppelte Röhre am Sattel zu führen — so ergriff er das Hasenpanier und rann davon nach Ribbenitz zu. Auch Herr Heinrich Sonnenberg lief ins Holz und verkroch sich im Gebüsch. Johannes Sastrow dagegen, der mit einem Schweinspieße bewaffnet war, setzte sich ganz allein gegen die feindliche Uebermacht zur Wehre. Damit die Bösewichter ihn von hinten nicht beschädigen könnten, so stellte er sich an das eine Hinterrad und erwartete so den feindlichen Angriff. Als die Räuber auf ihn eindrangen, wehrte er sich tapfer und wies einen nach den andern ab, nicht ohne ihnen erheblichen Schaden zuzufügen. Dem einen der Angreifenden stieß er den Spieß neben dem Schenkel so tief in den Leib, daß er zu Busch ritt, vom Pferde kam und da liegen blieb. Darauf ritt ein andrer mit großem Grimm auf den tapfern Poeten zu, hieb ihm ein Stück von der Größe eines Thalers vom Kopfe, wobei auch ein ziemliches Stück von der Hirnschale mitgenommen wurde, und traf mit demselben Hiebe seinen Hals mit dem Orte (der Schneide) des Schwertes so gewaltig, daß der Getroffene auf der Stelle stürzte und für tot gehalten wurde. Nun plünderten die Bösewichter den Wagen, bekamen alles, was darauf lag, griffen auch ihres verwundeten Gesellen Pferd, und da sie sahen, daß der Verwundete zu viel bekommen hatte und so krank war, daß sie ihn nicht mit sich wegbringen konnten, ließen sie ihn liegen und ritten mit der erlangten Beute davon. Nun kroch auch Herr Heinrich Sonnenberg wieder aus dem Busche hervor, kehrte zum Wagen zurück und legte mit Hülfe des Fuhrmanns, dem die Räuber zum Glück seine Pferde gelaßen, den schwer verwundeten Sastrow so auf das Fuhrwerk, daß die Frau sein Haupt, welches sie mit ihren Tüchern bewand, auf ihrem Schoße hielt. Den Leichnam des ermordeten Hermann Lepper legten sie dem Verwundeten zwischen die Schenkel und fuhren dann langsam nach Ribbenitz hinein.

Hier fand sich zum Glück ein Chirurgus, der Sastrows Wunden verbinden konnte. Das Stück, welches ihm von der Hirnschale gehauen war, war fast von der Größe eines Dukaten, und die Halswunde war „eines halben Quartiers lang," so daß der Chirurgus etliche Heften am Halse legen mußte. Als das Gerücht von der That zu Rostock erscholl, sandte ein Rath sofort seine Diener an Ort und Stelle. Die fanden den verwundeten Räuber und nahmen ihn mit sich nach Rostock. Aber sobald sie ihn in die Hächte (Haft) brachten, verschied er leider, so daß man die Namen seiner Spießgesellen von ihm nicht erfragen konnte, wiewol sie nicht so gar heimlich blieben. Aber von der Freundschaft wurde die Sache vertuscht und so betrieben, daß die Obrigkeit den gebührenden Ernst nicht gebrauchte. Der tote Bösewicht wurde gleichwol vors Recht gebracht und vom Gerichte zur Stadt hinaus und vor die Landwehr geführt; hier wurde ihm der Kopf abgehauen und auf einen Staken gesetzt, wo er noch viele Jahre gesehen worden ist. Lagebusch brachte die Geschichte nach Stralsund, wo sie natürlich große Theilnahme erregte. Der Rath ließ Sastrows Vater, Herrn Nikolaus, sogleich einen verschloßenen Wagen mit 4 Stadtpferden verabfolgen, damit er den schwer verwundeten Sohn zu Haus holen könnte. Unser Bartholomäus, der nicht lange vor diesem traurigen Ereignisse im Frühjahr 1542 von Greifswalde ins elterliche Haus zurückgekehrt war, setzte sich mit auf den Wagen, um den kranken Bruder heimzuholen. „Wir fuhren noch den Abend aus, „erzählt er," reisten die ganze Nacht durch und kamen des andern Morgens früh zu Ribbenitz an; funden meinen Bruder gar schwach, blieben aber den Tag um der Pferde willen zu Ribbenitz und ließen den entleibten Hermann Lepper, nachdem gebührlicher Weise vor Gericht das Recht darüber ergangen, christlich und ehrlich zur Erde bestatten. Gegen Abend fuhren wir aus Ribbenitz, die Nacht über nur Schritt für Schritt, und kamen erst gegen Mittag zum Sunde an. Hier wurde Meister Joachim Gelhaar, der ein berühmter Wundarzt war, zu dem Kranken gerufen und widmete ihm 8 Tage hindurch große Sorgfalt. Die Wunde am Halse wollte aber nicht zur Tracht kommen; was den einen Tag heilte, brach den andern Tag wieder auf. Zuletzt wurde Meister Gelhaar gewahr, daß der Ribbenitzer Chirurgus bei der Anlage der Heften die eine Seite der Wunde höher aufgezogen hatte, als die andere und daß es deswegen am Ende „getrupet" (sich gekräuselt, Falten geworfen) hatte. Er nahm daher eine große messingerne Nadel und drückte mit derselben die Trupe nieder, wobei er so tief in die Wunde fuhr, daß man kaum den Knopf derselben sehen konnte. Als die Wunde in dieser Weise, wie es sich ansehn ließ nicht ohne großes Weh des Patienten, in den rechten Schick gebracht war, wurde er ziemlich bald wieder hergestellt."

So hatte der junge Dichter für seine poetische Kühnheit hart büßen mü-

ßen. Die Herausgabe seiner poetischen Producte, welche ihn nach Lübeck führte, hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Aber auch der Verleger, Johann Balhorn, sollte durch Johann Sastrows Gedichte noch in allerlei Unannehmlichkeiten verwickelt werden. Das erwähnte Epicedion auf den Tod des englischen Märtyrers Robert Barns fiel nämlich dem Könige von England, Heinrich VIII., in die Hände, der sich durch mehre Stellen desselben beleidigt fand. Er schickte daher eine Legation an den Rath von Lübeck, beschwerte sich hart über den Buchdrucker und forderte unter Androhung seines königlichen Zornes Genugthuung. Die ehrbaren Herrn von Lübeck haben den Autor, ob er wol nicht bei ihnen zu Hause und nicht in ihrer Jurisdiction anzutreffen, gleichwol damit entschuldigt, daß er ein junger Geselle sei, der sich ein wenig auf dem Pegasus habe tummeln wollen. Den Drucker Johann Balhorn aber haben sie, um den Zorn des Königs zu stillen, ausgewiesen. Er mußte bei scheinender Sonne die Stadt räumen. Jedoch wurde ihm schon nach etlichen Monaten die Rückkehr gestattet.

Zwölftes Kapitel.

Warum Bartholomäus Sastrow abermals von seinen Eltern nach Haus gefordert wird und wie er mit seinem Bruder Johannes nach Speier reist. Umweg über Wittenberg. Was unterwegs zwischen Erfurt und Gotha passirt. Ankunft in Speier. Magister Johannes findet bei dem Pomprobst Aufnahme, und Bartholomäus kommt bei Dr. Reifstock in Dienst. Die protestantischen Stände recusiren das Reichskammergericht. Bartholomäus verliert seine Stelle bei Dr. Reifstock und erhält einen sehr harten Dienst bei Dr. Engelhart. Beschreibung eines bösen Weibes und was Bartholomäus von ihr gelitten. Kaiser Karl V. kommt auf seinem Kriegszuge gegen den Herzog von Jülich nach Speier. Wie Kaiser Karl einem Fuhrmann die Nase abschneiden läßt und einen Landsknecht mit dem Stocke absolvirt. Eine wunderbare Lebensbewahrung. Vom Reichstage zu Speier. Tod des Pfalzgrafen Ludwig. Wie der Churfürst von Sachsen in einem Schenkhause Gottesdienst hält. Eine Flagellantenprocession. Große Theurung auf dem Reichstage. Magister Johannes wird vom Bischofe von Augsburg mit einer goldnen Kette beschenkt, vom Kaiser aber nobilitirt und mit dem Lorbeer gekrönt. Bartholomäus wird kaiserlicher Notar. Dr. Hahn schildert die Procuratoren am Kammergerichte. Auflösung des Reichstages. Wie König Ferdinand mit seinen beiden Söhnen von einem Unwetter überfallen wird. Bartholomäus beschließt, Speier zu verlaßen, nimmt von Dr. Engelhardt Urlaub und wird von diesem übers Ohr gehauen.

Nach kurzem Aufenthalte in Greifswalde war Bartholomäus Sastrow von seinen Eltern abermals zu Haus gefordert, weil es ihnen zu beschwerlich fiel, ihn auswärts zu unterhalten. Man könnte sich darüber wundern, daß es dem Stralsundischen Kaufherrn so knapp gieng, daß er seine Söhne nicht einmal ruhig ausstudiren laßen konnte. Allein diese Verwunderung wird schwinden, wenn man bedenkt, daß außer den Kosten, welche der Unterhalt einer zahlreichen Familie verursachte, große Summen von dem Bruserschen Processe verschluckt wurden, dessen Verlauf im sechsten Kapitel erzählt ist. Dieser langwierige Rechtshandel war neben der Ungunst der Zeitverhältnisse der Hauptgrund, warum Sastrows Eltern nicht im Stande waren, auf das Studium ihrer Söhne so viel zu verwenden, als sie unter andern Umständen gern gethan hätten. Man wird sich aus dem sechsten Kapitel erinnern, daß Herr Nikolaus Sastrow nach Beendigung des Bruserschen Processes in einen neuen Rechtshandel mit Brusers Schwestermann, Nikolaus Rode, ver-

wickelt wurde, weil dieser ältere Schuldforderungen an seinen Schwager zu haben vorgab. Nachdem die Streitsache alle Instanzen durchlaufen hatte, lag sie nun zu Speier beim kaiserlichen Kammergerichte, wo man bekanntlich mit der Schneckenpost fuhr. Die Räder etwas zu schmieren, konnte auf keinen Fall schaden. Herr Nikolaus Sastrow beschloß daher, seine beiden Söhne, welche von dem verhängnisvollen Processe am schlimmsten betroffen wurden, nach Speier zu senden, damit sie hier an Ort und Stelle der Sachen auswarten sollten. Im Folgenden werden wir also das reisende Brüderpaar nach der alten Stadt am Rheine begleiten müßen, um zu sehen, wie es ihnen unterwegs auf der Reise und am Sitze des kaiserlichen Kammergerichts ergangen ist.

Am 14. Juni 1542 brachen die beiden Brüder, die mit zwei Kleppern beritten gemacht waren, vom Sunde auf, um gen Speier zu ziehen. Den ersten Tag ritten sie bis Greifswalde, bis wohin ihre Eltern ihnen das Geleit gaben. In Greifswalde machten sie einen Tag Halt, um sich mit ihrer Großmutter, der alten Frau Schwarz — der Großvater war wol inzwischen verstorben — und mit andern nahen Verwandten und Freunden zu „letzen." Unser Bartholomäus, der die Welt noch im rosigsten Lichte anschaute, freute sich auf die Reise und ließ im Kreise der Seinen trotz des bevorstehenden Scheidens seiner guten Laune freien Lauf. Während aber der jüngere Bruder fröhlich und sorgenfrei der Zukunft entgegensah, überließ sich der ältere, welcher schon mehr Erfahrungen gemacht hatte, allerlei trüben Gedanken und zeigte sich sehr traurig und melancholisch. Und in der That waren seine Besorgnisse nicht ganz unbegründet; denn die beiden Brüder nahmen nur den nothwendigsten Reisebedarf mit und waren darauf angewiesen, sich in Speier ohne Zuthun der Eltern selbst zu unterhalten. Darum mochte Herr Magister Johannes sich wol die bange Frage vorlegen, wie ihre Reise ablaufen werde. Als seine Mutter die gedrückte Stimmung ihres ältesten Sohnes gewahrte, sagte sie zu ihm: „Mein lieber Sohn, sieh, wie guter Dinge sich doch dein Bruder macht. Warum bist du doch so traurig?" Darauf antwortete der Angeredete: „Ja, mein Bruder ist ohne das freies Gemüths und kann alles in den Wind schlagen; er versteht es nicht, was hernach erfolgen wird."

Tags darauf zogen unsre Reisenden weiter, aber nicht direct nach Speier zu, sondern sie machten einen tüchtigen Umweg, indem sie über Stettin und Berlin nach Wittenberg ritten. Hier ließen sie sich von Philipp Melanchthon und andern Gelehrten Empfehlungsbriefe an die Procuratoren und Advocaten zu Speier geben. Ehe sie abreisten, nahm Magister Johannes von Dr. Luther Abschied, als dieser grade bei dem Buchladen am Kirchhofe stand. Dr. Luther, welcher dem jungen Magister schon früher bei seiner Rückkehr in die Heimat so große Theilnahme bewiesen hatte, entließ ihn auch

jetzt, wo er in die Fremde hinauszog, mit theilnehmender Freundlichkeit, und unser Bartholomäus unterläßt es nicht, mit einem gewißen Stolze zu bemerken, daß der berühmte Wittenberger Doctor, der Mann des Jahrhunderts, auch ihm, dem unbekannten Jünglinge, die Hand geboten habe.

Von Wittenberg gieng die Reise weiter über Leipzig und Naumburg nach Erfurt, von Erfurt nach Gotha. Zwischen Erfurt und Gotha eben auf halbem Wege, also anderthalb Meilen hinter Erfurt, lag ein großes Wirtshaus an der Heerstraße. Da kehrten unsre Reisenden ein und blieben einen halben Tag, um die Pferde sich ausruhen zu laßen und was an ihren Kleidern zerbrochen war wieder fertig zu machen. Ehe sie sich Abends schlafen legten, bezahlten sie ihre Zeche; am andern Morgen früh machten sie sich reisefertig, saßen auf und ritten auf Gotha. Als sie hier ankamen, vermißte Johannes Sastrow seinen Seckel, der das Reisegeld enthielt, und erinnerte sich, daß er denselben die vorige Nacht im Bette habe liegen laßen. Unsre Reisenden waren bei dieser Entdeckung nicht wenig erschrocken; denn sie hatten des lieben Gelds nicht viel, und nach dem Ansehn der Herberge zu urtheilen, war es sehr zweifelhaft, ob sie den Seckel wieder bekommen würden. Doch galt es ungesäumt den Versuch zu machen. Bartholomäus ließ also seinem Klepper ein Futter geben, setzte sich auf und ritt ohne Aufenthalt nach dem Wirtshause zurück. Als er hier ankam, heftete er seinen Klepper nur eben an, dann lief er ungesäumt nach der Kammer, wo er die vorige Nacht mit seinem Bruder geschlafen hatte. Der Knecht, welcher den Grund von Sastrows Rückkehr ahnte, eilte ihm nach. Beide kamen zugleich auf die Kammer, und der Knecht griff so wol nach dem Beutel ins Bett als Sastrow. Aber obgleich dieser ihn glücklich vor jenem erwischte, so mußte er dem Zudringlichen dennoch ein Trinkgeld geben. Sastrow mußte sich sagen, wäre der Knecht oder die Magd vor seiner Rückkehr ans Bett gelangt, der Seckel wäre ihm nimmer wieder zu Gesicht gekommen. Auch sah es ihn so an, als wäre es nicht sicher, die Nacht über allein da zu bleiben. Obgleich die Sonne untergieng, ritt er wieder nach Gotha zurück. Eine halbe Meile vor der Stadt kam er durch ein schönes Dorf. Da es bereits finster war, zog er ins Wirtshaus. Das war voll Bauern, denn es war Sonntag. Da die Bauern unsern Reisenden vor einigen Stunden eilends hatten vorbeireiten sehn, so erinnerten sie sich dessen und sprachen unter einander: „Sagten wir nicht, daß es meines gnädigsten Herrn Postbote oder Einspänniger wäre?" Sastrow hatte keinen Grund, den guten Leuten ihren Irrthum zu benehmen, bei dem er sich ganz gut stand. Die Gäste sowol, als der Wirt wußten nicht, wie freundlich sie sich gegen ihn erzeigen wollten. Der Wirt ließ seinen Klepper durch den Hausknecht wol bestellen und wollte nicht gestatten, daß der vermeinte fürstliche Postbote sich nur einmal danach umsehn sollte. Vielmehr mußte dieser sich

an den Tisch setzen, wo ihm Gebratenes und Gesottenes und gar guter Wein aufgetragen wurde. Als er vor dem Schlafengehn rechnen und zahlen wollte, damit er am andern Morgen desto zeitiger aufsitzen könnte, meinte der Wirt, er sollte nicht reiten, er hätte denn zuvor eine Suppe gegeßen, und wollte er acht Tage bei ihm bleiben, so sollte er nicht einen Heller bezahlen; denn, sagte der patriotische Wirt, sollte ich das meinem gnädigsten Herrn nicht zu Liebe thun? Dann führte er Sastrow auf eine Kammer zu einem recht weichen, saubern Bette. Dieser wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte sich müde geritten, hatte wol gegeßen und getrunken, bekam ein gutes Lager, sein Pferd wurde ohne ihn versehen, dazu war er erfreut, daß er seinen Seckel wieder bekommen hatte, kurz es waren alle Bedingungen eines gesunden, ungestörten Schlafes vorhanden. Also legte er sich zufrieden nieder und schlief bis in den hellen Tag hinein. Als er Montags hervor kam, mußte er noch erst „suppen," dann wurde er von dem freundlichen Wirte entlaßen.

Unterdes war sein Bruder nicht so guter Dinge. Während Bartholomäus es sich bei solcher Tractation wol sein ließ, bereute es jener, daß er ihn allein hätte zurückreiten laßen, da ihm der böse Anblick des Wirtshauses beständig vor Augen stand. Zudem hatte Bartholomäus versprochen, den Abend gewißlich wieder zu kommen, und es war zwischen den beiden Brüdern verabredet, das Stadtthor sollte offen bestellt werden. Es läßt sich begreifen, daß unser Melancholicus sehr betrübt und voll trauriger Gedanken war, als Bartholomäus bis halbwege Mittag ausblieb. In seiner großen Besorgnis schickte er einen eignen Boten aus, der den verlornen Bruder suchen sollte, und dem er dessen Person, Kleidung und auch das Pferd ganz genau beschrieben hatte. Eben wollte Bartholomäus aus der Herberge ziehen, wo er so gut gepflegt war, als der Bote vorüber ritt. Als der seiner ansichtig wurde, däuchte ihn, daß dieß die vermißte Person sein müßte, redete ihn an und sagte ihm, daß er von seinem Bruder, der sehr nach ihm verlange, abgefertigt sei. In raschem Trabe giengs nun nach Gotha zurück, wo der Melancholicus gewiß tüchtig ausgelacht wurde.

Von Gotha gieng die Reise über Eisenach, Vach, Fulda, Gelnhausen, Frankfurt, Oppenheim und Worms nach Speier. Hier kehrten unsre Reisenden in eine Herberge ein, wo sie so lange blieben, bis ihre Pferde sich etwas ausgeruhet und erholt hatten. Dann verkauften sie dieselben dem Wirte zur Kronen. Da ihnen die Zehrung im Wirtshause zu hoch kam, so mietheten sie sich ein Kämmerlein mit Einem Bette, darin behalfen sie sich über 5 Wochen, bis sie ein anderweitiges Unterkommen fanden. Wenn es Eßenszeit war, kauften sie sich 3 oder 4 Semmeln, giengen damit vors Thor, hielten hier ihre Malzeit und giengen dann in ein Wirtshaus, um ein halb Mäßlein Wein zu trinken. Das war gegen „das Vollauf" im elterlichen

Hause eine schmale Kost, und besonders unser Bartholomäus, der daheim mit den Jungfrauen vorantanzte und im Weinkeller, im König-Arthus-Hofe, auf dem Dänholm und im Hainholze zur Gesellschaft gieng, spürte zwischen dem Sonst und Jetzt einen großen Unterschied.

Philipp Melanchthon hatte seinem frühern Schüler, dem Magister Johannes, Empfehlungsbriefe an seinen Halbbruder, den Procurator Dr. Johann Hochel, und an den Kammergerichtsadvocaten Dr. Jacob Schenck mitgegeben. Beide Männer nahmen sich auch der ihnen Empfohlenen mit Liebe an. Dr. Jacob Schenck verschaffte dem pommerschen Magister bei dem Domprobst des hohen Domstiftes zu Speier freie Wohnung und Beköstigung. Der Domprobst war ein großer Herr, der auf sehr vornehmem Fuße lebte. Er hatte den schönsten Hof, darin stets der Römische Kaiser zu liegen pflegte, so oft er sich in Speier aufhielt. Auch hatte er fast täglich das Haus voll Gäste, die wol tractirt wurden; denn auf seiner Tafel erschienen die ausgesuchtesten Speisen, wiewol er selbst wenig aß und sich nur mit „distillirten Heuern" (starken Hühnersuppen) und mit dem, was ihm in der Apotheke vom Medicus verordnet wurde, hinhielt. Ohne selbst an den Freuden der Tafel Theil zu nehmen, ließ der hohe Prälat seine Gäste aufs köstlichste bewirten und hatte seine Lust daran, zuzuhören, wenn sie über die großen kirchlichen Tagesfragen disputirtem und der eine die Partei Luthers ergriff, der andere den Pabst vertheidigte. Wenn er denn lange genug zugehört hatte und selbst auch etwas dazu reden wollte, bekannte er wol, daß er den Apostel Paulum nicht gelesen hätte.*) Dagegen hätte er folgenden Ausspruch gelesen: Bonorum extortor legum contortor (der Güterraub ist ein Gesetzesbruch), das stünde im Terentio. Bei diesem hohen Prälaten, der das echte Bild eines römischen Kirchenfürsten ist, verschaffte also Dr. Schenk dem Magister Johannes Sastrow Stube, Kammer und freien Tisch. Bald darauf fand auch unser Bartholomäus ein ansprechendes Unterkommen. Er wurde am 10. August 1542 durch Melanchthons Halbbruder, Dr. Johann Hochel, bei dem Dr. Friedrich Reifstock untergebracht, der einer der ältesten Procuratoren am kaiserlichen Kammergerichte war, ein sehr gelahrter Jurist und dabei ein guter Practicus, der seinen Parteien treulich und fleißig diente. Sobald er aus dem Gericht kam, concipirte er an seine Parteien, in deren Sachen gehandelt war, ließ das Concipirte durch den Substituten ingrossiren und die etwaigen Zugaben copiren; dann band er alles zusammen, versiegelte

*) In ähnlicher Weise soll sich der Bischof von Würzburg geäußert haben. Sastrow erzählt von ihm, daß er gesagt habe, er danke dem lieben Gott, daß er Paulum sein Tage nicht gelesen habe; denn wenn er Paulum gelesen hätte, würde er gewiß ein eben so großer Ketzer geworden sein, als Luther.

es und warf es ins große „Nasch", das in der Schreibstube auf dem Tische stand. Kam dann ein Bote und sagte, wohin er zu laufen oder zu reiten hätte, so gieng der Doctor zu dem Nasch und sahe, ob Briefe des Wegs darin waren, da der Bote hinauslaufen wollte. Mußte dieser etwas aus dem Wege laufen oder sonst eine besondere Mühe übernehmen, so schrieb der Doctor auf den Brief ein nach Gelegenheit des Weges berechnetes Trinkgeld. Dr. Reifstock war der Geschäftsträger vieler Fürsten, Grafen und Herrn. Unter andern besorgte er auch die Aufträge des Herzogs Albrecht von Mekelnburg. Als der Herzog ihm aber eines Tags eine neue Sache zuschickte, schrieb er seinem fürstlichen Vollmachtgeber, wo ihm kein andrer und beßerer Bericht zukäme, könnte er in der Sache nicht so ansehnlich dienen, als ihm gebührte. Er wollte daher lieber der ganzen Bestallung seiner fürstlichen Gnaden entrathen, als die Führung einer schlechten Sache übernehmen. Der Herzog brachte nun Dr. Leopold Dicken dabei, der die Sache übernahm (denn das Bestallungsgeld war ansehnlich), aber dieselbe auch fein sauber verlor.

Bei diesem eben so ehrlichen, als tüchtigen Juristen war also unser Bartholomäus in Dienst getreten und mußte nun erfahren, was Herrendienst ist. Während sein Bruder Johannes an der Tafel des reichen Prälaten schwelgte, hatte er beide Hände voll Arbeit. „Mein Herr Doctor," sagt er, „ließ mich nicht verfaulen." Er hatte 4 Söhne, die später alle 4 Doctoren wurden. Drei von ihnen kamen nun damals aus der Fremde zu Haus, zwei von Leipzig und einer aus Frankreich. Diesen drei Söhnen seines Herrn mußte Bartholomäus die 3 Pferde warten, und als es Winter wurde, hatte er ihre 3 Stuben zu heizen. Auch sonst spannte sein Herr ihn tüchtig an. Eines Tags legte er ihm einen großen Actenstoß vor, der wol eine Hand hoch war. Diese Acten, die gar sauber geschrieben waren, mußte der Neuling abschreiben und mit den andern Substituten collationiren, als wäre viel daran gelegen gewesen. Als er nun mit dem Abschreiben fertig war, sagte sein Herr, daß es ihm kein nütze sei; er habs nur Sastrow zum besten gethan; hernach könne und wolle er ihn gebrauchen.

Leider sollte es unserm Bartholomäus nicht vergönnt sein, eine Schule durchzumachen, wie die, welche ihm sein Herr mit den letzten Worten eröffnen zu wollen schien. Schon kurze Zeit darauf wurde er aus dem Dienste des Dr. Reifstock entlaßen. Die Schuld davon lag weder an Sastrow, noch an seinem Herrn, sondern an der Ungunst der Zeitverhältnisse. Eben hatten die protestantischen Stände dem Herzoge Heinrich von Braunschweig den Krieg erklärt. Vorzugsweise waren es der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, der Ritter Bernhard von Mylen als Landvoigt zu Sachsen und der Rath der Stadt Braunschweig, welche um die Mitte

des Jahres 1542 dem feindseligen Herzoge Heinrich ihre Absagebriefe zugeschickt hatten. Bald darauf rückten die genannten Stände mit ihren Heeren ins Braunschweigische und vor die Feste Wolfenbüttel, eroberten diese und nahmen das ganze Land ein. Herzog Heinrich war mit seinem Sohne Karl Victor nach Baiern geflohen, und es stand zu erwarten, daß er nun beim kaiserlichen Kammergerichte Recht suchen werde. Da aber dieses gegen die Protestanten sehr parteiisch zu verfahren pflegte, so blieb den Gegnern Heinrichs keine andre Wahl, als diese, entweder ihre Sache verloren zu geben, oder auch das kaiserliche Kammergericht zu bekriegen. Sie wählten das letztere. Am 4. December 1542 erschien vor besetztem Kammergerichte zu Speier eine stattliche Botschaft der protestirenden Stände, durch welche diese die Erklärung niederlegten, daß sie das Kammergericht als parteiisch recusirten und den Mandaten und Urtheilen desselben im Geringsten nicht gehorchen würden, bis es gebührlich reformirt und anders besetzt wäre. Die nächste Folge dieser Recusation bestand darin, daß die Kammergerichtsprokuratoren, denen jetzt nur halb so viel zu thun übrig blieb, als früher, ihre Haushaltung verringerten. Auch Dr. Reifstock sah sich genöthigt, sein Dienstpersonal zu reduciren, und entließ darum unsern Bartholomäus Sastrow, nachdem derselbe nicht viel länger als ein Vierteljahr bei ihm im Dienste gestanden. Bartholomäus war nicht wenig bekümmert, daß er eine so lehrreiche Stelle so bald verloren hatte. Dazu fürchtete er, seine Eltern und Freunde würden nicht anders meinen, als daß er sich schlecht aufgeführt habe und deshalb von seinem Herrn beurlaubt sei. In der That standen auch seine Eltern so lange in dem Wahne, daß er sich verschülcket (Schalksstreiche gemacht) habe, bis sie durch einen ausführlichen Bericht seines Bruders Johannes eines andern belehrt wurden.

So war nun unser junger Held wieder herrenlos und obdachlos und es fragte sich für ihn, was nun zu beginnen sei. Hätte er außerhalb Speier einen Schreiberdienst annehmen wollen, so wäre leicht für ihn eine Stelle zu finden gewesen. Allein einmal wünschte er in der Nähe seines Bruders zu bleiben, der es sich noch immer im Hause des Domprobstes gut sein ließ. Sodann war er entschloßen, Speier nicht eher zu verlaßen, bis seines Vaters Sache zu Ende gebracht sei. Denn er gab sich der Hoffnung hin, daß, wenn ein Reichstag ausgeschrieben würde, das Kammergericht wieder besetzt werden würde.

Unter diesen Umständen blieb dem Bedrängten nichts anders übrig, als sich in die Dienste jenes Dr. Simeon Engelhardt zu begeben, der seines Vaters Procurator war. In dem Hause dieses Mannes, den wir bereits im sechsten Kapitel als einen pfiffigen Juristen haben kennen lernen, sollten unserm Bartholomäus nicht viele Freuden blühen. „Da kam ich recht in des Teufels

Badstuben", ruft er aus und schildert uns dann in anschaulicher Weise den harten Dienst und das entbehrungsvolle Leben, das für ihn mit dem Eintritt in dieses Haus begann.

Die ganze Familie des Procurator Engelhardt, welche außer den Eltern aus 4 Kindern, 3 Töchtern und 1 Sohne, bestand, gehörte zu der Sekte der Schwenkfeldianer. Schon dieß erweckte bei unserm Bartholomäus kein günstiges Vorurtheil. Dennoch ist er geneigt, den Dr. Engelhardt trotz der Betrügereien, die er sich gegen seinen Vater hatte zu Schulden kommen laßen, für einen frommen Mann gelten zu laßen. Dagegen erklärt er die Frau Doctorin für einen wahren Ausbund von bösem Weibe. „Die Doctorin," sagt er, „war ein kreuzböses, karges, giftiges Weib, das ihrem Manne, dem Herrn Doctor, nicht satt zu eßen gönnte. Hab mannigmal gesehen, wenn der Herr trank, daß sie ihm den Becher vom Maule zog. Nun könnte man denken, daß sie ihm zum besten so gehandelt habe, damit er sich nicht betrinke; allein er war kein bibulus (Säufer), und sie nahm ihm den Becher weg, wenn er ganz allein mit den Kindern über Tisch saß. So hatte auch jedes der Kinder, darunter zwei erwachsene Töchter, ein zinnernes Becherlein, darin nicht mehr gieng als in die Schale eines Taubeneis. Das bekamen sie einmal voll Wein und zweimal voll Mainzisch Bier, gar schlimme Jauche, sonst tranken sie Waßer. Die Doctorin hatte zwei Mägde, welche mit den Schreibern gar kurz abgespeist wurden. In einer Waßerbrühe schwamm für jeden ein Stück Fleisch, das nicht größer war, als ein Hühnerei und daneben gab es Rüben, Kraut, Linsen, Gemus, Haferbrei, gedörrte Aepfel oder dergleichen. Dasselbe wurde auch am Fischtage gereicht. Ueber Tisch bekam jeder ein zinnernes Becherlein voll Wein. Wer mehr trinken wollte, wie man denn mit dem gereichten Wein lange nicht zukommen konnte, der mochte sich aus dem Brunnen mehr schöpfen. Mit Wahrheit zu sagen, ich zweifle nicht, daß ich in Speier, so lange ich in Dr. Engelhardts Dienste gestanden, sehr wol eine halbe Last Waßer ausgetrunken habe."

Dr. Engelhardt hatte fast eben so viel zu thun als Dr. Reifstock; er führte viele Processe, an die 400. Alle Producta mußten 4mal abgeschrieben werden; denn eine Copie kam zu den Akten, eine zweite wurde den Parteien zugeschickt, eine dritte und vierte mußte gerichtlich producirt werden. Von den beiden letzten blieb eine beim Gerichte, während die andere stracks, wenn das productum darauf geschrieben war, durch den Pedellen dem Procurator des Gegenparts behändigt wurde. Wöchentlich fanden zwei Audientien statt, bisweilen, wenn fiscalische Gerichte gehalten wurden, auch wohl drei. Da nun das Abschreiben der Protocolle und Acten nicht wenig Zeit erforderte und die ganze Arbeit von zwei Substituten beschafft werden mußte, so hatte unser Bartholomäus oft beide Hände voll zu thun. „An Gerichtstagen", erzählt er, „hatten wir oft nicht so

viel Zeit, einen Bißen Brots zu eßen. Aber da kehrte sich die Frau Doctorin nichts an. Was sie durch ihre Töchter und Mägde wol hätte verrichten laßen können, als Tischdecken, Schwenk- und Kühlwaßer ins Gemach tragen, Tischaufheben, Schwenkwaßer ausgießen, das mußte alles Bartholomäus thun, wir mochten so hilles (eiliges) gegens Gerichte zu schreiben haben, wie wir wollten, und durfte der Herr ihr nicht ein Wort dreinreden. Ja, im hillsten Schreiben, darin wir das Eßen bleiben laßen mußten, durfte sie gleichwol überlaut über den Hof rufen: Barthel, willst du das Schwenkwaßer nicht ausgießen? Sehe doch einer wieder zu, welch ein fauler Schelm das Barthel ist! Er hat das Schwenkwaßer noch nicht ausgegoßen!" Bartholomäus durfte nicht aus dem Hause gehn, er hatte denn zuvor die Frau Doctorin gefragt. Sogar seinen Bruder durfte er nicht ohne specielle Erlaubnis besuchen. Dagegen mußte er des Morgens mit dem Korbe im Arme wie ein Dienstmädchen zu Markte traben und Rüben, Kraut, Wurzeln, Brot und was sonst nöthig war, einkaufen, und wenn er heim kam, hatte er zu theuer gekauft, auch sonst nicht viel Dankes verdient. Wenn Kleider gewaschen wurden, was nicht selten geschah, mußte er alles nöthige Waßer schöpfen. War Mangel im Brunnen, so ließ man ihn hinunter, denselben zu beßern. Dazu mußte er dem kleinen Salomo, der 8 oder 9 Jahre alt war, das Decliniren und Conjugiren beibringen. So mußte sich unser Bartholomäus zu den verschiedensten Geschäften gebrauchen laßen, als Schreiber, Aufwärter, Laufbursche, Waßerträger, Brunnengräber und Schulmeister. Der 23jährige Jüngling fühlte oft tief das Drückende seiner Lage und seufzte unter dem harten Regimente der bösen Haustyrannin. „Das heißt ja das Spazierengehn zum Stralsunde, item mit den Jungfrauen voranzutanzen und sonst im Weinkeller, auf König Artushofe und im Hainholze lustig zu sein, wol gebüßt!" So ruft er noch im hohen Alter aus in der Erinnerung an die Drangsale, welche ihm die schlimme Frau Doctorin verursachte. Sein Bruder hatte gern großes Mitleiden mit ihm, konnte ihm aber seine schwere Lage nicht erleichtern. Wenn er zu ihm kam, vermahnte er ihn, beständig zu bleiben, und tröstete ihn mit der Aussicht auf beßere Tage. „Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage." (Klagel. 3, 27.) So dachte auch Johannes Sastrow, wenn er seinem Bruder folgendermaßen zusprach: „Sollst du leben und Weib, Kinder und Gesinde bekommen, so wirst du dich dessen, was du erlitten hast, erfreuen und es mit Lust gegen sie erwähnen." Uebrigens war die Frau Doctorin nicht bloß gegen ihre Untergebenen hart und wunderlich, sondern auch ihr Mann hatte unter ihren Launen übel zu leiden. Oft durfte sie wol in die acht Tage kein freundliches Wort mit ihm sprechen, so daß selbst der Sohn, Salomo, zu seinem Lehrer auf die Schreibstube kam und über den ehelichen Zwist der Eltern allerlei unkind-

liche und zweideutige Reden führte. Als die jüngste, 6jährige Tochter krank wurde und starb, steckte die geizige Mutter den Leichnam ohne Sarg in einen Sack, den ein altes Weib auf dem Rücken nach dem Kirchhofe tragen mußte. Es folgte niemand, ging auch sonst niemand mit, der gesehen hätte, wie es mit dem Begräbnis gemacht sei. Das Weib, sagt Sastrow, wird wol auf dem Kirchhofe eine Kule gemacht und den Sack mit der Leiche des Kindes hinein geworfen haben. Durch seine genaue, karge Haushaltung schlug der Doctor viel Geld zusammen. Da er unter seinen Clienten viele ansehnliche Herrn und Städte hatte, die ihm Jahrgeld gaben, so konnte er nach Abzug aller Unkosten des Jahrs leicht 2000 Gulden erobern. Die that er auf die Rathhäuser der Städte, denen er diente, und ließ sie sich gut verzinsen. Sastrow mußte ihm zwei Jahre hinter einander, nämlich im Jahre 1543 und 1544, jedes Jahr 2000 Gulden wegbringen, die er gegen gebührliche Verschreibung auf Zinsen that.

Anno 1543 kam der Kaiser Karl V. auf seinem Zuge gegen den Herzog von Jülich nach Speier. Er hatte sich nach seiner Rückkehr aus Italien in großer Eile und mit Macht gerüstet. In Augsburg und Ulm hatte er das schönste Feldgeschütz gießen laßen, welches in Laden und auf Räder gebracht war und nun nach den Niederlanden transportirt werden sollte. Doch wurde es um des bequemern Transportes willen wieder aus den Laden genommen. Schwäbische Fuhrleute mußten es in großer Anzahl hinab ins Land Geldern führen, wo es wieder in seine Laden gelegt werden sollte. Als der Kaiser nach Speier kam, verharrte er hier einige Tage, weil das Geschütz noch nicht vollkommen fertig war. So verzögerte sich der Zug bis in den Herbst hinein, wo die Wege in den Niederlanden sehr morastig geworden waren. Die Folge davon war, daß der Kaiser, welcher den Feind mit seinen schweren Geschützen eilends zu erreichen begehrte, zu seinem großen Verdruße sehr aufgehalten wurde.

Da nun die Fuhrleute nicht wol fortfahren konnten, weil die Wege tief und das Geschütz schwer war, ritt der Kaiser, der mit seiner Armada an den Feind zu kommen eilte, zu einem der Fuhrleute und sprach ihm hart zu, daß er fortfahren sollte. Der Schwäbische Gesell, welcher den Kaiser nicht kannte, machte ein saures Gesicht und kümmerte sich nicht um den ihm ertheilten Befehl. Als ihn darauf der Unbekannte mit seinem Stocke an den Hals schlug, ergriff der Fuhrmann seine Geißel, schmiß den Kaiser damit über Hals und Kopf und fluchte ihm dazu ins Angesicht: „Daß dich Spanischen Bösewicht Gottes Element schänden müßte!“ Der Kaiser befahl, den Grobian stracks hinzunehmen und an den nächsten Baum zu hängen. Als der Fuhrmann sah, wen er gegeißelt und für einen Bösewicht gescholten hatte, war das Lachen bei ihm theuer. Auf des Kaisers Befehl wurde er sofort weggerißen. Zu

seinem Glück waren aber die Obersten, welche die Execution vornehmen sollten, etwas langsam und tändelten so lange umher, bis sie vermerkten, daß des Kaisers Zorneshitze etwas verraucht sei. Dann, als der Kaiser nicht anders meinte, als daß sein Befehl vollstreckt und der grobe Gesell bereits gehängt sei, traten alle Obersten und Hauptleute vor ihn hin, thaten einen unterthänigsten Fußfall, entschuldigten des Fuhrmanns That mit seiner Unwißenheit, vermeldeten, daß die Spanier dem Dinge bisweilen wol etwas zu viel thäten, wenn sie die armen Leute zur Eile antrieben, rühmten die Linde und Gütigkeit großer Potentaten, und versprachen, seiner Majestät in allen ernstlichen Nöten desto williger zu sein, wo sie in ihrer Fürbitte, dem armen Menschen das Leben zu schenken, allergnädigst erhört würden. Darauf erklärte sich die kaiserliche Majestät, ihrer unterthänigsten Fürbitte so weit gnädigst Statt geben zu wollen, daß dem Fuhrmann die Todesstrafe erlaßen werden sollte. Doch sollte ihm zum Zeichen, daß er dem römischen Kaiser geflucht und ihn mit der Geißel sogar über Kopf und Hals gehauen habe, die Nase abgeschnitten werden. Das haben die Obersten und Hauptleute mit unterthänigstem Danke angenommen; der Fuhrmann aber hats mit fröhlichen Ohren angehört, sich der linden Strafe (!) mit Freuden unterworfen und gar geduldiglich gelitten, daß ihm die Nase hart vor dem Gesichte abgeschnitten ist, sich auch dessen die Zeit seines Lebens der kaiserlich. Majestät zu Ehren gerühmt, wovon Bartholomäus Sastrow zu wiederholten Malen Ohrenzeuge sein sollte. „Denn da der Fuhrmann viele Jahre die Straße zwischen dem Rheine und der Donau befuhr," so erzählt er, „so sind wir etliche Male in verschiedenen Herbergen an einander gerathen und haben neben einander gesessen. Da ich ihn nun in Gegenwart vieler Gäste fragte, wie er um seine Nase gekommen? ob er sie in Frankreich gelaßen hätte? hat er „Naie" geantwortet und darauf stets die ganze Historie von Anfang bis zu Ende mit fröhlichem Gesichte und lachendem Munde erzählt und der kaiserlichen Majestät mit vielen Worten gedanket."

Noch ein anderes Beispiel kaiserlicher Gnade, das auf demselben Kriegszuge vorfiel, ist uns von Sastrow aufbewahrt. Während der Kaiser in Africa kriegte, machte ihm ein gewißer Martin von Rossen in den Niederlanden viel Verdrießes. Unter andern beängstigte er die Stadt Antorf und brandschatzte sie auch. Dieser selbe Martin von Rossen hatte es nun gewagt, sich in des Kaisers Dienste zu begeben und den Zug gegen den Herzog von Jülich als Landsknecht mitzumachen. Als der Kaiser solches erfuhr, begehrte er den kecken Gesellen zu sehn, der sich solches zu thun unterstehn dürfte. Martin von Rossen wurde gewarnt, allein zu spät. Der Kaiser kam schon daher geritten, daß er ihn sehen wollte. Als nun der Kaiser in seine Nähe kam, that Martin einen unterthänigsten Fußfall und bat, was

geschehen, ihm allergnädigst zu vergeben; denn jetzt diene er seiner kaiserlichen Majestät, wolle auch für dieselbe und wider derselben Feinde sein Leben nicht sparen. Darauf schlug ihn der Kaiser mit seinem Stock, den er in der Hand hatte, gar linde auf die Achsel und absolvirte ihn mit diesen Worten: „Wel Marten, dith sy Jw vorgeuen; mar thut idt nit mehr.“ (Wol, Marten, dieß sei Euch vergeben, aber thut es nicht mehr.)

Während Sastrow sich zu Speier aufhielt, ereignete sich hier folgende Geschichte, die als eine gnädige Fügung der göttlichen Vorsehung auch jetzt noch wieder erzählt zu werden verdient. Ein halberwachsenes Mädchen kommt aus der Badstube und will nach Hause gehn. Als sie am Hofe des Domherrn vorübergeht, fällt ein großes Stück von der Mauer um und bestürzt das Mägdlein so gänzlich, daß nichts von ihr zu sehen ist. Da niemand Zeuge des Unfalls gewesen, so weiß auch kein Mensch zu sagen, wo das arme Mädchen geblieben ist. Ihre Eltern und Freunde suchen sie mit großer Bekümmernis in und außerhalb der Stadt; aber alle Nachforschungen sind vergeblich. Endlich am dritten Tage, als man darangeht, die umgefallene Mauer wegzuräumen und den Platz von Steinen zu reinigen, findet man das Mägdlein unter den Trümmern, aber nicht tot, sondern unverletzt. Sie war mit dem bloßen Schrecken davon gekommen; doch hatte dieser auch dermaßen ihre Zunge gelähmt, daß sie sich mit Rufen nicht hatte melden können.

Im Jahre 1544 wurde der Reichstag nach Speier ausgeschrieben und daselbst am 20. Februar eröffnet. Unser Bartholomäus hatte also nun Gelegenheit, den Kaiser Karl V., dessen Bruder, den König Ferdinand, und andre Fürsten und große Herrn öfter zu sehn und das Leben und Treiben derselben in nächster Nähe zu beobachten. Der Pfalzgraf Ludwig, so wurde unserm Bartholomäus erzählt, hatte den Kaiser etliche Male gebeten, den Reichstag, den er auszuschreiben vorhätte, nicht nach Speier zu verlegen; denn sein Mathematicus hätte ihm das Prognostikon gestellt, daß er auf dem Speierschen Reichstage sterben würde. Als nun der Reichstag dennoch in Speier eröffnet wurde, erschien der Pfalzgraf in Person in dieser Stadt beim Kaiser, aber schon nach wenigen Tagen nahm er von seiner kaiserlichen Majestät Abschied, zog nach Heidelberg und starb daselbst nach kurzer Zeit am 16. März 1544. Noch im währenden Reichstage wurde sein Bruder, der Herzog Friedrich, vom Kaiser mit der Churwürde und mit den pfalzgräflichen Landen belehnt. Unter den vielen hohen Gästen des Reichstags zog besonders der fromme Churfürst von Sachsen Sastrows Aufmerksamkeit auf sich. Der Churfürst, welcher bekanntlich sehr corpulent war, ritt einen starken Gaul. Zum Auf- und Absitzen gebrauchte er eine Leiter, welche dem Gaule unter dem Sattel an den Leib gesetzt wurde. Da dem Churfürsten keine Kirche nachgegeben wurde, sich darin predigen zu lassen, so brauchte er

dazu ein Schenkhaus. Darin ließ er einen Stuhl machen, auf welchem der Prediger stund. Anstatt der Orgel brauchte er Instrumentalmusik mit Lauten, Zwergpfeifen, Zinken, Drommeten und Geigen in einander gestimmet. Sastrow, welcher dem evangelischen Gottesdienste des Churfürsten beiwohnte, hatte an dieser Musik seine besondere Freude. „Sie war wol zu hören," sagt er. Doch auch das Treiben der Römischen unterließ er nicht, genau zu beobachten. In der Barfüßerkirche, welche den Spaniern eingeräumt war, sah er die gewöhnlichen römischen Ceremonien und Gottesdienste. In der Charwoche sollte er aber auch einer ganz außergewöhnlichen Procession beiwohnen, welche von den sogenannten Flagellanten gehalten wurde. Am Mittwoch gegen Abend, als es dunkel zu werden begann, sah er 80 Personen aus dem Flagellantenorden, Männer und Frauen, in bloßen Hemden zur Kirche ziehn. Ihr Angesicht hatten sie mit Tüchern verhüllt, welche für Auge und Mund nur so viel Raum ließen, daß sie sehen und Athem holen konnten. Auf dem Rücken waren die Hemden so viel ausgeschnitten, daß sie mit den geweihten Ruthen, daran Angeln und andre scharfe Instrumente saßen, wenn sie von beiden Seiten damit umschlugen, den bloßen Leib erreichen konnten. Es war ein gräulicher Anblick, wie sie sich mit den Ruthen hieben und mit den Angeln das Fleisch ausrißen, so daß das Blut häufig zur Erde floß. So zogen sie langsam zur Kirche, der eine hinter dem andern her, während auf beiden Seiten ansehnliche Spanische Herrn einherschritten und die Ehrengarden bildeten, zwischen denen sich der Zug fortbewegte. Ein jeder hatte ein großes Wachslicht in der Hand, so daß es in der Gasse, wo sie giengen, ganz Licht war. Am Ziele angelangt, setzten sie sich vorn in der Kirche auf die Knie und krochen also zu dem Kreuze hin, das vors Chor gelegt war. Auch hatten sie Chirurgen in der Kirche, welche die Verwundeten verbanden. Man sagte, daß zwei zur Kirche wären tot hinaus getragen.

Auch der Fußwaschungsceremonie wohnte Sastrow bei, welche der Kaiser und der König am Gründonnerstage hielten. Ein jeder von ihnen wusch zwölf armen Leuten die Füße. Doch unterläßt Sastrow nicht zu bemerken, daß man die Armen vorher genau untersucht hatte, ob sie nicht ungesund seien, und daß ihnen auch die Füße vorher schon gewaschen waren. Nachdem die beiden hohen Potentaten sich dann mit einer Handzwehle umgürtet hatten, trockneten sie den Zwölfen die Füße. Darauf wurde ein Tisch zugerichtet, woran die Armen aßen, während die Majestäten ihnen zu Tisch dieneten und sie mit diesen Worten zu eßen und zu trinken nöthigten: „Meine Freunde, eßet und trinket."

Während des Reichstags waren die Lebensmittel zu Speier sehr theuer. Besonders die Fische wurden mit schwerem Gelde bezahlt. Ein großer Salm, der im Rheine gefangen war, galt 16 Thaler. Bartholomäus Sastrow, der

von der Frau Doctorin fleißig zu Markte geschickt wurde, war eines Tags Zeuge, wie der Einkäufer des Herzogs von Mekelnburg die Hälfte jenes Fisches mit 8 Thalern bezahlte, was allerdings nach dem damaligen Geldwerthe ein enormer Preis war.

Doch nicht bloß die Fischer, sondern auch die Poeten machten auf dem Reichstage gute Geschäfte. Der Bruder unseres Bartholomäus, Magister Johannes, verfertigte ein Gratulationsgedicht auf Otto, Truchseß zu Waldenburg, der nicht lange zuvor mit dem Bisthum Augsburg belehnt war. Der hohe Prälat verehrte dem Dichter dafür eine goldene Kette, deren später noch einmal gedacht werden wird. Ja, selbst dem Kaiser wagte der kühne Poet ein Carmen zu überreichen und wurde dafür von demselben am 20. März in den Adelstand erhoben*) und mit dem Dichterlorbeer gekrönt. Unser Bartholomäus hat das weitschweifige lateinische Schreiben, in welchem der Kaiser seinem Bruder die wolfeile Ehre zuerkannte, getreulich aufgehoben. Bei den meisten solcher poetischen Dedicationen war es nicht auf dichterischen Ruhm, sondern auf prosaischen Gewinn, nicht auf klingenden Namen, sondern auf klingenden Lohn abgesehn. Dieses Ziel verfolgte auch Johann Stigelius, welcher dem Kaiser um eben dieselbe Zeit ein poetisches Scriptum überreichen ließ. Allein der Kaiser ließ ihm durch seinen Vicecanzler, Dr. Johann de Naves diese Antwort geben: „Carmen placet Imperatori. Poeta petat, quid velit; habebit. Si voluerit esse Nobilis, erit. Si Poeta Laureatus, erit id quoque. Sed pecuniam non petat; pecuniam non habebit.“ (Das Gedicht gefällt dem Kaiser. Der Dichter bitte, was er will, er solls haben. Wenn er geadelt werden will, solls geschehn. Wenn er mit dem Dichterlorbeer gekrönt sein will, soll ihm auch das widerfahren. Nur bitte er um kein Geld; denn Geld wird er nicht bekommen.)

Zwei Monate nachdem Magister Johannes mit dem Dichterlorbeer und dem Adelsdiplome beglückt war, sollte auch unser Bartholomäus etwas werden. Er wurde am 19. Mai zum Notar creirt und empfieng darüber ein lateinisches instrumentum creationis, das gerade noch einmal so lang ist, als das Adelsdiplome seines Bruders. Ohne Zweifel verdankte er diese Ernennung der Fürsprache hoher Gönner, die ihm wahrscheinlich sein Bruder verschaffte. Wenigstens heißt es in der erwähnten Bestallungsurkunde, daß er durch das Zeugnis vieler großer und ausgezeichneter Männer zu dem Amte eines öffentlichen Notars empfohlen sei.

Inzwischen wurde Sastrows äußerliche Lage durch seine Ernennung zum

---

*) Sastrow schreibt „nobilitirt.“ Doch muß man diesen Ausdruck nicht zu genau nehmen. Der Brief, den Sastrows Bruder vom Kaiser erhielt, war kein eigentlicher Adelsbrief, sondern nur ein Wappenbrief.

Notar nicht geändert. Er hatte damit nicht etwa eine feste Anstellung bekommen, sondern er war nur ermächtigt, vorkommenden Falls Contracte, Testamente, Codicille und dergleichen gerichtliche Urkunden abzufaßen und rechtskräftig zu vollziehen. Er blieb also nach wie vor Schreiber beim Dr. Engelhardt, der ihm auf seinen neuen Titel wenig zu gute that. Das zeigte sich recht deutlich eines Abends, an welchem Dr. Engelhardt mit mehren Doctoren eine Gesellschaft besuchte, die dem Dr. Christof Hose zu Ehren veranstaltet wurde. Dr. Hose war beim kaiserlichen Kammergerichte Stralsundischer Procuratur und Advocat, wurde aber abgesetzt, weil er sich zur evangelischen Religion bekannte. Er zog daher nach Worms, wo er sich ein schönes Haus baute. Während des Reichstags kam er nach Speier, wo er viele Freunde hatte. Da er ein aufrichtiger, geselliger und fröhlicher Mann war, so waren die andern Procuratoren, sonderlich die jungen, gern bei ihm, hielten ihn in großen Ehren und ließen sich alles gefallen, was er sagte, auch wenn er ihre verborgene Schalkheit aufdeckte. Da sich nun an jenem Abend seine Freunde und unter ihnen auch Dr. Engelhardt um den alten Practicus versammelt hatten, so kam Bartholomäus Sastrow, seinem Herrn die Laterne zu bringen. Von dem freundlichen Wirte in die Stube geführt, wo eben erst der Schlaftrunk aufgesetzt war, wollte der junge Notar sich bescheiden in einer Ecke niederlaßen. Allein der Wirt, wie auch Dr. Hose, welcher Sastrows Familienverhältnisse kannte, luden ihn ein, sich an den Tisch zu setzen und ließen nicht nach, bis er ihnen folgte. Nun wurde ihm, wie den Andern, Lethkuchen, Confect und was sonst aufgetragen war vorgelegt. Als das Dr. Engelhardt sah, stand er stracks auf und sagte: „Wenn sein Knecht sich an den Tisch setzte, so gebührte ihm, nicht länger zu sitzen, sondern wegzugehn. Sollte er sich niedersetzen, müßte jener gegen dem Tische stehen und aufwarten." Allein diese Protestation Dr. Engelhardts blieb gänzlich unbeachtet. Dr. Hose hörte nicht auf, mit unserm Bartholomäus in seiner Weise zu plaudern und schilderte in einer längern Rede die Faulheit, den Geiz und die Schalkheit der Procuratoren, wobei Dr. Engelhardt in meisterhafter Weise abgemalt wurde. „Pommer," sagte er, „Procuratoren am Kammergerichte sind verzweifelte Buben. Loth! (das war sein Beiwort) als ich so jung war, wie du jetzt bist, diente ich auch einem Procurator, loth! der nahm von den Parteien viel Gelds und that wenig dafür, loth! Aus nachfolgender Historie wirst du es eigentlich vernehmen können. Einer vom Adel aus dem Lande zu Franken befahl meinem Doctor eine sehr angelegene Sache, honorirte ihn auch sehr ansehnlich und verschrieb ihm ein Jahrgeld. Der Doctor supplicirte um Proceß, brachte die Sache auch aus, machte einen Beutel dazu, schrieb daran auf einen Zettel mit schönen großen Buchstaben der Parteien Namen und hieng ihn in der Actenkammer in die Reihe andrer Sachen, wie du deßen hie viel gesehen

hast. Wenns Jahr um war, forderte er sein Bestellungsgeld und schrieb daneben, daß er die Sache zum Beschluß gebracht; er wollte fleißig um Publication des Urtheils anhalten. Der Edelmann schickte ihm nicht allein sein Jahrgeld, sondern auch noch eine Verehrung dazu und uns Schreibern ein Trinkgeld. Indes wurde dem Edelmann die Zeit lang. Endlich kam er selbst herüber nach Speier, schellte an der Thür. Als die aufgieng und der Procurator sahe, daß der Junker da war (darum haben die Procuratoren, loth! ihre Schreibstube der Thür gegenüber, loth! damit sie sehen können, wer geschellt hat und hereinkommt, loth!), lief er eilends in die Actenkammer, holte den Beutel, der des Edelmanns Sache enthielt, und legte den vor sich auf den Tisch. Der Junker kommt herauf, der Doctor empfängt ihn gar freundlich, heißt seine Ehrenfeste willkommen, zeigt ihm, wie er seine Sache stets vor sich liegen habe, supplicirt viel über Eröffnung des Urtheils, hats bisher nicht heraus bringen können, will aber nicht aufhören, bis ers einmal erlanget. Dann will ers seiner Ehrenfeste sogleich mit einem eignen Boten zuschicken. Der Edelmann glaubte, es wäre also, bat den Doctor, sein Versprechen zu erfüllen, gab der Frau Doctorin eine ansehnliche Verehrung und nahm damit seinen freundlichen Abschied. Der Doctor aber hatte noch nicht einmal libellirt, loth! Solche verzweifelte Buben sind die Procuratoren am Kammergerichte, loth! Darum, Pommer, willst Du zu Speier zu Rechte gehn, so mußt Du drei Seckel haben, den einen mit Golde, den andern zu den Acten und den dritten mit Geduld. Je länger Du rechtest, desto schmäler wird der Seckel mit dem Golde, die Acten aber werden immer größer und die Geduld immer geringer. Aber dessen hastu Dich zu getrösten, daß der gewaltige Kaiser an Dich geschrieben: Wir Karl der fünfte, von Gottes Gnaden römischer Kaiser, alle Zeit Mehrer des Reiches in Germanien, zu Hispanien, beider Sicilien, Jerusalem, Hungarn, Dalmatien, König u. s. w. entbieten Unserm und des Reichs Lieben, Getreuen, Bartholomäo Sastrow, unsere Gnade und alles Gute u. s. w. Dessen hastu Dich zu erfreuen und zu rühmen, wenn Du mit Deinen Kindern vor dem Camine sitzest. Hast Du denn nun Dein Geld, das Du hier in Speier verzehrst und verrechtest, nicht wol angelegt?"

So weit Dr. Hose, dessen Schilderung von dem kaiserlichen Kammergerichte und von den Kammergerichtsprocuratoren nur zu getreu war. Auch unserm Sastrow wurde die Geduld immer geringer. Der Reichstag gieng seinem Ende entgegen, ohne daß an eine Reorganisation des Kammergerichts gedacht wäre. Endlich wurde der Reichstagsabschied verlesen und die Fürsten und Herren zogen wieder heim; aber das Kammergericht blieb, wo es war und wie es war.

Als der Landgraf von Hessen abzog, wurde ihm von König Ferdinand und dessen beiden Söhnen, Maximilian und Ferdinand, das Geleit gegeben. Indem der König nun wieder nach der Stadt zurückkehrte, erhub sich ein schreckliches Unwetter. Es fielen Hagelsteine, die so groß waren als Wallnüße, und größer noch, so daß sie an den Fenstern zu Speier für etliche hundert Gulden Schaden anrichteten. Durch das Unwetter wurden des Königs Reuter, Hussirer und Trabanten von einander geschüchtert, ein jeder sahe, wie er sich erretten möchte. Schon gieng es gegen Abend, als sie noch immer gegen Sturm und Hagelschlag ankämpften. Endlich erreichten sie die Stadt, als es schon finster wurde und die Thore bereits verschloßen waren. Da sie nicht eingelaßen werden konnten, legten sie sich in die Gräben, damit sie nur ihr Leben erretteten. Zuletzt kam auch König Ferdinand gar allein geritten, pochte am Thore, rief und sagte, man sollte aufthun, er wäre Ferdinand, der Römische König. Da man nun merkte, daß dem also sei, wurden viele brennende Fackeln herzugebracht, bei deren Scheine man die Stadt öffnete. Des Königs erste Frage war, ob auch seine Söhne hereingekommen wären. Als man nein sagte, gieng es an ein Reiten, Rennen, Laufen, Fragen, bis sie mit wenig Hussirern daher reiten kamen. Nun kamen auch die andern Trabanten zum Vorschein, entschuldigten sich mit der Lebensgefahr, darin sie geschwebt, und beriefen sich auf ihre Wunden, die sie am Leibe hätten. Der König wollte sich selbst überzeugen und forderte sie auf, sich zu entblößen. Als sie ihre Kleider abzogen, da sah man, wie der Hagel sie durch die Kleider am Leibe zerschrammt hatte. So mußten es auch alle, die geritten hatten, bekennen, daß der große, scharfe Hagel den Pferden solchen Verdrieß gethan, daß die Reuter ihrer nicht mächtig und außer Stande gewesen, bei einander zu bleiben und dem Könige und seinen Söhnen, wie es ihnen gebührt hätte, aufzuwarten.

Da nun die Besetzung des Kammergerichts unterblieben war, so beschloß auch unser Bartholomäus Sastrow, die Stadt Speier zu verlaßen, wennschon er mit nichten zu bewegen war, ehe und bevor seines Vaters Sachen in einen beßern Stand gebracht waren, in die Heimat zurück zu ziehen. Andrerseits war ihm aber auch mit nichten daran gelegen, noch länger in dem beschwerlichen Gefängnisse bei Dr. Engelhardt auszuharren. Denn die Frau Doctorin machte ihm das Leben so sauer, daß er ihres tyrannischen Regimentes längst überdrüßig war. „Ich habe", sagt er, „von dem gottvergeßenen, geizigen, teuflischen, nur mit einer Menschenhaut überzogenen Weibe so große Beschwerung gehabt, daß ich von der Zeit an keinem Weiberregimente hold gewesen bin noch werden will, so lange ein lebendiger Odem in mir ist." Nur um seines Vaters willen hatte er bislang alles über sich ergehn laßen. Denn er hoffte nicht nur, daß dessen Sache desto beßer befördert würde,

wenn er selbst in Speier anwesend sei, sondern er konnte seinem Vater auch manche Unkosten ersparen, die sonst auf Advocaten und Procuratoren gegangen wären, dazu auch das Botenlohn, da er es dem Boten anderweitig reichlich erstatten konnte, wenn derselbe Botschaft gen Stralsund und wieder von dannen gen Speier brachte. Da nun aber alle Hoffnung auf einen baldigen Ausgang der Sache vereitelt war, so war ein längeres Verweilen zu Speier überflüßig. Auch hatte Sastrow so viel von der Schreiberei gefaßt und sich der hochdeutschen Sprache so sehr beflißen, daß er leicht an einem andern Orte eine neue Stelle bekommen konnte. In der That wurde ihm eine Anstellung in der Canzelei des Markgrafen Ernst zu Baden und Hochberg, Landgrafen zu Susenberg, Herrn zu Roteln und Badenweiler u. s. w., der zu Pforzheim, nur 6 Meilen oberhalb Speier, Hof hielt, angeboten, die er denn auch im Namen Gottes und mit Freuden annahm.

Ehe Sastrow aber den Dienst des Dr. Engelhardt verließ, sollte er von demselben noch einmal tüchtig übers Ohr gehauen werden. Während der ganzen Zeit, daß er in der Engelhardt'schen Schreibstube arbeitete, hatte er mit seinem Gesellen viele Supplicationen angefertigt. Vornämlich die Juden, welche sich im Lande Schwaben und der Pfalz in Städten und Flecken aufhielten, ließen viele Supplicationen an den Kaiser und diesen oder jenen Fürsten machen, wofür sie gut bezahlten. „Unser Herr Doctor," erzählt Sastrow, „sahe es wol, daß wir nichts umsonst thaten und ließ uns unsern Willen. Da es viel Geld einbrachte, waren wir desto fleißiger und feuriger und nahmen mannigmal die Nacht zu Hülfe, in der Hoffnung, während des Reichstags eine gute Beute zu machen. Was wir also verdienten und uns auch sonst von unsers Herrn Parteien gegeben wurde — denn da sie selbst auf den Reichstag zur Stätte kamen, hielten wir um ein Trinkgeld an, mit Erbietung, uns in ihren Sachen desto fleißiger zu bezeigen — staken wir in eine eiserne Büchse, die mit einem Schlosse versehen und in der Schreibstube vors Fenster auf den Sims geschroben war. Dazu hatte der Doctor den Schlüßel, so daß wir die Büchse weder wegnehmen, noch zu dem Gelde kommen konnten, das von uns hineingesteckt war. Ich zweifelte nicht, wir hätten über 100 Kronen darin, ohne allerlei Münze, die auch nicht wenig betrug, und hoffte, daß wir das alles unter uns zu vertheilen hätten. Als ich nun meinen Herrn Doctor um Urlaub bat und zugleich den Inhalt der Büchse zu vertheilen beantragte, ist er mit mir in die Schreibstube gegangen, hat das eiserne Lädchen aufgeschloßen und alles, was darin war, herausgenommen, ein feines Häuflein an Kronen, Goldgulden, Batzen, Marcellen, Schreckenbergern, Spitzgroschen und andrer schönen deutschen und welschen Münze. Davon gab er meinem Gesellen und mir einem jeden eine Krone, das andre, all unsre schwere Arbeit und sauren Gewinn, nahm er zu sich, trug es in

seine Kammer und ließ uns betrübte Tröpfe gar blöde nachsehen. Diesem wolle man hinzufügen, was ich oben (Seite 58 ff.) von Dr. Simeon Engelhardt wahrhaftig berichtet habe, so wird man befinden, wie artig Dr. Christof Hose ihn in seiner obigen Rede depingirt hat."

Dreizehntes Kapitel.

Sastrow tritt in die Canzelei zu Pforzheim ein. Beschreibung von Pforzheim. Wie es auf der Canzlei hergieng. Eine Kriegslist. Von des Markgrafen Ernst frommem Regimente und sparsamer Haushaltung. Was für Possen dabei vorgefallen. Wie Sastrow von Pforzheim gen Speier reitet und auf dem Rückwege aus einer augenscheinlichen Lebensgefahr wunderbar errettet wird. Sastrow nimmt zu Pforzheim seine Entlaßnng und zieht über Speier nach Worms. Sein Bruder Johannes zieht nach Italien. Dessen Abschied und unglückliche Liebe. Vom Reichstage zu Worms. Wie Sastrows Hoffnungen auf Wiederbesetzung des Reichskammergerichts getäuscht werden und was für Armut und Ungemach er erdulden muß. Eine getäuschte Hoffnung. Wie Sastrow endlich von dem Receptor und Comthur des Johanniterordens zum Schreiber angenommen wird und in eine beßere Lage kommt.

Nachdem Bartholomäus Sastrow von Speier Abschied genommen hatte, wurde ihm von seinem Bruder Johannes das Geleit bis Rheinhausen gegeben. Da haben sich die beiden Brüder geletzt; dann ist Johannes wieder zurück über den Rhein und nach Speier gefahren, Bartholomäus aber durch Bruchsal, die Hauptstadt des Bischofs von Speier, nach Heidelsheim und von dannen über Brettheim, Melanchthons Vaterstadt, gen Pforzheim gezogen und daselbst den 24. Juni 1544 in die Canzelei getreten.

„Pforzheim," so schildert Bartholomäus seinen neuen Aufenthaltsort, „ist nicht groß, hat nur eine Kirche und liegt gar im Grunde an einer schönen, lustigen Wiese. Dadurch läuft ein klares, gesundes Waßer, das allerlei wolschmeckende Fische giebt, daran man des Sommers gar gute Kurzweil haben kann, zwischen überaus hohen Bergen, welche mit Holzungen bewachsen, die einer Wildnis nicht ungleich sind und gutes Wildpret geben. Das fürstliche Schloß liegt zwar an sich niedrig, aber im Vergleich mit der Stadt ziemlich hoch. Sonst hat die Stadt viele gelehrte, bescheidene, freundliche, wolerzogene Leute, und es fehlt ihr nichts von allem, was zur Leibesnotdurft, auch Erhaltung zeitliches Lebens in Gesundheit und Krankheit vonnöten ist, an Gelehrten und Ungelehrten, Apothekern, Balbiren, Wirtshäusern und allerlei Handwerkern. In Predigten und Gesängen bekennt man sich zur evangelischen Religion.

Zu Hofe wurde sparsam hausgehalten, daß es gleichwol fürstlich und löblich hergieng. Die Lebensweise war von der Pommerschen Art sehr verschieden, an Fleisch und Fischen, allerlei Zugemüs, gesottenen Feigen, Haferbrei und mancherlei Kraut. Dazu gab es ziemlich Brot, und ein jeder bekam in einem zinnernen Becher bei anderthalb Stuck Tischwein, womit man, sonderlich des Sommers, lange nicht reichen konnte. Auf der Räthe Tische wurde zweimal eingeschenkt, während die Schreiber sich mit einem geringeren Maße begnügen mußten."

In der Canzelei gab es täglich genug zu thun. Der Secretär war ein alter, 70jähriger Mann, desgleichen der Canzler war ein alter, grämlicher Doctor juris, der den Schreibern sehr genau auf die Finger sah. Es mußte sich einer wol vorsehen, wenn er ihm genug thun wollte. War ein Wort radirt, auch so rein, daß man die Rasur nicht sehen konnte, so ließ der alte Griesgram sich wol am hellen Mittage ein Licht anzünden, hielt den Brief dagegen und untersuchte ihn aufs sorgfältigste. Fand er dann etwas Radirtes, so zog er den Maleficanten mit Vernichten und Scheltworten redlich ab.

Anno 1545 wurde zu Pforzheim zwischen dem Markgrafen Ernst und den Söhnen seines Bruders, des Markgrafen Berendt, die zu Baden Hof hielten, ein Erbvertrag geschloßen, und wollten die fürstlichen Räthe und Gesandten nicht von einander ziehen, die Vertragsbriefe wären denn ingrossirt und versiegelt. Unserm Bartholomäus wurde der eine mit kleiner Fractur zu ingrossiren unter die Hände gegeben. Es war so viel, daß man die größte Kälberhaut dazu nehmen und noch wol enge schreiben mußte. Bartholomäus war zwar nicht wenig darob bekümmert, weil er es dem grämlichen Canzler nicht recht zu machen fürchtete; doch gieng er fleißig an die Arbeit. Nun hatte er bereits zwei Tage an diesem Briefe geschrieben, da entdeckte er, daß er gleich zu Anfange mehr als eine ganze Zeile im Concepte überschlagen hatte. Bartholomäus wußte erst seinem Leibe keinen Rath; doch besann er sich und fiel auf folgende Kriegslist. Das Haus Pforzheim lag auf einem hohen Berge, die Canzlei unten in der Stadt. Als man nun Mittags zu Tische blies, blieb er bis zuletzt in der Canzelei, ergriff eine Katze, tunkte der den Schwanz ins Dintenfaß und jagte sie dann über den Brief. Da wurde der ganze Brief mit Dinte besudelt, und die Spuren der Katzenfüße waren nicht zu verkennen. Nach diesem Kunststücke schloß Sastrow die Canzlei zu und gieng auch zu Tisch. Nach dem Eßen ließ er die anderen Canzeleiverwandten vor sich hinunter gehn. Als die die Canzlei aufschloßen, sprang ihnen die Katze unter die Augen. Zugleich sahen sie, wie auf dem Tische hausgehalten war. Hernach kam auch Sastrow. Nun zeigten ihm die Andern den Brief und erzählten, wie die Katze gegen ihnen aus der Canzlei gesprun-

gen wäre. Sie könnten nicht wißen, sagten sie, wer die Katze verschloßen hätte. Sastrow stellte sich sehr verdrießlich und war übel zufrieden, daß er den Fleiß und die Arbeit umsonst gethan hätte. Die Andern mußten ihn noch zufrieden sprechen. Also ist er mit allen Ehren bestanden. Hätte er seine Zuflucht nicht zu dieser List genommen, so würde es nicht ausgeblieben sein, er hätte etliche Tage im Thurme panem doloris (Schmerzensbrot) eßen müßen.

Markgraf Ernst war ein frommer Herr und ein sparsamer Haushalter, der seinem Lande wie seinem eignen Hause wol vorstand. Wenn er einen Gefangenen sitzen hatte, den man abthun sollte, so hatte er folgenden Gebrauch. Er ließ den Missethäter, wenn er zum Richtplatze hinausgeführt werden sollte, vor sich kommen und verbat sich mit ihm, daß ers ihm verzeihen sollte, was er ihm thun laßen müßte. Dann redete er ihm zu, er sollte nicht verzagen; denn der Sohn Gottes hätte nicht um der Gerechten, sondern um der Sünder, also auch um seinetwillen, sein Blut mildiglich vergoßen, daran sollte er nicht zweifeln. Damit gab er ihm die Hand und ließ ihn abführen.

Sein Gemach hatte der Markgraf über der Pforte des Hauses, von wo er alles übersehn konnte, was herauf oder hinunter gieng. Bei seiner fleißigen Aufsicht konnte nicht leicht ein Versehn oder eine Untreue seiner Diener unentdeckt bleiben. Dabei trugen sich denn bisweilen sehr possirliche Scenen zu, darüber der Markgraf selbst sein Gelächter und seine Kurzweil hatte. Einsmals wollte der Küchenmeister einen schönen großen Karpfen stehlen und versteckte ihn unter dem Mantel, um ihn so mit hinunter zu nehmen. Allein der Fisch war so groß, daß der Schwanz unter dem Mantel hervorguckte. Als der Markgraf es bemerkte, rief er den Küchenmeister zurück und sagte: „Hörstu, wenn du wieder einen Karpfen stehlen willst, so nimm entweder einen kleinern Fisch oder einen längern Mantel.“ Ein andermal kamen zwei Köche aus der Küche, um hinunterzugehn. Der eine hatte zwei rein gemachte Capaunen hinten in den Riemen gehängt. Nun brachte man gerade etliche Fäßer Wein in den Keller. Als der Markgraf die beiden Köche vorüber gehn sah, rief er ihnen zu, sie sollten eine Hand mit anschlagen. Sogleich sprangen sie zu, warfen den Mantel ab; der, welcher die Capaunen mitgenommen hatte, vergaß derselben. Als er nun mit an dem Seile arbeitete, wippten ihm die Capaunen auf den Lenden. Der Markgraf mußte herzlich lachen, das Frauenzimmer mußte auch kommen und die Kurzweil mit ansehn, und die Köche wurden also beide vor dem ganzen Hofgesinde beschämt.

Noch im Jahre 1544 wurde ein neuer Reichstag nach Worms ausgeschrieben, wo er denn auch im folgenden Jahre, den 24. März 1545, eröff-

net wurde. Sobald Bartholomäus Sastrow davon Kunde erhielt, gab er sich der Hoffnung hin, daß das Kammergericht auf dem Reichstage wieder besetzt werden würde, und daß dann der Proceß seiner Eltern entschieden werden könnte. Da er sich nun in dieser Angelegenheit mit seinem Bruder zu besprechen wünschte, so beschloß er, nach Speier zu reisen. Damit sich aber die Reise desto schneller ausführen laße, so miethete er einen Klepper, auf welchem er den einen Tag nach Speier, den andern wieder zurück nach Pforzheim ritt. Als er auf der Rückreise durch Brettheim kam, stieß ein andrer Reisender zu ihm und fragte, wohinaus er wollte? Als Sastrow antwortete: „Nach Pforzheim," sprach der Fremde, das sei auch seines Weges; wenn es ihm recht wäre, so wollten sie sich gute Gesellschaft leisten. Nachdem nun die beiden eine Meile mit einander geritten waren, kamen sie an einen Fußsteig, der über eine Wiese führte. Da Sastrow diesen Seitenweg oft gegangen war, so schlug er ihn auch jetzt zu Pferde ein, fand aber am Ende des Fußsteiges, da wo derselbe wieder in den rechten Weg einbog, 4 Pfähle eingeschlagen. Wollte er nicht wieder zurückkehren, so mußte er darüber reiten. Unglücklicher Weise trat der Klepper mit dem linken Vorderfuße grade mitten zwischen 2 Pfähle, und da er ihn nicht so schnell wieder heraus ziehen konnte, bis der Hinterfuß dazu kam, so verschränkte er sich mit beiden Füßen zwischen den Pfählen dermaßen, daß er auf die linke Seite stürzte. Sastrow wurde von seinem Gefährten sogleich ermahnt, das Pferd beim Kopfe zu ergreifen, daß es nicht aufstehn könnte, sondern still liegen bleiben müßte. Dem kam er nach. Nun stieg der Fremde ab, machte an dem gefallenen Pferde die Gurtriemen und alles andre los, so daß es ganz frei wurde, gebot Sastrow dann, den Kopf des Kleppers loszulaßen und sprach diesem mit einem Geißelhiebe zu, worauf das Thier mit einem Aufrückfel aufsprang, der Reiter aber mit dem Sattel liegen blieb. Da ihm der linke Sporen in den Gurtriemen gekommen war, so würde Sastrow ohne die Hülfe des Fremden schwerlich mit dem Leben davon gekommen sein. Wäre er allein gewesen, so hätte das Pferd ihm wahrscheinlich im Aufstehn erst den Schenkel zermalmt und folgends ihn ganz und gar zu Tode geschleift.

Den Schluß der Geschichte dieser wunderbaren Lebensbewahrung geben wir mit Sastrows eignen Worten. „Als nun mein Gefährte," so fährt er selbst fort zu erzählen, „mich aus solcher Not und Gefahr errettet, sagte er, sein Weg gienge nicht weiter mit mir. Ich erinnerte ihn, daß er zu Brettheim vermeldet hätte, sein Weg gienge durch Pforzheim. Er aber gab mir gute Nacht, wollte mich Gott und seinen Engeln befohlen haben. Ich bat ihn, mit mir ins Wirtshaus zu reiten, wollt ein Mäßlein Wein zum besten geben. Er sagte: nein, er müßte fortreiten, würde anders auf den Abend zu spät in die Herberge kommen. Ich kann zwar nicht anders schließen,

denn daß es ein heiliger Engel gewesen, der mich vorstehender Gefahr entfreiet hat."

In Speier hatte Bartholomäus mit Zustimmung seines Bruders folgenden Plan gefaßt. Er wollte vom Markgrafen Ernst Urlaub nehmen und auf den Reichstag nach Worms ziehen. Da wollte er bleiben, bis das Kammergericht wieder besetzt würde. Wenn dann dieß geschehen wäre, so wollte er sich von Worms wieder nach Speier begeben, um hier die Sache seiner Eltern zu betreiben. Nach Pforzheim zurückgekehrt, bat er sofort um seine Entlaßung. Diese wurde ihm denn auch gewährt. Der Markgraf beurlaubte ihn und ließ ihm neben der Hofkleidung einen Schillinggulden geben.

Am 16. April 1545 nahm Bartholomäus zu Pforzheim seinen Abschied, um über Speier nach Worms zu reisen. Durch ein leichtes Uebel sollte ihm die Reise sehr beschwerlich werden. Unter der Nase, an der rechten Nüstern, war ihm ein kleines Bläschen gewachsen, das von der Größe eines Gerstenkorns und voll Bluts war. So oft er es aufstach, lief ungleich mehr Blut heraus, als ihm anzusehn war. Endlich zog Sastrow den Chirurgen zu Rathe; der schnitt ihm das Bläschen ab; half aber nichts, wuchs wieder. Zuletzt wollte der Chirurg die Wurzel ausbringen, wie er sagte, und strich deshalb eine Flüßigkeit daran, die nach Sastrows Dafürhalten Scheidewaßer war; denn er bekam in der Nase ein unsägliches Wehe. Besonders auf der Reise empfand er großen Schmerz, da die Nase von dem Winde und der Kälte sehr dick aufschwoll.

Doch gelangte er am ersten Tage glücklich nach Speier. Gleich am folgenden Tage zog er von hier weiter nach Worms. Sein Bruder Johannes gab ihm das Geleite bis zur Hütten, anderthalb Meilen von Speier gelegen. Da nahmen die Brüder Abschied, um sich auf dieser Welt nie wieder zu sehen. Magister Johannes wollte am andern Tage von Speier nach Italien reisen, und das Herz schien es den beiden Brüdern zu sagen, daß sie nie ein Wort wieder mit einander reden sollten, weder mündlich noch schriftlich. Darum war denn der Abschied sehr schmerzlich und thränenreich. Bei Magister Johannes hatte die wehmüthige Stimmung, mit der er sich von dem geliebten Bruder losriß, noch einen besondern Grund, der unsre ganze Theilnahme in Anspruch nimmt. Eine unglückliche Liebe hatte ihm das Herz gebrochen. Die kurze Geschichte derselben ist diese. Bald nachdem Bartholomäus von Speier nach Pforzheim übergesiedelt war, zog Johannes mit seinem Herrn, dem Domprobste, ins Zellerbad. Hier lernte er ein junges Mädchen aus Eßlingen kennen, eine schöne, freundliche, ehrbare und züchtige Jungfrau, der bald sein ganzes Herz gehörte. Auch blieb seine Liebe nicht unerwiedert. Mit Zustimmung der Vormünder und der angesehenen Verwandtschaft wie auch auf den Rath andrer vornehmer Leute versprach die Jung-

frau, unserm jungen Magister die Hand zu reichen, jedoch unter der Bedingung, daß seine Eltern ihre Einwilligung dazu gäben. Wenn diese erfolgte, so sollte der Bräutigam nach Italien ziehen und dort so lange bleiben, bis er doctorirt habe. Alsdann sollte er wieder kommen und die harrende Braut zur Kirche führen, worauf sie mit ihm ins Land Pommern ziehen wollte. Johannes gieng diese Bedingungen mit Freuden ein, und es lag ihm nun alles daran, die Einwilligung der Eltern zu gewinnen. Zunächst theilte er seine Herzensangelegenheit seinem Bruder Bartholomäus mit und fand bei demselben die größte Theilnahme. Bartholomäus begab sich sogleich persönlich nach Eßlingen, um die Geliebte seines Bruders, auch ihre Freundschaft, Geburt, Herkommen und was ihr zur Aussteuer verabfolgt werden möchte, näher kennen zu lernen. Da er nun alles, die Person der Jungfrau wie ihre Familienverhältnisse, gut und richtig befand, so hätte er es gern gesehn, daß die Verbindung zu Stande gekommen wäre. Er schrieb also an seine Eltern und bat sie im Vereine mit seinem Bruder Johannes, daß sie darein willigen möchten. Allein die Eltern, denen eine fremde, mit Pommerscher Sitte und Lebensart unbekannte Schwiegertochter nicht willkommen sein mochte, schlugen die Bitte ab und versagten ihre Einwilligung. Die Folge davon war, daß das Verhältnis wieder aufgehoben wurde. Johannes, der ein weiches, poetisches Gemüth gehabt zu haben scheint, war untröstlich. War er schon vorher zur Schwermuth geneigt, so überließ er sich nun ganz dem Schmerz und der Trauer. Man sah ihn nach der abschläglichen Erklärung seiner Eltern nie wieder fröhlich. Als diese erfuhren, wie unglücklich ihr Sohn sei, wurde ihr Herz gerührt und umgestimmt, und Frau Sastrow schrieb ihrem Johannes, daß sie sammt dem Vater in die Verbindung einwilligte. Allein diese Erklärung kam zu spät, die Jungfrau hatte sich bereits mit einem reichen Goldschmiede in Straßburg verheirathet, und das elterliche Jawort, das noch vor Kurzem des Sohnes Glück begründet hätte, diente jetzt nur dazu, um sein Unglück zu erhöhen. Der Gedanke, daß der Besitz der Geliebten ihm so nahe gewesen sei, ließ dem armen Johannes keine Ruhe. Er härmte und grämte sich so sehr, daß sogar seine Gestalt verfiel. So zog er nach Italien, eine geknickte Blüthe, welche unter dem südlichen Himmel rasch verwelken sollte.

Als Bartholomäus in Worms anlangte, war der Reichstag bereits eröffnet. Da der Kaiser durch das Podagra, wovon er in den Niederlanden befallen war, verhindert wurde, in Person zur bestimmten Zeit zu Worms zu erscheinen, so führte sein Bruder, König Ferdinand, den Vorsitz. Es waren aber nur wenig Fürsten erschienen, weshalb die Verhandlungen auch nur langsam fortrückten. Als der Kaiser endlich selbst nach Worms kam, überzeugte er sich bald, daß mit einem so schwach besuchten Reichstage nichts

fruchtbarliches gehandelt und nichts beständiges geschloßen und verabschiedet werden könnte. Deshalb wurde der Reichstag bis ins folgende Jahr aufgeschoben und nach Regensburg verlegt.

So sah sich Sastrow in seiner Hoffnung, daß das Kammergericht wieder besetzt werden möchte, aufs neue getäuscht. Dazu kam, daß er zu Worms bald in sehr bedrängte Lage gerieth. „Zu Speier," sagt er, „wurde ich von dem gottlosen, teuflischen Weibe übel geplagt, aber auf diesem Reichstage hab ich die größte Armut, Hunger und Durst gelitten." Als er zu Worms ankam, trug er seine ganze Habe an seinem Leibe, nämlich das Hofkleid, das er zu Pforzheim verdient hatte, zwei Hemden, ein Rappier mit einem silbernen Ortbande*) und die 6 Gulden, welche ihm der Markgraf hatte geben laßen. Mit dieser kleinen Geldsumme war in einer Stadt wie Worms nicht lange hauszuhalten. An Verdienst war nicht zu denken; denn so lange der Kaiser abwesend war, gab es für die Schreiber wenig zu thun. Da sich Sastrow dennoch 12 volle Wochen zu Worms aufhielt, so mußte er zuletzt große Not leiden.

Die ersten 14 Tage hatte er freie Herberge in dem Hofe des Wormser Domprobstes, der ein Bruder des Domprobstes zu Speier war. Als aber der Prälat gen Mainz verreiste und seinen Hof verschließen ließ, hörte auch diese Vergünstigung auf, und Sastrow sah voll banger Sorgen in die Zukunft.

Nun war Moritz Damitz, Hauptmann zu Uckermünde, von den Herzogen zu Pommern auf diesen Reichstag geschickt; der kannte nicht nur Sastrows Bruder, sondern auch seine Eltern, und erbot sich, wenn er Geldes bedürftig wäre, es ihm vorzustrecken. Auch war der Lübische Syndicus anwesend, und mit ihm jener Franz von Stiten, mit welchem Sastrow zu Rostock studirt hatte. Auch diese hätten ihn in der Not nicht stecken laßen. Allein Sastrow trug Bedenken, Anleihen zu machen, die seine Eltern hätten wiederbezahlen müßen. Er wollte sich lieber aufs kümmerlichste behelfen, ja hungern und dürsten, als jenen durch Geldaufnehmen beschwerlich fallen.

Anfangs litt Sastrow große Marter an seiner Nase. Als das aufhörte, gieng er wol mit seinen Landsleuten aus Mekelnburg, Pommern und Lübeck, wie auch mit seinen dortigen Bekannten Vormittags und Nachmittags spazieren, ohne sich jedoch die Verlegenheit, worin er sich befand, merken zu laßen. Wenn es Eßenszeit war und die andern in ihre Herberge giengen, kaufte Sastrow sich für einen Pfalzgrafischen Pfennig Brot, aß dasselbe und trank dazu aus dem Brunnen. Gar selten kam es vor, daß er in der Garküche ein Süpplein und darin ein Stücklein Fleisch so groß wie ein

*) Der Beschlag am obern Ende.

Hühnerei kaufte. Nach dem Nachteßen, wenn man schlafen gehen wollte, gieng er in die Garküche und gab einen Kreuzer, damit er über Nacht auf der Bank liegen durfte. Für ein Nachtlager in einem Bette hätte er einen halben Batzen geben müßen.

Trotz aller Sparsamkeit giengen die 6 Gulden bald zur Krimpe. Sastrow sah sich daher genötigt, um nur trocknes Brot kaufen zu können, seine Habseligkeiten zu versetzen. Zuerst verkaufte er den silbernen Ortband am Rappiere und ließ wieder einen eisernen darauf schlagen. Dann verkaufte er auch das eine von seinen beiden Hemden und nahm dafür, was es gelten wollte. Wenn nun das andere Hemd, welches er an seinem Leibe trug, schwarz genug war, so gieng er an den Rhein, zog es aus, wusch es und saß so lange in der Sonne, bis es wieder trocken war. Das war denn allerdings eine billige Wäsche, da er weder für Lauge und Seife, noch für Mangeln, Gneiden (Plätten) und Aufwolcken (Aufkräusen) etwas auszugeben brauchte.

Wie sehr sich Sastrow aufs Sparen legte, zeigt besonders folgender Zug. Seine Hosen waren dermaßen zerbrochen, daß er sie selbst nicht mehr flicken konnte. Da er nun die Arbeit zu Worms nicht unter einem Batzen gemacht bekommen konnte, so entschloß er sich, nach dem 6 Meilen entfernten Speier zu gehn, wo sie nur einen halben Batzen kostete. Als er aber an die Speiersche Landwehr kam, waren die Stadtthore schon verschloßen. Es blieb ihm also nichts übrig, als müde, hungrig und durstig wie er war, die Nacht über im Graben zu liegen und sich durchfrieren zu laßen. Als am andern Morgen die Stadt geöffnet wurde, gieng er, wol durchgefroren, zu seinem Schneider, bei dem er seine Kleider ablegte und so lange bloß saß, bis sie ausgebeßert waren. Dann gieng er stracks wieder nach Worms hinab und legte also 12 Meilen zurück, um nur einen halben Batzen zu sparen.

Eine solche Lebensweise konnte nicht ohne Einfluß auf die Gesundheit bleiben, und in der That kam Sastrow in Folge der unglaublichen Entbehrungen, die er sich auferlegen mußte, immer mehr von Kräften. Von dem bösen Eßen, Trinken und Lager wurde er nicht nur ungestalt, sondern auch grindig, ja so grindig, daß, wenn er schon etwas zu schreiben bekommen hätte, er keine Feder in der Hand hätte halten können.

Sastrows Not hatte ihren Höhenpunkt erreicht und noch immer wollte sich kein Ausweg zeigen. In seine Heimat zurückzukehren, dazu fehlten ihm einerseits die allernötigsten Mittel, andrerseits war ihm auch der Gedanke unerträglich, unverrichteter Sache und in solchem Aufzuge sich nach Haus zu begeben. In Worms zu bleiben, schien eben so unmöglich. Denn da Sastrow mit dem Grinde befallen, dazu ganz abgerißen und von Hunger, Durst, bösem Lager und Grämnis ganz häßlich und entstellt worden war, so konnte er schwerlich hoffen, eine gelegene Anstellung zu finden. Seine Lage

war wirklich verzweiflungsvoll. Da eröffnete sich ihm eine Aussicht auf Hülfe, indem der Canzler des Bischofs von Straßburg ihm sagte, daß sie in ihrer Canzlei noch einen Schreiber nöthig hätten, und daß er ihn gern bei sich haben möchte. Er wollte deshalb an seinen Herrn, den Bischof, schreiben. Allein auch diese Aussicht zerschlug sich. Der Bischof gab eine abschlägige Antwort, weil die Pommern evangelischer Religion wären. Doch that sich zum Glück für unsern hartbedrängten Bartholomäus eine andre Thür auf. Der theilnehmende Canzler, bei dem er gute Kundschaft erlangt hatte, wirkte ihm einen Dienst bei dem Receptor des Johanniter-Ordens aus, von dem er den 9. Juli 1545 zum Schreiber angenommen wurde. Zwar setzte ihm derselbe keine gewiße Besoldung aus, sondern nur ein Kleid und ein Paar Stiefeln, wie er solches auch seinen andern Dienern gäbe. Doch erhielt Sastrow von seinem neuen Herrn das Versprechen, er wollte ihm so lohnen, daß er mit ihm zufrieden sein sollte. Wer war glücklicher als Sastrow? Die neue Stelle tröstete ihn in seinen großen Sorgen, und alle Traurigkeit, die ihn in diesem Reichstage betroffen, wurde plötzlich in Freude verwandelt.

Vierzehntes Kapitel.

Von Zastrows neuem Herrn, dem Receptor und Comthur Christof von Löwenstein. Beschreibung seiner Aemter und Comthureien. Zastrow geht mit seinem Herrn nach Mainz und darauf nach Niederweißel in der Wetterau. Des Receptors Lebensweise und Zastrows veränderte Lage. Von seines Herrn Liebhabereien. Beschreibung seines Marstalls und der darin befindlichen Pferde. Von dem Narren, dem Affen und dem Pfaffen zu Niederweißel. Wie Zastrow von des Receptors blauschimmlichtem Zelter fällt und in Gefahr ist, zu Tode geschleift zu werden. Von der Musterung etlicher Landsknechte und wie Zastrow Willens war, sich zum Musterschreiber anwerben zu lassen. Sein Aufenthalt in Frankfurt und sein Zusammentreffen mit einem alten Bekannten. Wie Zastrow in Mainz die Nachricht bekommt, daß sein Bruder Johannes in Rom gestorben sei. Er beschließt, nach Italien zu ziehn, nimmt von seinem Herrn Urlaub und verabschiedet sich von seinen Bekannten.

Herr Christof von Löwenstein, der als Johanniterritter zu Rodis gegen die Türken mitgefochten hatte, war Receptor des Ordens in Ober- und Unterdeutschland. Das Amt eines Receptors bestand darin, daß er die jährlichen Abgaben einfordern mußte, welche eine jede Comthurei dem früher zu Rodis, dann zu Malta residirenden Orden zu entrichten hatte. Annuum recipit a Commendatoribus, d. h. er nimmt von den Comthuren die Jahresgefälle ein. Daher der Name Receptor, d. i. Einnehmer. Starb ein Comthur, so nahm der Receptor alles, was der Verstorbene hinterlaßen hatte, zu sich, um es gen Malta dem Ordensmeister zu übersenden, der zu jener Zeit ein Franzose war, Namens Don Johan de Homedes. Die erledigte Comthurei wurde dann von dem Ordensmeister einem andern Ritter verliehen, der sich im Kampfe gegen die Ungläubigen wol gehalten hatte. Dem Receptor stand es zu, den neuen Comthur in seine Comthurei einzuführen. Zu diesem Receptoramte, welches ihm ein Ansehnliches einbrachte, war Herr Christof von Löwenstein selbst mit sieben Comthureien belehnt. Er konnte also wie ein großer Herr mit 8 Pferden reiten, die er denn auch gewöhnlich auf der Streu hatte. Unter den sieben Comthureien waren ihm die zu Mainz, Frankfurt und Niederweißel die gelegensten, dahin er denn auch oft ab- und zuzog. Die meiste Zeit des Jahres brachte er in

Niederweißel zu, einer kleinen Reichsstadt, die eine Meile oberhalb Freiburg in der Wetterau liegt. Denn hier hatte er ein stattlich Bauwerk und allerlei Leibzucht. Die großen Hofräume waren mit vielen Gebäuden besetzt, als da sind Scheuren, Vieh- und Marställe, Brauhaus, Backhaus und Küche. Ueber den letztern, die zusammen einen Unterbau bildeten, befanden sich die Conventstube und die Schlafkammern fürs Gesinde. Für sich hatte der Comthur am einen Ende des Hofes eine schöne Stube und Kammer, von wo er den ganzen Hof übersehen konnte. Dieser war mit einem tiefen Waßergraben umgeben, über welchen eine Zugbrücke führte.

Als Sastrow zu Worms in die Dienste des Herrn von Löwenstein trat, hinterließ ihm dieser bei seiner Abreise so viel Geld, daß er ihm von dannen auf der Rollen (Rollwagen) gen Oppenheim, und von hier zu Waßer auf dem Rhein hinab gen Mainz folgen konnte, wo der Comthur etliche Tage verharrte. Dann gieng die Reise weiter nach Niederweißel, wo Sastrow erst die große Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, aber auch die Gefahren, welche seine neue Lage mit sich brachte, kennen lernen sollte. Hatte es ihm zu Worms an allem gemangelt, so hatte er in diesem Dienste vollauf. Aber so groß wie der Ueberfluß, so groß war auch die Versuchung zur Ueppigkeit und Liederlichkeit. „Ich kam," sagt Sastrow selbst, „recht ins Schlaraffenland und in den Venusberg."

Sein Herr, der Receptor und Comthur, war nur klein von Person, hatte sich aber bei der Belagerung von Rodis durch die Türken so sehr ausgezeichnet, daß der Ordensmeister ihm nicht nur die sieben Comthureien, sondern noch dazu das einträgliche Amt eines Receptors verlieh. So tapfer wie er sich nun früher gegen den Feind gehalten hatte, so tapfer zeigte er sich jetzt bei seinem stattlichen Einkommen mit täglichem Banketiren, Saufen und Freßen. Fast kein Tag vergieng ohne Gesellschaft. Denn da die Comthurei an der Landstraße lag, so wurde sie fleißig von fahrenden Reutern und Landsknechten heimgesucht, die dort freies Ablager hatten. Auch seine Nachbarn, die wol wußten, wie sie vom Comthur tractirt wurden, ließen ihn nicht unbesucht. Sie fanden sich oft bei ihm zusammen, um mit einander zu zechen, zu spielen und in Saus und Braus zu leben.

Der Comthur hielt sich stets eine Concubine, welche Tag und Nacht auf seinen Leib warten mußte. Die bekleidete und schmückte er seinem Stande und Einkommen nach zierlich, und wenn sie nach einem andern Leben begehrte, so verheirathete er sie mit einem seiner reitenden Diener und versorgte sie in einem benachbarten Orte mit notdürftigem Unterhalte, wo er sie denn, so oft er wollte, besuchen konnte. Als Bartholomäus Sastrow in des Comthurs Dienste trat, hatte dieser Marie Königstein bei sich, die nachgelaßene Tochter des Stadtschreibers Königstein zu Mainz. Der Vater hatte in

seinem Testamente die Vormundschaft über seine Tochter dem Comthur befohlen, von dem sie auch aus der Taufe gehoben war. Als sie nun etwa 18 Jahre alt ist, zieht ihr Pathe und Vormund gen Mainz, läßt das Mägdlein zu sich holen und fordert sie auf, mit ihm eine kleine Spazierfahrt zu machen. Das Mündel gehorcht, der Comthur setzt sich mit ihr in einen verschloßenen Wagen, läßt sich über den Rhein setzen und fährt eilends über Frankfurt nach Niederweißel. Hier hielt er die Entführte anfangs so verborgen, daß ihr Bruder und ihre Freunde 6 bis 8 Wochen lang nicht erfahren konnten, wo sie eigentlich wäre. Später begütigte er den Bruder damit, daß er ihm viel gutes that und ihn an den Ordensmeister gen Malta schickte. Maria aber wurde von ihm sauber gehalten und mit seidnen Kleidern, goldnen Hauben, goldnen Ringen und mit Marderfellen gefütterten Joppen beschenkt. Sie war ein schönes, wolerzogenes Mädchen, von freundlicher Gemüthsart und feinen Sitten. „Immer Schade," sagt Sastrow, „daß sie nicht beßer bevormundet worden."

Sastrow hatte sich bald bei seinem neuen Herrn in Gunst gesetzt. Der Comthur hielt bei allen Bauern seiner sieben Comthureien an, daß sie auf ihre Höfe Verschreibung nahmen, wofür Sastrow als Notar von einem jeden einen Thaler erhielt. Dazu ließ ihn der Comthur stracks seinen reisigen Knechten gleich kleiden. Auch wurde er von Marien stets rein und sauber mit notdürftigen Hemden, Batzenietlein*) und Nachthauben versorgt. Zunächst der Zugbrücke bewohnte er ein reinliches Zimmer, worin er nicht nur sein Bett, sondern auch seine Schreiberei haben konnte. Alle Malzeiten aß er an des Herrn Tische, an welchem neben dem Comthur die Gäste, Maria, der Pfaffe und die drei reitenden Diener saßen. Bei dieser Lebensweise wurde Sastrow bald wieder „glatthäriger" und gewann im Gesichte eine beßere Gestalt. Da er nun wol bekleidet war, auch wieder ein silbernes Ortband aufs Schwert und ein goldnes Ringlein über den kleinen Finger bekam, so war er bei männiglich angenehm und wolgelitten.

Dagegen war seine Schreiberei und ordentliche Arbeit nur geringe. Doch mußte er etliche Male in Angelegenheiten seines Herrn an die Hessische Canzelei gen Marburg oder gen Cassel reiten. Es lagen nämlich im Hessischen etliche Comthureien, von denen seinem Herrn als Receptor die Jahresgefälle einzusammeln gebührte. Da nun aber die Hessischen Comthure in Entrichtung der schuldigen Abgaben sehr säumig waren, so mußten diese zuweilen eingetrieben werden. Dazu kam, daß auch der Landgraf von Hessen, dessen Land sich in die Wetterau erstreckte, mit dem Receptor unzufrieden war,

*) Oberdeutscher Ausdruck für Schnupftuch oder Halstuch.

weil derselbe sich um die Religion wenig bekümmerte und weder papistisch noch lutherisch, sondern eines ritterlichen Ordens war. Daher denn auch am Hessischen Hofe leicht wider ihn etwas vorfiel, weswegen er seinen Schreiber dorthin abfertigen mußte.

Der Receptor war ein großer Pferdeliebhaber und besaß einen prächtigen Marstall, der mit allem Zubehör, mit Sätteln, Satteldecken, Gebißen, Stangen und dergleichen wol ausstaffirt war. Auch hielt er stets drei reisige Knechte, von denen der eine den Titel eines Stallmeisters führte. Denn er hatte gemeiniglich 7 oder 8 junge friesische Hengste im Stalle, die er zu hohen Preisen auf der Frankfurter Messe kaufte. Wenn er, seiner Lust nach, ausritt, was sehr oft geschah, so mußte ihn Sastrow sowol als seine drei andern reitenden Diener stets begleiten. Doch hatte keiner sein bestimmtes Leibpferd, sondern der Receptor befahl dem Stallmeister, welche Gäule er satteln und zäumen sollte und wies dann einem jeden allemal einen andern zu. Er selbst ritt zuweilen nur ein Klepperlein von zehn oder weniger Gulden, während seine Diener auf Pferden saßen, die ihre 60 bis 70 Gulden gekostet hatten. Wie er allewege einem jeden einen andern Gaul zuwies, so wechselte er auch oft mit dem Haar der Pferde. Seine Pferde mußten stets einerlei Haare haben. War er aber des einen Haars müde, so verkaufte er sie für halbes Geld, oder verschenkte sie auch wol, um sie nur los zu werden, und kaufte dann lauter neue Pferde von einer andern Farbe. Einst bekam er Lust zu einem Zelter und kaufte einen starken, schönen Blauschimmel, der einen trefflichen Paß gieng und wol 100 Thaler werth war. Den begehrte der Churfürst von Mainz, Sebastian von Heissenstein, bekam ihn auch auf der Stelle geschenkt und gebrauchte ihn als seinen Leibhengst.

Außer der Pferdeliebhaberei hatte der Receptor einige andre noble Passionen. Zu seiner Belustigung hielt er sich einen Narren und einen Affen. Der Narr war erst 18 Jahre alt, wurde aber dick und feist. Es war ein rechter geborner Narr, der die albernsten Streiche vorbrachte. Nach des Comthur Tode hat ihn Landgraf Philipp nach Cassel holen laßen. Der Affe war ein starker und, wenn er erzürnt war, ein sehr böser Schelm. Er stand an einer Kette und wollte keinem vertrauen, als dem Herrn selbst, dem Becker und Sastrow. Doch mußte man sich wol vorsehen, wenn er erzürnt war, die Zähne zeigte und sich geberdete, als ob er lachte. Sastrow setzte sich zuweilen zu dem Affen, konnte aber ohne seine Erlaubnis nie wieder von ihm loskommen, sondern mußte es geschehen laßen, daß derselbe sich ihm auf die Achsel setzte und ihm so lange den Kopf puckte, als es ihm geliebte. Wenn Sastrow dann befand, daß der Affe dessen etwas müde war, so gab er ihm die Hand; worauf derselbe ihn mit Frieden von sich gehn ließ. Zuletzt nahm der arme Schelm ein sehr tragisches Ende.

Eines Tags kam ein Landsknecht, ein fein gewachsener Kerl, und heischte eine Suppe. Der Affe war los geworden, sprang auf den Landsknecht zu, biß ihn und richtete ihn an Händen und Angesicht so jämmerlich zu, daß es zum Erbarmen war. Dann kam er hinter das Fenster seines Herrn, schob dasselbe auf und stieg ins Gemach. Der Herr sah, daß der Affe sehr vergrellt (erbittert) war und gab ihm gute Worte, wußte seiner aber nicht los zu werden. Auf dem Gesimse hatte er seinen silbernen Dolch liegen, den gürtete der Affe um. Der Herr zog den Dolch leise heraus und durchstach damit den Affen, und obwol derselbe ihm in die Hände biß, so hielt er den wüthenden doch so lange auf dem Gesimse fest, bis ihm die Macht ausgieng und er den Geist aufgab.

Ein würdiges Seitenstück zu dem Narren und dem Affen war der Pfaffe, ein junger liederlicher Schalk, der ein Prediger der rechten Lutherschen Lehre sein sollte und gleichwol zweimal in der Woche in des Comthurs Kirche papistische Messe hielt. Als das Hofgesinde eines Morgens in der Conventstube aß, wollte er durch die Stube nach der Kirche gehn, um Messe zu halten. Da er aber die Tischgesellschaft erblickte, setzte er sich zuvor mit an den Tisch, ergriff einen Löffel und damit in die Suppe. Als er gefragt wurde: „Herr Johann, dürft ihr das wol thun, daß Ihr vor dem Amt der Messe suppet?“ antwortete er: „Ja, ist der Herr durch die verschloßene Thür gegangen, so geht er auch wol durch die Suppen.“

Zu des Comthurs Liebhabereien gehörte auch die Falkenjagd. Er besaß selbst einen wol abgerichteten Falken, auf den er große Stücke hielt. Eines Tags nach der Ernte wollte er nach dem Rebhuhn jagen gehn. Er ließ sich daher den blauschimmligen Zelter, von dem oben die Rede war, zurichten, satteln, zäumen und vorführen. Indem er aber aufsitzen wollte, kamen fremde Reuter auf den Hof geritten und bewogen ihn, die vorhabende Kurzweil aufzugeben. Der Comthur gab daher den Falken unserm Bartholomäus auf die Hand und befahl ihm, damit ins Feld zu reiten. Als Sastrow nun aufsitzen will und den rechten Schenkel über den Sattel schlägt, schwingt der Vogel (schlägt die Schwingen). Davor erschrickt der Gaul, entzuckt dem Stalljungen den Zügel aus der Hand und reißt aus, ehe Sastrow den Schenkel über den Sattel kriegt. Dieser war mehr bekümmert um den Vogel, daß dem kein Schade zustoße, als um sich selbst. Den linken Fuß hatte er zwar im Steigbügel, aber auf der linken Hand führte er den Falken und mit der rechten allein konnte er sich nicht halten. Er verlor daher das Gleichgewicht und fiel herunter. Der Gaul sprang hin und her, schleifte ihn den Hof auf und nieder und schlug nach ihm ein Mal über das andere, so daß ihm das Blut aus Nase und Mund lief. Der Herr und die angekommenen Gäste sahen zu und keiner konnte ihm helfen. Der Gaul zerrte ihn so lange hin und her, bis

zuletzt der Schuh und die Niederhose am linken Schenkel losgiengen und im Steigbügel stecken blieben. Wäre Sastrow dadurch des Gauls nicht los geworden, so hätte er unfehlbar des Todes sterben müßen. So blieb er auf der Erde liegen ohne andern Schaden, als daß ihm das Angesicht dick geschwollen war.

Um diese Zeit warben der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen Kriegsvolk gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig. Das brachte in die vielbesuchte Comthurei ein noch größeres Getümmel. Es lagen dort Obersten und Fähnriche, welche dem Churfürsten und Landgrafen zuziehn wollten. Auch wurden daselbst etliche Fähnlein Knechte gemustert. Für unsern Sastrow war es kurzweilig, anzusehn und anzuhören, wie der Musterherr die Söldner an Wehren, Gliedern, Stande und Gande*) examinirte. Die ganze Schaar mußte einmal oder zweimal an ihm vorübergehn, wobei manche den Mangel, dessen sie sich bewußt waren, zu verbergen suchten. Wie beschämt waren sie aber, wenn sie ausgemustert wurden! Item, wie mastigten**) sich die Andern, welche durchpassirten, mit trutzigen, landsknechtigen Worten, mit sauren, mürrischen Geberden und hoffährtigem überzwerg***) Einhergehen!

Durch das Zusehn bei den Musterungen wäre es beinahe mit Sastrow selbst zum Mustern gekommen. Die Obersten hätten ihn gern zum Musterschreiber mitgenommen, und er hatte sich bereits von ihnen überreden laßen, mitzuziehn, jedoch unter der Bedingung, daß sein Herr einwilligte. Als er nun den Comthur fragte, ob er auch mit seinem guten Willen von ihm Urlaub bekommen könnte, antwortete dieser, ja, er wärs wol zufrieden; aber wenn der Krieg zu Ende sei, wie derselbe denn nicht lange währen würde, so sollte Sastrow nicht gedenken, daß er in seine frühere Stellung zurückkehren dürfte. Diese Antwort machte unsern Helden bedenklich. Er überlegte, daß es gegen den Winter gieng und fragte sich, ob er sich wieder einer Wormsischen Dürftigkeit, Armut und Not aussetzen sollte. Indem er so zurückdachte, kamen ihm die Verse ins Gedächtnis:

Si qua sede sedes, et erit tibi commoda sedes
Illa sede sede, nec ab illa sede recede.

(Wenn einen Sitz du besitzst und der Sitz dir lieb und bequem ist,
Fest dann sitz auf dem Sitz und verlaß den Sitz nicht aus Vorwitz.)

---

*) So viel als Gang. In diesem Sinne kommt das Wort z. B. in der Composition „Rechtsgand" vor.

**) Sich mastigen ist so viel als sich groß machen. Es kommt von dem plattdeutschen Worte maßig her, das offenbar mit Mast zusammenhängt und „groß" bedeutet, eigentlich „hoch wie ein Mastbaum."

***) Ueberzwerg bezeichnet unser „Grade durch."

Diese Verse fielen unserm Sastrow zur glücklichen Stunde ein. Er kam dadurch über sein Vorhaben zur Klarheit, besann sich und blieb bei seinem Herrn.

Gegen die Herbstmesse zog der Comthur mit seiner ganzen Haushaltung gen Frankfurt, daselbst blieb er fast 6 Wochen. Hier traf Sastrow wieder mit seinem Jugendfreunde, Franz von Stiten, zusammen, mit dem er als Student zu Rostock zwei Jahre auf einer Stube gesessen hatte. Beide Freunde begegneten sich eines Tages zufällig auf der Gasse. Sastrow berichtete dem Jugendfreunde alle Gelegenheit, so viel er davon wissen sollte, zeigte ihm die Comthurei und lud ihn zu einem Besuche ein. Franz von Stiten versprach, er wollte einmal des Morgens früh, ehe der Herr aufstände, kommen. Als das geschah, gerieth er in ein langes Gespräch mit Marien und erzählte von Sastrows Eltern und von seinen ganzen Familienverhältnissen. Seitdem legte Maria gegen Sastrow immer größere Freundlichkeit an den Tag, und es entspann sich zwischen beiden ein sündliches Verhältnis, dessen Hauptschuld Sastrow der Maria zuschreibt, ohne jedoch seine Mitschuld läugnen zu wollen. „Ich habe es aber meinem Gott gebeichtet," sagt er, „und zweifle nicht, er hat mirs gnädiglich verziehen. Denn ob ich wol in allerlei Not, Gefahr und Beschwerung gerathen, wie bald folgen wird, so hat er doch in solcher verdienten Strafe gleichwol seine Gnade und Barmherzigkeit in vielfältiger, wunderbarlicher Errettung und Beschützung nicht von mir gewendet."

In Frankfurt war der Comthur selten ohne Gesellschaft. Während er aber mit seinen Gästen zechte und trumpfte, gieng Sastrow auf die Kammer und las in seinen Institutionen, die er stets bei sich führte. Sein Herr hatte nichts dagegen und ließ ihn ungestört. Dennoch sagte er einige Male: „Bei mir sollst du kein Doctor werden."

Im Frühjahr des folgenden Jahres lag der Comthur mit seiner ganzen Haushaltung zu Mainz. Doch war sein Aufenthalt daselbst nicht von langer Dauer. Da er von dem Meister des Johanniterordens für Deutschland, der seinen festen Sitz zu Speier hatte, dorthin verschrieben wurde, so ritt er mit seinen andern Knechten hinauf. Sastrow aber blieb zu Mainz, desgleichen auch Maria, welche zu ihrer Verwandtschaft gieng. So war Sastrow also einmal aus dem gewöhnlichen Treiben herausgerißen und hatte Zeit und Gelegenheit, sich über sich selbst zu besinnen. Dabei kam ihm Gott durch eine gnädige Fügung zu Hülfe. Es mußte sich nämlich so treffen, daß Sastrow gerade in dieser Zeit seines Alleinseins einen Brief von seinen Eltern erhielt, worin sie ihm meldeten, daß sein Bruder Johannes zu Rom gestorben sei. Diese Nachricht ergriff unsern Helden so gewaltig, daß er den Entschluß faßte, die Dienste des Comthurs zu verlaßen und nach Rom

zu reisen, um an Ort und Stelle zu erfahren, wie es mit seinem Bruder bewandt gewesen und unter welchen Umständen er gestorben sei. Es waren sehr verschiedenartige Motive, welche zu diesem Entschlusse mitwirkten. Einmal war Sastrows Gewissen aufgewacht und sagte ihm, des Johanniterritters unordentliches Leben würde ihn ehr zur Hölle als zum Himmel verleiten, es sei hohe Zeit, daß er von dem breiten Wege des Verderbens, auf dem er sich mit fortziehen laßen, endlich umkehre. Sodann bedachte er, daß er der zu Worms gesammelten Schwachheit gänzlich entledigt, gesund und wolgekleidet sei und den Seckel wolgespickt habe. Bei dem Gelde, das er im Dienste des Comthurs erobert, würde aber wenig Gedeihen und Glück sein. Es sei daher am besten, es peregrinando (auf Reisen) zu verzehren und sich dabei des gottlosen Lebens zu entäußern. Besonders aber zog ihn die Nachricht von dem Tode seines Bruders nach Italien, da er sich nicht mit den scheinbaren Ursachen desselben begnügen konnte, sondern genaue, wahrhaftige Kunde darüber zu erhalten wünschte. Zugleich wollte er die Hinterlaßenschaft seines Bruders in Anspruch nehmen. Er wußte, was Johannes bei sich gehabt hatte, als er zu Speier von ihm geschieden war, und hielt es nicht für möglich, daß er das alles in der kurzen Zeit sollte verzehrt haben. Alle diese Gründe bestimmten ihn, so schnell als möglich von Mainz aufzubrechen und nach Rom zu ziehen. Als sein Entschluß feststand, theilte er ihn Marien mit und nahm von ihr freundlichen Urlaub. Sie gab ihm einen Brief an den Comthur nach Speier mit, worin sie diesem schrieb, was sie Sastrow zum letzten Abschied gegeben habe, und es in sein Gefallen stellte, ob er noch etwas hinzufügen wollte. Als Sastrow in Speier zu seinem Herrn kam und ihm die Ursache seiner beabsichtigten Reise auseinandersetzte, hatte derselbe nichts dagegen einzuwenden. Vielmehr wünschte er dem Scheidenden Glück zur Reise, gab ihm noch zu dem, was er von Marien empfangen hatte, einen doppelten Ducaten und ermahnte ihn, daß er sich in Italien, besonders in Rom, so lieb ihm sein Leben sei, in keine Disputation über die Religion einlaßen sollte.

Von Speier aus kehrte Sastrow noch einmal in Pforzheim vor, das ihm nicht weit aus dem Wege lag, um sich daselbst mit seinen alten Bekannten zu letzen. „Von dannen," sagt er, „begab ich mich auf meine Apostelpferde, legte den langen, weiten Weg gar allein zurück und verließ mich dabei schlechterdings auf die gnädige Beschützung und Beschirmung meines lieben Gottes, dessen gnädige Gegenwärtigkeit ich auch empfunden habe."

Funfzehntes Kapitel.

Sastrows Reise von Mainz bis Kempten. Vor Kempten wird er von zwei Wölfen bedroht. Reisegesellschaft. Ein ehrliches Wirtshaus. Schöne Musik in Trident. Wie Sastrow mit dem Postknecht von Trident nach Venedig reitet. Beschreibung der Lombardei. Merkwürdigkeiten Venedigs. Ein katholischer Meßpfaff. Aufenthalt in Thiosa. Ein Polizeiexamen. Fahrt nach Ancona. Stadt und Hafen. Die Reisegesellschaft wird durch einen jungen Niederländer Namens Petrus vermehrt. Umweg über Loretto. Marienbild und Tarantsfedern. Eine Gemse. Petrus zeigt sich als ein kurzweiliger Reisegenoße. Ankunft in Rom und Pläne für die Rückreise.

Es war Ausgang März 1546, als Bartholomäus aus Pommern die traurige Zeitung bekam, daß sein Bruder Johannes zu Rom gestorben sei. Schon acht Tage später finden wir ihn auf der Wallfahrt zu des Bruders Grabe, auf der wir ihn nun in diesem Kapitel begleiten wollen. Da er selbst auf der Reise der beste Führer sein wird, so wollen wir ihn im Folgenden noch mehr, als bislang, zu Worte kommen laßen.

„Den 8. Tag des Monats April 1546," so beginnt er seine Reisebeschreibung, „habe ich mich von Mainz erhoben und bin bis gen Kempten gar allein gegangen. Kempten ist eine alte Reichsstadt, darin sich auch eine ansehnliche Abtei befindet. Es liegt unter den Alpen, von deren Fuße es zwei Meilen enfernt ist. Auf diesem rauhen, mir vorhin unbekannten Wege von Mainz bis Kempten, der 36 Meilen lang ist, hatte ich nichts verhinderliches noch verdrießliches, allein, daß ich müde wurde und in Ermangelung von Gesellschaft oft lange Weile spürte. Aber hart vor Kempten, als die Sonne untergieng, eine gute Viertelstunde von der Stadt, bekam ich Gesellschaft. Da kamen nämlich von der rechten Hand her zwei vollgewachsene Wölfe übers Feld gelaufen. Auf der linken Hand des Weges war ein Eichhölzlein, dahin sie dem Ansehn nach zu laufen gemeint waren. Als sie aber in den Weg kamen, etwa eines Steinwurfs weit von mir, wandten sie sich mir entgegen und blieben so stehen. Ich gedachte wol, es würde mit mir der Wecke auf den Timpen gebißen sein; denn gieng ich zurück, so wären sie mir nachgelaufen, gieng ich zu, so kamen sie desto näher

an mich. Doch blieb ich vollharrig (ausharrend) und befahl mich unserm lieben Herrn Gott, mit dem ich beherzt vorwärts gieng. Da wandten sich die Wölfe von mir ab und liefen nach dem Hölzlein zu. Ich säumte auch nicht, in die Stadt zu kommen, da sich der Tag neigte und ich mich vor der Gefahr beides der Wölfe und des Zuschließens der Thore fürchtete. Als ich nun mein Abentheuer in der Herberge berichtete, sagten sie mir, daß ich mich dessen nicht verwundern sollte; denn das Gebirge gäbe desUngesaubers viele. Nur nähme es ihnen Wunder, daß ich von den Wölfen dermaßen erlaßen wäre. Derwegen ich dem gnädigen Gott hochlich zu danken hätte."

„Zu Kempten lag ich zwei Nacht; denn man sagte, es geschähe im Gebirge viel Mordens, auch gäbe es darin viel Wölfe und andre schädliche Thiere, weshalb man mir rieth, mich nicht allein hineinzubegeben. Endlich fand ich gewünschte Reisegesellschaft. Zuerst kamen drei Niederländer, die auf Rom und Neapel wollten. Ich gedachte, das wäre gute Reisegesellschaft und schloß mich ihnen an. In der Folge bekamen wir noch mehr Gefährten, die auf Venedig lossteuerten. Wir machten bald mit einander gute Bekanntschaft und zogen also mit einander hin. Alle Abend oder je einen Abend um den andern setzten wir die Schenkel bis fast an die Knie in einen fließenden Waßerbrunnen. Das zieht die Hitze und Müdigkeit aus dem Körper, so daß er wieder ganz frisch wird. Ich lernte das von den Niederländern. Um Ostern langten wir zu Trident an, das von Kempten 34 Meile entfernt ist. Ehe wir jedoch Trident erreichten, kamen wir in ein großes Dorf oder Markt, wie sie es nennen; denn es war zum Dorfe zu groß und zu einer Stadt zu klein. Gleichwol waren etliche Häuser von gehauenen Steinen darin, weshalb sie es Markt nennen. Hier erquickten wir uns auch die Schenkel im fließenden Waßer, kochten uns selbst von Milch und Eiern und was wir sonst bekommen konnten, ein Mittagseßen und baten den Wirt und die Wirtin dazu zu Gaste. Als wir nun wol geruht, wol gegeßen und getrunken, machten wir Rechnung, bezahlten, valedicirten dem Wirte und der Wirtin und giengen unseres Weges endelich*) fort. Als wir aber eine gute Viertelstunde von der Herberge entfernt waren, sahen wir, wie uns jemand mit einem Klepper eilends nachritt und mit dem Hute winkete, daß wir seiner Ankunft erwarten sollten. Der brachte mir meinen Seckel nach, den ich auf dem Tische hatte liegen laßen. Er war von braunem Damast und enthielt mein Zehrgeld, immo totam substantiam (ja meine ganze Habe). Ich wollte dem Ueberbringer ein Trinkgeld geben, aber er recusirte es. Ob das auch allhie wol geschehn und einem solche Treu und Aufrichtigkeit widerfahren sollte?"

---

*) Vergl. Luc. 1, 89.

„Zu Trident hab ich in den Ostern die lieblichste Vocalmusik in der Kirche gehört. Hab sonst die Musik des Herzogs Ulrich von Würtemberg gehört, der vor andern derowegen gerühmt sein wollte; ferner die Musik des Churfürsten von Sachsen, des römischen Königs, ja des Kaisers; aber sie kam dieser lange nicht gleich. Alte Männer, welche Bärte hatten bis auf den Latz, sangen den Discant in voller, nicht mutirter Stimme so rein und lieblich als wolstimmende Mägdlein."

„Zu Trident wurde gerade Concilium gehalten, zu welchem einer von Venedig mit der Post kam. Der Postknecht hatte die Pferde wieder zurückzuführen. Mit dem handelte ich und wurde mit ihm einig, daß ich für ein Geringes neben ihm auf dem Handpferde bis Venedig reiten sollte. Mit meinen Gefährten verabredete ich, daß ich ihrer zu Venedig in der Herberge, die man Leo bianck, auf Deutsch zum weißen Löwen nennt, warten wollte."

„Eine kleine Tagereise von Trident tritt man aus den Alpen in die Lombardei, daß man also 35 große und böse Meilen zu ziehen hat, bis man durch und über die Alpen kommt, darin man oben den Himmel und auf beiden Seiten nichts als Berge sieht, die sich bis an den Himmel erstrecken. Wenn man aber die Lombardei erreicht, da kommt nichts anders als eine neue Welt. Die Luft war warm, alle Bäume waren ausgebrochen, die Kirschen waren zeitig. Hätte ich für 1000 Gulden Kirschen haben wollen, ich hätte sie zu Trident und Venedig bekommen können, nicht anders als in Pommern um die Mitte Juni."

„Die Lombardei ist ein schönes, fruchtbares, ebnes, wolbebautes Land. Der eine Baum ist von dem andern etwa 30 Schuh weit gepflanzt und die eine Baumreihe von der andern 60 Schuh weit. An die Bäume sind die Weinstöcke gelegt, welche neben den Bäumen aufwachsen und ihre Ranken von einem Baume zum andern schlingen, also daß Aepfel und Birnen auf den Zweigen sitzen und die Weintrauben dazwischen hangen, und zwischen den Baumreihen wächst das Korn. Endest dem Acker sind aus Springbrunnen kleine Bäche geführt, welche hinter dem Acker hinfließen. Wenn sie nun den Acker wäßern wollen, laßen sie das Waßer des Morgens aus dem Bächlein durch Löcher, die sie nach Gefallen auf- und zumachen können, darüber laufen, so daß das Land nicht anders als eine Wiese aussieht. Den Tag über hat es die warme Sonne. Das muß ja wachsen können! Auch wird das Korn des Jahrs zweimal geerntet. So hat die Lombardei auch zwischen Trident und Venedig viele schöne Städte und Schlößer."

„Nach Venedig bin ich gegen Ende April gekommen und so lange hin und wieder spazirt, bis meine Gefährten mir nachkamen. Da nun die Jungen auf der Gasse an meiner Kleidung erkannten, daß ich ein Deutscher wäre,

riefen sie mir nach: „Tu es Tedesco, perché Lutherano.“ Ich ließ daher meine Kleider umändern und auf Welsch machen.“

„Gleichzeitig mit meinen Gefährten kam auch ein alter Messpfaff aus dem Niederlande geritten, der aus einer närrischen Andacht nach dem heiligen Grabe ziehen wollte. Meine Gefährten wollten mit ihm in Religionssachen disputiren. Da ich ihn zu schwach befand, stellte ich mich auf seine Seite und gab in der Disputation einen Katholiken ab. Dafür bezahlte er für mich in der Herberge und bat mich, ich möchte mit ihm nach Jerusalem ziehen, er wollte mich aus und ein frei halten; allein ich bin bei meinem Vorsatze geblieben, nach Rom zu gehen.“

„In Venedig haben wir uns ziemlich umgesehen, so viel es in der kurzen Zeit geschehen konnte. Denn daselbst und ringsumher in der Umgegend, zu Murano, wo man das köstliche Glas brennt und in andren ins Waßer gebauten Städten und Klöstern giebt es so viele Merkwürdigkeiten, daß wir alle Augen voll zu sehen gehabt hätten, wenn wir auch ein ganzes Jahr stille gelegen wären. Aber solches konnte unser Seckel nicht ertragen. Wir schifften uns daher nach Thiosa ein, einer Stadt, die den Venedigern gehört und 25 welsche Meilen von Venedig liegt. Hier verdingten wir uns in ein großes Schiff, auf Ankona zu. Da uns aber der Wind nicht mit war, so mußten wir zu Thiosa etliche Tage still liegen.“

„Zu Thiosa wurde uns die Zeit lang. Um dieselbe zu vertreiben, hatten wir vor dem Thore nach den Kegeln zu schießen unsre Kurzweile. Ich hatte meinen Dolch wie meine Gefährten nach Sitte der Wallonen auf dem Rücken stecken. Die Obrigkeit beschied uns vor sich und stellete uns zu Rede, wie wir dazu kämen, daß wir die Dolche öffentlich trügen? das dürfte man in Italien nicht thun bei Vermeidung der Corde. Weil sie aber erachteten, daß solches Verbot unbekannt sei, so wollten sie uns dießmal verschonen; doch wollten sie uns ermahnt haben, den Dolch stracks abzulegen. Auch examinirten sie uns, von wannen wir kämen und wo wir daheim wären. Als ich sagte, meine Heimat wäre fast 200 Meilen von dannen, heiße Pomerania, liege ad Mare Balticum (am baltischen Meere), konnten sie sich nicht genugsam verwundern, fragten, ob wir katholischer Religion wären? Ich sagte: Ja! Ob wir denn auch des heiligsten Vaters, des Papstes, Lehre für recht hielten? Item, was wir von der Mutter Gottes und andern Heiligen hielten? Wir sagten, daheim in unserer Kirche würden wir gelehrt, daß Gott der Vater, als sein geliebter Sohn Jesus Christus von S. Johannes im Jordan getauft sei, vom Himmel herunter gerufen habe: dieß ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören. Die Lehre, so der Sohn Gottes und die h. Apostel hinter sich gelaßen, wäre die rechte katholische Lehre, der wir folgen sollten, es predigte sie, wer da wollte.

Darum hielten wir von der gebenedeiten Jungfrau Maria, von allen Heiligen und von der Messe so viel, als man dessen Grund in der h. Schrift und in Gottes Wort hätte. Als sie uns darauf fragten, wo wir denn hinaus wollten, sagten wir: nach Rom. Sie schüttelten die Köpfe, lachten und befahlen uns der Beschirmung Gottes und seiner heiligen Engel, mit der Vertröstung, daß uns bei ihnen kein Leid widerfahren sollte."

„Als der Wind uns günstig zu werden begann, giengen wir zu Schiffe, nachdem wir so viel Proviant eingekauft hatten, als uns auf Bericht des Schiffmanns vonnöten schien. Der Schiffmann reffte die Segel auf Ancona zu, das 211 welsche Meilen von Venedig liegt. Auf der Fahrt dahin bekamen wir Ravenna und viel andre schöne Städte mehr zu Gesichte."

„Zu Ancona giengen wir zu Lande. Ist eine gewaltig große Kaufstadt, die einen trefflichen Hafen hat, der in Form eines halben Mondes rings um die Stadt gebaut ist, so daß viele große Schiffe darin vor allem Sturm und Unwetter still und sicher liegen können, als lägen sie mitten in der Stadt."

„In Ancona ist zu unsrer Gesellschaft ein junger Niederländer Namens Petrus gestoßen, ein langer, feiner, schöngewachsener Mensch, der gen Rom reisen wollte. Da er schon lange in Welschland gewesen und dem Kriege nachgezogen war, so kannte er den Weg von Ancona nach Rom über Flecken und Städte gar fix. Von Ancona führte er uns auf Nostra Donna de Loreta, das 15 welsche Meilen von Ancona entfernt ist. Obwohl wir einen kleinen Umweg machten, so sind wir doch dorthin gegangen, weil viel Aufhebens von den Indulgentiis gemacht wird, die man daher holen kann. Der Ort liegt in einer räuberischen Gegend, einer rechten Wildnis, hat nur eine Gasse, endest derselben eine kleine Kirche, davon sie fabuliren, daß dieß die Wohnung der Jungfrau Maria zu Nazareth gewesen sei und daß die Engel sie übers Meer geführt und an den Ort gesetzt haben. In dem Kirchlein steht ein Marienbild, das S. Lucas gemalt haben soll. Wenn nun die Pilgrimme dorthin kommen, so laßen sie durch den anwesenden Messpfaffen, dem sie dafür seinen Willen machen (bezahlen) müßen, ihr Paternoster an das Marienbild halten, wodurch das Paternoster so grausam viel Indulgentien bekommt, daß man dieselben nicht um ein Fürstenthum entrathen sollte. Auch hat man zu Loretto für die Pilgrimme viele Tarandsfedern. Die Tarande (Stachelschweine), von denen ich dort viele lebendig gesehn habe, sind so groß als Schweinigel. Die Federn, wie man sie nennt, wachsen ihnen auf dem Rücken, wie den Schweinen die Borsten. Ich kaufte mir drei davon, die mit Seide an einander gebunden waren, an einer jeden ein Fähnlein und davor ein groß Marienbild von Blei gegoßen. Das ließ ich mir vorn an den Strohhut machen und gieng damit bis in Rom hinein."

„Zu Loretto habe ich auch eine lebendige Gemse gesehen. Zwar giebt es in jener Gegend, sonderlich in den Alpen, viele Gemsen, deren Fleisch, wovon ich auch gegessen habe, besser geachtet wird, als das der Rehe. Auch habe ich etliche Paar Hosen von Gemsenfell aufgetragen, das man jederzeit waschen kann wie Linnen, wobei es gar geschmeidig bleibt. Doch habe ich sonst keine lebendige Gemse gesehen, als nur diese eine."

„Von Nostra Donna de Loreta bis gen Rom sind 119 welsche Meilen, auf welchem Wege wir durch viele schöne Städte kamen, deren Namen ich nicht in Acht genommen habe. Denn Petrus war des Weges sehr kundig und in allen Städten, sonderlich in den Klöstern, wol bekannt, wußte auch, wie weit die Städte von einander lagen und wie sie hießen. Er hatte nichts studirt, war aber gleichwol ein guter Musicus und konnte singen, was ihm vorkam. Wenn wir in eine Stadt kamen, lief er stracks mit uns nach dem Kloster. Die jungen Mönche, die ihn bei Namen zu nennen wußten, empfiengen ihn freundlich, holten stracks Partes (Bissen) und ein Gläslein Wein, sangen mit einander ein Stücklein und tranken nur einen Trunk, und dann flugs an einen andern Ort!"

„Wir hatten an Petrus einen bequemen Gefährten, nicht nur weil er des Weges kundig und in den Städten wolbekannt, sondern auch weil er unterwegs sehr kurzweilig war, et comes facundus in via pro vehiculo est (ein gesprächiger Begleiter ist auf der Reise so gut als ein Wagen). Er erzählte uns der Länge nach, wo er daheim sei und wie viele Jahre er seine Eltern und Freunde nicht gesehn habe. Er sei seit langer Zeit in Italien geblieben, begehre aber jetzt, anheimisch zu ziehen. Ich berichtete ihm dagegen meine Gelegenheit, warum ich gen Rom zöge. Wenn ich das Meine daselbst verrichtet hätte, wollte ich wieder nach Deutschland ziehen. Darauf erwiederte er, er wollte mir Gesellschaft leisten und einen guten Gesellen abgeben. Es wäre eine lustige Reise auf Mailand und einen Strich durch Frankreich. Er wüßte die Wege, so hindurch auf das Niederland zu. Ich war froh, daß ich auf der Rückreise einen solchen Gefährten haben sollte. Aber es wäre mir beinah übel bekommen, wie ich später in meinem Abzuge von Rom berichten werde."

„Als wir den 20. Mai zu Rom ankamen, brachte uns Petrus in eine Herberge, worin ich so lange blieb, bis ich mich bei Dr. Hoyer angemeldet hatte. Meine Gefährten setzten ihre Reise auf Neapel fort. Ich aber erkundigte mich bei Petro, wo er zu finden, und bat ihn, mich oft zu besuchen. Ich wollte ihn auch besuchen, und sobald ich zu Rom fertig wäre, wollten wir mit einander abreisen und auf Deutschland zu ziehen."

Sechzehntes Kapitel.

Sastrow begibt sich in Rom zu seinem Landsmanne Dr. Hoyer und trift bei ihm mit einem andern Landsmanne Gerhard Schwarz zusammen. Nachrichten über seines Bruders Tod. Sastrow wird von Dr. Hoyer dem Cardinal de S. Flore vorgestellt und erhält von ihm den Nachlaß seines Bruders ausgeliefert. Vermuthungen über dessen Tod. Dr. Hoyer bringt Sastrow bei dem Verwalter des Brigittenhospitals unter. Beschreibung seines Dienstes und des Hospitals. Zeitung über Dr. Luthers Tod. Sastrow begleitet seinen Herrn auf dessen Dienstwegen und lernt Roms Merkwürdigkeiten kennen. Beschreibung der vornehmsten Kirchen. Vom großen Ablaße, der von Rom zu holen ist. Von einigen Antiquitäten. Von den vielen römischen Pallästen. Von der großen Procession am Frohnleichnamstage. Von der Messe, welche der Pabst am Himmelfahrtstage hält. Vom Pabste Paul III. Vom Pasquinus und wie dem Pabste zu Rom ungestraft übel nachgeredet wird. Ein Diebstahl. Römische Justiz. Strafe der Corde. Werbungen des Pabstes gegen die Lutheraner. Die Spanische Inquisition. Wodurch Sastrow bewogen wird, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Wie er von Dr. Hoyer und seinem Herrn Abschied nimmt. Verabredungen mit dem Niederländer Petrus. Sastrow erhält an einem Lübecker Schneidersohne, Namens Nicolaus, einen guten Reisegefährten. Wie Petrus entlarvt wird.

Am 21. Mai 1546 suchte Bartholomäus Sastrow seinen Landsmann, den Dr. Caspar Hoyer, auf, stellte sich ihm als Bruder des Magister Johannes vor und wurde von ihm auch sofort an der Aehnlichkeit der Gesichtsbildung als solcher erkannt. Der Doctor, welcher dem alten Glauben anhieng, aber dabei ein ehrliches, aufrichtiges und diensthaftes Männlein war, nahm den Pilgrim freundlich auf und zeigte sich sehr willig, ihm mit Rath und That zu dienen. Doch wollte er ihm nicht gestatten, das zinnerne Marienbild mit den drei Tarandsfedern zu tragen, die Sastrow zu Loretto gekauft hatte. Das erste, was der Doctor that, war, daß er Sastrow den Strohhut wegnahm, daran das Heiligthum festgeheftet war, und ihm dafür ein schwarzes Italienisches Baretlein gab, wie sie damals zu Rom gebräuchlich waren. Dann führte er ihn in seine Schreibstube, worin sich ein naher Verwandter des Doctors Namens Gerhard Schwarz befand. Aus dem nun folgenden Gespräche ergab sich, daß Schwarz sich zu gleicher Zeit mit Sastrow zu Trident aufgehalten hatte, und daß beide an ein und demselben

Tage von dannen abgereist waren, Schwarz nach Ferrara und Sastrow nach Venedig, ohne daß der eine den andern gesehen oder gesprochen hatte. Auch nach dem kurzen Zusammentreffen in Rom sollten sich die beiden Landsleute nie wieder begegnen. Sastrow sah den Gerhard Schwarz, der ein gelehrter Geselle war, nach der Zeit nie wieder. Von seinem Bruder, Arend Schwarz, brachte er durch fleißiges Fragen nur so viel heraus, daß Gerhard von Rom zwar wieder nach Stralsund gekommen, aber dann verschollen wäre, man wüßte nicht wohin. So berührten sich die Lebenswege zweier Menschen, die eine gemeinsame Heimat hatten, nur ein einziges Mal in der Fremde, ohne je wieder zusammenzutreffen.

Als sich endlich das Gespräch auf den Magister Johannes wandte, erfuhr Bartholomäus, daß Dr. Hoyer erst ganz kürzlich über dessen Tod benachrichtigt sei und zwar durch einen Brief, den er am 7. Mai, also 13 Tage vorher, ehe Bartholomäus zu Rom ankam, von dessen Vater aus Stralsund erhalten habe. Vor Empfang dieses Schreibens habe er von des Magisters tötlichem Abscheiden nichts gewußt und sei nicht wenig erschrokken, als er aus dem Briefe ersehen habe, daß derselbe verstorben sein sollte. Auf des Vaters Wunsch sei er sofort zu dem Cardinal, Grafen de S. Flore gegangen, in dessen Dienste Magister Johannes gestanden, und habe denselben gebeten, den Nachlaß des Verstorbenen herauszugeben. Der Cardinal habe versprochen, er wolle nach Aquapendent schreiben, wo Magister Johannes verschieden sei, und was sich dort aus der Verlaßenschaft desselben befände, nach Rom kommen laßen. Das war alles, was Dr. Hoyer unserm Bartholomäus über den Tod seines Bruders zu berichten wußte. Bartholomäus wurde durch diese Mittheilungen in nicht geringe Verwunderung gesetzt. Er konnte nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß seine Eltern in Pommern, das über 300 deutsche Meilen von Rom entfernt ist, den Tod ihres Sohnes eher erfahren haben sollten, als Dr. Hoyer, der sich doch in nächster Nähe aufhielt. Aus diesem ihm unerklärlichen Umstande schöpfte er allerlei schwere, traurige Gedanken und gab der Vermuthung Raum, daß sein Bruder des evangelischen Glaubens wegen bei Seite geschafft sein möchte. Da sich aber in der Sache nichts ändern ließ, so befahl er sie Gott und verzichtete darauf, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Dagegen bat er den Doctor, ihm zu rathen und zu helfen, daß er in den Besitz alles dessen kommen möchte, was sein Bruder hinterlaßen hätte. Dazu war der Doctor sehr bereitwillig. Er gieng sofort selbst mit Bartholomäus zum Cardinale, stellte ihn diesem als den Bruder seines gewesenen Dieners vor und wiederholte die vor wenigen Tagen ausgesprochene Bitte, indem er dem Cardinal des Jünglings Betrübnis, Armut und Elend klagte. Der Cardinal bezeigte sich sehr gnädig und erklärte, daß er auf das Ersuchen des Doctors bereits

nach Aquapendent an seine Befehlshaber geschrieben habe, von denen er alle Stunde Antwort erwarte. Sobald dieselbe eingelaufen sei, wolle er dem Doctor Nachricht geben. Allein es verstrich eine Woche nach der andern, ohne daß die Sache weiter rückte. Endlich, es war am 1. Juli, ließ der Cardinal den Doctor zu sich fordern. Der Doctor hielt es für nothwendig, daß Bartholomäus mit ihm gienge, und befahl diesem, ihn nach dem Hofe des Cardinals zu begleiten. Unterwegs erzählte er, daß er und der Cardinal sich erboten hätten, dem Magister Johannes eine Domherrnstelle zu Lübeck zu verschaffen. Da dieser das Anerbieten ausgeschlagen hätte, so wäre er dadurch in den Verdacht des Lutherthums gerathen.

Als Dr. Hoyer und Bartholomäus sich beim Cardinale melden ließen, wurden sie stracks beide vorgelaßen. Sie fanden den hohen Prälaten in einem Gemache, dessen Fenster nicht von Glas, sondern von Leinwand waren. Da saß er im bloßen Hemde und ließ das Gemach mit kaltem Brunnenwaßer begießen; denn die Gemächer sind so eingerichtet, daß das Waßer wegfließen kann. Der Cardinal fragte die Eintretenden, ob es in Pommern um die Zeit auch so heiß wäre, als zu Rom. Als Bartholomäus ihm darauf von dem Klima seines Vaterlandes berichtete, rief er aus: „O utinam et Romae ejusmodi temperatum aërem haberemus!“ (Möchten wir doch auch zu Rom ein so gemäßigtes Klima haben). Dann stellte er unserm Sastrow folgende Kleinodien zu: 25 Kronen in Golde, 3 doppelte Ducaten, 2 Goldgulden, 2 Rosinobel, 1 Ungarischen Gulden, 3 Engelotten, 1 goldene Kette, welche 20 1/2 Kronen wog und 3 goldene Ringe, einen Memorialring und einen Türkisring, die zusammen 7 1/2 Kronen, 1/2 Thaler und 3 Julier wogen. Bei der Aushändigung dieser Kleinodien sagte der Cardinal, den Armen hätte der Verstorbene während seiner Krankheit 20 Kronen gegeben, das Monument, welches ihm gesetzt sei, hätte 30 Kronen gekostet, und für seine Kleider, welche nach seinem Tode nach dortigem Brauche unter das Gesinde vertheilt seien, hätte er ebenfalls 30 Kronen gegeben. Unter andern Aeußerungen, welche der hohe Prälat noch über den Verstorbenen that, ließ er auch diese Worte fallen: „Legit aliquoties libros mihi admodum suspectos, et quamquam admonui eum, ut non legeret, tamen deprehendi saepius legentem.“ (Er las zuweilen Bücher, die mir sehr verdächtig waren, und obgleich ich ihn davor warnte, ertappte ich ihn doch öfter beim Lesen).

Nachdem Dr. Hoyer sich in seinem und Sastrows Namen bei dem Cardinale gar unterthänig bedankt hatte, verabschiedeten sich die beiden. Als sie aus dem Hofe des Cardinals traten, sagte der Doctor zu Sastrow: „Hörtest Du wol, was der Cardinal sagte?“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Magister Johann hielt sich mäßig bei den Italienischen Früchten, frischen

Feigen, Melonen u. s. w., als ichs von keinem Deutschen gesehen habe.*) So ist er auch nicht lange zu Aquapendent gewesen; denn ich habe ihn nicht lange von der Gasse vermisset, weswegen ich auch seinethalben wenig bekümmert war und keine Sorge trug." Durch die Erfahrungen dieses Tages wurde Sastrow in der Vermuthung bestärkt, daß sein Bruder Johannes keines natürlichen Todes gestorben sei.

Sobald Sastrow wieder im Hause des Dr. Hoyer angelangt war, bat er diesen, das Geld und die Kleinodien in Verwahrung zu nehmen, bis er seine Rückreise nach Deutschland antreten würde. Dr. Hoyer erfüllte auch diese Bitte, wie er sich denn von Anfang an seines jungen Landsmanns thätig angenommen hatte. Gleich nach Sastrows Ankunft hatte er denselben bei dem Verwalter des S. Brigittenhospitals untergebracht, der einen ganzen Tisch voll Advocaten, Procuratoren und Sollicitatoren hatte. Die Geschäfte, welche Sastrows neues Amt mit sich brachte, waren Kochen, Aufwaschen, Bettmachen, Tischdecken, Auf- und Abtragen, Weinholen, Einschenken u. s. w. Dafür versprach ihm der Verwalter, der ein alter schwedischer Pfaff war, monatlich eine halbe Krone. Er sowol als seine Tischgänger waren mit Sastrows Kochen wol zufrieden, da derselbe nicht viel mehr als Suppe zu kochen hatte. Die übrigen Gerichte kaufte der Herr nämlich aus der Garküche. Denn da zu Rom viele eheloſe große Herrn und Diener wohnten, Cardinäle, Bischöfe, Mönche, Prälaten, Domherrn, Messpfaffen, Pfaffenknechte, Advocaten und Procuratoren, die alle keine Weibspersonen halten durften, dazu viele Fremde, die keine beständige Haushaltung noch Küche halten konnten, so gab es treffliche, wolbestellte Garküchen, in denen man an Fischen, Fleisch, Wild, Zahmem, Gebratenem, Gesottenem, Pasteten stets vorräthig fand, was man gerade nöthig hatte, und wenn man auch einen Grafen zu Gaste laden wollte.

Das Brigittenhospital wurde von der h. Brigitta, einer Königin von Schweden, gegründet, die aus großer Andacht und Heiligkeit aus ihrem Königreiche nach Rom zog, wo sie am 25. Juli 1373 starb und in der St. Laurentii Kirche begraben wurde. In dem Hospitale befand sich ein kleines Kirchlein, und in dem Kirchlein hieng an der Mauer ein Tisch, 9 Schuh lang und 3 Schuh breit, woran Brigitta mit ihrem Gesinde gegeßen haben sollte. Ferner stand in der Hospitalkirche ein Altar, an welchem Sastrows Herr oft Messe zu halten pflegte. Eines Tags hatte der alte Schwede den Einfall, Sastrow sollte ihm zur Messe dienen. Als er aber sah, daß dieser das Handwerk nicht gelernt hatte, noch zu lernen geneigt war, sagte er: „Profecto,

*) Durch den unmäßigen Genuß der Südfrüchte ziehen sich die Ausländer bekanntlich leicht den Tod zu.

tu es Lutheranus“ (Wahrlich, Du bist ein Lutheraner). Sastrow antwortete: „Ich bin ein Christ, habe in meiner Heimat in die Schule gehn und darin des Studirens warten müßen. Zu Speier aber und bei dem Herrn Receptor des Johanniterordens habe ich der Schreiberei obgelegen und gethan, was mir meine Herrn sonst befohlen haben, so daß ich wenig Zeit gehabt habe, mich um die Messe zu bekümmern.“ So suchte Sastrow den Argwohn seines Herrn, daß er ein Lutheraner sei, zu bekämpfen. Doch kam er allmälig zu der Ueberzeugung, daß ein längerer Aufenthalt in Rom für ihn gefährlich sein würde.

Eines Tags brachte Sastrows Herr seinen Gästen zu fröhlicher neuer Zeitung die Nachricht mit zu Tisch, daß der Erzketzer Martin Luther tot wäre und daß derselbe einen Abschied genommen hätte, wie er ihm gebührte; denn es wären viele Teufel um ihn hergeflogen und hätten einen solchen Spalck (Spuk) mit ihm getrieben, daß niemand bei ihm und um ihn hätte bleiben können. Er hätte gebölkt (gebrüllt) wie ein Ochse und wäre zuletzt mit gräßlichem Geschrei verschieden. Auch hörte es in dem Hause, worin er gestorben wäre, noch nicht auf zu spuken. Da war keiner unter den Tischgenossen, er ließ sich hören, was Luther für ein schädlicher, vom Teufel getriebener Mensch gewesen wäre, wofür er auch in alle Ewigkeit mit allen Teufeln im höllischen Feuer gemartert werden würde. Nur Einer von ihnen, ein Procurator, sagte nichts dazu, sondern so lange die andern den armen Luther marterten, sang er nach der Melodie, wonach die Italiener ihr langes Lied, das kein Ende hat, ihr Falalilalela, zu singen pflegen: „O Jesu, fili Dei, miserere mei!“ (O Jesu, Sohn Gottes, erbarme dich mein.)

Sastrows Herr besuchte alle Kirchweihen in und außerhalb der Stadt, deren bisweilen auf einen Tag wol drei waren. Der verkappte Lutheraner mußte den römischen Messpfaffen auf diesen Gängen begleiten. Hören wir denn aus seinem eignen Munde, was für eine Schilderung er von diesen frommen Wanderungen entwirft. „Wenn wir des Morgens vor Aufgang der Sonne ausgiengen, kamen wir des Abends ziemlich spät zu Haus, da die Kirchen weit von einander gelegen waren. Deswegen trugen wir mit uns eine Pottflasche voll Weins und in einem Charnier gute Fretebilia (Freßalien, Eßwaaren). In den Kirchen waren die Altäre zugerichtet, gedeckt und alles darauf gesetzt, was zum Messehalten nöthig war. Also wenn wir in eine Kirche kamen, gieng mein Herr zum nächsten Altar, kleidete sich an, las eine Messe und fort giengs nach der andern Kirche. Die erste Messe hielt ich ihm aus. Aber dieweil er in der zweiten Kirche Messe las, setzte ich mich hinters Altar, nahm das Charnier vor mich, aß einen guten Imbiß und trank aus der Flasche dazu. Wenn es dann auch mit ihm Eßenszeit war und er sich dazu niedersetzte, missete er vom Eßen aus dem Charnier und fragte, wie es

darum wäre? wo es geblieben? Ich würde gewiß gegeßen und getrunken haben. Dann bekannte ich ihm die Wahrheit und sagte, daß ich, während er die andre Messe gehalten, hinter dem Altar gesessen wäre und gegeßen und getrunken hätte; denn ich könnte so lange nicht fasten als er, hätte es auch nicht nötig, denn ich hielte keine Messe.' Mit dieser Antwort war er denn ziemlich zufrieden."

Indem Sastrow so mit seinem Herrn zu allen Stationen binnen und außerhalb Roms gieng, bekam er in kurzer Zeit viel zu sehen und zu erfahren. Denn sein Herr, der überall wol bekannt war, zeigte und berichtete ihm gern, was besonders wißenswerth war. Ja, er gieng Sastrows wegen zuweilen dahin, wohin er seines Vornehmens wegen zu gehn nicht nötig hatte. Auf diese Weise erlangte der Fremdling bald eine genaue Bekanntschaft mit Roms Merkwürdigkeiten, besonders mit seinen Kirchen, die seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf sich zogen. Es wird auch jetzt, nach 300 Jahren, noch interessant sein, das Bild zu betrachten, das Sastrow uns von dem damaligen Rom entwirft. Folgen wir ihm denn auf einem Gange zunächst durch Roms Kirchen.

„Es sind zu Rom mit den 7 Hauptkirchen fast 150 Kirchen*), kleine und große, Abteien, Klöster und Hospitäler. Ich bin nicht in allen gewesen, und in manchen, darin ich gewesen bin, habe ich nichts Denkwürdiges gesehen. Doch habe ich mir so viel gemerkt: wenn man mit Besuch der Kirchen wirklich so viel Indulgentien erlangen könnte, als man zu Rom fabulirt, so wäre dessen so viel, daß man zu seiner Seligkeit nicht den 12. Theil nötig hätte. Denn aus einer jeden der 7 Hauptkirchen verdient man durch den Besuch derselben Vergebung des dritten Theils aller seiner Sünden, und wenn man in der ersten ad S. Johannem Lateranensem die steinerne Stiege hinaufsteigt, die zu Jerusalem vor des Pilatus Hause gestanden hat, auch Vergebung des dritten Theils aller seiner Sünden. Ebenso verdient man in andern Kirchen, wenn man dieselben besucht, in dieser 1000, in jener 100, in der 50 Jahr Erlaßung. Ja, wenn ich ad Sanctum Petrum die Staffeln zur Kirche, deren wenigstens 12, wo nicht mehr sind, hinaufsteige, so erlange ich, so manche Staffel ich betreten muß, mit einer jeden 7 Jahre Erlaßung. Hätte ich alsdann Macht, was ich nicht vonnöten habe, als das Meine (denn ich habe es ja verdient) dem zu verkaufen, der nicht gen Rom kommen könnte, so wollte ich mich zu den größten und reichsten Sündern verfügen, die würden mir den Nachlaß (die Erlaßung) ihrer Sünden desto treuer bezahlen und könnten im jüngsten Gerichte bei der Rechenschaft desto beßer mit dem Richter zu Rechte kommen."

*) Ihre Zahl wird jetzt auf 365 angegeben.

„Wenn ich nun die 7 Hauptkirchen*) durchlaufe, will ich gleichwol das gute Papier mit dem meisten Narrenwerk, so darin zu sein gerühmt wird, nicht besudeln. In den andern Kirchen, Klöstern und Hospitälern will ich nur kürzlich das berühren, was ich gesehn habe und was mir glaublich berichtet ist."

„Die erste Hauptkirche ist die ad S. Johannem Lateranensem. In dieser Kirche soll Mosis und Aarons Ruthe sein, die Titus Vespasianus samt 4 hohen, großen, gegoßenen Säulen von Jerusalem gebracht haben soll. Die 4 Säulen, die mit Erde des h. Landes gefüllt sind, habe ich wegen ihrer großen Höhe und Dicke mit Verwunderung gesehen. Sie stehen um den Hauptaltar dieser Kirche, in welchem die Häupter S. Petri und Pauli verwahrt werden. Zum andern ist an einer Seitencapelle dieser Kirche eine steinerne Stiege zu bemerken, welche zu Jerusalem vor dem Hause des Pilatus gestanden haben soll. Auf dieser Stiege soll der Herr Christus, als er gar unbarmherzig nach des Pilatus Hause geschleift wurde, so gar hart gefallen sein, daß auf der einen Staffel ein Tropfen seines heiligen Blutes geblieben ist. Sie ist zur mittelsten Staffel in dieser Stiege gelegt, und der Blutstropfen ist mit einem subtilen, eisernen Gitterchen bedeckt, daß man nicht darauf treten und das Blut gleichwol sehen kann. Wer die Staffel hinaufgeht, verdient Vergebung des 3. Theils aller seiner Sünden. Ich bin sie hinaufgegangen, aber ich halts mit dem „O Jesu, fili Dei, miserere mei!" Wer das in der Todesstunde in seinem Herzen behält, hat nicht vonnöten, nach Rom zu reisen, um diese Stiege hinaufzugehn."

„Die zweite Hauptkirche ist die St. Peterskirche auf dem Vatican, wo der Pallast des Nero gestanden hat. In dieser Kirche zeigt man das Halbtheil der Säulen, so zu Jerusalem im Tempel Salomonis gestanden haben und von dannen im Triumph gen Rom geführt sind. Sie sind gar kunstreich gemacht, gedreht wie ein gedrehter Drat und allenthalben mit schönen Bildern verziert. An eine dieser Säulen soll sich der Herr Christus gelehnt haben, wenn er im Tempel Salomonis gepredigt hat. Jetzt werden die vom Teufel Besessenen daran geführt, um von ihrer Plage befreit zu werden. Uebrigens sind die Säulen bei 12 Fuß hoch und so dick, als ein vollkommner Mann im Leibe. Vor Zeiten sollen in dieser Kirche 109 Altäre gewesen sein, die mehrentheils, als ich zu Rom war, zerbrochen waren. Denn man führte darüber die neue Kirche auf, an welcher damals bereits über 30 Jahre täglich mehr als 40 Personen gearbeitet und das Mauerwerk erst so hoch gebracht

*) Es sind diejenigen, welche noch jetzt als die Hauptkirchen gelten und die von den Wallfahrern als Stationskirchen besucht werden. Ihre Pforten werden bei Anfang der Jubeljahre geöffnet und bei dem Ende geschloßen.

hatten, daß man anfangen wollte, das Gewölbe zu schließen. In dieser Kirche haben sich 5 Weiber vermauern laßen nach dem Beispiele der Prophetin Hanna, die sich Tag und Nacht im Tempel finden ließ. Eine jede hat ihr abgetheiltes Schauer, so daß die eine die andre nicht sehen kann. Diese 5 Närrinnen haben nichts, als was ihnen des Tags von denen gegeben wird, die da meinen, sie werden ihres Verdienstes auch genießen."

„Die dritte Hauptkirche ist die des h. Paulus, deren Besucher nicht nur Verzeihung für zwei Drittheil aller seiner Sünden, sondern außerdem noch Ablaß für 1200 Jahr verdient, eben so viel, als wenn er zum h. Grabe nach Jerusalem oder nach S. Jacob in Galatien pilgerte. Unter dem hohen Altare dieser Kirche liegt das andre Halbtheil der Körper Petri und Pauli, item der Körper S. Timothei, des Jüngers Pauli, item 5 der unschuldigen Kinder."

„In der vierten Hauptkirche ad Mariam majorem liegt der Körper des Apostels Matthias und der Körper des h. Hieronymus, item das Wollentuch, darin das Kindlein Jesus in der Krippe gelegen."

„Die fünfte Hauptkirche ad S. Laurentium liegt außerhalb der Stadtmauern. In dieser Kirche zeigt man den Stein, auf welchen S. Laurentius gelegt worden, als er gebraten und gestorben ist."

„Die sechste Hauptkirche ist die zu St. Fabian und Sebastian. In dieser Kirche ist so viel Ablaß zu verdienen, als in den beiden Kirchen S. Petri und S. Pauli zusammengenommen. Denn hier sind die Körper der beiden Apostel Petri und Pauli 100 Jahre lang in einem Brunnen verborgen gewesen, der noch gezeigt wird. Auch liegt hier der Körper des h. Sebastian unter dem Altare. Als Papst Gregorius an demselben in eigner Person für die Seele eines Kaisers Messe hielt, erschien ihm ein Engel und sagte: „Allhie ist der heiligste Ort, in welchem ist die göttliche, gewiße Zusage und Verzeihung aller Sünden, ein ewiger Schein und Licht und Freude ohne Ende, welches alles des Herrn Christi Märtirer S. Sebastian verdient hat." Auch befindet sich in dieser Kirche ein Stein, darin der Herr Christus seine Fußstapfen hinterlaßen hat, als er dem Petro bei dessen Verfolgung zwischen dem Appischen Thore und dem templum Sebastianum begegnete. Ferner liegt daselbst der Körper des h. Fabian und der Körper der Jungfrau St. Lucina, welche diese Kirche zu Ehren des h. Sebastian bauen und den Körper desselben darin begraben ließ. Unter der Kirche befindet sich das Coemeterium S. Calixti, worin sich zur Zeit der Neronischen Verfolgung viele Christen verborgen gehalten, aber zuletzt jämmerlich getötet und begraben sein sollen. Ihre Zahl wird auf 164,000 samt 46 Priestern angegeben."

„Die siebente Hauptkirche ist die zum h. Kreuz. In dieser Kirche, die

von Constantinus, dem Sohne Constantins des Großen, gebaut ist, wird der Schwamm gezeigt, den die Juden dem Herrn am Kreuze reichten voll Galle und Essig; item 2 Dorne aus des Herrn Dornenkrone, item etwas vom Holze des Kreuzes Christi, auch etwas vom Holze des Kreuzes, daran der Schächer zu seiner Rechten gehangen; item ein Nagel, damit der Herr ans Kreuz geheftet; item der Titel, der ans Kreuz geheftet."

„Zu S. Johannes in insula ist ein Jungfrauenkloster und eine Marienkapelle an der Tiber. Einst, sagt man, sei die Tiber so gewachsen, daß das Waßer über die brennenden Lampen gegangen sei, die vor dem Marienbilde hangen. Gleichwol seien die Lampen vom Waßer nicht erloschen und das Bild sei nicht im Geringsten verletzt."

„Zu S. Maria in portico wird ein schöner großer Saphir gezeigt, in welchem Gottes und Marien Bildnis wunderbarlich abgedrückt ist."

„Zu S. Anastasii ist eine Kapelle, welche man ad tres fontes nennt. Hier ist S. Paulus decollirt (geköpft), und soll der Kopf im Abhauen drei Sprünge gethan und an jedem Orte, da er die Erde berührt, einen Brunnen hervorgelockt haben. Bei einem jeden Brunnen hängt an einer Kette eine eiserne Kelle, damit man das Waßer trinken kann. Ich habs auch getrunken. Das Waßer ist klar, frisch und nicht unlieblich zu trinken."

Domine, quo vadis ist ein kleines Kapellchen, darin nur zwei Personen sitzen können. Dasselbe liegt gar frei in via Appii zwischen der Porta Appiana und der Sebastianskirche und verdankt seine Entstehung folgender Geschichte. In der großen Neronischen Verfolgung läßt sich S. Petrus durch das unaufhörliche Bitten der andern Christen bewegen, zu entweichen und Rom zu verlaßen. Als er nun an diesen Ort kommt, wo die Kapelle steht, begegnet ihm der Herr Christus. Petrus fragt ihn: „Domine, quo vadis?" (Herr, wohin gehst Du?) Dem antwortet der Herr: „Revertor Romam, iterum crucifigi." (Ich gehe nach Rom, um mich abermal kreuzigen zu laßen). Die Sprache versteht Petrus, wendet sich nach Rom um, wird daselbst gefänglich eingezogen und ist samt S. Paulo auf einen Tag zum Tode verurtheilt und gerichtet worden. Als ich zu Rom war, hielt ich auch diese Geschichte für eine Fabel, wie man zu Rom viele erfindet. Nachdem ich sie aber bei dem alten Geschichtschreiber Hegesippus gelesen habe, der nicht lange nach der Apostel Zeiten lebte und den rechten Grund von dieser Sache wißen konnte, weil damals noch alles in frischem Gedächtnis war, so muß ichs für eine wahrhaftige Historie halten."

„Von der Kirche zu S. Maria de populo am Flamineanischen Thore wird folgende Legende erzählt. An dem Orte, wo jetzt das hohe Altar der Kirche steht, stand vor Zeiten ein Nußbaum, der alle andern Bäume an Höhe und Größe übertraf. In diesem Nußbaum hielten sich die Teufel auf,

welche den Körper Neros verwahrten, und erwürgten alle, die durchs Thor giengen. Pabst Paschalis legte daher allem Volke ein Fasten auf, er selbst aber mit seiner ganzen Clerisei blieb beständig in andächtigem, demüthigem Gebet, daß Gott und die Jungfrau Maria sie von so großer Beschwerung entfreien wollten. Darauf in der Nacht hat die h. Jungfrau den Pabst zweimal angeredet: „Paschalis, Paschalis, stehe auf und gehe zum Thore hinaus, da steht ein Nußbaum, den laß abhauen und aller Dinge die Wurzeln ausroden und auf dieselbe Stelle in meinem Namen eine Kirche bauen!" Sobald nun der Pabst erwachte, ist er mit allen Prälaten und der ganzen Clerisei in einer herrlichen Procession zum Thore hinausgezogen und hat, nachdem der Baum abgehauen ist, mit eigner Hand das Fundament des Altars gelegt."

„In dieser Kirche sah ich das Grabmal eines Doctors, darauf folgende Verse gehauen waren:

„Hospes, disce novum mortis genus, improba felis
Dum trahitur, digitum mordet et intereo."

(Höre das Unerhörte, o Wandrer, die gottlose Katze
Biß meinen Finger, und ich legte mich nieder und starb.)

Mein Herr erzählte mir, daß der Doctor die Katze zu aller Kurzweil abgerichtet hätte. Da er sie nun eines Tags allzu sehr erzürnte, hätte sie ihn in den Finger gebißen, und nicht lange darauf wäre er gestorben. Vielleicht werden ihr die Zähne von einem schädlichen Wurm vergiftet gewesen sein. Item es hängt in dieser Kirche ein Lindwurm.

„Es ist auch ein Kloster zu Rom, dessen Mönche man Fratres ignorantiae nennt, weil sie ex professo nichts wißen müßen. Sie dürfen nichts studirt haben, ja nicht schreiben und lesen können. Auch habe ich in der Kirche St. Ludovici einen Pfaffen vor dem Altare Messe halten sehen, der nicht recht lesen konnte, was denn unter den Mönchen und Pfaffen in Italien gar gemein ist."

„In der Kapelle Campi sancti werden alle Pilgrime und Armen begraben. Die Erde darin, so von Jerusalem hergebracht sein soll, ist von der Natur oder Heiligkeit, daß die Körper, wenn sie nur 12 Stunden darin gelegen haben, so völlig verzehrt und verwest sind, daß nichts mehr davon zu spüren ist."

„In der Kirche S. Juliani wird von den Reliquien des h. Julian und Albert ein Weihwaßer gemacht. Wenn man dasselbe nüchtern gebraucht und dabei 3 Paternoster und eben so viele Ave Marias spricht, so vergeht einem das Fieber, auch andre Krankheiten."

„Ich will die andern Kirchen, Kapellen, Klöster und Hospitäler, deren

Zahl Legion ist, laufen laßen. Von etlichen habe ich den Lesern berichten wollen, damit sie ein Stück des papistischen Fabelwerks und Aberglaubens und die greuliche Verschmälerung des hohen Verdienstes des Sohnes Gottes sehen möchten. Vor einer jeden Kirche hängt eine Tabelle, darauf geschrieben steht, wannehr darin Stationen gehalten werden und wie viel Ablaß durch den Besuch derselben zu verdienen ist. Sonst hat man auch die Stationen und Indulgentien besonders gedruckt. Aus diesen Drucken, die zu Rom feil geboten werden, ersieht man, daß ein Jahr über 100 Stationen zählt, und daß man jährlich wol 12 mal ewige Erlaßung aller seiner Sünde und dazu mehr als 100,000 Jahr Verzeihung erlangen kann. Da nun Einer nicht mehr als eine einfache Erlaßung zum ewigen Leben nötig hat, so kann man noch 11 Seligkeiten und dazu 100,000 Jahr Ablaß verkaufen. O lieber Jesu, du solltest nur im Himmel geblieben sein, wir wollten wol ohne dich durch die Mildigkeit der heiligsten Väter, der Päbste, welche die vielen schönen Indulgentien gegeben haben, zu dir in den Himmel gekommen sein! Ich aber halte nur eine Station und von der h. Dreifaltigkeit dazu gelegte Indulgentien, die heißt: „O Jesu, fili Dei, miserere mei!“ Item: „Per miserere mei tollitur ira Dei.“ Dabei will ich im Glauben bis in mein Sterbestündlein verharren. Wem es an dieser Station und diesem Ablaß mangelt, der wird mit allen römischen Stationen und Indulgentien von S. Petro vor dem Himmel über gewiesen und von dem Herrn Christo am Tage des Gerichts in den Abgrund der Hölle verstoßen werden.“

„Maria Rotunda ist eine große, hohe, runde Kirche, ein starkes Gebäude, das weder Fenster noch Dach, sondern oben ein großes Loch hat, dadurch scheint der Tag und fällt das Regenwaßer in die Kirche. Im Heidenthum hat sie Pantheon geheißen, d. h. templum omnium Deorum vel Diabolorum, Tempel aller Götzen oder Teufel.“

„Zwischen Maria nova und Cosma soll der Pallast des Romulus gestanden haben. Daselbst hat Romulus seine Statue hingesetzt und gesagt: „Haec statua non cadet, donec virgo pariet.“ (Diese Statue wird nicht fallen, bis eine Jungfrau Mutter wird). Sobald nun die Jungfrau Maria zu Bethlehem geboren hat, ist diese Statue umgestürzt.“

„Auch habe ich zu Rom 7 Triumphbogen gesehn, von denen 6 nicht mehr ganz waren. Der siebente aber, der Triumphbogen des Titus und Vespasianus, war noch ganz. Auf demselben war der ganze Triumph eingehauen, und war lustig zu sehen, wie der Triumphator unter dem Himmel, der über ihm getragen wurde, zur Stadt herein ritt und viele gefangene Juden in eisernen Ketten vor sich her führte. Auch soll er den siebenarmigen Leuchter Mosis sammt der Bundeslade mitgebracht haben.“

„Es giebt zu Rom noch viele andre Antiquitäten, die schön zu sehen sind. Ja, wenn man ein ganzes Jahr und länger damit zubrächte, so würde man nicht fertig, alles zu besehen. Dahin gehören die 3 hohen, schönen Hadriansäulen, das Amphitheater, der Aquäduct und andre Merkwürdigkeiten."

„Rom hat viele schöne und gewaltige Häuser. Solches kommt daher, daß ja der Pabst, um sich ein ewiges Gedächtnis zu machen, beflißen ist, einen großen schönen Pallast zu bauen, der 3 Gemächer über einander hoch sein und nach allen Seiten hin frei stehn muß, sollten auch halbe oder ganze Gassen, die dem Gebäude die Aussicht nehmen wollten, weggebrochen werden müßen. So wollen auch die vielen Cardinäle und Bischöfe nicht an obscuren Oertern und in kleinen Hüttlein wohnen, sondern laßen sich stattliche Palläste bauen. Diese Palläste sind durch und durch von gehauenen Steinen gebaut, deren es zu Rom viele giebt. Denn Rom hat große Steine, große Herrn und große Schälke. Der Bau dieser neuen Gebäude kostet große Arbeit. Um die Steine zu holen, gebraucht man die Büffel, welche sich durch ihre Stärke auszeichnen. Zum Auf- und in die Höhe bringen haben sie besondre Instrumente, mit denen sie die großen Steine in wunderbarer Stille behandeln können."

„Am Frohnleichnamstage (in die corporis Christi) wird vom Pabste eine prächtige Processíon gehalten. Die Gassen, durch welche der Pabst zeucht, werden mit mancherlei schönen Kräutern bestreut, die Häuser auf beiden Seiten mit köstlichen Tapeten behangen, aus den Palästen der Cardinäle, an welchen der Zug vorübergeht, werden Ehrenschüße gethan und kunstreich zugerichtete Feuerbälle geworfen. Alle Fenster in den Häusern liegen voll, alle Straßen sind besetzt. Da ist eine solche Welt bei einander, daß man auf den Köpfen der dichtgedrängten Menge gehn möchte. Voran gehn alle Schüler bei Paaren in weißen Röcken; dann folgen alle gemeinen Messpfaffen in ihrer gewöhnlichen Kleidung; nach denselben alle Prälaten und Domherrn in Röcken, die schon prächtiger und mit weißer Leinewand geziert sind; darnach die Bischöfe in weißen Camlot, und hart vor dem Papste die Cardinäle in weißen Dammast gekleidet. Die Bischöfe haben ihre Bischofsmütze, die Cardinäle ihren Cardinalshut auf. Der Pabst sitzt auf einem prächtigen Stuhle, der mit carmoisinrothem Sammt bezogen ist. An der Rückenlehne des Stuhles ist das päbstliche Wappen angebracht, das von lauterem Golde und so groß als die Rückenlehne selbst ist. Ueber dem päbstlichen Stuhle wird ein Traghimmel getragen an 4 Stangen, die mit rothem Sammt umwunden und an den Enden mit goldenen Knöpfen beschlagen sind. Unter dem Traghimmel gehen ihrer Zwölf, in langen, scharlachrothen Röcken, von denen 8, auf jeder Seite 4, den Stuhl tragen. Unter den Stangen gehn vorn 2, so daß jeder eine Stange trägt, und einer hinten, so daß er auf jeder Achsel eine Stange trägt; endlich der

Zwölfte führt den Pagelun (Pfauenwedel), der überaus kunstreich gemacht ist, und schweift dem Pabste damit über den Kopf, damit ihm die Sonne kein Verdrieß thun könne. Der Pabst sitzt auf dem Stuhle, hat sein päbstliches Gewand an und trägt auf dem Haupte die dreifache Krone, welche man regna mundi (Weltherrschaft) nennt. Dieselbe ist nicht nur von dem schönsten Golde gemacht, sondern auch mit so großen und theuerbaren Steinen besetzt, daß man sagen darf, sie sei eines großen Königreichs werth. In beiden Händen hält der Pabst eine goldene Monstranz, kunstreich gemacht, wie ein runder Ring und inwendig etwa eine Spanne weit; darin hängt das geweihte Brot in der Mitte so zart, daß man kaum sehen kann, woran es geheftet ist. Der Ueberschlag, darauf er die Hände legt, ist von carmoisinrothem Sammit und gar weich gestopft. Nach dem Pabst kommen seine Officiere, alle Consistorialen, Doctoren, Advocaten, Procuratoren, Notare, und nach denselben vornehme Bürger in großer Anzahl auf beiden Seiten in je 3 Reihen, in der innerlichen die besten vom Adel und von den römischen Patriciern, lange brennende Kerzen in der Hand tragend, in der andern deutsche Soldaten und in der äußersten die Hussierer, beide Reuter und Landsknechte, wol geputzt und staffirt. Als der Pabst gegen die Engelsburg kam, wurde ein Feuerwerk abgebrannt, das kunstreich mit Rädern als ein Uhrwerk zu stellen gemacht war, und es schien nicht anders, als ob die ganze Engelsburg in lauter Feuer gestanden hätte. Als er nun an S. Peters Münster gerieth und das Pallatium hinaufgetragen wurde, giengen etliche große Stücke los, denen etliche große Stücke auf der Engelsburg antworteten. Desgleichen schoß man aus den Pallästen etlicher Cardinäle mit Büchsen, Mörsern und grobem Geschütz, daß man weder hören, noch sehen konnte. Als das Knallen etwas aufgehört hatte, stand der Pabst oben vor dem Fenster. Da ward ihm ein Buch vorgehalten, köstlich in Gold eingebunden, daraus er las. Ich konnte es nicht eigentlich hören, was es war. Allé Menschen, die da waren, deren etliche Tausend, fielen auf die Knie. Ich blieb stehen. Die andern, die mich umgaben, sahen mich an, halt! sie meinten, ich wäre unsinnig, daß ich nicht auch in die Knie fiel. Als der Pabst ausgelesen, schlug er die Benediction über das Volk herab. Das rief: „Vivat Papa Paulus, vivat!“

„Ich meine, daß es der Himmelfahrtstag ist, an welchem der Pabst in eigner Person am hohen Altare zu S. Petro eine Messe hält. Dann kommen der Vicekönig von Neapel und der Römische Bürgermeister und führen ein schönes, schneeweißes Rößlein, dessen Zaum, Sattel und Geräth mit silbernen Buckeln beschlagen sind. Mit dem Rößlein gehen sie zum Pabst in die Kirche vors hohe Altar; da offerirt der Vicekönig dem Pabste das Rößlein und etliche 1000 Kronen, zum Zeichen, daß der neapolitanische König des Pabstes Lehnsmann ist. Der König von Frankreich aber, der auch Ansprüche

an das Königreich Neapel zu haben meint, protestirt durch seinen Gesandten, daß die Oblation des Rösslein und der Kronen ihm an seinen Rechten nicht schädlich sein solle."

„Paul III., so hieß der damalige Pabst, hatte 6 solcher weißer Rosse, welche er sich in aller Maße, wie sie ihm geschmückt offerirt waren, zu sonderlichem Pomp und Gepränge vorführen ließ, so oft er in der Stadt von einem Pallast zum andern zog. Auf solchen Spazierfahrten, welche er zu seiner Belustigung oft machte, erschien er stets mit großer Pracht und ansehnlichem Comitat, auf beiden Seiten mit gerüsteten Reitern und Soldaten versichert. Paul III. stammte aus der Familie Farnese, welche nicht allein zu Rom, sondern in ganz Italien große Gewalt und Ansehn genießt. Vor seiner Wahl zum Pabste hieß er Alexander Farnese, war weltliches Standes, hatte ein Eheweib, Söhne und Töchter und von denselben Enkel und Enkelinnen. Obwol er also Vater und Großvater war, gelangte er doch zum päbstlichen Stuhle. Von Alexander VI. wurde er wegen seiner schönen Schwester Julia Farnesia zum Cardinal erhoben. Sobald er den Cardinalshut trug, ließ er sein Eheweib von sich und that sie ins Hospital Sancti Spiritus, wo sie die Zeit ihres Lebens wol und prächtig unterhalten wurde. Als Clemens VII. starb, wurde Alexander Farnese als Paul III. zum Pabst erhoben. Er war einer der ruchlosesten Päbste, die auf dem römischen Stuhle gesessen haben. Als er gewählt wurde, sagte er mit sehr betrübter Geberde: „Habebitis Pontificem per triduum." (Ihr werdet auf 3 Tage einen Pabst haben). Er lebte aber noch 15 Jahr und schändete den römischen Stuhl diese ganze Zeit über durch Nepotismus, Unglauben und Gotteslästerung. Gleich nach seiner Wahl machte er zwei seiner Nepoten, den Alexander Farnese und jenen Grafen de S. Flore, bei dem mein Bruder Johannes starb, zu Cardinälen. Zu Bembus durfte er sagen: „Fabula de Christo mihi multum profuit." (Die Fabel von Christo hat mir viel Nutzen gebracht). Als er endlich 82 Jahre alt starb, brauchte er im Todeskampfe diese Worte: „Iam experiar, num verum sit, quod nunquam credidi, nec adhuc credo, resurrectionem mortuorum et remissionem peccatorum." (Jetzt werde ich erfahren, ob es wahr sei, was ich nie geglaubt habe und bis auf diese Stunde nicht glaube, daß es eine Auferstehung der Toten und eine Vergebung der Sünden gebe).

„Nicht gar weit vom Tempel Mariae de pace steht der berühmte Pasquillus, eine hohe, steinerne Statue, an welcher man fast alle Tage geschrieben findet, was die großen Herrn, die Cardinäle und der Pabst selbst auf sich geladen haben. So hat man auch von Pauls III. Cardinalshute am Pasquillus gelesen, wer ihm den verdient habe, wie ihm denn viel und oftmals übel nachgeredet und geflucht wurde."

„Daß es übrigens zu Rom nichts ungewöhnliches ist, dem Pabste zu fluchen, zeigt folgende Geschichte. Einst kommt ein Deutscher nach Rom, um Ablaß zu holen. Als er beichtet und unter andern Sünden auch die bekennt, daß er dem Pabste geflucht habe, weiß der Confessionarius nicht, was er ihm antworten soll; denn würde er sagen, es wäre eine große Sünde, so würde der Confitent das nicht reimen können, wenn er zu Rom dem Pabst viel fluchen hörte. Würde er aber sagen, es wäre keine Sünde, so käme der Pabst in Deutschland in noch größere Verachtung, wenn der Confitent dort solches nachsagte. Zuletzt ergriff der Confessionarius folgenden Ausweg. Er fragte den Confitenten: „Wo hast du dem Pabste geflucht? Daheim oder hier in Rom?" Als der Confitent antwortete: „„Daheim"", sprach der Confessionarius: „O dann hast du eine große Sünde gethan; denn zu Rom darf man dem Pabst wol fluchen, aber nicht daheim."

Oben im 14. Kapitel ist von dem Kriege des Churfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen gegen Heinrich von Braunschweig die Rede gewesen. Als Sastrow Lust bezeigte, sich als Musterschreiber anwerben zu laßen, sagte ihm sein Herr, der Comthur, vorher, daß der Krieg nicht lange währen würde. In der That hatte er bald sein Ende erreicht. Nachdem Herzog Heinrich mit seinem Sohne Karl Victor gefangen war, kam sein andrer Sohn, Philipp, gen Rom gezogen, um beim Pabste Hülfe zu suchen. Hier sollte Sastrow dem flüchtigen Herzoge, gegen den er beinahe mit zu Felde gezogen wäre, im tiefen Frieden begegnen und folgende Geschichte mit erleben, die durch des Herzogs Aufenthalt zu Rom veranlaßt wurde.

„Zu Ehren Herzog Philipps wurde von den Cardinälen ein großes Banket angerichtet. Der Cardinal, in dessen Pallast das Banket war, hatte einen Spanischen Herrn zum Hofdiener, der die Gelegenheit zu benützen dachte, um einen ansehnlichen Diebstahl zu begehn. Bekanntlich haben die Spanier eine große Inclination zum Stehlen. Als Kaiser Karl V. eines Tages von den Spaniern aufgefordert wurde, daß er den Deutschen das Vollsaufen bei harter Strafe verbieten möchte, antwortete er ihnen: „Das ist mir eben so unmöglich als den Spaniern das Stehlen abzugewöhnen." Um nun bei der bevorstehenden Festlichkeit einen tüchtigen Fang zu machen, verfiel der Spanier auf folgende List. Er nahm ein Legel Wein und ein Brot zu sich und legte sich damit unter den Tisch, an welchem das Festmahl gehalten werden sollte. Der Tisch war um und um mit Tapeten bis auf die Erde behängt. Würde es ihm nach Wunsche gehn, daß er nicht entdeckt würde, so wollte er nach beendetem Festmahle sein Vorhaben ausführen, für welchen Fall er zwei Knechte an des Cardinals Pallast beschieden hatte, welche ihm das Gestohlene hinwegzutragen helfen sollten. Würde er aber unter dem Tische ertappt, so wollte

er sein ernstliches Vorhaben für eine lächerliche Posse ausgeben, wie er denn mit seinem Herrn Cardinal, der an seinen scurrilischen Stocken*) sonderliches Gefallen hatte, wol daran war. Das Festmahl begann. Die Herrn banquetirten bis um Mitternacht. Als sie endlich aufstanden und ein jeder an seinen Ort gieng, waren die Officiere, welche aufwarteten, so müde, daß sie keine Lust mehr hatten, die gebrauchten Kleinodien und silbernen Geschirre, als Schüßeln, Teller, Becher, Schauer (Pocale) und dergleichen, bei Seite zu bringen. Auch meinten sie, wenn sie nur das Gemach zuschlößen, so würde alles zusammen bis an den Morgen sicher sein. Also schloßen sie das Gemach hinter sich zu und giengen alle davon. Jetzt kam der Spanier unter dem Tische hervor, öffnete das Gemach, rief seine beiden Knechte herbei, ließ durch dieselben etliche Trachten hinwegtragen und nahm dann noch mit ihnen so viel, als sie tragen konnten. Das gestohlene Gut trugen sie in die Judengasse, machten es zu Gelde und behielten nur so viel unverkauft, als sie bequemlich mit sich führen konnten und als der Herr unterwegs zur Vollführung ihrer Pracht nöthig hatte. Mit diesem Reste hat er sich davon gemacht und ist mit seinen beiden Knechten und Helfershelfern eilends gen Neapel geritten."

„Des Cardinals Officiere, welche die ganze Nacht aufgewartet hatten, schliefen etwas lange. Als sie aber zuletzt hervor kamen und ins Gemach traten, sahen sie bald, wie da haushgehalten sei, entsetzten sich und stunden in Zweifel, was sie thun sollten. Ihnen schauderte die Haut, wenn sie an die Folgen dachten, sie würdens nun melden oder verschweigen; denn in beiden Fällen befürchteten sie, gefänglich eingezogen zu werden. Zuletzt hielten sies fürs beste, daß sie es dem Herrn Cardinal meldeten."

„Darauf wurden sie ins Gefängnis gesetzt. Sodann wurde der Diebstahl auf allen Straßen durch die Post bekannt gemacht, und die entwendeten Kleinodien wurden namentlich den Wirten beschrieben, wie sie beschaffen und mit welchen Wappen sie bezeichnet wären. Vom Pabste wurde ernstlich befohlen, jeden, bei dem etwas gefunden würde, anzugreifen und gen Rom zu führen."

„Als der Spanier mit seinen Pferden etwas müde und hungrig war, kehrte er in ein Wirtshaus ein und forderte eine Mahlzeit. Der Tisch wurde gedeckt und angerichtet. Als das Eßen in irdenen Schüßeln aufgetragen wurde, fuhr der Spanier den Wirt an und sprach in hoffärtigem Zorne, ob er meinte, daß er ein Hudler sei. Dann befahl er seinen Knechten, sie sollten seine silbernen Teller und Schüßeln herbringen, darin sollte ihm der Wirt anrichten. Dieser nahm die Schüßeln, gieng damit in die Küche, verglich sie mit den Insignien, die ihm durch die Post zugekommen waren und befand, daß es eben die rechten wären. Nachdem er sich dann gestärkt (mit Mannschaft ver-

*) Stocken = Streichen. Daher Stocknarr.

sehen) hatte, nahm er seine 3 Gäste gefänglich fest und ließ sie nach Rom führen. Als der Spanier hier gefragt wurde, wohin er das andre Silber gethan hätte, das nicht bei ihm gefunden wäre, machte er die beiden Juden namhaft, denen ers verkauft hatte. Von denen hat man das gekaufte Silber genommen und sie stracks nach dem Gefängnis geführt."

„Es giebt zu Rom viele Juden, die eine besondere, große, verschloßene Gasse bewohnen. In der Charwoche dürfen sie sich gar nicht sehen laßen, sondern müßen sich verschließen; denn das römische Volk ist alsdann so vergrellt und verbittert auf sie, daß, wenn sie einen erwischten, sie ihn totschlagen würden. Deswegen dürfen sie sich bis auf den Osterabend nicht herauswagen, weil sie um die Zeit den Herrn Christum gekreuzigt haben. Von Ostern an sind sie wieder gesichert und mögen mit jedermann frei handeln und wandeln."

„Jene beiden Gefangenen waren unter allen Juden die reichsten und vornehmsten. Es wurden viel tausend Kronen für sie geboten, daß ihnen das Leben gelaßen werden möchte; aber es war alles vergeblich. An der Brücke, die über die Tiber zur Engelsburg führt, wurde ein Galgen aufgerichtet, an den wurden sie alle fünf gehängt, der Spanier in der Mitte und an jeder Seite ein Knecht und ein Jude. Dem Spanier setzten sie eine Krone von geschlagenem Messingsblech auf den Kopf als einem diebischen Könige, der gar geschwinde mit dem Stehlen umgegangen war."

Uebrigens war das Aufknüpfen von Dieben zu jener Zeit in Rom an der Tagesordnung. Sastrow sagt, „es wurde alle Woche gehängt" und theilt dann noch einige Proben von römischer Justiz mit. „Als ich einmal einen hängen sah", so erzählt er, „kam seiner Bekannten einer und sah auch zu. Ehe der Henker den Dieb von der Leiter stieß, rief der Bekannte zu ihm hinauf: „Mizir Nicolao, confide in uno Di!" (Herr Nicolaus, vertraut auf den einigen Gott.) Der Dieb antwortete: „Mizir si!" (Ja, Herr.) Indem stieß ihn der Henker von der Leiter. Auch habe ich vielen die Chorda geben sehn, auch wol Messpfaffen, weil sie des Morgens mehr als eine Messe gehalten hatten; denn bei der großen Menge von Pfaffen ist solches verboten, weil den andern der Verdienst dadurch weggefangen wird. Das Chordageben besteht in folgender Procedur. Aus dem Giebel eines Hauses wird ein Tritzeblock (Flaschenzug) gehängt, durch welchen die Chorda oder das Seil gezogen wird. In der Mitte ist ein Knebel, welcher an dem Tritzeblocke so befestigt ist, daß er denselben zum Stehen bringt. Nun wird die Chorda dem Missethäter auf der Gasse um die Hände auf den Rücken gebunden, so daß er, wenn er in die Höhe gezogen und mit Gewalt wieder heruntergestürzt wird, das Pflaster nicht erreichen kann, aber die Hände über den Kopf, also die Schultern aus den Gelenken verrückt werden. Solcher Tracte muß er 3 aus-

stehen; dann wird er gelöst, ins Haus geführt und die Schultern werden ihm wieder eingerichtet. Damit sind die Lictoren gar geschwinde; denn sie brauchen des Handwerks oft. Es kommt auch wol, daß die Gestraften es ihr Lebelang nicht verwinden. Andern thut die Chorda keinen großen Schaden. Ich habe einen Messpfaffen gesehn, der sich dermaßen darein zu schicken wußte, daß er sich 3 Tracte geben ließ, um einen Julium zu verdienen." *)

Doch nicht bloß die kirchlichen und socialen Zustände Roms sollte Sastrow beobachten. Er sollte auch noch Zeuge davon sein, wie die kriegerischen Bewegungen, welche um jene Zeit Deutschland erschütterten, ihre Wellenschläge bis gen Rom entsandten. Der Held, welcher bislang mit seinem Gebete den Krieg aufgehalten hatte, Dr. Luther, der Mann des Friedens, war im Anfange des Jahres 1546 in Frieden entschlafen. Gleich nach seinem Tode rüsteten sich die Parteien zum Kriege. In Rom ließ auch der Pabst umschlagen (durch Trommelschlag bekannt machen), daß er Reuter und Soldaten annehme, um sie dem Kaiser zu Hülfe zu schicken, damit die Lutherschen gar ausgerottet würden, wie denn auch 10,000 Soldaten und 500 wolgerüstete, leichte Pferde angenommen wurden. Nachdem ihnen Laufgeld (Handgeld, Werbegeld) gegeben war, wurden sie nach Bononia auf den bestimmten Musterplatz beschieden.

Zum Oberanführer über das junge Heer, Reuter und Knechte, machte der Pabst seinen Nepoten Octavius, der den Titel eines Herzogs von der Engelsburg führte. Gleichzeitig fieng man auch an, es mit der Spanischen Inquisition schärfer zu nehmen, als vorhin, damit die angeworbenen Soldaten und Reuter desto mehr angefeuert würden, wider die Lutheraner zu streiten. Sastrow sollte es noch mit erleben, wie ein Spanier, welcher beschlagen und überwunden (ertappt und überführt) wurde, daß er lutherisch sei, der Inquisition zum Opfer fiel. Man setzte ihn auf ein Pferd, und nachdem man ihn und das Pferd von oben bis unten mit Briefen behängt hatte, auf welche Teufel gemalt waren, führte man ihn durch etliche Gassen bis auf einen geräumigen Platz vor der Kirche, welche den Namen S. Maria super Minervam führte. Da war ein Galgen aufgerichtet, an welchem der Spanier gehängt wurde. Als er tot war, nahmen sie seinen Körper vom Galgen und warfen ihn auf einen hart neben dem Galgen errichteten Holzstapel, zündeten den an und verbrannten den Körper zu Pulver. Dann trat ein geschwätziger Mönch auf und hielt eine lange Predigt, was für eine gefährliche, schäd-

*) Diese grausame Strafe wurde noch zu Anfange dieses Jahrhunderts vollzogen. Der Platz dazu war recht im Corso und ihr Vollzug geschah selbst mitten unter der Carnevalslustbarkeit.

liche Ketzerei die Lutherſche Lehre wäre, deren ſich ein jeder bei Verluſt Seelen, Leibes und Guts enthalten ſollte.

Unter ſolchen Erlebniſſen und Beobachtungen ſchwand unſerm Bartholomäus zu Rom die Zeit raſch hin. Die erſte Hälfte des Jahrs lag ſchon hinter ihm, und noch hatte er ſeinen Rückzug nicht angetreten. Doch dachte er jetzt ernſtlich daran, Rom zu verlaßen. Da ſeine täglichen Erfahrungen ihm immer deutlicher zeigten, daß er hier auf einem gefährlichen Boden wanderte, ſo lag ihm ſeine Rückreiſe nunmehr beſtändig im Sinne. Dabei kamen ihm dann aber wieder allerlei Bedenklichkeiten, ob es auch räthlich ſei, ſich in dieſer Zeit auf die Reiſe zu begeben. Es war im Anfange der Hundstage, in welchen die Italieniſche Hitze den Deutſchen am gefährlichſten iſt. Sollte er in dieſer glühendheißen Jahreszeit eine beſchwerliche Fußwanderung durch ganz Italien unternehmen, ſo konnte er leicht dabei ſein Leben zuſetzen. Dazu kam, daß alle Gegenden, durch welche ihn ſein Weg führte, voll Kriegsvolk waren. In Welſchland mußte er durch die welſchen Reuter und Soldaten ziehen, ein teufliſches Volk, das die Deutſchen an Rohheit und Bosheit weit übertraf. War er ſo glücklich, Deutſchland zu erreichen, ſo ſtieß er zuerſt auf die Kaiſerlichen, einen gewaltigen Haufen, dann auf die Böhmen, ein böſes Volk, zuletzt auf die Kriegsſchaaren der Proteſtanten. Wie leicht konnte ihm da ein Unfall begegnen. Andrerſeits war es aber auch ſehr unſicher, länger in Rom zu bleiben. Der Cardinal de S. Flore konnte wol denken, daß Saſtrow mit ſeinem ſeligen Bruder Johannes ein und denſelben Glauben theilte. Was der Cardinal aber von dieſem Glauben hielt, zeigten ſeine Worte: „Frustra eum admonui, ut non legeret libros suspectos.“ (Vergeblich warnte ich ihn, er möchte keine verdächtigen Bücher leſen). Auch auf Dr. Hoyer, der ſtreng römiſch geſinnt war, konnte ſich Saſtrow nicht feſt verlaßen. Darf doch ein Bruder dem andern nicht trauen, wenn beide nicht Einen Glauben haben. Wie viel weniger konnte Saſtrow einem Andersgläubigen ſein volles Vertrauen ſchenken, der nicht einmal mit ihm verwandt war. Sein Herr, der Verwalter des St. Brigittenhoſpitals, hatte ihm geſagt: „Profecto tu es Lutheranus.“ Wie leicht konnte die Spaniſche Inquiſition von ihm einen ähnlichen Gedanken faßen! Dazu fürchtete Saſtrow, daß er ſich einmal ſelbſt durch unbedachte Reden verrathen möchte. Bei dem Italieniſchen Weine, welcher gut und lieblich zu trinken war, ſchwebte er beſtändig in Gefahr, die Warnung zu vergeßen, welche ihm ſein früherer Herr, der Comthur des Johanniterordens, gegeben hatte. Alle dieſe Gedanken machten unſerm Bartholomäus keine geringe Sorge und Unruhe. Nach langer Ueberlegung kam er endlich zu dem klugen Entſchluße, er wollte ſeine Sache Gott befehlen und im Namen Gottes, der ihn noch nie verlaßen hätte, die Rückreiſe antreten. Doch war ſein Gottvertrauen nicht ſo völlig, als es hätte ſein

sollen; denn er getröstete sich daneben auch dessen, daß er an Petrus einen getreuen Gefährten hätte, und lehnte sich also auf einen Rohrstab, der ihm beinahe durch die Hand gegangen wäre.

Sobald Sastrows Entschluß, abzureisen, feststand, begab er sich zu Dr. Hoyer, setzte ihm ausführlich auseinander, warum er sich auf den Weg begeben wollte und forderte von ihm das deponirte Geld zurück. Dr. Hoyer rieth ihm sehr von seinem Vorhaben ab und stellte ihm die große Gefahr vor, welche ihn bedrohte. Als er aber sah, daß Sastrow sich nicht überreden laßen wollte, händigte er ihm neben dem deponirten Gelde ein Schreiben an seinen Vater ein, das wörtlich folgender Maßen lautete:

„Minen fruntlicken vnnd willigen Denst, günstige leve Swager vnnd „Frünt! Juwen Breff, den 14. Februarij negst vorgangen gegewen, hebbe „ick den 7. Maij hir tho Rom entpfangen, darin gi vann mi begert, ick „wolde juw helpen, dat juwes seligen Sohns Joannis nagelathene Guth mochte „van sinem Herrn gefortert vnnd so dermalen recuperert werden bi guten Ge„louen. Van dem todtlicken Affgange juwes Sohns (der mi sehr leth ist, „kenne Gott) hebbe ick nichts geweten, ehe mi juw Breff vorreket; doch gar „balde hebbe ick den Herrn Ascanium, Graven de S. Flore, darbi juw „Sohn geweset vnnd gestoruen, angeredet, besocht vnnd dinstlich gebeden, sine „Gnade wolte mi laten weten, wat juwe Sohn nagelathen, vnnd vorgonnen, „dat juw mochte vorreket werden; des mi sine Gnade nicht geweyert, sonder „mi vorheten, he wolde darna schriuen in die Statt, darin he gestoruen, „vnnd wat dar were, lathen tho Rom kamen vnd juw volgen. So hatt sine „Gnade geschreuen, vnd mitteler tidt, er (eher) antwort vnnd de Clenodia, „ock Gelt angekamen, ist juw Sohn Bartholomäus persönlich by mi er„schenen, flitich gebeden, ick wolde ihm helpen raten, dat er mochte an sick „bringen vnnd bekamen solke nagelatene Gueder sines Brodern. Ane (ohne) „alle Sument hebbe ick ene gefort tho dem Herrn Grauen vnnd sin Armoth „vnnd Elende up dat flitigste vorgeholden, vnd darnefen sine Gnade hoch gebeden, „se wolden gnediglich helpen, dat juwes Sohn Joannis Nala mochte Bar„tholomäo zu Handen kamen, welcks vns der Graue avermalen tho„gesecht" u. s. w.

Sobald Bartholomäus Geld und Brief in der Tasche hatte, verabschiedete er sich bei seinem Herrn, dem alten Schweden, der ihn freundlich entließ; denn er gab ihm für die 6 Wochen, welche Sastrow ihm gedient hatte, eine ganze Krone und wünschte ihm eine glückliche Reise.

Der Niederländer Petrus, dem Sastrow anvertraut hatte, was er an Geld und Kleinodien vom Cardinal bekommen, hatte schon oft zum Aufbruche gemahnt. Besonders eifrig drang er aber auf die Abreise, als die Werbungen begannen, der Musterplatz bestellt wurde, und die Soldaten anfiengen,

sich nach der Hand, wie sie eingeschrieben wurden, nach Bononia zu begeben. Endlich beschloßen die beiden Reisegefährten, daß sie den 5. Juli des Morgens früh gewiß auf sein wollten. Ehe aber das Vorhaben ausgeführt wurde, fügte es Gott, daß Sastrow statt des verdächtigen Petrus einen zuverläßigen Reisegenoßen bekam. Er war nämlich in den 6 Wochen, die er in Rom zugebracht hatte, mit einem jungen Gesellen in gute Kundschaft gerathen, der Nicolaus hieß und eines Schneiders Sohn von Lübeck war. Dieser Nicolaus kam nun kurze Zeit vor der beabsichtigten Abreise zu Sastrow und gab sich bei ihm an, er wäre gern wieder zu Haus, es mangelte ihm aber an Zehrgeld. Wenn Sastrow ihm das Viaticum vorstrecken wollte, so wollte ers ihm zu Lübeck mit Dank zurückerstatten. Sastrow hielt den Nicolaus für einen frommen, getreuen Menschen, der ihm als Reisegenoße um so willkommner war, weil er selbst wenig von der Italienischen Sprache verstand, während jener, der sich etliche Jahre zu Rom aufgehalten, dieselbe gar fertig gelernt hatte. Darum freute sich Sastrow sehr über des Nicolaus Eröffnungen, dankte Gott von Herzen, daß er ihm einen treuen und gleichgesinnten Gefährten zugeordnet habe und gieng am 4. Juli, also an dem Tage der Abreise, zu Petro, um ihm die neue Reisegesellschaft anzukündigen. Als Sastrow bei Petrus eintrat, wußte er nicht, mit was für fröhlichen Geberden und Worten er ihm solches anmelden wollte. Da entfärbte sich der Mensch, wurde gar traurig, ja er verstummte. Sastrow gedachte, daß ihm sonst etwas nicht zuhanden gegangen wäre, und fragte: „Petrus, so wollen wir ja morgen auf sein! Wenn es Euch recht ist, so will ich morgen früh mit dem andern Gefährten zu Euch kommen, und dann wollen wir uns im Namen Gottes mit einander auf den Weg begeben." Petrus bedachte sich eine Weile, dann sagte er Ja, und die beiden schieden von einander. Am andern Morgen gieng Sastrow mit Nicolaus aller Dinge fertig nach des Petrus Wohnung, um ihn abzuholen. Da sagte seine Wirtin, Petrus wäre all (schon) davon. Sobald Sastrow den vorigen Tag von ihm gegangen wäre, hätte er sich für einen Soldaten annehmen laßen und wäre stracks und eilends davon gezogen, damit er nicht von seinen Schuldherrn angehalten würde. Denn er hätte nicht mehr, als er gienge und stünde; doch hätte er seinen Gläubigern versprochen, daß er bald mit Geld wieder kommen und einen jeden bezahlen wollte. Erst jetzt fielen unserm Sastrow die Schuppen von den Augen und er erkannte, vor welchen Netzen und Schlingen ihn Gottes gnädige Hand bewahrt habe. „Mein lieber Gott", ruft er aus, „wie hast du mich so gnädiglich beschützt und beschirmt! War mir nicht Witz, Verstand und Vernunft benommen, daß ich einem nackenden Landsknechte anvertraute, was ich zu Rom zu schaffen und was ich daselbst empfangen hatte, und daß ich mich mit ihm allein auf den Weg begeben wollte? Der

Teufel hatte mich auf Zulaßung Gottes gar verblendet, damit die göttliche Fürsorge, Errettung und Beistand desto heller erscheinen, ichs desto mehr preisen und gegen männiglich, sonderlich gegen meine Kinder zur Lehre und Trost rühmen möchte. Hätte Gott sich meiner nicht angenommen, so würde es mir schlimm ergangen sein. Denn wenn ich mit Petrus zum Thore hinausgegangen wäre, so hätte er mich den ersten Tag durch einen Abweg, deren es um Rom viele giebt, zu einem für seine mörderische That bequemen Orte geführt, mich erwürgt und ausgeplündert. Dann wäre er wieder zur Stadt umgekehrt und hätte mit meinem Blute seine Gläubiger gestillt, ohne daß weder Hund noch Hahn danach gekräht hätte. Die Meinen würden nimmer erfahren haben, wo ich hingekommen wäre. Im besten Falle hätte er mir alles genommen, was ich besaß, und mich laufen laßen. Aber was hätte ich dann anfangen wollen, da ich die italienische Sprache nicht verstand? Ich hätte verschmachten müßen, wenn ich nicht erschlagen wäre. Aber der gnädige Gott hat es dem Versucher nicht erlaubt, sondern ihm gewehrt, mit mir das Garaus zu spielen. Dafür sei ihm Lob, Ehr, Dank und Preis, beide von mir und den Meinen aus gläubigem Herzen in Ewigkeit. Amen."

Siebenzehntes Kapitel.

Abreise von Rom. Sastrows Reiseaufzug. Eine Kriegslist. Sastrow und sein Gefährte Nicolaus werden von wälschen Soldaten gezwungen, mit nach Viterbo zu gehn. Ein Unbekannter führt sie in der Nacht wieder zum Thore hinaus. Monte Fiascone. Eine Anecdote. Aquapendent. Beschreibung der Stadt Senis. Beschreibung der Stadt Florenz und was den Reisenden daselbst begegnete. Stadt und Burg Scarperia. Reise durch Bononia. Ein freundlicher Reisegenoße. Schiffahrt nach Mantua. Ein merkwürdiges Zusammentreffen. Verona, Clusa und Trident. Scorpionen. Botzen und Brixen. Was den Reisenden zwischen Brixen und Storzingen begegnete. Beschreibung von Insbruck. Eine glückliche Fügung und eine unglückliche Schiffahrt. Ein Besuch und Versuch im Feldkloster Ebersberg. Viertägiger Aufenthalt in Regensburg. Eine Doppelheirat. Ein Staatswagen. Kaiserliche Truppen. Weiterreise nach Nürnberg. Ein kurzweiliges Scharmützel. Dreitägiger Aufenthalt in Nürnberg. Wie die Reisenden in Nordhausen für Mordbrenner gehalten werden. Aufenthalt in Lüneburg. Reise über Mölln nach Lübeck. Rückreise nach Mölln. Sturz mit dem Pferde. Ankunft in Stralsund. Rückblick. Reisebeschwerden.

Nachdem Sastrow den Fallstricken des treulosen Niederländers glücklich entronnen war, schob er seine Abreise nur noch um einen Tag auf. Dann machte er sich mit seinem norddeutschen Landsmanne, durch dessen Dazwischenkunft ihm das Leben gerettet war, auf die Wanderschaft. Hören wir denn auch jetzt aus seinem eignen Munde, was er uns über die Rückreise von Rom bis in die Heimat, von der Tiber bis an den Ostseestrand, zu erzählen weiß.

„Anno Christi der mindern Zahl 46 und meines Alters 26 den 6. Juli zu Mittage bin ich mit meinem getreuen Gefährten Nicolaus aus Rom gegangen. Mein Geld hatte ich im Hemdskragen, die Kette aber in den Hosen festgenäht. Ich trug nichts bei mir, als einen halben Wetscher (ein kleines Felleisen), darin sich ein Hemd und meines seligen Bruders zu Speier und Rom gemachte Poemata befanden, auf dem Rücken, ein Bündel, darüber ich des Tags den Mantel hängte, auf der Achsel, und ein Rapier auf der Seiten. Gleich den Soldaten, welche nach dem Musterplatze liefen, hatte ich in den Hosenschnitt ein Paternoster geschürzt. Mit meinem Gefährten verabredete ich, daß ich, wenn wir zu Leuten kämen, bei Leib und Leben nichts

reden, sondern mich taub stellen sollte. Nicolaus blieb stets bei mir. Auch wenn ich opera naturae zu verrichten hatte, blieb er in meiner Nähe. Wenn die Soldaten, so neben uns liefen, mit mir reden wollten und ich schwieg, sagte Nicolaus, ich wäre taub. Dann hatten sie Mitleiden mit mir, beklagten mich und sagten, es wäre Schade, daß ein so feiner, junger Mensch nicht sprechen könnte. Jedoch würde ich in die Lutherschen Furfanten (Verbrecher) so wol stechen können, als einer, der hören könnte. Nicolaus sagte: Ja, daran würde ichs nicht mangeln laßen. So giengen wir einen Tag nach dem andern zwischen den welschen Soldaten durch."

„Am zweiten Tage unsrer Wanderschaft kutschirte der Herzog von der Engelsburg, Herr Octavius, 6 Personen stark, neben uns hin. Nicolaus und ich giengen gen Rantzelgohn (Ronciglione), ein Dorf, das 2 deutsche Meilen von Viterbo liegt. Da wollten wir über Nacht bleiben und ließen uns Eßen geben, damit wir uns niederlegen und den andern Tag desto frischer wieder auf sein könnten. Denn wir wollten am andern Morgen früh, jedoch bei Tage, Viterbo passiren, damit wir auf dem Durchmarsche uns etwas versorgen könnten."

„Als wir eben über Tisch saßen und kaum angefangen hatten zu eßen, kam ein Haufen Soldaten in das Wirtshaus hereingerauscht. Der Wirt erschrak und bat uns, wir möchten uns bei Seite drücken; denn er selbst wäre vor den Soldaten nicht sicher. Und in der That sollten wir bald gewahr werden, daß die wälschen Soldaten ein wüstes Gesindel sind, schlimmer als die deutschen Landsknechte. Denn nachdem sie den Wirt zum Hause hinaus gejagt hatten, so nahmen sie alles hin, was gekocht war, tranken so viel, als sie wollten, schlugen die Weinlegel entzwei und ließen den Wein in den Keller laufen. Dieß durften sie unter den Freunden thun, dem Pabst hart vor der Thür. Wie werden sie erst in Feindes Landen gehaust haben? Zuletzt fragten sie uns, ob wir mit ihnen nicht noch bis gen Viterbo laufen wollten? Nicolaus sagte: es gienge fast an den Abend, Viterbo würde verschloßen sein, ehe wir daran kämen. Sie sagten, nein, wollten wol hineinkommen. Nun sahen wir nichts beßeres, als daß wir uns mit ihnen auf den Weg begäben. Als wir die Stadt erreichten, war es gerne Mitternacht. Die Soldaten riefen dem Thurmwärter zu, er sollte aufmachen und sie einlaßen. Der fragte, wer sie wären? Sie antworteten: „Soldaten del Duca Ottavio del Castello." Darauf wurde das Thor geöffnet. Es war mitten in der finstern Nacht, als wir zu Viterbo eingelaßen wurden, und es fragte sich, was nun beginnen? Wir giengen von einem Hause zum andern, alle waren sie voll Soldaten. Wie gefährlich es unter diesem Gesindel sei, hatten wir bereits erfahren. Zudem mochte ja der niederländische Bösewicht Petrus, der mit unter den Soldaten war, in eben dem Hause sein, in welches wir

etwa eingelaßen wurden. Oder trafen wir mit ihm nicht in der Herberge zusammen, so konnte er uns am andern Tage erspähen und uns verrathen, daß wir Deutsche, dazu evangelischer Religion wären. Geschah dieß, so wurden wir stracks vom Leben zum Tode gebracht. Als wir in solcher höchsten Angst und Bekümmernis nicht wußten, wie wirs angreifen sollten, allein, daß wir zu Gott von Herzen seufzten, siehe indem kommt einer zu uns getreten, wie es sich ansehn ließ ein wolgestalteter, vierzigjähriger Mann, den wir unser Lebelang nicht gesehen hatten. Obwol er uns nun kein Wörtlein hatte reden hören und wir in wälscher Kleidung waren und den Soldaten, mit denen wir in die Stadt kamen, in allem so gleich, daß man am hellen Tage von Morgen bis an den Abend uns für nichts anders als Soldaten gehalten hatte, so redet uns der Fremde gleichwol in der finstern Nacht ohne einiges Vorwort mit diesen förmlichen deutschen Worten an: „Ihr seid Deutsche; gedenkt Ihr nicht, daß Ihr in Wälschland seid? Wenn itzt der Podesta an Euch geriethe, würde er Euch stracks die Chorda geben; ja, es dürfte Euch als Deutschen noch wol etwas schwereres begegnen. Ihr wollt nach Deutschland: kommt, ich will Euch zu dem Thore hinausführen, das Eures Weges sein wird.“ Wir erschraken, als uns der Fremde so anredete. Woher wußte er, daß wir Deutsche waren und nach Deutschland wollten? Wer hatte es ihm gesagt? Oder konnte er uns ins Herz sehn und unsre Gedanken errathen? Wir wußten vor Verwunderung nicht, was wir antworten sollten, sondern verstummten und folgten ihm stillschweigend bis an das Thor. Da redete er mit dem Thorwärter, worauf dieser auf Wälsch zu uns sagte: Lieben Gesellen, Ihr dauert mich; derwegen, ob mir wol verboten ist, die Stadt vor Tage zu eröffnen, so will ich Euch doch hinauslaßen. In der Vorstadt werdet Ihr nichts finden, denn die Soldaten haben sie gar ausgebrannt und ausgeplündert; doch werdet ihr in einer Nacht nicht verhungern und verdursten. Indem schleußt er auf, läßt uns hinaus, und gnabhändig*) wieder hinter uns zu.“

„Was will man nun schließen, wer der Mann gewesen sei? Wir haben uns der wunderbaren Errettung erfreuet und sind dadurch getröstet, gestärkt und vergewißert worden, daß Gott uns nicht verlaßen, sondern uns hinferner seine h. Engel senden und uns aus aller Not erretten werde, wie er in dieser Nacht gethan hat.“

„Die Vorstadt fanden wir ganz ausgebrannt. Es waren davon nur noch rudera übrig. Als wir aber ins Feld kamen, lag daselbst ein runder Haufen Stroh, daraus Pferde und Ochsen das Korn getreten hatten. Auf-

*) Knapphändig, d. h. flink mit den Händen, hängt mit der Interjection knapps zusammen. So sagt man z. B.: Er wirft mir die Thür knapps vor der Nase zu.

diesen Strohhaufen legten wir uns zur Ruhe. Als wir erwachten, war es schon Tag. Wir erblickten über uns einen hölzernen Galgen, machten uns auf den Weg und kamen gegen Mittag nach Monte Fiascone.“

„Monte Fiascone ist ein feines Städtlein, wo guter Mußcateller wächst. Wir blieben dort bis an den Abend. Des Mittags wurde uns auf unser Erfordern wol angerichtet an jungen gebratenen Hühnern und andern Gerichten. Wir konnten aber vor großer Hitze und daher entstandener Ohnmacht nichts eßen. Des Mußcatellers, der lieblich und gut war, tranken wir desto mehr.“

„Man erzählte uns zu Monte Fiascone von einem Reisenden, der jedesmal, wenn er in eine Herberge kam, erst durch seinen Knecht den Wein versuchen ließ. War der Wein schlecht, so sagte der Knecht zu seinem Herrn: „Est.“ War er mittelmäßig: „Est, Est.“ War er aber köstlich: „Est, Est, Est.“ Darnach richtete sich denn der Herr, entweder zu bleiben oder weiter zu reiten. Als sie nun nach Monte Fiascone kamen und der Knecht den dortigen Wein versuchte, sagte er: „Est, Est, Est.“ Also blieben sie da, und weil der Wein dem Herrn gut schmeckte, that er des Guten zu viel und wurde davon so entzündet, daß er krank wurde und starb. Da nun seine nächsten Verwandten kamen und sich erkundigten, an welcher Krankheit er gestorben sei, sagte ihnen der Knecht: „Est, Est, Est facit, quod Dominus meus hic jacet“ (Est, Est, Est ist schuld daran, daß mein Herr hier liegt).“

„Obgleich wir in Monte Fiasco einen halben Tag stille lagen, so haben wir doch von den Soldaten nichts mehr wahrgenommen. Wir glaubten anfangs, daß sie, während wir uns in der Stadt ausruhten, stracks durchmarschirt wären oder den Berg Scarperia umlaufen hätten. Aber unser Gott richtete es aus besonderer Gnade so ein, daß wir ohne alle Furcht und Gefahr blieben; denn nach Viterbo haben wir nicht eher wieder einen wälschen Soldaten noch Reuter zu Gesichte bekommen, bis wir durch Bononia zogen.“

„Am 9. Juli langten wir zu Aquapendent an, wo mein Bruder seliger verstorben ist. Die Stadt gehört dem Cardinale de S. Flore und hat den Namen Aquapendent daher, daß von einem hohen jähen Berge ein fließendes Waßer herunterstürzt, als hienge es herunter. Ich gieng wol etwas spaziren, gieng auch in die Kirche, sah aber kein Monument meines seligen Bruders. Zu fragen, war nicht sicher; denn hätten wir uns verrathen, so wären wir verloren gewesen, da das Feuer des Krieges gegen die Deutschen schon lichterloh brannte.“

„Senis oder Sena Virgo (Siena), eine gewaltige Stadt, die eine berühmte hohe Schule hat, liegt 45 wälscher Meilen von Aquapendent. Aber dazwischen liegen Städte und Dörfer. Bei Senis liegt ein

Berg, von dem man zwei Städte sehen kann. Die eine heißt Cent, die andere Nonagent. Man sagte mir, als der Pabst zu Senis gewesen, hätte ihn ein Mönch überredet, daß er seiner Heiligkeit von dem Berge centum nonaginta civitates (190 Städte) zeigen wollte. Als nun der Pabst mit dem Mönch auf den Berg gekommen, hätte dieser ihm die beiden Städte Cent und Nonagent gezeigt."

„Den 11. Juli sind wir nach Florenz gekommen, das 21 wälscher Meilen von Senis liegt. Vor andern Städten Italiens, die ich auf der Hin- und Wiederreise passirte, sagte man uns am Thore: „Liga la spada", d. h. wir sollten der Wehre Kreuze (der Rappiere oder der Degen Gefäße) an die Scheide binden. Vor dieser Stadt nahm man uns aber die Wehre, und da wir sagten, daß wir bis an den Abend in der Stadt bleiben wollten — sonst hätte uns einer, unsre Wehre tragend, durch die Stadt geführt — so bunden sie an das Kreuz der Wehre ein Kerbstöcklein, von dem sie uns ein Stück gaben, das daraus geschnitten war. Wenn wir zum andern Thore hinausgiengen, sollten wir daselbst unsre Wehre gegen unser Stöcklein wieder bekommen. Es gieng aber einer mit uns vollends in die Stadt und brachte uns in eine ansehnliche, gute Herberge, darin wir für unser Geld wol tractirt wurden."

„Florenz ist die schönste Stadt in Italien. Wir sahen dort ein herrliches Schloß und eine treffliche Kirche, die von lauter Marmor gebaut war. Die Marmorsteine waren von mancherlei Farbe und kunstreich in und an einander gesetzt. Auch sahen wir 12 Löwen und Löwinnen, 2 Tiger und 1 Adler. Es war wol noch viel zu schauen, aber wir wollten keine Zeit verlieren; denn unsre Gedanken stunden nach Deutschland. Gegen Abend, nachdem die große Hitze vorüber war, brachen wir auf. Als wir zum andern Thore hinauskamen, erlangten wir daselbst gegen den Kerbstock unsre Wehre, ließen uns den Weg zeigen und giengen in der Kühle des Abends bei fünf Viertel Weges in ein Dorf, das Ponte hieß."

„Den 12. Juli giengen wir von Ponte nach dem Städtchen Scarperia und von da nach dem Städtchen Florenzola. Zwischen beiden Städten liegt ein hoher steinerner Berg, der gar scharf ist, als wäre er mit sonderlichem Fleiß wie die Mühlsteine gehauen und zugespitzet. Der Weg über diesen Berg, der wol 2 deutsche Meilen lang ist, ist der böseste Weg in ganz Italien, daß ich viel lieber 10 deutsche Meilen gehen wollte, als diese beiden. Daher denn der Berg und das Städtlein den Namen Scarperia haben."*)

„Den 13. Juli bei guter Zeit des Vormittags kamen wir nach Bononia, das wir voll von Soldaten fanden. Bononia, das dem Pabste

*) Von scarpa, eine spitze Mauer.

gehört, ist eine große Stadt mit einer berühmten Schule. Wir hielten uns nicht lange darin auf und sahen uns nicht mehr darin um, als im Durchgange geschehen konnte."

„Eine gute Viertelmeile von Bononia fängt ein von Menschenhänden gegrabener Canal an, der sich bis gen Ferrara in den Po erstreckt. Da schickte uns der liebe Gott wieder einen getreuen Gefährten zu, der uns Hülfe und Freundschaft erzeigte. Er war in Mantua zu Haus, hatte sich zu Bononia als Reiter annehmen laßen und kehrte nach Mantua zurück. Dieser Kriegsmann sagte uns, wir könnten den Canal entlang bis gen Ferrara im Nachen fahren, er wollte uns den bestellen und uns gute Gesellschaft leisten. Dann fragte er, wohin wir wollten? Wir giengen wol als Soldaten, aber wenn wir Soldaten wären, würden wir wol bei den andern auf dem Musterplatze geblieben sein. Darauf bekannten wir, daß unser Herr zu Trident auf dem Concile wäre. O nein, sagte er, wir wollten weiter. Wir sagten weder Ja noch Nein. Er konnte ein wenig Latein; ich auch ein wenig. So war ich im Stande, mich mit ihm zu unterhalten. Er gedachte des Pabstes und der päbstlichen Religion nicht zum Besten, und als ich ihn fragte, ob er solches in Italien, eben in des Pabstes Lande und Gebiete, wol thun dürfte, sagte er, davor scheuete er sich nicht; denn er hätte keinen Cardinalhut zu verlieren. Als ich ihm darauf die Frage vorlegte, ob er denn kein Bedenken trage, sich wider die Evangelischen gebrauchen zu laßen, antwortete er, er wäre ein Kriegsmann und diente dem, der ihm Geld gäbe. Als wir in die Nähe des Po kamen, sagte er, Ferrara wäre wol eine große Stadt mit einer berühmten Universität; aber die ganze Stadt wäre ein altfränkisches Gebäu, es gäbe da nichts sonderliches zu sehen. Wir sollten mitziehen nach Mantua, das wäre Virgils Geburtsort und eine schöne, lustige, feste Stadt mit einem schönen Schloße. Es wäre wol etwas aus dem Wege, aber wir könnten den Po hinauffahren und uns während der Fahrt ein wenig ausruhen. Er wollte über den Po nach Ferrara fahren und den Schiffer bestellen, der uns bis gen Mantua ziehen sollte. Ferrara wäre in Italien dadurch berühmt, daß man daselbst um diese Jahrszeit gebratene weiße Gänse, gar gut und heiß vom Spieße, bekommen könnte. Er wollte uns eine kaufen, dazu Brot und Wein und bald wieder zu uns in den Nachen kommen."

„Ferrara ist eine große, alte Stadt, die auch wegen der Universität allenthalben berühmt ist. Deswegen hätten wir wol Lust gehabt, uns etwas länger darin umzusehn. Doch dachten wir, des Kriegsmanns Meinung wäre so übel nicht, da wir während der Hitze gleichwol vorwärts kämen, und willigten daher in seinen Vorschlag. Er blieb nicht lange aus und brachte, was er versprochen hatte. Wir setzten den Schiffer, der schlechts im Hemde gieng, hinüber auf die andre Seite des Flußes und gaben ihm fast ein Quartier des

starken Weins. Den trank er aus mit einem Trunke, nahm das Seil über die Achsel und zog uns hinauf bis gen Mantua, das von Ferrara 50 wälscher Meilen ist. Unterwegs brachten wir aber eine Nacht in dem Städtchen Ostia zu, das 20 Meilen von Mantua liegt."

„Den 15. Juli des Morgens bei guter Zeit kamen wir zu Mantua und fanden, daß es eine große schöne, feste und wolgelegene Stadt ist. Vor dem Essen giengen wir umher. Unser Gefährte führte uns ans Schloß und zeigte uns die besten Häuser. Dann gieng er mit uns in die Herberge, war unser Wirt und fragte uns, ob wir auch klein Geld hätten, das allenthalben gangbar wäre. Die Wirte wären ehrlose Buben, das kleine Geld, das man in die Herberge brächte, wollten sie nicht haben, ließe man aber von ihnen eine Krone wechseln, so könnte man das Gewechselte in der nächsten Herberge nicht los werden. Wir sollten ihm eine Krone geben, so wollte er uns kleines Geld verschaffen, das allenthalben bis Trident gangbar wäre. Als wir ihm eine Krone gaben, brachte er uns dafür gutes silbernes Geld, und desselben noch für eine Krone. Er sähe uns für gute Gesellen an und wollte uns deshalb das Geld verehren. Dann gieng er mit uns aus der Stadt, unterrichtete uns des Weges, wünschte uns die h. Engel zu Führern, schlug die Benediction über uns und sagte: Dieser sein Segen würde uns vor unserm Herr Gott zuträglicher und gegen den Teufel und seine Gliedmaßen nützlicher sein, als wenn der allerheiligste Vater, Pabst Paulus zu Rom, mit seinen h. Händen die Benediction über unserm Haupte geschlagen hätte. Damit sind wir unsers Weges gegangen und haben es als eine gnädige Vorsehung Gottes gepriesen, daß wir nicht allein von Viterbo bis Bononia an keine Kriegsleute gerathen sind, sondern auch auf Anleitung dieses Mantuanischen Reuters, der uns auch mit seiner freundlichen, kurzweiligen Gesellschaft ergötzte und erfreute, den gebräuchlichen Weg gen Trident vermieden haben."

„Etwa drittehalb wälsche Meilen von Mantua kamen zwei Gesellen von Verona gegangen. Ihr Weg lief kreuzweis über unsern Weg. Als sie grade im Kreuze an uns stießen, so waren es eben meine Gefährten, an die ich auf der Hinreise zu Kempten gerieth, so weit jenseits der Alpen, als jetzt diesseits der Alpen, und die damals mit mir nach Rom reisten. Wären sie oder wir nur ein Paternoster lang früher oder später gekommen, so hätten wir einander verfehlt. Auf der Rückreise von Neapel waren sie wieder nach Venedig gegangen und zogen nun längs der Lombardei nach Verona, von wo sie nach Mailand reisen wollten und so durch Frankreich in ihre Heimat. Sie forderten uns auf, des Wegs mit ihnen zu ziehen. Da ich Mailand und einen Theil von Frankreich gern gesehen hätte und dieß gar gute, mir wol bekannte Gesellschaft war, mit denen ich fast 150 Meilen

zurückgelegt hatte, so hätte ich mich leicht überreden laßen. Da aber Nicolaus keinen Muth dazu hatte, so mochte ich den von Gott mir zugeordneten Gefährten nicht erzürnen und gieng auf den Vorschlag nicht ein. Gleichwol berichtete ich ihnen, wie es mir mit Petrus ergangen wäre. Sie sagten, ich hätte unweislich gehandelt, daß ich ihm vertraut hätte, was mein seliger Bruder hinterlaßen und daß ich alles bekommen hätte. Wäre ich mit ihm allein von Rom gezogen, so hätte es mir das Leben gekostet. Italiener wären böse Buben, aber Deutsche, wenn sie sich lange in Welschland aufgehalten hätten, wären noch schlimmer, wie ich wol gehört hätte: „Tedesco Italianato se un Diabolo incarnato“ (Ein verwälschter Deutscher ist ein eingefleischter Bösewicht). Damit schieden wir von einander, sie nach Mailand, wir nach Trident. Ich befinde aber aus mündlichen Berichten und aus geschriebenen Historien, wie unruhig und unsicher es damals in Frankreich gewesen ist, so daß es meinem Gesellen und mir unmöglich gewesen wäre, durch Frankreich und die Niederlande in unsre Heimat zu kommen. Daraus spüre ich denn abermals Gottes gnädige Fügung, wofür ich ihm nicht genugsam danken kann.“

„An Verona kamen wir so nahe vorbei, daß wir die Häuser darin sahen. Von Clusa, wo die Alpen anfangen, bis Trident, hatten wir noch 37 wälscher Meilen, das sind fast 8 deutsche Meilen. Zu Trident haben die wälschen Meilen ein Ende. Doch redet man beide Sprachen, deutsch und italienisch. Wir langten zu Trident am 16. Juli an, auf noch währendem Concilio. Hier hörte meine Taubheit auf, dagegen gieng Nicolai Stummheit an. Denn seine Lübische Sprache (das Plattdeutsch) wollte nicht eher gelten, bis wir nach Braunschweig kamen.“

„In Italien giebts viele Scorpionen in den Kammern, in den Betten und unter den Betten. Darum haben die Italiener in den Kammern vor den Fenstern Scorpionenöl stehen, darin ein Scorpion ertrunken ist. Wenn man von einem Scorpion gestochen wird und von dem Oel auf die Wunde streicht, so schadet einem der giftige Stich nicht. Nun bin ich durch Italien und wieder hindurch gereist und hab keinen Scorpion gefühlt und zu Sichte bekommen.“

„Den 18. Juli kamen wir nach Botzen, das 7 deutsche Meilen von Trident liegt. Botzen ist eine ansehnliche Stadt, bei der ein vortreffliches Bergwerk ist.“

„Den 19. Juli erreichten wir Brixen, ein wackeres Städtlein, das 6 Meilen von Botzen an einem lustigen Orte liegt. Es befindet sich daselbst ein Domstift, worin Dr. Caspar Hoyer Domherr war. Dort ist er auch gestorben.“

„Auf dem Wege von Brixen nach Storzingen begegnete uns ein

Abentheuer. Der Rath von Augsburg hatte durch seinen Obersten, Sebastian Schärtlin, die Ehrenburger Clause einnehmen und stark besetzen laßen. Da König Ferdinand sie wieder erobern wollte, so führte er die Bergleute aus dem Botzenschen Bergwerke davor, ein wüstes Gesindel. Allein es fehlte ihm das Geld, seinen Söldnern zu bezahlen. Da sie nun wenig Lust hatten, bloß um der Religion willen zu kämpfen, zumal sie mehr evangelisch als papistisch gesinnt waren, so liefen sie in großer Erbitterung davon und kehrten rottenweise nach ihrem Bergwerke zurück. Am 20. Juli, demselben Tage, an welchem der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen von dem Kaiser öffentlich in die Acht erklärt wurden, begegneten uns diese Gesellen zwischen Brixen und Storzingen. Da sie uns in unsern wälschen Kleidungen und mit den soldatischen Wehren sahen, senkten sie gegen uns die Spieße und schrien einander zu: „Stich in die wälschen, papistischen Schelmen.“ Als mein Gefährte Nicolaus, der noch in der Gewohnheit war, das erste Wort zu führen, sie auf Lübisch anredete, riefen sie: „Es sind quakende Niederländer nicht beßer, als die Italienischen Bösewichter.“ Da nahm ich das Wort und sagte: „Nein, Brüder, wir sind keine Niederländer, sondern rechte Deutsche, aber Lutherischer oder Evangelischer Religion, als ihr sein mögt. Darum gemach und thut uns keine Gewalt.“ Wir kamen nun mit ihnen ins Gespräch. Sie klagten über König Ferdinand und sagten, der wollte kriegen, ohne Geld zu haben, und vermeinte, daß Schläge ihre Besoldung sein sollten. Sie aber wollten wieder in ihr Bergwerk gehn, wo sie doch etwas verdienen könnten. So schieden wir freundlich von einander. Ich sagte aber zu meinem Nicolaus abermal, er würde nunmehr stumm sein müßen und mich reden laßen.“

„Insbruck, das 5 Meilen von Storzingen liegt, erreichten wir den 21. Juli. Es ist die Hauptstadt von Tirol und hat seinen Namen davon, daß dort die letzte Brücke über den Inn geht. Insbruck ist ziemlich groß, hat weite Gaßen und so viele Ställe, daß bequem etliche Tausend Pferde darin stehn können. Denn der König und der Erzherzog von Oestreich sollen oft gar stark dorthin kommen und eine Zeit lang daselbst liegen bleiben. Zu Insbruck ließen wir unsre Kleider ändern und auf das deutsche Muster ummachen. Dann beschloßen wir, den nächsten, richtigsten Weg über Ulm nach Canstadt, Speier, Frankfurt und so fort durch Hessen und Braunschweig zu gehn. Von Insbruck gehen 2 Straßen, eine hinab ins Land Baiern, die andre hinauf ins Land Schwaben. Als wir nun unsern Abschied von Insbruck nahmen und zum Thore hinausgiengen, fanden wir Gesellschaft, die sich verlauten ließen, sie wollten nach Deutschland. Wir giengen mit ihnen in der Meinung, wir wären auf unserm rechten Wege. Statt aber nach Schwaben zu kommen, kamen wir nach Baiern gen Hall und Re-

gensburg. Hinterher erfuhren wir, daß gerade damals des Kaisers Reuter und Knechte, die er aus Frankreich und Spanien erwartete, ein ansehnliches Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß, in Begriff waren, nach Schwaben einzubrechen. Desgleichen wurde uns berichtet, daß das päbstliche Kriegsvolk zu Landshut in Schwaben angekommen wäre, nachdem der Kaiser, der ihrer mit Verlangen wartete, sie durch ausgeschickte Boten zur Eile ermahnt hätte, und daß die protestirenden Stände mit ihrem ganzen Heere, den Churfürsten und Landgrafen an der Spitze, die ganze Gegend eingenommen hätten, so daß wir, wenn wir jene Straße gezogen wären, in große Mühe, ja Gefährlichkeit Leibes und Lebens gerathen wären. Also hatte der gnädige Gott auch dießmal wieder für mich und meinen Gefährten sonderlich gesorgt. Was für Bequemlichkeit wir auf dem Wege hatten, dahin der liebe, barmherzige Gott uns wider unsern Willen verordnete, wird bald folgen."

„Eine Meile von Insbruck liegt Hall, eine hübsche Stadt, die ein treffliches Salzwerk und ein zierliches Schloß hat. Beide Städte liegen im Inthal, in einer gar lustigen, fruchtbaren Gegend, und haben köstliche Weide, Vieh, Fische, Wildpret, Holzungen, Kornwuchs u. s. w."

„Von Hall aus wollten wir in einem großen Nachen den Inn hinunter in die Donau und so fort bis gen Regensburg fahren. Allein der Nachen, der aus Fichtenbrettern zusammengeschlagen war, war zu voll, dazu hatte man ein Pferd mit hineingenommen, das nicht stille stehn konnte, die Bretter giengen von einander, das Waßer gieng zu uns hinein und wir bekamen alle naße und kalte Füße, ehe wir an einem Ufer anlandeten. Nicolaus und ich stiegen aus und begaben uns wieder auf unsre Apostelpferde; denn wir wollten viel lieber müde Schenkel bekommen, als versaufen. Etwa nach einer halben Stunde kamen sie mit dem Nachen das Waßer herunter gefahren und fragten uns, ob wir mit wollten, so wollten sie anlanden. Obgleich sie nun das Pferd nicht mehr darin hatten, so blieben wir gleichwol auf dem Lande."

„Gegen Abend kamen wir nach Schwatz, das 2 Meilen von Hall liegt. Ist ein Markt mit einem sehr guten Bergwerke. Rotenberg liegt noch im Inthale, 2 Meilen von Schwatz. Kophstein, 4 Meilen von Rotenberg, ist ein Städtlein, über welchem auf hohem Berge ein festes Schloß liegt. Fintzbach, 2 Meilen von Kophstein, ist ein Dorf, bei welchem die Alpen enden."

„Sechs Meilen vom Fuße der Alpen liegt das Feldkloster Ebersberg. Hier wollten Nicolaus und ich versuchen, wie uns das Betteln anstehn wollte. Wir giengen deshalb vor des Abts Gemach und warteten, bis der Canzler zum Herrn hineingieng. Zu dem sagten wir demüthig und ganz andächtig, wir kämen von Rom, hätten das Unsre verzehrt und bäten, der

Abt wollte uns gnädig mit einer Kleinigkeit zu Hülfe kommen. Der Kanzler nahm an, er wollte es dem Herrn berichten, wir sollten guten Bescheid bekommen. Dann fragte er, ob wir von dem Italienischen Kriegsvolk nichts vernommen hätten. Wir sagten: Ja, wir hätten sie zu Bononia gelaßen, wo sie gemustert würden. Sie würden bald nachfolgen. Den Mönchen wurde Angst und bange, und zwar nicht ohne Ursache, denn das Kloster lag im offenen Felde. Auf der einen Seite fürchteten sie das römische, auf der andern das schmalkaldische Kriegsvolk. Darum entstand in dem Kloster eine große Bewegung, die Mönche liefen zu dem Herrn ein und wieder heraus und machten sehr furchtsame Gesichter. Wir bekamen aber keinen Bescheid. Da wir nun den Mönchen nicht lange hofiren konnten, so sagte ich zu Nicolaus: „Laß uns ins Wirtshaus gehn — das lag dem Kloster gerade gegenüber — die Mönche sollen sehn, daß wir nach ihren Suppen S. Veltins Krankheit fragen. Wir wollen das Handwerk hinfort nur bleiben laßen, bis wirs beßer gelernt haben." Also giengen wir ins Wirtshaus, ließen uns das Beste auftragen, das vorhanden war, tranken guten Wein, machten uns lustig, und zwar so heimlich, daß mans im Kloster wol hörte, bezahlten den Wirt und giengen unsre Straße."

„Den 26. Juli kamen wir nach Regensburg, wo wir 4 Tage stille lagen, um uns etwas auszuruhen und umzusehen. Denn wir hörten, daß neben dem Kaiser auch König Ferdinand und dessen Gemahlin mit ihrem Frauenzimmer sich in der Stadt aufhielten und daß der König daselbst zwei von seinen Töchtern verheirathet hätte. Von diesen beiden Hochzeiten schreibt Sleidanus im 17. Buche, Fol. 216: „Zu dieser Zeit nahm Herzog Albrecht von Baiern des Königs Tochter Anna, und Herzog Wilhelm von Cleve die andre, Maria genannt, zur Ehe. Denn da der Herzog von Cleve auf die Königin von Navarra aus Frankreich vergeblich hoffte, wurde ihm aus Erlaubnis des Pabstes eine andere zu nehmen zugelaßen. Darum nahm er diese, und wurden beide Hochzeiten zu Regensburg mitten in der Unruhe und Kriegsläuften gehalten, und dienten zwar beide Heiraten zu einer neuen Freundschaft."

„Regensburg ist eine schöne Reichsstadt. Mein Gefährte und ich sahen uns tüchtig darin um und sonderlich auf dem Platze, in dessen schönen und zierlich ausgeputzten Häusern der König, die Königin, die königlichen Fräulein und deren stattliches, wolgeschmücktes Frauenzimmer lagen. Auch sahen wir auf diesem Platze einen Wagen, welchen der Herzog Franz von Mantua seiner Braut, Fräulein Catharina, mit der er 2 Jahre später Anno 1548 zu Mantua in stattlicher Pracht Hochzeit hielt, geschickt hatte. Der Wagen war ganz weiß und prächtig gemacht. Alles was sonst am Wagen Eisen zu sein pflegt, als Ketten, Spangen, Beschläge, ja selbst die Nägel,

womit die Radbeschläge auf die Felgen genagelt, das alles, nichts ausgenommen, war an diesem Wagen von lauter Silber. Vor demselben giengen 4 ganz weiße, wolgehaltene schöne Mutterpferde, von denen jedes unter dem Schwanze, an dem heimlichen Orte, 3 silberne Ringe trug. Auch alles was am Kopfe und Leibe beschlagen war, war von lauterm Silber. Der Fuhrmann, der in weiße Seide gekleidet war und weiße Stiefeln mit silbernen Sporen, auch eine weiße Geißel trug, mußte dreimal sittig auf dem Platze herumfahren."

„Wie wir spürten, waren der Kaiser und König ziemlich mit Knechten und Reutern versehen, die in- und außerhalb der Stadt lagen. Das Böhmische Heer lag feldeinwärts vor der Brücke, welche über die Donau führt. Der deutsche Kriegsmann aber hielt Wacht vor den Brücken nach der Stadt zu, so daß beide Lager durch die Brücke getrennt waren. Wir wurden aber verwarnt, daß es sehr gefährlich sei, durch die Böhmen zu gehn; denn es wären überaus verwegene, böse Buben; zudem wäre der Protestirenden Haufe auch im Zuge, da wir schwerlich durchkommen würden."

„Da wir aber zu Regensburg nicht länger bleiben konnten, so beschloßen wir, uns unverzagt wieder auf den Weg zu machen. Würden wir gefangen, so wollten wir nicht erschrecken, sondern anhalten, daß man uns zum Obersten bringen sollte. Stellte man uns zur Rede, so sollte es keine Not haben. Es hätte jetzt weniger Gefahr, zu sagen, woher und wohin. Wir wollten uns auf den verlaßen, der uns in Italien seinen h. Engeln befohlen hätte. Gleichwol würden wir Bedenken getragen haben, unsre weitere Reise durch Schwaben, die Pfalz, Hessen, Braunschweig und Lüneburg zu machen, wenn wir der Gelegenheit so kundig gewesen wären, als wir später aus Beschreibung derselben berichtet worden sind. Denn es wäre eine große Vermeßenheit und Versuchung unsres Herrn Gottes gewesen."

„Durch die Böhmischen Soldaten giengen wir, ohne zur Rede gestellt zu werden, und schlugen den richtigen Weg nach Nürnberg ein. Wir hatten eine liebliche Straße, gutes Wetter und gute Herbergen, darin wir für unser Geld alle Notdurft mit gutem Willen und Freundlichkeit bekommen konnten. Obwol uns nun kein sturer (harter) Anblick widerfuhr und wir kein zänkisches Wort zu hören bekamen, so ergötzte uns gleichwol der Teufel, unser Feind, mit nachfolgender unangenehmer Kurzweile."

„Des Mittags setzten wir uns an einen Busch und hielten Scharmützel mit den Läusen, die uns großen Dram thaten. Obgleich wir aber viele große wolgefütterte Beister (Bestien) zu Tode schlugen, so hörte gleichwol das Beißen nicht auf. Am andern Mittage, als wir unsre Kurzweile abermals mit ihnen trieben, hatte ich eben so viel große, als zuvor, Nicolaus aber nicht. Die Ursache wird bald folgen."

„Man bedenke nur, was für große Hitze wir von Rom aus ertragen hatten. Es war in Italien, und zwar in den Hundstagen. Dazu giengen wir den ganzen Tag in der heißen Sonne. Des Morgens wenn wir aus der Herberge giengen und die Sonne aufgehen sahen, sagte der Eine zum Andern: Ecce, da kommt unser Feind hervor. Unsre Rücken — denn wir hatten die Sonne stets auf dem Rücken — waren über und über nur ein Bach. Wir schwitzten des Tages einmal oder dreimal das Hemde durch, und mußtens auf dem Leibe wieder trocknen. Ja, die Hemden verrotteten uns auf dem Leibe. Nun trug ich ein sauberes Hemd in der Satteltasche mit mir. Derwegen als wir vor Nürnberg in den Wald kamen, zog ich das schwarze Hemd, das ich von Rom bis an den Ort angehabt hatte, aus, um das andre anzuziehen. Das getragene Hemd war mir aber auf dem Leibe so verweſt, daß ichs mit den Fingern von einander ziehn konnte. Ich mußte es also wegwerfen. Als ich nun das Geld, das ich im Hemdskragen festgenäht hatte, daraus lösen wollte, entdeckte ich die Ursache, warum ich allein am andern Tage eben so große Läuse, als am vorigen gefunden hatte, Nicolaus aber nicht. Denn unter dem Golde lagen die Läuse so dicht als die Steinmotten unter den Steinen zu liegen pflegen. Von da waren sie immer wieder hervorgekrochen, wenn ich die vorigen weggeräumt hatte. Also hatte ich immer frische, ausgefastete (ausgehungerte), die desto schärfer beißen konnten."

„Nürnberg liegt 12 Meilen von Regensburg, ist eine große schöne Reichs- und Kaufstadt und wird das Auge Deutschlands genannt. Denn, sagen die Italiener, Deutschland hat nur ein Auge, Nürnberg, wo die Kaufleute sitzen. Aber die Kaufherrn sitzen zu Augsburg. Wir kamen dort den 30. Juli und blieben 3 Tage. Denn Nürnberg bietet viel zu sehen dar, und es ist kein Zeitverlust, daß man ihr Kirchen- und Rathhausregiment erfahre. Auch ließen wir uns dort die Wamse mit kurzen Leiben machen, so daß wir in deutschem Habit einhergehen konnten. Mein Geld und meine Kleinodien versteckte ich nicht mehr in Kleidern und Hemden, denn uns deuchte eben, daß wir nunmehr zu Haus wären, da es doch noch wol 80 Meilen daran mangelte."

„Von Nürnberg reisten wir über Forchheim, Bamberg, Koburg, Eißfeld, Arnstadt und Erfurt nach Nordhausen. In dieser letzten Stadt, die am Harze liegt, langten wir den 11. August an,*) des Abends spät, als die Thore zugeschloßen wurden. Vor dem Thore sahen wir 10 Körper auf Pfählen sitzen, die des Mordbrennens halben erst kürzlich geschmöket,

*) An demselben Tage, an welchem der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen dem Kaiser ihren Absagebrief zuschickten.

(aufgehängt) waren. Die Wache wollte uns anfangs nicht einlaßen und wies auf die geschmöketen Körper hin. Wir sagten, wenn sie es nicht verdient hätten, wäre ihnen der Tod nicht angelegt worden; mit uns hätte es eine ganz andre Gelegenheit. Als wir nun doch in die Stadt hineinkamen, konnten wir nirgends Herberge finden. Zuletzt fragte ich nach dem Wort führenden Bürgermeister. Zu dem giengen wir ins Haus, erzählten ihm der Länge nach, wo wir herkämen, wo wir hinwollten, wo wir zu Haus gehörten, und sagten ihm auch auf sein Fragen, was wir von dem angehenden Kriege wußten. Nun kämen wir spät in die Stadt, niemand wollte uns beherbergen, könnten der einbrechenden Nacht wegen nicht weiter gehn, und auf der Gasse zu liegen, fiele uns ungelegen. Uns wäre auf dieser ganzen Reise, auch in Italien, solche Härte und Unmenschlichkeit nicht widerfahren, begehrten auch nichts umsonst, wollten alles ehrlich bezahlen und ohne einigen Verdacht uns aufrichtig erzeigen. Wir bäten, er wollte uns Amts halben in eine ehrliche Herberge führen laßen. Dem Bürgermeister deuchte, daß die Gelegenheit um uns so gar böse nicht sein möchte, wie spuddig (dürftig) wir auch gekleidet waren. Als ein weiser, verständiger Mann war er gegen uns freundlich und entschuldigte die Inhospitalität (Ungastlichkeit) der Bürger damit, daß sie der Gefahr, darin sie gestanden, noch gar nicht überhoben wären. Man wäre in den Orten, wo das Evangelium gepredigt würde, nicht allein berichtet, daß der Erzbösewicht, der höllische Teufel zu Rom, viele böse Buben dazu bestellt und besoldet hätte, daß sie im Sächsischen Kreise die Brunnen und Weiden vergiften, und allenthalben mordbrennen sollten; sondern man hätte auch zehn solcher Bösewichter, die wir vor der Stadt noch an den Pfählen gesehn haben würden, auf frischer That ertappt und derowegen schmöken laßen. Darauf erwiederte ich, wenn wir solche Pläne hegten, würden wir so keck nicht sein, in die Stadt zu gehn und uns vor den Bürgermeister als den obersten Regenten der Stadt zu stellen. Endlich befahl der Bürgermeister einem Diener, wo er uns hinbringen und was er dem Wirte ansagen sollte. Der Diener brachte uns in eines Metzgers Haus und sagte dem, was ihm befohlen war. Der war mit schönem feisten Fleische versehen, hatte auch einen Schinenbraten beim Feuer, den er am andern Morgen noch heiß zu verkaufen gedachte. Wir sagten, von dem Braten sollte er uns geben, und fragten, was er zu trinken hätte. Antwort: Gut Nordhäusisch Bier. Wir wären Wein zu trinken gewohnt, sagten wir. Ob nicht guter Wein zu bekommen wäre? Zum Gebratenen gehörte Wein. Er antwortete: Ja, wenn wir den bezahlen wollten. Das Quartier gälte so und so viel. Wir gaben ihm sofort das Geld dafür. Darauf fragte er, ob wir ein Gericht Fisch haben wollten. Ja, sagten wir, wir hätten einen bösen Tag gehabt und müßten dagegen einen guten Abend haben. Er sollte sich zu uns setzen und uns Gesellschaft leisten. Der Wirt sah uns groß an und wußte nicht, was er aus uns machen sollte.

Wie es sich ansehn ließ, war er ein verschlagener Geselle; aber er richtete gut zu. Als wir den Hunger und Durst gestillet hatten, fragte der Wirt, ob wir zu Bett gehn, oder in der Stube bleiben wollten. Wir begehrten nur reines Stroh in die Stube, so hätten wir den Vortheil, daß wir uns den Morgen nicht anzuziehn brauchten. Aber wir bekamen nicht allein Stroh, sondern saubere Tücher darauf und Schulterküssen. Darauf sagten wir dem Wirt, es möchte zwischen ihm und uns wol gut genug werden, und gaben ihm eine gute Nacht. Des Morgens, als wir aufstanden und zur Stube hinausgehn wollten, war ein Schloß vor die Stubenthür gelegt. Wir mußten also so lange verharren, bis der Wirt hervor kam. Dann rechneten wir, bezahlten, gaben der Magd, die uns das Bette gemacht hatte, ein Trinkgeld, und giengen unsre Straße."

„Auf unsrer Weiterreise berührten wir Stolberg, Gernerode, Quedlinburg, Halberstadt, Braunschweig und Giffhorn. In Lüneburg, wo wir den 15. August ankamen, blieben wir anderthalb Tage und kleideten uns so, wie wir zu den Unsrigen nach Haus kommen wollten. Zu sehen ist dort vornämlich der Kalkberg, die Sülze und die goldene Tafel. Von Lüneburg kamen wir nach Mölln, einem festen Städtchen, wo Uhlenspiegel begraben liegt. Dann giengs weiter nach der freien Reichsstadt Lübeck, wo ich erfuhr, daß mein Oheim Andreas Schwarz, meiner Mutter Bruder, mit Frau und Kindern zu Mölln wäre. Als er hörte, daß ich durch Mölln nach Lübeck gegangen sei, sandte er mir einen Klepper und ließ mich bitten, ich möchte wieder zu ihm nach Mölln kommen. Das that ich und lag einen ganzen Tag bei ihm stille. Als er mich genug gehört, ließ er mich am 3. Tage gegen Mittag wieder reiten und gab mir Einen zu, der mit mir reiten sollte. Da ich nun vor der Thür den Klepper kurz herumwerfen wollte (ein guter Trunk zum Valet möchte auch wol mit dabei gewesen sein), stürzte der Klepper mit mir auf die linke Seite, daß wir beide eine kleine Zeit liegen blieben. Da war große Sorge vorhanden. Meine Verwandten meinten, ich hätte den linken Schenkel verletzt. Allein ich stand auf und ritt davon. Zu Lübeck blieb ich noch einen ganzen Tag, bis daß mein getreuer Gefährte mich ehrlich und aufrichtig bezahlte. Dann setzte ich mich auf den Fuhrwagen und fuhr über Dessow, Wißmar, Bukow, Dobberan Rostock, und Ribbenitz nach Stralsund, wo ich am 29. August (1546) anlangte. Also bin ich zwischen Rom und Stralsund 8 Wochen unterwegs gewesen, von denen ich aber beinahe 3 Wochen in verschiedenen Städten still gelegen habe, so daß ich im Ganzen nur 5 Wochen auf der Reise zugebracht habe. Von Rom bis gen Trident sind 359 wälsche oder 92 deutsche Meilen, von Trident bis zum Sunde 163 deutsche Meilen. Summa von Rom bis nach Stralsund 255 deutsche Meilen."

„Meine Eltern, Vater und Mutter, und meine Geschwister, meinen

Bruder Carsten und meine fünf Schwestern, Anna, Catharina, Magdalena, Barbara und Gertrud, fand ich alle gesund. Ich war ihnen allen willkommen. Dr. Caspar Hoyers Schreiben sammt allem, so ich laut des Doctors Schreiben vom Cardinal de S. Flore empfangen hatte, stellte ich alles meinen Eltern zu. Sie gaben mir davon den Siegelring und den Memorialring. Ich war so steif, als ein abgerittenes Pferd. Meine Mutter ließ mir die Wochen zweimal ein Bad machen, badete mir die Schenkel und schmirte mir die Schienen selber mit Venedischer Seife. Das half also, daß mir die Glieder wieder zurecht kamen."

Achtzehntes Kapitel.

Sastrow tritt als Secretär in die fürstliche Canzlei zu Wolgast. Pommerns politische Lage nach Zertrümmerung des Schmalkaldischen Bundes. Wirksamkeit des Canzlers Jacob Citzewitz. Sastrow muß oft mit ihm verreisen und ist nur selten zu Haus und auf der Canzlei. Er geht mit den Pommerschen Gesandten nach Böhmen und wird von denselben auf Kundschaft ausgeschickt. Was ihm zu Leitmeritz begegnet. Er reitet von Torgau aus ins kaiserliche Lager vor Wittenberg. Beschreibung des Schlachtfeldes von Mühlberg. Aufenthalt im Lager vor Wittenberg. Rückkehr nach Stettin.

Als Sastrow sich von den Mühen und Beschwerden der römischen Reise ein wenig erholt hatte, entstand für ihn die Frage, was aus seiner Zukunft werden sollte. Des müßigen Umhertreibens überdrüßig, sehnte er sich nach einer festen, geordneten Thätigkeit. Zugleich regte sich der Wunsch, eine solche Stellung zu erringen, welche ihm die Gründung eines eigenen Heerdes möglich machte. Indem er nun dieses Ziel ins Auge faßte und Mittel und Wege zur Erreichung desselben überlegte, fand er, daß die Schreiberei das Beste dazu thun müßte und faßte daher den Entschluß, sich nach einer bequemen Condition umzusehen. Sein Blick fiel auf die fürstliche Canzlei zu Wolgast. Da er nun wußte, daß der Generalsuperintendent Dr. Johann Knipstrow, der früher als Prediger zu Stralsund mit seinen Eltern viele Jahre befreundet gewesen war, bei Hofe gut angeschrieben stand, so bat er denselben schriftlich um seine Empfehlung. Durch die Fürsprache des einflußreichen Mannes sollte Sastrow denn auch bald zum Ziele kommen. Da gen Wollin ein Landtag ausgeschrieben war, so wurde er auch dahin beschieden, um sich mit den Räthen und Canzleiverwandten bekannt zu machen. Bald darauf, am 5. November 1546, wurde er vom Herzog Philipp als Secretär in die Canzlei aufgenommen. Die Mitglieder derselben waren der Canzler Jacob Citzewitz, der Landrentmeister Erasmus Hausen, der Protonotarius Joachim Ruß und die Secretäre Johann Gottschalk, Lorenz Dinnies, Christoph Labbun und Heinrich Altenkerke. Dazu kam Valentin von Eichstedt, der zu Greifswalde studirt hatte und vom Canzler Citzewitz in die Canzlei gebracht war, damit er sehen sollte, wie es darin

zugienge. Ohne bestimmte Beschäftigung gieng er von einem Tische zum andern schlängeln. Nur bisweilen gab man ihm ein Brieflein abzucopiren. Er war gar übel bekleidet. Das blaue Röcklein, das er trug, reichte nur bis an die Lenden; die Hosen hiengen ihm über die Schuhe. Joachim Ruß und Johann Gottschalk waren ihm nicht sehr gewogen. Sie wollten ihn nicht einmal am Canzleitische eßen laßen und zwangen ihn, nächst dem Canzleitische am Knechtetische zu sitzen. Der Canzler aber begünstigte ihn und wollte ihn hervorgebracht haben. Als der Landrentmeister Erasmus Hausen sein Amt niederlegte, wurde Valentin von Eichstedt in die Rentmeisterei gebracht. Wenn zwischen Parteien gütlich verhandelt werden sollte, wurde er zum Unterhändler verordnet, damit er sich im Reden üben möchte. Später wurde er gen Wittenberg geschickt, wo er noch etwas weiter studiren sollte. Doch blieb er nicht lange aus. Als er wiederkam, wurde er bald Rentmeister, und nach etlichen Jahren trat ihm Citzewitz sogar das Canzleramt ab. Doch erntete der letztere später von seinem Günstlinge nichts als Undank, wie es denn der Welt Lauf und Gebrauch ist, wovon auch Sastrow noch manche Erfahrung machen sollte.

Da Sastrow beim kaiserlichen Kammergericht zu Speier und auf der fürstlichen Canzlei zu Pforzheim schon in voller Uebung des Schreibens gestanden hatte, so wußte er mit der Feder eben so gut fertig zu werden, als seine neuen Collegen. Ja, er stand so wenig hinter den andern Secretären zurück, daß der Canzler seinen Arbeiten vor dem, was jene concipirten, den Vorzug gab. Dadurch erregte er aber den Neid seiner Collegen, welche es nicht ertragen konnten, sich von dem jüngsten Mitgliede der Canzelei überflügelt zu sehen. Besonders wurde Sastrow von Joachim Ruß und Johann Gottschalk angefeindet, die nichts unterließen, worin sie ihm zuwider sein konnten. Hatte er z. B. eine Sache auszufertigen, zu der jene ihm das Material liefern mußten, so geschah es nicht selten, daß sie ihm ganz falsche und verkehrte Angaben machten.

Unter diesen Umständen konnte es unserm Sastrow nur angenehm sein, daß er nicht viel zu Haus war, sondern oft zu auswärtigen Missionen gebraucht wurde, wozu die politische Lage Pommerns reichlich Veranlaßung gab.

Die beiden Herzöge von Pommern, Barnim und Philipp, von denen jener zu Stettin, dieser zu Wolgast residirte, waren Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes gewesen. Zwar hatten sie an dem Kriege keinen thätigen Antheil genommen, aber doch hatten sie mit den Bundeshäuptern in Verbindung gestanden und sich auch nach der Aechtung derselben nicht thatsächlich vom Bunde losgesagt. Inzwischen hatten die Bundeshäupter alle Gunst des Augenblicks versäumt, das große Bundesheer war am 27. November aufgelöst, Landgraf Philipp saß kleinlaut in seinen Festungen, und Kurfürst

Johann Friedrich konnte mit dem Frühjahre den Angriff des Kaisers in Sachsen selbst erwarten. Pommern, das gern gewinnen wollte, ohne etwas zu wagen, hatte bis dahin der kommenden Dinge geharrt und den Schein der Parteilosigkeit anzunehmen gesucht. Allein je näher die Stunde der Entscheidung rückte, desto unhaltbarer und bedenklicher wurde die Stellung, welche die Pommerschen Herzöge bislang behauptet hatten. Das Bild der Angst und Rathlosigkeit, welches die Höfe zu Stettin und Wolgast in jenen Tagen darboten, schildert uns Sastrow in höchst ergötzlicher Weise. Es war, sagt er, ein beständiges Rennen, Reiten, Fahren, Rathschlagen und Zusammenschicken der Räthe zwischen meinen beiden gnädigen Herren Barnim und Philipp, zwischen beiden Herzögen und dem Churfürsten Joachim II. von Brandenburg, und zwischen Herzog Philipp und seinem Schwager, dem Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen, der den ganzen Winter kleinlaut zu Altenburg lag. Bei allen diesen Verhandlungen und Beschickungen wurde der Canzler Jacob Citzewitz gebraucht, der sich schon auf vielen Reichs- und Kreistagen ausgezeichnet hatte. Er war ein eben so gelehrter, beredter und arbeitsamer, als ansehnlicher und hochgemuther Mann, der einem Fürsten wie mit gutem Rathe so auch im fürstlichen Gepränge wol dienen konnte. Er wußte, was er wollte, und was er wollte, das war er auch. Wenn etwas berathschlagt und gefragt wurde, wer sich darüber setzen und es aufs Papier bringen sollte, so pflegten die andern Räthe, besonders Dr. vom Walde, zu sagen, das soll Salomon thun, denn so nannten sie den Canzler Citzewitz. Er mußte alles stellen, was im Namen der beiden Herzöge auszufertigen war, und was er stellte, war mit solchem Fleiß ausgearbeitet, daß niemand sich unterstand, etwas daran zu corrigiren. Dieser Salomon des wolgastischen Hofes mußte nun in den Tagen der drohenden Gefahr mit den befreundeten Fürstenhöfen vielfach persönlich unterhandeln, bei welchen ruhelosen Geschäften ihm unser Sastrow, der arbeitsame Schreiber und der geschäftskundige Landläufer, beigesellt wurde. Mit dem, so erzählt Sastrow selbst, mußte ich allenthalben reiten und fahren, bisweilen Nacht und Tag. Wir sind wol gegen Abend aus dem Berlin gefahren und den andern Tag auf den Nachmittag so zeitig zu Stettin angekommen, daß er (der Canzler) noch denselben Tag referiren konnte. Ich bin manche Nacht bei ihm gesessen, daß er mir dictirte, was den Tag über im fürstlichen Rathe zu verfertigen beschloßen war. Solche Dictate mußte ich dann ins Reine schreiben, noch ehe die Herrn den andern Tag zu Rathe giengen, wo es dann vorgelesen wurde, um sofort versiegelt und weggeschickt zu werden. So kam es, daß Sastrow sich im ersten halben Jahre nicht viel zu Wolgast aufhielt. Und wenn er schon zu Hause war, hielt er sich selten in der Canzlei auf. Ich glaube, sagt er, daß ich dieß halbe Jahr nicht vier Wochen zu Wolgast, und in der Canzlei noch weniger gewesen

bin. Sein Lager hatte er, wenn er daheim war, bei dem Mundkoche des Herzogs Philipp, Meister Ernst, den er als einen frommen gottesfürchtigen Mann preist.

So kam der Frühling des Jahres 1547 heran. Die Rathlosigkeit an den Pommerschen Höfen wuchs mit jedem Tage. Schon am 3. Februar wurden vom Kaiser zu Ulm 7 harte Anklagepunkte gegen die beiden Herzöge Barnim und Philipp herausgegeben. Zudem hatten sie hin und wieder Kundschaft, daß der Herzog von Würtemberg sich bereits ergeben habe und mit dem Kaiser gegen hohe Geldstrafe und Geschütze ausgesühnt sei. Alles mahnte, den Sieger bei Zeiten mit Sühnversuchen anzugehn. Die geängstigten Fürsten beschloßen daher eine Gesandtschaft an den Kaiser abzuschicken, welche seine Gnade anrufen und ihm unterthänigst berichten sollte, daß sie nicht im Schmalkaldischen Bunde gewesen seien. Dazu wurden von jedem Hofe 2 Räthe abgeordnet, vom stettiner Hofe Dr. Johann Falcke, Kanzler, und Jacob Putkammer, Hauptmann zu Stettin, und vom wolgaster Hofe Moritz Damitz, Hauptmann zu Uckermünde, und Heinrich Normann, Professor der Rechte in Greifswalde. Diesen 4 Räthen, welchen das höchst schwierige Geschäft oblag, ihre beiden Herzöge mit dem auf dieselben äußerst erbitterten Kaiser auszusühnen, mußte noch ein Secretär beigegeben werden. Da man nun unsern Bartholomäus Sastrow bald als einen jungen Mann hatte kennen lernen, der nicht nur mit der Feder umzugehn wußte, sondern sich auch außerhalb der Canzlei besonders zu solchen Geschäften gebrauchen ließ, die mit Mislichkeiten und Gefahren verbunden waren und Umsicht, Besonnenheit und kecken Muth erheischten, so wurde er dazu ausersehen, die 4 Räthe auf ihrer Gesandschaftsreise zu begleiten. Auch rechtfertigte er die auf ihn gefallene Wahl aufs glänzendste. Die Räthe bedienten sich seiner zu allerlei mislichen Sendungen. Was sie selbst zu übernehmen sich scheuten, übertrugen sie dem kecken und gewandten Schreiber, der sich muthig den gefahrvollsten Aufträgen unterzog und mehre Male gleichsam als verlorner Posten ausgeschickt und ausgestellt wurde. Doch wollen wir die Einzelheiten dieser äußerst interessanten Gesandtschaftsreise wieder aus Sastrows eigener Erzählung kennen lernen, der man es beinahe in jeder Zeile ansieht, daß das mit allerlei Widerwärtigkeiten und selbst mit Fährlichkeiten verbundene Herumtummeln unter Kriegern, Staatsmännern und Hofleuten ihm eine ganz besondere Freude machte.

„Den 10. März brachen wir von Stettin auf und zogen an der Oder hinauf nach Frankfurt und von da durch Schlesien nach Krossen, Görlitz und Zittau. Daselbst mußten wir Moritz Damitzen unter den Händen des Arztes krank liegen laßen, bis er völlig wiederhergestellt war. Dann giengen wir durch den Böhmer Wald bis gen Leitmeritz, das nächst Prag die vornehmste und festeste Stadt in Böhmen ist. Hier lagen wir

etliche Tage stille und lauſterten, woher der Wind wehe. Wir ſpürten bald, daß die Böhmen zu dem Kriege gegen den Churfürſten von Sachſen gar nicht willig waren; aber ihr König Ferdinand drang in ſie, ihm aufs nachdrücklichſte Hülfe zu leiſten und drohte, ſie mit Gewalt dazu zu bringen. Denn er brachte aus Ungarn und Schleſien ein anſehnliches Kriegsvolk zuſammen. Die ungariſchen Reuter, welche gemeiniglich Huſſirer genannt werden, ſind ein räuberiſches und unbarmherziges Volk. Der König ſetzte über dieſelben auch andre Kriegsleute und zum Oberſten des ganzen Haufen ernannte er Sebaſtian von der Weitmülen, den er im Anfange des Kriegs in ſeinem Abweſen zum vollkommnen Regenten des ganzen Königreichs verordnet hatte. Der Oberſt lag mit ſeinen befohlenen Reutern bei Eger, wo ſie den Kindern Hände und Füße abhaueten und dieſelben als Federbüſche auf die Hüte ſteckten. Die Räthe ſchickten mich, um Kundſchaft zu erfahren, nach dem Böhmerwalde auf Eger zu, nach Slackenwerde und Slackenwalde, zwei kleinen Städten. Als Führer diente mir ein verſchlagener, anſchlägiger junger Menſch, der beider Sprachen, der deutſchen und böhmiſchen, wol kundig war. Als wir in die Gegend von Eger kamen, hörte ich, die Böhmen hätten den Wald auf Eger zu ſo verhauen, daß es unmöglich geweſen wäre, die Landsknechte mit aufgerichteten Fähnlein, geſchweige denn den reiſigen Zeug und das Geſchütz ins Reich (Böhmen) zu bringen.*) Die Räthe ſchickten mich auch an Herrn Caſpar Pflug, den die Stände des Reichs zum Oberſten über ihr Heer erwählt hatten. Als ich in ſein Schloß kam, wo er haushielt, war er hart betrübt und redete gar beſcheidenlich. Unter andern ſagte er, ſie wüßten ſchier nicht, was am ſicherſten und rathſamſten zu thun wäre. Denn auf der einen Seite wäre der Churfürſt von Sachſen ihr Bundes- und Glaubensgenoße, den ſie nicht verletzen könnten. Auf der andern Seite wäre Ferdinand ihr König, dem ſie ſich nicht widerſetzen dürften, wenn ſie nicht des Reichs Freiheit und angenommene Religion in Gefahr bringen wollten. Dieſer Caſpar Pflug entfloh ſpäter, als der Churfürſt gefangen war, gen Magdeburg, wo er ſich dem Dome gegenüber ein ſchönes, zierliches Haus baute. Daſelbſt iſt er auch geſtorben. Denn nach geendigtem Kriege confiſcirte der König ſeine Herrſchaft und alle ſeine Güter."

„Mittlerweile daß der Churfürſt vor Leipzig lag, zog der Kaiſer im Algau und in Schwaben von einer Stadt zur andern. Den Städten, die ſich ergaben, legte er eine anſehnliche Geldſtrafe auf und beſetzte ſie mit ſeinem Kriegsvolke. Die Spanier übten in Schwaben großen Muthwillen, ſonderlich im Lande Würtemberg. Obwol es dort ſehr ſchönes, wol-

*) Auf das Nothgeſchrei des neuen Churfürſten Moritz zog der Kaiſer aus Franken herbei, um durch Böhmen nach Sachſen zu ziehen.

schmeckendes Brot giebt, trieben sie doch argen Muthwillen damit. Das Roggenbrot höhlten sie aus, mit den Brocken wischten sie den H..... und hoffirten in die Kruste."

„Den 23. wie auch den 25. April hatte die Sonne eine so traurige Gestalt, daß jedermann zur Thür kam und zuschaute. Gelehrte und Verständige judicirten, daß unser Herr Gott etwas sonderliches verrichten wollte."

„Da mir zu Leitmeritz die Zeit lang wurde, gieng ich allein zum Thore hinaus und spazirte neben dem Graben, damit die Stadt sonderlich befestigt ist. Da kam einer zu mir, der sehr zornig aussah, redete mich in seiner Sprache mit gar ungestümen Worten an und wollte mich strax hinunter in den Graben stoßen. Ich merkte wol, daß er meinte, ich gienge da, um die Veste zu beschauen und ihren Feinden Anleitung zu geben, wie sie beschaffen sei. Ich entschuldigte mich, er konnte mich aber eben so wenig verstehn, als ich ihn, und wollte mich schlechterdings in den jähen, tiefen Graben hinunterstoßen. Zuletzt faltete ich die Hände und winkete mit dem Kopfe nach dem Thore. Daraus merkte er, daß ich mit ihm nach der Stadt gehn wollte. Er gieng also neben mir her in die Stadt; aber auf dem ganzen Wege schalt und fluchte er in seiner Sprache auf mich los. Ich war nicht lange in der Herberge gewesen, als der Stadtrath ihrer Zwei an die Räthe schickte und sie bat, ihrem Gesinde aufzulegen, in der Stadt zu bleiben und nicht an die Festungswerke zu gehen. Sie wüßten wol, daß es bei uns keine Gefahr hätte; aber ihre Bürgerschaft könnte es nicht erleiden. Eben jetzt hätte es leicht geschehen können, daß einem der Unsern ein nicht geringer Schimpf und Beschwerung begegnet wäre."

„Den 26. April hatte man zu Leitmeritz gewiße Zeitung per Post bekommen, daß der Churfürst vor 2 Tagen gefangen wäre. Sobald uns diese Kunde zu Ohren kam, kehrten wir aus Böhmen wieder zurück und rückten auf dem nächsten Wege gen Torgau. Da befand sich die Gelegenheit dermaßen, daß man nicht wol sicher ins Lager vor Wittenberg kommen konnte; denn vorn an lag das Spanische Kriegsvolk, das umher übel haushielt. Die Räthe beschloßen also, daß ich allein nach Wittenberg ins Lager reiten und ihnen Geleit verschaffen sollte. Ich war nicht willig dazu und sagte, wie ich denn ohne Geleit hinkommen sollte? Darauf antwortete Moritz Damitz, der Hauptmann zu Uckermünde, es hätte keine Not, unser Herr Gott würde mich bewahren und mein Geleitsmann sein. Ich: Ob sie denn unserm Herrn Gott nicht vertraueten, daß er sie so wol, als mich bewahren könnte? Aber es half nicht, in Summa, es war so viel gesagt, als wäre an mir nicht so viel gelegen, als an ihnen. Die Räthe kauften mir einen rothen Zintel, des Kaisers Feldzeichen; denn vorhin führte ich einen gelben Zintel am Halse, so der Protestirenden Feldzeichen war. Den nahm

ich heraus, stieß ihn in den Busen, hängte an desselben Statt das kaiserliche Feldzeichen und ritt meines Weges. Wie gefährlich es mir gewesen wäre, wenn man beider widerwärtiger Herrn Feldzeichen bei mir gefunden hätte, ist leicht zu ermeßen. Hätte man mich doch an den nächsten Baum gehängt!"

„Zwischen Torgau und Wittenberg kam ich an das Dorf Mühlberg, wo die Schlacht geschehen, darin der Churfürst an der Lochauer Haide gefangen und in die Backe verwundet worden. Hier ist wol anzumerken, daß es eben an dem Orte geschehn ist, da er seine größte Lust des Wildes halben mit seiner armen Unterthanen Unlust, Beschwerung und Verderben an Leib und Gut gehabt hat. Auf der Walstatt sahe ich noch viele Spuren der Schlacht, zerbrochene Spieße, Zündröhre, Halfter, an den Zäunen liegende Landsknechte, die tödtlich verwundet, dazu verhungert und verschmachtet waren."

„Um Wittenberg herum waren die Dörfer wüste, und aus allen Höfen waren die Leute entlaufen. Alles Vieh war hinweg getrieben, in den Höfen nichts gelaßen. Bisweilen sah ich auf dem Felde eines Bauern Körper liegen, bei dem die Hunde stunden und rißen ihm die Gedärme aus dem Leibe, oder einen Landsknecht, darin noch ein wenig Leben war, obwol der Leib geschwollen, Arme und Schenkel aufgerißen und von einander gesperrt waren."

„Als ich so nahe ans Lager gerieth, daß ich den Spanischen Haufen liegen sah, begegnete mir ein Spanier und sagte: „Lanz, Lanz, du bist nicht lange kaiserisch gewesen." Ich ritt eine Weile fort, nahm das neue Feldzeichen vom Halse und rieb es auf den geschmierten Stiefeln, daß ihm das Neue vergieng. Dann steckte ich es wieder fest und kam also ohne Schaden durch die Spanier ins Lager. Da war ich ohne Gefahr, blieb etliche Tage darin und versuchte auf mancherlei Art, den Pommerschen Gesandten Geleit zu erlangen. Doch waren alle meine Bemühungen vergeblich."

„Zu Wittenberg ließen sie bisweilen Geschütze abgehen nach dem Lager zu. Meine Bekannten, Pommersche Reuter, ermahnten mich, wenn ich ja aus dem Lager nach der Stadt zu gehn wollte, sollte ich nicht den rechten Fahrweg halten, sondern hin und wieder über Schwerg (in die Quere) gehn, so könnten die in der Stadt keinen gewissen Schuß auf mich haben. Als ich nun eines Tages zum Lager hinausgieng, brannten die in der Stadt ein Stück los. Es gieng einer bei mir, dem flog die Kugel so geschwind neben dem Kopfe hin, daß ihn die Voneinandertheilung der Luft zu Boden schlug. Man hub ihn für tot auf und trug ihn ins Lager. Darnach ließ ich das Spazirengehn."

„Man erzählte im Lager, als Christof Carlowitz, der vornehmste Rath des Herzogs Moritz, nach der Gefangennehmung des Churfürsten zum Kaiser gekommen sei, habe dieser gesagt: „Wöll, Carlowitz, wie sow es nu

woll werden?" Carlowitz habe geantwortet: „Das steht in Ew. kaiserlichen Majestät Händen." Darauf der Kaiser: „Ja, ja idt sow nu woll werden."*) Als dann der Churfürst vor den Kaiser gebracht sei und diesen in den Knien sitzend angeredet habe: „Allergnädigster Kaiser und Herr!" sei ihm König Ferdinand ins Wort gefallen und habe gesagt: „Ist er jetzund dein allergnädigster Kaiser? Wie war es aber vor Ingolstadt? Nun, du sollst deinen Bescheid wol bekommen!" Nachdem der Churfürst dann zum Tode verurtheilt sei, habe Ferdinand fleißig beim Kaiser angehalten, ihn enthaupten zu laßen. Aber der Marquis de Saluz**) habe dem widerrathen und gesagt, der Kaiser solle den Churfürsten für seinen höchsten Schatz halten; denn würde er ihn richten laßen, so würde er das ganze Reich deutscher Nation wider sich haben."

„Ich suchte Gelegenheit, mit dem Vicecanzler Dr. Selden des Geleits wegen zu reden. Der wußte nicht genug davon zu sagen, wie hoch die kaiserliche Majestät erbittert wäre. Man suchte jetzund den Absagebrief, den man der kaiserlichen Majestät aus dem Lager vor Ingolstadt geschickt hätte, und würde den examiniren. Ich antwortete dem Vicecanzler: Obwol der Churfürst von Sachsen meines gnädigen Herrn, Herzog Philipps, naher Schwager sei, so hätte doch weder dieser, noch auch Herzog Barnim sich zu dem schmalkaldischen Bunde bereden laßen. Beide Herzöge hätten den Protestirenden in diesem Kriege weder mit Gelde noch mit Kriegsleuten einige Hülfe geleistet und weder Rath noch That dazu gegeben. Solches würde kaiserliche Majestät nach genugsamer Erkundigung erfahren. Allein meine Worte fanden kein Gehör und des Geleites wegen blieb ich ungetröstet."

„Da ich nun spürte, daß ich nichts fruchtbarliches ausrichten konnte, ritt ich wieder nach Torgau zurück zu den Pommerschen Legaten. Sobald diese meine Relation angehört hatten, ließen sie anspannen, um auf dem nächsten Wege nach Stettin zu fahren."

---

*) Der Kaiser sprach Niederländisch: Wel, Carlewitz, hoe zal het nu wel worden? — Ja, ja, het zal nu wel worden.

**) Franz Marquis von Saluzzo, der zweite Sohn des Michael Anton von Saluzzo. Er führte im Jahre 1536 das Commando der französischen Armee im Piemontesischen, wurde aber an seinem Könige zum Verräther und gieng zu Karl V. über.

Neunzehntes Kapitel.

Sastrow wird zum zweiten Male ins kaiserliche Lager abgeschickt. Verhandlungen mit dem Brandenburgschen Canzler. Eine Lebensgefahr. Sastrow muß der Pommerschen Gesandtschaft in Halle Quartier bestellen. Ein Misverständnis. Ein vereitelter Mordversuch. Hallischer Alarm. Fußfall des Landgrafen Philipp vor dem Kaiser. Sastrow bekommt Unterschleif bei einem Pommerschen Edelmann und folgt dem kaiserlichen Hoflager nach Augsburg. Des Kaisers Benehmen zu Naumburg. Schandthaten der Spanier. Kriegerleben. Einzug des Kaisers in Bamberg. Weiberraub der Spanier. Wie Sastrow die kaiserlichen Truppen mustert und seinen verlornen Gaul wieder findet. Einzug in Nürnberg. Zur Geschichte des Herzogs Friedrich von Liegnitz. Ein Diebstahl. Aufbruch von Nürnberg.

So war also die Pommersche Gesandtschaft, und Sastrow mit ihr, unverrichteter Dinge in die Heimat zurückgekehrt. Kaum war sie jedoch hier angelangt, so wurde der entschloßene Geheimschreiber mit einer zweiten Sendung ins kaiserliche Lager abgeordnet. Der Churfürst von Brandenburg, Joachim II., hatte sich nämlich gegen die Pommerschen Herzöge viel und hoch erboten, bei der kaiserl. Majestät ihr Bestes zu wißen. Dieß Anerbieten wurde mit Dank angenommen, und man beschloß, daß Sastrow die Antwort ins kaiserliche Feldlager bringen sollte, wohin sich der Churfürst von Brandenburg inzwischen begeben hatte. Zugleich wurde dem Stegreif-Diplomaten befohlen, was er sonst der Sachen bei dem Vicecanzler und andern kaiserlichen Räthen gedenken sollte. Damit er desto schneller das Ziel seiner Reise erreichen möchte, wurden ihm an 6 Orten frische Klepper bestellt. Bei seiner Abreise von Wolgast gab man ihm einen Zettel, auf dem die Orte, an denen er frische Pferde finden würde, eigentlich genug beschrieben waren. Aber auf den fünf ersten Stationen fand er keine Pferde. Die sechste Station war Altenbrandenburg, wo ein Hinterpommerscher Edelmann, Abraham Gatzkow genannt, auf Kundschaft lag. Hier sollte Sastrow den letzten und besten Klepper vorfinden. Allein der Edelmann war darauf spaziren geritten. So mußte Sastrow den Klepper behalten, worauf er zuerst ausgeritten war. In der klugen Voraussicht, daß er auf der ersten Poststelle ein andres, frisches Pferd bekommen würde, hatte man ihm aber einen elenden Bauerngaul gegegeben, dessen Geschirr, Sattel, Kopfriemen und Stegreife (Steigbügel) noch

dazu verstockt waren. In sehr demüthigem Aufzuge ritt also der herzogliche Sendbote zum kaiserlichen Lager ein, das er erst vor wenigen Wochen verlaßen hatte. Doch wollen wir den weitern Verlauf seiner Mission wieder aus seinem eignen Munde hören.

„Den ersten Juni kam ich ins Lager und ritt zu dem Platze, wo der Churfürst von Brandenburg sein Zelt hatte aufschlagen laßen. Das Schreiben meiner Herrn übergab ich Seiner Churfürstlichen Gnaden Canzler, Dr. Weinleben, und bat, daß ich zum förderlichsten, als es immer möglich wäre, wieder abgefertigt werden möchte. Den andern Tag ritt ich dem Canzler wieder vors Zelt und fragte, ob das Wiederschreiben fertig wäre. Er sagte: „Nein, es kann sobald nicht verrichtet werden, als du meinst." Den dritten Juni wartete ich nicht allein auf, sondern redete ihn auch abermal um Antwort an. Denn ich sah, daß der Churfürst alle Tage etliche Male zum Kaiser ritt, so daß mich deuchte, meiner Herrn Sache würde befördert. Auch ließ es sich zum Abzuge an, da der Kaiser eine Schiffsbrücke über die Elbe schlagen und sein Zelt auf die andre Seite des Waßers setzen ließ. Darum suchte ich sobald als möglich abgefertigt zu werden. Allein der Canzler ward zornig und sagte: „Es sind fürstliche Händel, die müßen Zeit und Weile haben. Was darfst du so treiben? Bist ja nur ein Bote! Wenn man dich abfertigt, wirstu es wol sehen. Sieh da, da hast du des Churfürsten Wiederschreiben! Nim hin und reit deine Straße, daß ich deiner nur los werde!" Ich ritt hinter einen Busch, erbrach den Brief, und nachdem ich ihn gelesen, ritt ich wieder zum Canzler. Der, sobald er mich sahe, sprach: „Was ist es nun abermal? Willst du mich noch weiter plagen?" Ich sagte, meine gnädigen Fürsten und Herrn hätten mir befohlen, daß ich des Churfürsten Wiederschreiben erbrechen und jenachdem ich dasselbe befinden würde, meine weitern Aufträge ausrichten sollte. Nun befände ich aus Verlesung Seiner Churfürstlichen Gnaden Schreiben eben dasselbe, so Seine Churfürstlichen Gnaden sich schon vormals gegen meine gnädigen Herrn freundlich und brüderlich erboten hätten, nämlich daß S. Ch. Gnaden bei der Kaiserl. Majestät meiner G. Herrn Bestes wißen wollten. Da ich nun sähe, daß der Churfürst dero Zelten aufnehmen laße und zu der Kaiserl. Majestät reiten wollte, um Abschied zu nehmen, so wollt ich unterthänigst gebeten haben, daß S. Churfürstl. Gnaden den freundlichen Zusagen gegen meine G. Herrn eben jetzo nachsetzen (nachkommen) möchten. Ich wollte auf Seine Churfürstl. Gnaden warten, wann dieselbe von der Kaiserl. Majestät abzöge, damit ich meinen G. Herrn etwas gewisses einzubringen hätte. Da begann die Unterredung zwischen dem Canzler und mir etwas anders zu klingen. Er dutzte mich nicht allein nicht mehr, sondern bat auch fleißiger, als vonnöten, ihm zu verzeihen. Er hätte die Gelegenheit nicht gewußt, wollte, was ich jetzo gebeten, dem Chur-

fürsten mit Fleiß vortragen. Ohne Zweifel würde Seine Churf. Gnaden der Herzöge jetzt im Abzuge bei der Kaiserl. Majestät im Besten zu gedenken sich befohlen sein laßen."

„Der Churfürst ritt hin zum Kaiser. Ich folgete allgemach nach und wartete, bis der Churfürst wieder aus des Kaisers Zelt kam, auffaß und nach der Schiffbrücke ritt. Dann eilte ich hinterher; denn ich besorgte mich, der Churfürst würde endlings weg nach dem Berlin ziehen, wie denn auch geschah. Hart an der Schiffbrücke, die auf beiden Seiten keine Lenungen hatte, lag das Spanische Kriegsvolk. Indem ich an die Brücke kam, fuhr ein großer Centner-Wagen (Frachtwagen) am andern Ende der Brücke, nach Wittenberg wärts, mir entgegen. Ich wollte nicht so lange verziehen, bis der Wagen herüber käme, sondern ritt ihm entgegen. Als ich nun am Wagen vorbeireiten wollte, kam der rechte Steigbügel über die Axe. Das gieng an, mein Leibhengst hielt sich recht wol, zappelte und wollte sich nicht ziehen laßen. Aber was wär es gewesen? Der Klepper vermochte den Wagen mit 4 starken Gorren (Stuten) nicht aufzuhalten. So war auch nicht so viel Raums, daß ich den Klepper wenden konnte. Eben so wenig war ich im Stande, abzusteigen, um mich zu erretten und das Pferd in die Schanze zu schlagen, sondern Roß und Reiter mußten bei einander bleiben und in der Elbe ersaufen. Da war an keine menschliche Hülfe zu denken, und wenn die Spanier, die zunächst an der Brücke lagen, mich gleich hätten retten können, so hätten sie es doch nicht gethan, sondern hätten es für ein Freudenspiel gehalten, daß sie einen Deutschen mit dem Pferde in der Elbe hätten baden sehen. Da trat der barmherzige Gott zu, der den Seinen in äußerster Not beisteht, und gab, daß das verstockte Leder brach und der Steigbügel an der Wagenaxe behängen blieb und ich bei dem Wagen hinritt. Also mußte mir die schlimme, verstockte Rüstung das Leben retten; denn wir haben die Zusage, daß den Gläubigen alles zum Besten gereichen soll. Hätte ich neue Stegereife von dem stärksten Leder, dazu mit Perlen und Golde geziert, gehabt, so hätten mich dieselben den Elbfischen zu freßen gegeben, wie es bald hernach einem Spanischen Herrn vor Halle an der Saale widerfahren sollte."

„Aber zu meinem proposito zu kommen. Als ich zum Churfürsten kam, ließ Seine Churf. Gnaden mir durch den Canzler Weinleben sagen, er hätte keine Gelegenheit gehabt, bei der kaiserl. Majestät der Herzöge von Pommern zu gedenken. Es sollte aber durch seine Räthe geschehn, denen er befohlen, dem kaiserlichen Hofe nachzuziehn. Was die ausrichten und erhalten würden, wollte er förderlich meinem Herrn zuschreiben. Deus det tibi unum bonum! Der Bescheid war ja wol werth, daß ich darum in der Elbe ersoffen wäre."

„Ich ritt nun nach Treuenbrietzen. Da fand ich den Canzler

Jacob Citzewitz, der auf mich wartete. Nachdem er angehört, wie mirs allenthalben ergangen, sagte er, meine gnädigen Herrn hätten gewisse Kundschaft, daß der Kaiser mit dem ganzen Haufen auf Halle ziehe, wo er etliche Tage bleiben wolle. Derowegen würden noch mehre Pommersche Räthe folgen und heute oder morgen zu ihm stoßen, mit denen er alsdann nach Halle ziehn werde. Ich sollte nur voraus reiten, ihnen die Herberge bestellen und daneben dem Braunschweigschen Rittmeister Werner Hahn sagen, daß er ihnen den 12. Juni 1 Pferd oder 20 (d. h. ein Stücker 20 Reuter) bis gen Bitterfeld entgegenschickte, die sie nach Halle führen könnten."

„Den 12. Juni kamen die Pommerschen Gesandten vor Mittage zu Bitterfeld an und zogen hart vorm Thore in die gemeine Herberge. Denn der Weg gen Halle geht hart vor dem Thore über, und wer in die Stadt zieht, der muß zum selben Thore wieder hinausziehn. Der Huschirer Hauptmann zog mit den Gesandten, aber bas in die Stadt hinein, in eine andre Herberge. Wie es nun mit Ankunft der von mir bestellten Braunschweigschen Reuter etwas länger währte, als es die Räthe gern sahen, ließen sie den Wagen von der Gasse in die Herberge ziehen. Als der Huschirer Hauptmann, nachdem er Mittag gehalten, wieder aus Bitterfeld reitet und den Wagen der Gesandten nicht mehr auf der Gasse findet, vermeint er, die Gesandten seien schon vorhinaus. Derowegen, als ihm unterwegs die Reuter begegnen, vermeldet er ihnen, daß die Gesandten vor ihm aus Bitterfeld gezogen seien. Daraus schloßen sie, daß jene einen andern Weg gefahren, als sie geritten, und kehren mit dem Hauptmann wieder um."

„Nun hatte ich zu Halle in der bestellten Herberge gegen Abend kochen, den Pferden die Streu machen und alles verfertigen laßen. So hatte ich mir auch während der Zeit, daß ich dort stille lag, Kleider machen laßen. Die legte ich an und gieng zum Thore hinaus, wo die Gesandten hinein kommen sollten. Als ich nun auf eine Höhe kam, davon ich etwas weit ins Feld sehen konnte, wurde ich gewahr, daß etliche Reuter daher reiten kamen. Ich gedachte daher eilends wieder zurück nach der Stadt zu gehn; denn die Räthe würden mir einen guten Text gelesen haben, daß ich mich so weit aus dem Lager verthan hätte. Da kamen zwei nackende, lose Spanische Böse-wichter feldüber gerade auf mich los. Der eine gieng, der andre ritt ein schlimmes Bauernpferd, das er gestohlen hatte, ein Zündrohr am Sattel führend. Als sie nahe bei mir waren, sahen sie sich auf allen Seiten um, ob auch jemand vorhanden sei, ders sehen könnte, wie sie mit mir gedachten zu handeln. Der auf dem Pferde rückte das Rohr aus dem Halfter. Indem siehet er Reuter daher kommen und fragt mich: „Sunt isti ex tua parte?" (Gehören jene zu deiner Partei?) Als ich darauf antwortete: „Senior si!" (Ja, Herr), sagte er: „O Lanz, Lanz!" und stieß das Rohr wieder in den

Halfter. Dann zogen sie vorüber. Als ich nun wieder vor die Stadt kam, war die allenthalben verschloßen, und um die Stadt ritt ein Trommeter, was er reiten konnte, und stieß in die Trommete. Ich hatte solche Kurzweile nie gehört, wußte auch nicht, was es bedeutete. Indem kam der Hussirer Hauptmann auch an die Stadt, erkannte mich und fragte, was ich da machte und was vorhanden, daß die Thore verschloßen wären und Alarm geblasen würde. Ich sagte, daß ichs nicht wüßte und das Blasen vorhin nicht verstanden hätte. Als ich ihn darauf fragte, ob er die Pommerschen Räthe unterwegs nicht vernommen hätte, verwunderte er sich, daß sie nicht längst angekommen wären, und sagte, daß es nicht recht darum stünde; denn sie wären lange vor ihm aus Bitterfeld gefahren. Unterwegs wären ihm etliche Spanische Reuter begegnet, die hätte er angesprochen und gefragt, wo hinaus? Darauf hätten sie gesagt, es wären etliche fürstliche Gesandte unterwegs, denen wollten sie auf den Dienst warten. Die würden sie gewißlich gefangen, von der rechten Straße etwa in einen Wald geführt und geplündert haben. Mir wurde die Zeit lang, daß ich zu dem Braunschweigschen Rittmeister Werner Hahn kommen, ihm solches berichten und bitten mochte, die Vorigen oder Andere und Mehrere, als die Vorigen, gen Bitterfeld zu schicken und die Gesandten aufsuchen zu laßen. Inzwischen war der Lärm auf der andern Seite der Stadt wieder gestillet, und die Thore wurden wiederum geöffnet, daß ich noch den Abend bei Werner Hahn das nächst Obgedachte verrichtete. Am folgenden Morgen ritten auch die Reuter auf den Bitterfeldischen Weg hinaus. Etwa eine Stunde darnach kommt Abraham Gatzkow, der Hinterpommersche Edelmann, dessen ich vorhin gedachte, und sagt, die Gesandten hätten ihn von sich geschickt, zu erfahren, wie es käme, daß den vorigen Tag die Reuter nicht zu ihnen gekommen wären. Sie wären übel mit mir zufrieden, daß ichs nicht beßer bestellt hätte."

„Da weder Sleidanus noch Beuterus dieses Alarms gedenken, so will ich die Historie eigentlich und wahrhaftig beschreiben."

„Es soll in Kriegen, wie ich berichtet wurde, gemein und unverweislich sein, daß der Eine dem Andern ein Pferd stiehlt. Das wird so angefangen. Wenn Einem eines Andern Pferd gefällt, so giebt er einem verschlagenen reuterischen Knaben 6 bis 8 Thaler dafür, daß er ihm das Pferd zu Handen schafft. Dann schickt er es ein Woche 5 oder 6 von dannen, damit es etwas aus der Kunde kommt, verändert es an Schwanz, Mähnen, Zöpfen oder andern Abzeichen, und läßt es sich alsdann wieder ins Lager bringen. So macht es auch ein Deutscher Edelmann, läßt sich durch einen Knaben einen Spanischen Hengst stehlen und schickt ihn in die Heimat. Als er ihn nun etliche Wochen daheim gehabt hat und meint, es sei nunmehr verkaltet, läßt er den Gaul wieder ins Lager bringen. Nun liegen in einer schönen Wiese,

einem lustigen Orte an der Saale, die Deutschen Reuter, wol in die 8 Geschwader, wo nicht mehr. Das Deutsche Fußvolk aber liegt zum Glück in der Stadt; denn hätten die dem reitenden Deutschen Jungen zu Hülfe kommen können, so wäre ein großes Blutbad erfolgt. Darum handelte der Kaiser im Anfange des Allarms weislich, daß er die Stadt versperren ließ, damit das Fußvolk nicht hinauskommen konnte. Der gestohlene Gaul wurde nämlich den Abend in die Saale geritten, um ihn zu tränken. Ein Spanischer Junge kennt den Gaul, spricht, er sei seines Herrn, und will mit ihm davon. Der Deutsche Junge will ihn sich nicht nehmen laßen und bekommt 3, 4 Deutsche Reuter zum Beistande; der Spanier 10, 12; der Deutsche 20, 30. Die beiden Haufen wuchsen je länger je mehr und begannen auf einander zu schießen. Die Spanier, die auf der Höhe um das Schloß herum lagen, hatten großen Vortheil vor den Deutschen, die fast unter ihnen lagen, und schoßen durch der Deutschen Zelte etliche vom Adel am Tische tot. Die Deutschen feierten (verschonten) wieder der Spanier nicht. Der Kaiser schickte einen Spanischen Herrn heraus, der auf einem wolgestalteten Gaule, den Hals voller goldenen Ketten, daher prangte. Dieser kaiserliche Diener sollte die Deutschen Reuter zufrieden sprechen und den Allarm stillen. Allein die Deutschen schrien einander zu: „Schieß in den Spanischen Bösewicht!“ Als nun der Spanier auf die Brücke kommt, um über die Saale zu reiten, erscheußt ihm Einer den Gaul unter dem Leibe, so daß der katenirte Reuter mit ihm in die Saale stürzt und darin ersaufen muß. Hier erinnere man sich, wie es mir vor 9 Tagen auf der Schiffbrücke bei Wittenberg ergieng, wo ich mit meinem Klepper von dem lieben Gott durch meine verstockte Rüstung gnädiglich errettet wurde, während dieser Spanier in seinem Sammt und mit seinen vielen goldenen Ketten ertrinken mußte. Als der Kaiser hörte, wie es seinem Abgeordneten ergangen war, schickte er König Ferdinands Sohn, den Erzherzog Maximilian, der später römischer Kaiser wurde, zu den Deutschen hinaus, für gewiß haltend, daß sie dem Gehör geben und sich beschwichtigen laßen würden. Aber sie schrien gleichergestalt: „Man schlage auf den Spanischen Bösewicht!“ Da schlägt einer den Erzherzog auf den rechten Arm, daß er den etliche Wochen, wie ich selbst gesehn habe, in einer Binde tragen mußte. Zuletzt kommt der Kaiser selbst hinaus und sagt: „Lieben Deutschen, ich weiß, ihr habt keine Schuld, gebt euch zufrieden. Ich will euch den erlittenen Schaden erstatten und bei meinen kaiserl. Ehren morgen am Tage die schuldigen Spanier vor euren Augen hängen laßen.“ Damit wurde der Allarm gestillt und die Stadt wieder geöffnet. Den andern Tag, den 13. Juni, ließ der Kaiser den Schaden in beiden Lagern, dem Deutschen und Spanischen, besichtigen und wardiren (schätzen). Da sich nun fand, daß den Deutschen 18 Junker und Knechte und 17 Pferde, den Spaniern aber 70 Personen er-

schoßen waren, so ließ der Kaiser den Deutschen Reutern ansagen: Seine Majestät wollten, so hoch die Pferde geschätzt, erlegen laßen, wären auch nicht ungeneigt, wie sie den Tag zuvor versprochen, die Spanier hängen zu laßen. Da sie aber selbst gesehen, daß die Spanier vierfach höhern Schaden erlitten und die Deutschen also genug gerochen seien, wollte der Kaiser hoffen, auch allergnädigst gesonnen haben, sie würden daran ersättigt und zufrieden gestellt sein."

„Den 18. Juni gegen Abend führten die beiden Churfürsten, Sachsen und Brandenburg, den Landgrafen Philipp von Hessen zwischen sich nach Halle hinein. Sofort am andern Tage des Abends um 6 Uhr that der Landgraf mit seinem Canzler, der neben ihm auf den Knien saß, den Fußfall, und zwar auf dem großen Saale in des Kaisers Losament und in Beisein vieler Churfürsten, Fürsten, fremder Potentaten, Botschafter, Grafen, Obersten, Befehlsleute, und anderer Herrn, einer großen Anzahl, so viel als ins Gemach gehn und von außen durch die Fenster hinein sehen konnten. Aber als der Canzler demüthig genug Abbitte that, saß der Landgraf, wie er denn ein spöttischer Herr war, und lachte gar schimpflich. Da winkte ihm der Kaiser mit dem Finger, sah zornig darein und sagte: „Wöll, ich sow dy lachen leren!" Das geschah auch zudegen (tüchtig genug), wie im Sleidanus zu lesen ist."

„Die Pommerschen Räthe beschloßen, daß ich im kaiserlichen Lager bleiben und bei Jürgen von Wedel, einem Hinterpommerschen Edelmanne, meinen Unterschleif (heimlichen Aufenthalt) haben sollte. Dieser adliche Herr war bei Herzog Barnim in Ungnade, weil er seinen eigenen Vetter erstochen hatte, und diente jetzo mit 29 Pferden dem Kaiser. Durch den Unterschleif, den er mir gewährte, machte er sich aber den Pommerschen Herrn so verdient, daß Herzog Branim auf mein fleißiges Schreiben die gefaßte Ungnade fallen ließ und ihn zu dem Seinen versicherte. Ich bin also mit meinem Leibhengste, den ich, wie oben gemeldet, von Wolgast aus geritten, dem kaiserlichen Hofe bis gen Augsburg gefolgt. Wie es mir auf diesem Zuge ergangen, was ich gesehn und mit angehört habe, soll im Folgenden ordentlich verzeichnet werden."

„Den 20. Juni rückte der Kaiser von Halle auf Naumburg, wo er 3 Tage lang blieb. Den 24. Juni ziemlich früh hielt der Kaiser vor dem Thore von Naumburg, wo die Kaiserlichen sich gesammelt hatten. Er hatte einen sammitnen Hut auf und einen schwarzen Mantel um, der zwei Finger breit mit Sammit besetzt war. Als aber ein Schlagregen einfiel, schickte er in die Stadt und ließ sich seinen grauen Vilzmantel und Vilzhut holen. Mittlerweile schlug er den Mantel um, hielt den Hut unter den Mantel und ließ sich auf den bloßen Kopf regnen. Armer Mann, der etliche Tonnen Goldes verkriegen (im Kriege verausgaben) konnte, das sammitne Hütlein und den

Mantel aber von dem Regen nicht verderben laßen, sondern denselben lieber auf das bloße Haupt fallen laßen wollte"! *)

„Der Landgraf wurde allewege einen Tag vor dem Kaiser vorausgeführt. Die Spanier, welche ihn führten, hielten allenthalben übel Haus. Denn am andern Tage lagen längs des Weges, den doch der Kaiser zog, der toten Körper nicht wenig. Mit Weibern und Jungfrauen sprangen sie übel um und verschonten, Unzucht zu treiben, keine Weibsperson. Die Mannsleute peinigten sie so lange, bis sie sagten, wo sie ihr Geld und Geldeswerth hatten."

„Im Lande Franken wurden die Deutschen Reuter, während der Kaiser binnen Koburg lag, in die nächsten Dörfer umher verlegt. Alle Höfe, sowol der Adlichen als der Bauern, waren ledig, kein Mensch ließ sich darin sehen. Denn sie hatten Tages zuvor den schweren Durchzug der Spanier erlitten und besorgten sich, es möchte den andern Tag auch so gehn. In dem Dorfe, worin Jürgen von Wedel furirte, lag in dem einen Hofe ein membrum virile, im Nebenhofe in einem Bette der Körper eines toten Weibes, noch ganz blutig, eben wie die Schandbuben mit ihr hausgehalten. Ich ließ im Garten durch die Knechte des Junkers eine Kule graben und den toten Körper mit dem membrum virile darein werfen."

„Den folgenden Tag furirten wir in einem Dorfe, das an einer schönen lustigen Wiese lag. Da sattelte ich mein Pferd ab und ließ es bis an den andern Tag in die Wiese laufen. In dem Dorfe war ein schönes Edelmannshaus. Der Hof stand sperrweit offen, auf demselben ein Wagen mit 4 starken Pferden bespannt, auf dem Wagen 2 Fäßer voll köstlichen Weins. Auch giengen auf dem Hofe viele Capaunen, Kronen (gezähmte Kranniche) und Fasanen. Wir schlugen flugs zu Tode, brachtens in unser Zelt, rupften und fiengen an, zu braten und zu sieden. Wir fanden keinen Widerstand und hatten unsern eignen Willen. Den Boden fanden wir voll

---

*) Ein anderer Augenzeuge, Daniel Schirmer, erzählt dasselbe, was Sastrow hier berichtet und stellt dabei dieselben Betrachtungen an. Er sagt in einem am 10. October 1547 geschriebenen Aufsatze (Merkwürdigkeiten bei dem Einzuge Kaiser Caroli quinti und seiner Armada 1547 zu Naumburg) folgendes: Nun fieng es an zu regnen ein klein wenig, da nahm der Kaiser sein Sammt-Müzlein abe, hielt es unter den Mantel und ließ sich auf das bloße Haupthaar, so kästenfarben (kastanienfarbig) war, regnen, dessen sich männiglich ser verwunderte. Armer Kayßer, der so viel Thaten in der Welt gethan, in Africa gekrieget und so viel Tonnen Goldes reich, sich ließ aufs bloße Haupt regnen." Man sieht, daß des Kaisers Benehmen, der nach Sastrow sogar seinen Mantel umkehrte, auf verschiedene Zuschauer den gleichen Eindruck machte und Betrachtungen hervorrief, die von Vielen getheilt wurden.

Haber, wovon wir unsre Futtersäcke voll füllten. Den Wagen mit dem Weine sammt den Pferden nahmen wir mit bis Nürnberg, wo wir Pferde und Wagen verkauften, gebe man, was sie eben gelten wollten; denn wir hatten guten Kauf. Den Wein tranken wir schon unterwegs aus. Als Herzog Friedrich von Liegnitz, der seines Vaters halben auch dem kaiserlichen Lager nachzog, sahe, daß wir so gute Schnabelweide hatten, kam er zu uns, den behielten wir bei uns zu Gaste. So saßen wir die ganze Nacht, denn die war ohne das nicht lang. Am Morgen, als es Tag wurde, wollte ich meinen Hengst wieder satteln und zäumen; allein der war mir in der Nacht gestohlen. Ich nahm wiederum nach Kriegsgebrauch den nächsten und besten, den ich ergreifen konnte, putzte ihn, zäumte ihn, legte den Sattel darauf und ritt meine Straße."

„Zu Bamberg kamen wir den 1. Juli an. Der Kaiser kam gegen Mittag sehr stark (mit vielem Gefolge) in die Stadt hinein. Er saß auf einem kleinen Genitterchen (Pferdchen). In der Vorstadt bog sich die Straße im rechten Winkel nach der rechten Stadt zu. Gerade in der Bucht war der gefangene Churfürst von Sachsen losirt, so daß er ebensowol feldwärts zur Vorstadt hinaus, als auch in die rechte Stadt sehen konnte. Der Churfürst stand oben vor dem Fenster, daß er den Einzug sehen möchte. Als nun der Kaiser in der Bucht gegen den Churfürsten kam, neigte dieser sich gar tief gegen ihn; aber der Kaiser lachte schimpflich und verließ ihn mit den Augen nicht, so lange er ihn absehn konnte."

„Den 3. Juli schrieb der Kaiser zu Bamberg den Reichstag nach Augsburg aus, woselbst die Churfürsten und Fürsten in Person, die andern Reichsstände durch ihre bevollmächtigten Gesandten am 1. September erscheinen sollten."

„Aus der Stadt und dem Stifte Bamberg nahmen die Spanier in die 400 Frauen, Jungfrauen und Mägde mit bis gen Nürnberg, wo sie dieselben wieder zurück laufen ließen. Die Eltern, Männer und Brüder folgten ihnen. Der Vater suchte seine Tochter, der Mann seine Ehefrau, der Bruder seine Schwester bis nach Nürnberg; da bekam ein jeder die Seine wieder. Ist das nicht eine entartete Nation, die nach geendigtem Kriege, in Freundes Landen und im Beisein der kaiserlichen Majestät also haust? Der Kaiser hielt doch strenges Regiment. Alle Abend, wenn er sein Zelt aufschlug, ließ er auch einen Galgen aufrichten, an welchem er sie auch tapfer anbinden ließ. Aber es half alles nichts."

„Der Kaiser zog langsam, denn es war in den Hundstagen und sehr heiß. So brauchte Seine Majestät auch nicht zu eilen, weil die Eröffnung des Reichstags erst auf den 1. September angesetzt war. Dieweil der Kaiser nun mit seinem Kriegszeuge so langsam fortzog, ritt ich mit Jürgen von

Wedel spazieren. Wir ritten neben den Kriegsleuten her, besahen sie von einem Ende zum andern und betrachteten eines jeden Rüstung und Wehre in der Schlachtordnung, was gar lustig anzusehn war. Bald waren wir bei den Spanischen Kriegsleuten, bald bei den Deutschen, und konnten gleichwol auf den Abend bei unsern Pferden sein. Die kaiserlichen Truppen hielten nicht den rechten Fahrweg ein, sondern giengen die Richte (geradeaus) und machten eine ansehnliche Straße, viermal breiter, als die Landstraße. Was ihnen entgegen war, mußte weichen. Die Zäune wurden niedergerißen, die Gräben eingeschoßen. Als wir einmal mit dem Spanischen Haufen ins Gedränge kamen, da Jürgen von Wedels böser Gaul nicht weit genug von den Landsknechten bleiben wollte, die Spanier auch nicht weichen konnten oder wollten, wurde der von Wedel gar ungehalten und fluchte: „daß euch Bösewichtern die Franzosen über den Hals kommen!" Ein Spanier, welcher die Worte misverstand, sagte: „Senior mi, non se Frantsose, mi se uno Spanniol." *) (Mein Herr, ich bin kein Franzose, sondern ein Spanier). Denn die Spanier laßen sich bedünken, daß sie viel edler seien, als die Franzosen."

„Als wir nahe an Nürnberg geriethen, sah ich meinen alten Leibhengst auf einer Wiese gehn. Sogleich ließ ich den, welchen ich bei Koburg nach Kriegsgebrauch erworben hatte, wieder laufen, legte Sattel und Zäume meinem eigenen auf und an, und ritt auf demselben nach Nürnberg hinein. Da es hier nicht vonnöten war, bei Jürgen von Wedel noch einen Unterschleif zu haben, so ritt ich in ein Wirtshaus, in welches auch der obgemeldete Herzog von Liegnitz zur Herberge einzog. Bald kam auch die kaiserliche Majestät mit großen Comitat heran und blieb so lange zu Nürnberg, daß er zu Augsburg den 1. September wol ankommen konnte."

„Der Herzog von Liegnitz, der seines Vaters wegen beim Kaiser anzusuchen hatte, wartete seines Saufens, und da ihm seine ihm zugeordneten Räthe bei dem Schwärmen keine Gesellschaft leisten wollten, so pflegte er des Markgrafen Johann**) Hofleute bei sich zu haben, die denn mit ihm ein unschmeidiges Saufen anstellten. Einsmals als sie gar bezecht waren, ließ sich der Herzog mit 6 Markgräflichen den rechten Aermel von Wams und Hemde schneiden, so daß der Arm ganz nackend war. Dann wurden die Hosen aufgelöst, das Hemd zwischen den Hosen und Wams ringsumher etwas herausgezogen, die Schuhe abgeleget, und in diesem Aufzuge giengen sie, bald nach dem Mittagseßen, während der Stadt Nürnberg Spielleute vor ihnen herbliesen, was sie aus aller Macht zum lautesten blasen konnten, einer nach dem andern gar leise auf den Socken aus der Herberge nach dem Losament

*) Sennor mio, no soy Frances, mas soy un Espannol.

**) Bruder des Churfürsten Joachim von Brandenburg.

des Herzogs Heinrich von Braunschweig die Gasse entlang, wol so weit als zu Stralsund vom St. Johanniskloster bis zur Marienkirche. Der Herzog hielt in der einen Hand die Würfel und in der andern etliche Goldstücke. Da entstand ein großer Zusammenlauf, sonderlich der fremden Nationen, der Spanier und Italiener, um diesen Deutschen Ebriaken (Säufern) zuzusehn. Als sie zum Braunschweiger hinauf kamen, schlug der Liegnitzer mit beiden Händen vor dem Herzoge von Braunschweig auf den Tisch. Aus der einen Hand hatte er das Gold verloren, in der andern hielt er nur noch einen Würfel. Vom Wein überwunden konnte er nicht lallen, sondern stürzte bei dem Tische nieder. Der Braunschweiger ließ ihn durch 4 seiner Edelleute aufheben, eine Stiege hinauftragen und in ein Bett legen. Der Kaiser soll übel damit zufrieden gewesen sein, daß den Deutschen bei andern Nationen ein so grausamer Spott widerfahre."

„Es waren Anzeichen genug, daß der Herzog von Liegnitz nicht übel erzogen sei; denn etliche Tage zuvor hörte ich ihn über Tisch, da er ziemlich bezecht war, alle Geschichten des alten Testaments, nicht wie sie in der Bibel stehn, sondern mit seinen eigenen Worten nicht bloß recitiren, sondern auch auf seines Vaters Sachen, die ihm beim Kaiser zu verrichten befohlen, so geschickt appliciren, daß ich mich verwunderte. Darum ist wol an der Erziehung gar viel gelegen. Aber die Erziehung allein thuts nicht, sondern es gehört auch dieß dazu, daß der Zögling, wenn er zu seinen Jahren kommt, durch Gott den h. Geist zum rechten Gebrauch dessen, so er in seiner Jugend gelernt hat, geführt und getrieben werde, was die Eltern sammt den Kindern vom lieben Gott zu erbitten haben. An dem Beispiele des Herzogs von Liegnitz sieht man recht deutlich die Frucht des Vollsaufens, daß man von der Sünde gefangen wird und nicht wieder davon loskommen kann. Denn als er zu Nürnberg keine Saufgesellschaft mehr bekommen konnte, kam er in der Nacht vor meine Kammer, klopfte und rief so lange, bis ich erwachte und ihm antwortete, und bat um Gottes willen, ich möchte aufstehn und mit ihm saufen. Ich sagte aber, es wäre meine Gelegenheit nicht, und bat unterthänig, mich und sonderlich sich selbst damit zu verschonen. Also bin ich seiner von der Kammer, da ich dieselbe nicht öffnen wollte, los geworden."

„Als der Kaiser an die 16 Tage zu Nürnberg still gelegen und den Morgen früh von dannen auf Augsburg fortrücken wollte, stand dieser Herzog einmal so früh auf, daß er des Morgens um 6 Uhr nach des Kaisers Losament ritt. Aber der Kaiser war wol 2 Stunden vorher zum Thore hinaus geritten. Da schämte sich der Herzog, dem Kaiser nach Augsburg zu folgen, sondern schickte ihm nur zwei seiner Räthe nach. Er selbst ritt wol mit seinem Hofgesinde zurück in sein Land, blieb aber bei seinem unordentlichen Leben und lies von dem Saufen nichts nach."

„Als er zu Liegnitz in seinem Lande eines Tags beim Trunke war, kamen 2 Studiosen, welche ihre Eltern und Freunde besuchen wollten, nach Liegnitz und kehrten daselbst auf der Durchreise in ein Wirtshaus ein. Da sie nun zu Morgen aßen, machten sie sich auch mit Singen etwas fröhlich, so daß der Herzog es hörte. Der schickt zu ihnen, läßt sie greifen, zum Thore hinausführen und ihnen stracks die Köpfe abschlagen. Am andern Morgen, ehe er wieder zu saufen anfieng, ritten etliche seiner Räthe mit ihm spazieren und führten ihn oben auf den Platz, wo die beiden Studenten decollirt waren. Als der Herzog das Blut sahe, fragte er, was das wäre. Die Räthe vermeldeten ihm, es wäre Blut von den beiden Studiosen, die er den Tag zuvor hätte hinrichten laßen. Das nahm den Herzog Wunder, er erinnerte sich der Studiosen nicht und fragte, was sie gethan?"

„Ein ander Mal, als er wol bezecht war, befahl er seinen Räthen bei Strafe ihres Lebens, daß sie ihn in den Thurm setzen und mit Waßer und Brot speisen laßen sollten, und wo sie es anders machen würden, wollte er ihnen die Köpfe vom Rumpfe hauen laßen. Sie giengen mit ihm hin über den Thurm, in welchem bereits etliche Gefangene saßen. Zu denen wurde er hinabgelaßen und dem Thurmhüter befohlen, ihn weder herauszulaßen, noch anders, als mit Waßer und Brot zu speisen. Als er nun seinen Rausch ausgeschlafen hatte und sich etwas ermuntern konnte, unterredete er sich mit den Gefangenen und rief dem Kerkermeister zu, daß er ihn wieder herausbringen sollte. Der antwortete, es wäre ihm zu hart verboten, sagte es aber den Räthen an. Diese temporisirten (zögerten) bis an den dritten Tag. Der Herzog hörte nicht auf, dem Kerkermeister zu befehlen, daß er die Räthe um die Erlaubnis bitten wollte, ihn loszulaßen. Endlich giengen sie zu ihm nach dem Gefängnisse und hörten ihn selbst flehen und bitten. Sie aber sagten, er hätte es ihnen bei Kopfabhauen verboten, und sie wüßten, daß er damit nicht scherzte. Derowegen dürften sie ihn nicht herausbringen laßen. Er versprach es ihnen aber so theuer, sie nicht zu beschweren, daß sie ihn zuletzt aus dem Thurme herausließen."

„Ungefähr 3 Jahre später wollte derselbe Herzog nach Stettin reiten, nur um mit den Hofleuten zu saufen. Als Herzog Barnim solches erfährt, zieht er mit seinem ganzen Hofgesinde nach dem Kloster Kolbitz und läßt nur das Frauenzimmer in Stettin zurück. Der ungebetene Gast kommt zu Stettin an, hört auf dem Schloße, daß weder der Herzog, noch sonst jemand von den Hofjunkern zur Stelle sei, und wird in der Stadt in ein Haus verwiesen, in welchem ein alter Mann in agone mortis (im Todeskampfe) lag. Hier quartirte man ihn in der Hoffnung ein, daß er um so eher von dannen fortrücken sollte. Allein er blieb nicht allein, sondern gieng auch zu dem Kranken ans Bett, sprach ihm so lange etwas aus Gottes Wort vor,

bis er verschied, und drückte ihm dann die Augen zu. Als Valentin, der mit der Armenbüchse umgieng, zu ihm ins Haus kommt, steckt er dem etliche Thaler in die Büchse. Dann läßt er schwarzes Tuch holen zu Trauermänteln für sich und Valentin und will dem Toten mit Valentin zur Begräbnis nachfolgen. Das will aber die Herzogin nicht gestatten, sondern läßt ihn aufs Haus fordern und weist ihm ein Gemach über der Canzlei an, recht gegen dem Frauenzimmer über, daß sie mit einander reden konnten. Ich war damals auch zu Stettin auf dem Hofe in der Küche. Als ich nun über den Hof hinunter gehn wollte, steht dieser Herzog vor dem Fenster, steckt den Kopf zum Fenster heraus, sperrt mit beiden Händen das Maul gegen mir von einander und schreit mich laut an: „Buy!" Da ich ihn zu Nürnberg kennen gelernt hatte und wußte, wie mit ihm zu handeln war, antwortete ich: „Bah!" Darauf sagte er: „Ei, das ist ein rechtschaffener Kerl! Ich bitte euch um Gottes willen kommt zu mir herauf. Wir wollen einander gute Gesellschaft leisten, fröhlich und guter Dinge sein." Ich aber sagte Seiner Fürstlichen Gnaden unterthänigen Dank und gieng meine Straße. Als er zuletzt von Stettin abzog — denn Herzog Barnims Heimkunft verschob sich zu lange — wurde er von der Herzogin so fürstlich beschenkt, daß er noch eine Weile sein unordentliches Leben fortsetzen konnte. Er blieb aber bei seinem angenommenen, tollen, wilden Wesen, darin er sich um alles, Land und Leute, Gesundheit und fürstlichen Wolstand brachte. Als er sich endlich zu Tode gesoffen hatte, ließ er seine Gemahlin, eine geborne Herzogin von Mekelnburg, in so großer Armut, daß sie keinen Rath wußte, wie sie ihr Söhnlein fürstlich erziehen sollte. Die unglückliche Wittwe beklagte sich nicht allein bei ihren Standesgenoßen, sondern auch bei den städtischen Obrigkeiten, daß sie große Not litte, und bat, ihr mit etwas zu Hülfe zu kommen und sie in ihrer Armut mit einem Almosen zu trösten, wie ihr denn der Rath von Stralsund durch ihren laufenden Boten etliche Thaler schickte."

„Zu Nürnberg kaufte ich ein wolgefaßtes Rappier und steckte es in einen Spanischen Gürtel. Nach dem Mittagseßen, da ich allein war, entschlief ich im Sitzen, und als ich erwachte, hatte mir ein Dieb das Rappier aus dem Riemen gezogen und war mit demselben davon gestrichen. Ich gieng hin und kaufte mir ein anderes, sattelte und zäumte mein Pferd, rechnete und bezahlte und folgte dem kaiserlichen Lager nach, kam aber wol 3 Tage vor der kaiserlichen Majestät gen Augsburg."

Zwanzigstes Kapitel.

Saſtrow kommt in Augsburg an und beſtellt daſelbſt den Pommerſchen Räthen Herberge. Einzug des Kaiſers. Behandlung der gefangenen Fürſten, des Churfürſten von Sachſen und des Landgrafen von Heſſen. Kaiſerliche Juſtiz. Hinrichtung eines Churfürſtlichen Büchſenſchützen. Aufruhr der deutſchen Landsknechte. Wie ein kaiſerlicher Commiſſarius ſtrangulirt und geviertheilt wird. Sebaſtian Vogelbergs Hinrichtung. Saſtrow ſpeiſt mit Herzog Philipp von Braunſchweig bei Georg von Wedel zu Mittage. Er läßt ſich ein Hofkleid machen und leiht von dem Churfürſten von Sachſen 200 Thaler.

„Den 29. Auguſt des Jahres 1547 bin ich zu Augsburg eingeritten und in eine gemeine (öffentliche) Herberge am Weinmarkte eingekehrt. Der Wirt war ein vornehmer, verſtändiger Mann, einer von den Zunftmeiſtern, bei denen die Regierung der Stadt 100 Jahr geſtanden hatte. Wie aber zu Nürnberg vor 100 Jahren die Zunftmeiſterei abgeſchafft und das Regiment den Patriciern zugeſtellt war, ſo ſchaffte der Kaiſer auf dieſem angehenden Reichstage die Zunftmeiſter auch zu Augsburg ab — denn ſie waren evangeliſch und hatten dieſen Krieg wider den Kaiſer führen helfen — und befahl die Regierung den Patriciern, weil dieſelben noch der alten Religion anhiengen.“

„In der Herberge fand ich zwei Stuben und bei einer jeden eine Schlafkammer, welche der Wirt bei Beherbergung ſolcher Gäſte, die ab- und zugiengen, wol entrathen konnte. Dieſe Zimmer beſtellte ich, die eine Stube für die Pommerſchen Geſandten, die andre für ihre Canzelei, welche der Canzler Jacob Citzewitz einnahm und worin er zwei Secretäre des Herzogs Barnim und mich gebrauchte. Meinen Leibhengſt mit Sattel, Zaum und aller Rüſtung, die nicht viel werth war, verkaufte ich für 8 Thaler, denn ich hatte ſeiner nicht mehr vonnöten, und der Haber war ſehr theuer.“

„Am Ende des Heumonats kam der Kaiſer mit dem ganzen exercitu (Heere) heran. Den Landgrafen hatte er mit einem Haufen Spanier zu Donauwörth gelaßen; aber den gefangenen Churfürſten brachte er mit nach Augsburg. Hier ließ er ihn furiren, und zwar im Hauſe der

Welser*), das am Weinmarkte, zwei Häuser von des Kaisers Pallast, lag und nur durch ein kleines Gäßlein von meiner Herberge getrennt war. Durch die Nebenhäuser wurde ein Gang gebrochen und über das Gäßlein eine Brücke gelegt, so daß man aus des Kaisers Losament in das des Churfürsten gehen konnte. Der Churfürst hielt seine eigne Küche, hatte auch seinen Kanzler Hans von Minkwitz und sein übriges Gesinde, das auf ihn wartete, bei sich, so daß die Spanier in seine Stube und Schlafkammer nicht kommen mußten. Der Herzog von Alba und andre große Herrn vom kaiserlichen Hofe, wie auch andre Personen, giengen bei ihm aus und ein und leisteten ihm mit freundlichem Gespräch und allerlei Kurzweile gute Gesellschaft. Im Hofe seiner Herberge, die gar herrlich gebaut und fürstlich eingerichtet war, befand sich eine Rennbahn, wo über die Stange gestochen wurde. Auch wurde ihm erlaubt, an die lustigen Oerter und künstlich eingerichteten Gärten zu reiten, deren etliche zu Augsburg sind. Und weil er von Jugend auf Lust zum Fechten gehabt, auch in jungen Jahren, als er noch rühriger gewesen, gern selbst auf allen Wehren gefochten hatte, so ließ man ihm zu Gefallen Fechtschulen halten. Jedoch giengen die Spanischen Soldaten beständig vor ihm und hinter ihm her. Bis zum Ende des Reichstages, wo er sich weigerte, das Interim anzunehmen, wurden ihm auch die Bücher nicht verwehrt, die er lesen wollte. Härter wurde zu Donauwörth der Landgraf behandelt. Des Tags sind die Spanier bei ihm in der Stube gewesen. Wenn er im Fenster gelegen und auf den Platz gesehn hat, so ist neben ihm im Fenster ein Spanier gelegen, der den Kopf eben so weit heraus gestreckt hat, als der Landgraf. Tag und Nacht haben sie mit Pfeifen und Trommeln die Spanische Macht auf- und abgeführt. Die Spanischen Wachen sind des Nachts bei ihm in der Kammer gelegen. Wenn die Wache gewechselt ist, sind die Frischen mit Trommeln und Pfeifen in die Kammer gekommen, die andern aber, welche ihn die erste Hälfte der Nacht bewacht, haben das Bett aufgedeckt und gesagt: „Sieh da, wir wollen ihn euch überliefert haben; ihr mögt ihn nun hinfürder bewachen." Ich meine, das heißt ja die Worte redlich gehalten, welche der Kaiser zu Halle beim Fußfalle sprach: „Wöll, ich sow juw lachen leren."

„Sobald der Kaiser zu Augsburg ankam, ließ er mitten in der Stadt, hart am Rathhause, so sie den Berlach nennen, zu mehren Schrecken einen Galgen aufrichten, und daneben einen halben Galgen, daran man

*) Bekannt ist die schöne Philippine Welserin, welche Kaiser Ferdinands I. Sohn, der Herzog Ferdinand von Tyrol, im Jahre 1550 heiratete. Vielleicht gab der Reichstag von 1547 und 48 zu dieser Verbindung die Veranlaßung.

strapide *) Chorda gab. Dem Rathhause recht gegenüber ließ er ein Gerüst bauen, ungefähr von der Höhe eines mittelmäßigen Mannes, darauf man räderte, köpfte, strangulirte, viertheilte und dergleichen Blutarbeit mehr verrichtete."

„Der Kaiser hatte aus Spanien seinen Secretär kommen laßen, der ein großer Herr und dem Kaiser sehr lieb war. Als nun der Kaiser nach Gefangennehmung des Churfürsten vor Wittenberg liegt und dieser Secretär von Torgau die Elbe hinunter fährt, erspäht ihn des Churfürsten getreuer Diener, ein trefflicher Büchsenschütze, legt sich an der Elbe in einen Wald und erschießt den Vorüberfahrenden, so daß derselbe tot zum Kaiser gebracht wird. Der Secretär wurde stattlich in einen Sarg gelegt und nach Spanien geführt. Der Thäter kam davon und entfloh durch Ungarn nach der Türkei. Ihm wurde aber so fleißig nachgetrachtet, daß er zuletzt ergriffen und gen Augsburg gebracht wurde. Er saß auf einem Karren. Zwischen die Schenkel hatte man ihm eine hölzerne Stange gesetzt, daran sein rechter Arm gebunden war. So wurde er von St. Ulrich den Weinmarkt entlang, hart an des Churfürsten Herberge vorüber, nach dem Rathhause oder Berlach geführt. Fast auf halbem Wege wurde ihm die rechte Faust an der Stange abgeschlagen; dann wurde der Stumpf wieder zugebunden, damit er sich nicht verblutete. Die Hand aber wurde an einen Pfahl genagelt, der eigens dazu an die Gasse gesetzt war. Nachdem er dann vollends nach dem Berlach geführt war, wurde er hier vom Karren genommen, auf das Gerüst geführt und von unten auf gerädert."

„Die deutschen Landsknechte, welche in der Besatzung zu Augsburg lagen, waren in etlichen Monaten nicht bezahlt worden. Nun erfuhren sie, daß das Geld, wovon sie hätten bezahlt werden können — es war das Strafgeld, das der Landgraf und die Städte entrichtet hatten — vom Herzog Alba beim Churfürsten verspielt sei. Erbost über diese Verkümmerung ihres Soldes fielen etliche in das Losament der Fähndriche ein, rißen drei Fahnen heraus und zogen mit denselben in Schlachtordnung nach dem Weinmarkte. Als sie auf ihrem Zuge fast an den Ort gekommen waren, wo dem Büchsenschützen die Hand abgeschlagen worden, kommt ein hoffährtiger Spanier, der begierig ist, bei der kaiserl. Majestät große Gnade zu verdienen und sich einen ewigen Namen zu machen, zu den Fähndrichen ins Glied gesprungen und will dem einen das Fähnlein aus der Hand reißen. Den Fähndrichen folgten 3 Schlachtschwerter; deren eins haut diesen Kurthanen (frechen Gesellen) mitten von ein-

*) Man vergleiche oben Seite 181: Strapide soll nach Mohnike von dem Italienischen strappare, wippen, herkommen, oder von strappa, strappáta, Zug, Ruck. Bei Frisch kommt die Form „Strabschorde" vor.

ander als eine Rübe, nach dem Sprichworte: „Qui amat periculum, peribit in eo.“ (Wer die Gefahr liebt, kommt darin um). Als sie den Weinmarkt erreicht hatten, entstand ein großes Rennen und Laufen. Die Spanischen Soldaten besetzten alle Gassen, welche auf den Weinmarkt führten. Der gefangene Churfürst wurde in den Pallast des Kaisers hinüber geführt, weil man befürchtete, er möchte von den aufgebrachten Landsknechten befreit werden. Alle Einwohner, besonders die Kaufleute und Krämer, welche sich zu dem Reichstage mit köstlicher Waare, seidenem Gewand, silbernen und goldenen Kleinodien, Perlen und Edelsteinen gefaßt gemacht hatten, besorgten sich, die Stadt möchte geplündert werden. Derowegen entstand ein solches Rufen, Zusammenlaufen und Getümmel. Die erschrockenen Bürger rüsteten sich zum Ernste und lagen geharnischt, mit ihren fertigen Büchsen und halben Haken, in ihren Häusern und Gemächern, entschloßen, das Ihrige so gut zu beschützen, als es in eines Jeden Macht stand. Der Kaiser schickte aber zu den Söldnern und ließ fragen, was sie wollten. Sie antworteten: „Geld oder Blut!“ Dabei hatten sie ihre Röhre auf dem linken Arme liegen und mit der rechten Hand hielten sie die brennende Lunte nicht weit vom Zündloche. Darauf ließ der Kaiser ihnen sagen, sie möchten zufrieden sein, am andern Tage sollten sie gewißlich bezahlt werden. Sie wollten aber nicht abziehen, bis sie versichert wären, daß sie derowegen, daß sie dem Kaiser vors Losament gerückt, ungestraft bleiben sollten. Solches versprach ihnen der Kaiser. Darauf zogen sie ab und wurden am folgenden Tage bezahlt und beurlaubt.“

„Aber was geschieht? Es wurden etliche abgefertigt, die sollten sich unvermerkt zu den Fähnleinführern gesellen und 2 bis 3 Tagereisen mit ihnen ziehn, um zu hören, ob dieselben auch der kaiserl. Majestät schimpflich gedenken würden. Wo das geschähe, sollten sie sich stärken und die Majestätsverbrecher gefänglich wieder nach Augsburg bringen. Den zweiten oder dritten Abend im Wirtshause, da sie einen fröhlichen Trunk gethan — denn sie hatten Geld im Seckel — und meinten, sie wären nun sicher — denn sie gedachten nicht, daß sie ihren Verräther bei sich sitzen hatten —: ließen sie ihrer Zunge freien Lauf. Sie ließen den Kaiser wol St. Veltins Krankheit haben und sprachen: „Owe, ja, das sollte man Karln von Gent hingehn laßen! Er sollte Kriegsleute annehmen laßen und wollte sie nicht bezahlen! Wir wolltens ihn wol gelehrt und recht auf der Gippen gemacht (aufs Haupt gebracht) haben! Gottes Element sollte ihn geschändet haben!“ Auf solche Worte wurden sie angegriffen, wieder zurück gen Augsburg gebracht und am Verlach in den Galgen gehängt. Einem jeden wurde ein kleines Fähnlein in den Latz gesteckt. Es wurden auch sofort 2 Spanier neben ihnen gehängt. Die werden gewiss gestohlen haben, wie ihre Art ist.“

„Gegen Abend kam der Henker mit seinem Karren, hieb die Fähnlein-

führer los, warf sie auf den Karren und führte sie zum Thore hinaus. Bald darauf kam auch ein Haufen Spanier mit Schülern und Wachslichtern, um ihre beiden gehängten Landsleute fein ehrlich zu begraben. Nachdem die Diebe aus dem Galgen gelöst waren, wurden sie auf eine Totenbahre gelegt und mit einem leinenen Laken bedeckt. Die Schüler hatten weiße Röcklein an und sungen vorher. Die Andern, stattlich und wol gekleidet, ein jeder ein brennendes Wachslicht in der Hand, folgten bei Paaren. So brachten sie die Toten in die ihnen eingeräumte Kirche, wo sie begraben wurden. Denn warum sollten sie die Diebe nicht mit solchen Solennitäten zur Erde bestatten, da sie gemeiniglich alle das Stehlen nicht laßen können?"

„Das Italienische und Hispanische Kriegsvolk wurde vom Kaiser in die Algäuischen und Schwäbischen Städte verlegt. Memmingen und Kempten hatten sich von der Einquartirung frei gekauft, Memmingen für 30,000 und Kempten für 20,000 Gulden. Dieß machte sich einer der kaiserlichen Commissarien zu Nutzen, um seinen eignen Beutel zu füllen. Er verfügte sich nämlich in etliche Schwäbische Städte und gab vor, daß er von Seiner kaiserl. Majestät Befehl hätte, ihnen etliche hundert Hispanier zum Winterlager zuzuführen. Darüber sehr erschrocken, baten die Städte, daß sie mit solcher Last verschont bleiben möchten und entrichteten dem Commissarius bar eine ansehnliche Verehrung zu 200, 300, 400 Thalern. So wurden die Städte von dem Commissarius um eine ansehnliche Summe geschneuzt. Als aber der Betrug ans Licht kam, ließ der Kaiser ihn gefänglich einziehen und verurtheilte ihn zum Tode. Das Urtheil ließ er auf dem Gerüste am Berlach dermaßen exequiren, daß er erstlich strangulirt wurde. Das gieng also zu. Der Henker setzte ihn auf eine Bank, den Rücken hart an die Ueberlehnungen des Gerüstes und machte ihm unten die Füße fest. Desgleichen befestigte er ihm auch die Arme rückwärts am Gerüste und that ihm einen Strang um den Hals, so kurz, als ihm dazu dienlich. Dann steckte er einen 3 Finger dicken und $^1/_2$ Elle langen Stock in den Strick und wrogelte (drehte) denselben umher, wie man die Packen zum dichtesten zustrengt. Als er befand, daß der Missethäter tot sei, machte er ihn los, zog ihm die Kleider ab, bis aufs Hemde, warf ihn auf einen Tisch, darunter er eine Ballin (Wanne) stehn hatte, schlitzte den Leib auf, nahm alle intestina heraus, warf sie unter den Tisch in die Ballin und hieb den Körper in 4 Theile."

„Ich bin auch dabei gestanden, als Sebastian Vogelsberg gerichtet worden, habe den gehaltenen Processs mit angesehn und aus Vogelsbergs Munde genau verzeichnet, was er geredet hat. Da nun Vogelsbergs Historie von Sleidanus nur kurz und zum Theil falsch erzählt ist, so will ich sie hier ausführlich und wahrhaftig beschreiben."

„Sebastian Vogelsberg war von Person ein ansehnlicher, starker,

wolproportionirter und schöner Mann. Er hatte eine runde Kolbe, wie eine Boßel (Kugel), einen langen, auf den Laß herabwallenden Bart und ein freies Angesicht. Ich weiß nicht, ob ein Maler einen Mann ansehnlicher malen kann. Auch hatte er ziemlich studirt und war, wie man sagte, in Italien Schulmeister gewesen. Nachdem er conditionem scholasticam (das Schulfach) verlaßen hatte, wurde er Musterschreiber des Grafen Wilhelm von Fürstenberg, der sich von Kriegspotentaten zum Obersten gebrauchen ließ. In der Folge wurde er Fähndrich, und da er hohes Gemüths, anschlägig und beredt war und sich auf den Kriegszügen wol hielt, so stieg er bald vom Fähndriche zum Hauptmann auf. Ja, zuletzt wurde er von hohen Potentaten zum Obersten gebraucht und dem Grafen Wilhelm von Fürstenberg weit vorgezogen."

„Das verdroß den Grafen trefflich; denn der meinte, daß die Qualitäten dem angebornen Stande einverleibt und von demselben unabgesondert sein sollten. Deshalb griff er den tapfern Vogelsberg mit injuriösen Worten an. Da sich dieser gegen den Grafen auch nicht versäumte, so ließen sie wider einander eine Anzahl von Schmähschriften in den Druck ausgehn, deren Anfang der Graf gemacht haben soll."

„Da Sebastian Vogelsberg nicht allein ein berühmter Kriegsmann, sondern auch ein Bekenner der evangelischen Religion war, so waren ihm die protestantischen Stände nicht übel gewogen. Dagegen war ihm alles, was papistisch, erzfeind. Auch hatte er alle Grafen gegen sich, weil sie vermeinten, daß in Graf Wilhelm der ganze gräfliche Stand angegriffen, injuriirt und geschmäht sei."

„Als Vogelsberg nun sah, daß es die Scheltschriften nicht ausmachen wollten, und daß es unmöglich sei, sich mit Gewalt an dem ihm überlegenen Grafen zu rächen, verklagte er denselben Injuriarum beim Kammergerichte. Ich war damals zu Speier Substitut seines Procurators, des Dr. Engelhard, weshalb mir der ganzen Sache Stand genau bekannt ist. Nach langem Disputiren und auf beiderseitige Submission wurde vom Kammergerichte erkannt, daß dem Vogelsberg Unrecht geschehn sei. Derowegen wurde Graf Wilhelm in 400 Gulden Strafe verurtheilt. Das nahm sich nicht nur sein Bruder, Friedrich von Fürstenberg, sondern der ganze gräfliche Stand mit an."

„Dazu kam noch, daß Vogelsbergs Feinde, die Papisten und Grafen, welche dem Kaiser im Kriege wider die Evangelischen Stände gedient hatten, befürchteten, daß, wenn ein neuer Religionskrieg ausbrechen sollte, wonach es wol aussah, dieser Kriegsmann ihnen sehr ins Eisen traben (ihnen viel zu thun machen) würde. Aus allen diesen Gründen lechzten sie nach Vogelsbergs Blute, wie im Sommer ein Hirsch nach frischem Waßer

dürstet. Um ihn zu stürzen, traten sie mit 2 Anklagen gegen ihn auf. Die erste wird von Sleidan angegeben, nämlich daß er vor einem Jahre ein Regiment Landsknechte nach Frankreich geführt habe. Die andre habe ich selbst gesehen, nämlich daß er zu Weißenburg am Rhein ein ansehnliches Haus von gehauenen Steinen gebaut und vorn über die Thür desselben das französische Wappen, 3 große, prächtige Lilien, gesetzt hat. Diese beiden Punkte mußten ihm seine Feinde beim Kaiser trefflich auf. Auch erlangten sie leicht, daß 2 Doctoren ihrer Partei, der eine ein Wälscher, der andre ein Deutscher, zu seinen Richtern bestellt wurden. Die säumten auch nicht lange, den herrlichen Mann zum Tode zu verurtheilen, worauf das blutige Urtheil auch sofort exequirt wurde."

„Es war am 7. Februar 1548 um 8 Uhr Vormittags, als ein Fähnlein Knechte aus unsrer Frauen Vorstadt und bald darnach 2 Fähnlein aus S. Jacobs Vorstadt nach dem Rathhause geführt und dort um die Gerichtsbrücke aufgestellt wurden, von der Sleidanus fälschlich sagt, daß sie erst um Vogelsbergs willen gebaut sei. Denn diese Brücke, das Blutgerüst, war bereits ein halbes Jahr vorher errichtet. Auch waren schon viele darauf geköpft, gerädert, gestrangulirt und geviertheilt. Aus der Schaar jener Kriegsknechte nahm ein wälscher Befehlshaber — sie nannten ihn Magister de Campo, zu deutsch Feldmarschalk — etwa 30 Hakenschützen, mit denen holte er Sebastian Vogelsberg aus dem Stadtgefängnisse oberhalb des Berlach ab und führte ihn mit Pfeifen und Trommeln zum Blutgerüste. Der Gefangene hatte ein schwarzes, sammitnes Kleid an und trug einen wälschen, mit Seide gestickten Hut auf dem Haupte. Als er nun in den geschloßenen Keüg (Kreis) eintrat und nicht fern von den 3 Fähndrichen den Grafen Reichard von Solms und den Ritter Conrad von Boineburg erblickte, kehrte er sich an den Grafen gar nichts, weil derselbe ein heftiger Papiste und des Grafen Wilhelm von Fürstenberg wegen sein Todfeind war, sondern wandte sich zu dem Ritter und sagte: „Herr Conrad ist mir nicht zu helfen?" Als der antwortete: „Mein Bastian, helfe euch unser Herr Gott!" sagte Vogelsberg: „der wird mir auch helfen!" und indem gieng er gar kecklich mit aufgerichtetem Haupte und mit freiem Muthe das Gerüste hinauf."

„Auf dem Gerüste sah er sich mit Fleiß um; denn das Rathhaus und alle andern Gebäude lagen in Giebeln und Fenstern voll von ansehnlichen Leuten. Da Vogelsberg nun in den Fenstern des Rathhauses churfürstliche und fürstliche Personen geistlichen und weltlichen Standes, auch Grafen, Freiherrn und Edelleute gewahr wurde, redete er dieselben, wie auch den ganzen großen Umstand (die Umherstehenden), mit diesen förmlichen Worten an: „Hochwürdigste, Durchlauchtigste, Hochwürdige, Durchlauchtige, Hoch-

geborne Churfürsten und Fürsten! Erwürdige, Wolgeborne, Gestrenge, Ersame und Weise, Gnädigste, Gnädige, Günstige Herrn und Freunde! Dieweil ich auf diesen Tag" ..... Indem rief der wälsche Magister de Campo dem Nachrichter zu, er sollte ihm keinen Raum geben zu reden, sondern mit dem, was ihm befohlen wäre, fortfahren. Der Nachrichter aber sagte zu Vogelsberg: „Herr, ich will euch nicht übereilen, redet nur so lange und so viel, als ihr wollt." Darauf fuhr Vogelsberg fort und sprach mit lauter, männlicher Sprache nicht anders, als wenn er gar frei unterm hellen Haufen gestanden hätte: „aus Befehl unsers allergnädigsten Herrn, des Kaisers, sterben soll und muß, so hab ich die Ursach meines Todes anzeigen wollen. Und ist dieß keine andre Ursache, als daß ich im vergangenen Sommer dem löblichen Könige von Frankreich zu desselben Krönung 10 Fähnlein Knechte zugeführt habe. Sonst habe ich in 10 Jahren wider kaiserl. Majestät nicht gedient, und bitte, ihr wollt meiner in meiner Unschuld nicht im Argen, sondern im Besten gedenken und euch dieses meines unschuldigen Todes erbarmen, daß ihr es den Meinen nicht entgelten, sondern ihnen das, was ich durch meinen Dienst vor mich gebracht, folgen laßt. Denn ich habe mein Lebelang nicht anders gehandelt, als es einem ehrlichen Manne zusteht. Aber von Lazarus Schwendi, als von einem verzweifelten Erzbösewicht (Lazarus von Schwendi lag dem Gerüst gegenüber im Fenster und hatte den Kopf herausgesteckt, zog ihn aber auf diese Worte bald ins Gemach zurück) bin ich auf die Fleischbank geopfert worden. Der ist in Weißenburg zu mir in meine Wohnung gekommen und hat mir angezeigt, er hätte der kaiserl. Majestät einen Spanischen Herrn erschlagen, deswegen wäre er in Ihrer Majestät Ungnade gekommen; auch warteten die Spanier auf mich, mich zu greifen. So es mir nun gefiele, wollte er mit mir nach Frankreich reiten. Darauf habe ich ihm auf sein Begehren 200 Kronen geliehen und dafür, daß er mich gewarnt, ihm einen Gaul geschenkt. Er hat mich aber gleich darauf verrätherisch unter die Spanier geführt. Obwol ich nun in meinem Gefängnisse begehrte, daß er mir etliche von den ihm geliehenen Kronen zu meiner Notdurft zustellen wollte, hab ichs von ihm nicht erlangen mögen. Vor diesem verzweifelten Erzdiebe und Bösewichte — Lazarus von Schwendi heißt er — wolle sich ein jeder hüten und keine Gemeinschaft mit ihm haben. Er hat auch den durchlauchtigsten Churfürsten, den Pfalzgrafen, bei kaiserl. Majestät angegeben, als sollte derselbe sich mit dem Könige von Frankreich verbunden haben. Wer ihm das zumißt, der thut ihm Gewalt und Unrecht, und will ich des hochberühmten Churfürsten Unschuld mit diesem meinem Tode bezeugen. Man hat mir auf mein Begehren keinen Prädicanten oder Beichtvater vergönnen wollen, was sonst doch keinem abgeschlagen wird. Aber ich will unschuldig und als ein frommer Christ sterben und weiß, daß Jesus

Christus mich durch sein Leiden und Sterben vom ewigen Tode erlöst hat." Nachdem er so gesprochen hatte, gieng er umher und bat einen Jeden um Verzeihung, wie er denn auch einem Jeden gern vergeben wollte. Damit wollte er die Sache dem Allmächtigen befohlen haben. Dann ist er niedergesessen, der Nachrichter hat ihm den langen Bart von einander getheilt und denselben oben auf der Kolbe zusammengeschürzt, ihm zu verzeihen gebeten und ihn ermahnt, ein Vaterunser und den Glauben zu beten. Darauf hat er ihm das Haupt dermaßen abgeschlagen, daß es vom Gerüste wie eine Boßel auf die Erde gelaufen ist. Der Scharfrichter aber hat den Kopf bei dem langen Bart wieder hinauf getragen, ihn zwischen die Schenkel des Körpers gelegt und einen Mantel darüber gespreitet. Doch sind die Füße von dem Mantel nicht gar bedeckt worden."

„Darauf gieng der wälsche Befehlshaber mit den vorgenannten 30 Hakenschützen zu dem Gefängnisse unterhalb des Berlach und holte noch zwei Andre, Jacob Mantel und Wolf Thomas von Heilbrun, welche beide mit Vogelsberg gefänglich eingezogen und gen Augsburg geführt waren. Den Thomas von Heilbrun ließ der Nachrichter unten auf dem Pflaster bei den Fähndrichen bleiben, Jacob Mantel aber führte er auf das Gerüst hinauf. Da gieng er einmal herum und redete, aber so gemach, daß es nicht jedermann hören konnte. Da er nicht auf beiden Knieen sitzen konnte, weil er einen steifen Schenkel hatte, so legte ihm der Nachrichter unter den steifen Schenkel eine Bank. In dem Haue entfiel er ihm gleichwol, so daß er den Hals nicht vollends abhauen konnte. Darum schnitt er das Uebrige auf dem Boden mit dem Schwerte ab und bedeckte denselben auch."

„Gleicher Gestalt holte er den dritten, Wolf Thomas von Heilbrun, der seiner Geberde, Ansehn und Kleidung nach sich sehn ließ, daß er kein gemeiner (gewöhnlicher) Mensch gewesen. Als er mit dem Nachrichter das Gerüst hinauf stieg, sah er Vogelsbergs Füße unter dem Mantel hervor gucken, wendete aber bald die Augen davon ab und redete nachfolgende Meinung. Er wäre in die 27 Jahre ein Kriegsmann gewesen, hätte sich gegen männiglich redlich und ehrlich gehalten und müßte jetzt unschuldig sterben. Denn er würde allein darum vom Leben zum Tode gebracht, daß er dem Könige von Frankreich 3 Monate gedient hätte, was manche ehrliche Gesellen, Grafen, Junker und Herrn auch gethan hätten, und doch wäre keiner darum wie er gestraft worden. Er bitte einen jeden, ihm zu verzeihen und für ihn zu beten. Er wolle wiederum verzeihen und vor Gott dem Allmächtigen, zu dem er unzweifelhaft zu kommen verhoffte, für sie beten. Wer für ihn ein Vaterunser und den christlichen Glauben beten wollte, sollte die Hand aufhalten. Wie denn geschehn. Darauf ist er wie die vorigen mit dem Schwerte gerichtet worden."

„Nachdem die Blutarbeit vollendet war, rief der Nachrichter mit lauter Stimme von der Gerichtsstätte herab, es wäre der kaiserl. Majestät ernstlicher Befehl, daß keiner dem Könige von Frankreich dienen oder zuziehn sollte. Wer dawider handelte, den wollte Seine Majestät strafen ohne Gnade, wie den Dreien geschehn wäre."

„Vogelsbergs Tod wurde von jedermann beklagt. Man hielt dafür, daß ein Kriegspotentat einen so beherzten, beredten, ansehnlichen, versuchten Mann mit Gold aufwiegen, aber nicht zurücksetzen, geschweige denn hinrichten laßen müßte. Sleidanus sagt, die beiden Richter hätten den Lazarus von Schwendi zu vertheidigen gesucht. Nein, der Kaiser ließ selbst eine Schrift, einen halben Bogen stark, drucken und allenthalben umhertragen, darin er bekannte, was der von Schwendi als kaiserl. Commissarius und Diener gethan hätte, das hätte er, der Kaiser, ihm befohlen; deswegen sollte ihn männiglich entschuldigt nehmen. Was aber Vogelsberg von der Gerichtsstatt geredet, wäre alles nur zu dem Ende geschehen, daß er gemeint hätte, von wolverdienter Strafe erledigt zu werden."

„Daß der Nachrichter vom Gerüste herabgerufen hat, es solle niemand bei Vermeidung gleicher Leibesstrafe dem Könige von Frankreich zuziehn, soll diesen sehr verdroßen haben. Man sagt, daß er derowegen auf den Marquis de Saluz habe warten laßen, als derselbe, vom Kaiser entlaßen, nach Spanien zurückzog. So viel ist gewiss, daß der König von Frankreich den Marquis gefangen nehmen und ihm gleichergestalt den Kopf vor die Füße legen ließ."

„Jürgen von Wedel, dessen ich oben gedachte, lag mit in meiner Herberge. Eines Tages bat er Herzog Philipp von Braunschweig zu Gaste mit Seiner fürstl. Gnaden Hofmeister. Ich mußte mit am Tische sitzen, so daß unser vier waren. Wir speisten nicht mehr als 6 Gerichte und doch mußte von Wedel das Mahl für eine jede Person mit einer goldenen Krone bezahlen. Das erste Gericht war eine Suppe und darin ein Cappaun, für welchen die Wirtin einen Thaler gegeben hatte. Es gab gute Gelegenheit, daß ich über Tisch des Hispaniers gedachte, der zu Rom mit seinen beiden Knechten und 2 reichen Juden gehängt war. Es gefiel dem Herzoge über die Maßen wol, daß ich solches gesehn hatte. Er sagte, das Banket wäre seinethalben von den Cardinälen angerichtet und erzählte die Geschichte noch ausführlicher, als ich oben gethan habe."

„Da ich etliche Male Ursache hatte, mit großen Herrn zu reden, als mit dem Vicecanzler Dr. Georg Seld, mit dem kaiserl. Rathe Dr. Johann Marquard, auch wol mit dem Bischof von Arras, so mußte ich

mir Kleider machen laßen, als es meine Gelegenheit auf dem Reichstage zu tragen, erforderte. So war auch zu Augsburg alles trefflich theuer, so daß ich ohne Geld nicht sein konnte. Ich lieh daher von dem gefangenen Churfürsten auf meine Handschrift 200 Thaler, bis die Pommerschen Räthe ankämen. Als dieselben auf Matthäi zu Augsburg eintrafen, löste ich die Handschrift mit 200 Thalern wieder ein."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Stand der Pommerschen Angelegenheiten. Sastrows Unterredungen mit den kaiserlichen Räthen und mit Lazarus von Schwendi. Ankunft der Pommerschen Gesandtschaft in Augsburg. Vergebliche Bemühungen derselben, ihre Herrn mit dem Kaiser auszusöhnen. Des Canzlers Citzewitz Weitschweifigkeit. Pommerns Widersacher. Bestechungsversuche. Schilderung des Reichstages. Unterschied zwischen König Ferdinand und seinem kaiserlichen Bruder. Ausgelaßenheit und Ueppigkeit fürstlicher Personen. Umgang der Pommerschen Räthe. Jacob Sturm. Wolfgang Musculus und Sebastian Lepusculus. Valerius Krakow. Simon Plate. Wie Moritz Damitz zu Hofe geht und Heinrich Normann sich zur Reise nach Pommern rüstet.

Schon vor der Ankunft der Pommerschen Räthe in Augsburg hatte Sastrow ihnen auf alle mögliche Weise vorzuarbeiten gesucht. Ja schon unterwegs auf dem Zuge von Wittenberg nach Augsburg hatte er sich alle mögliche Mühe gegeben, um die Gemüther der kaiserlichen Räthe zu Gunsten der Pommerschen Herzöge umzustimmen und die einflußreichsten Personen des kaiserlichen Hofes für diese zu gewinnen. „Vor Wittenberg," schreibt er, „wie den ganzen Weg von Naumburg bis Augsburg versäumte ich keine Gelegenheit, um die Sache meiner gnädigen Herrn zu betreiben. Bei den kaiserlichen Räthen, wenn ich bequemlich an sie gerathen konnte — wie ich denn etliche Male im Felde neben dem Bischofe von Arras, dem vertrautesten Rathe des Kaisers, geritten bin — hielt ich mit Fleiß an, meinen gnädigen Fürsten und Herrn einen kaiserlichen Geleitsbrief zu verschaffen. Würde der ertheilt, so würden Ihre fürstl. Gnaden auf allergnädigstes Begehren seiner kaiserl. Majestät sich in Person stellen, oder doch ihre ansehnlichsten Räthe schicken. Darauf wurde nun zwar nichts zuverläßiges versprochen. Doch erhielt ich so gnädige und günstige Antwort, daß ich mir gute Hoffnung machte, das Erbetene zu erhalten."

Zu den einflußreichen Personen des kaiserlichen Gefolges, welche Sastrow zu Gunsten seiner Landesherrn zu bearbeiten suchte, gehörte auch Lazarus von Schwendi, der nicht nur ein tüchtiger Feldherr war, sondern sich auch viel mit den Wißenschaften beschäftigt hatte, wie wir denn von ihm noch eine Schrift de bello contra Turcas gerendo besitzen. Mit diesem Günstlinge des Kaisers, dessen schon im vorigen Kapitel bei Sebastian Vo-

gelsbergs Hinrichtung Erwähnung geschah, hatte Sastrow schon unterwegs Gelegenheit sich zu unterreden. „Zwischen Nürnberg und Augsburg", erzählt er, „traf es sich, daß ich gegen Abend mit Lazarus von Schwendi in eine Herberge kam. Er war damals noch ein junger Geselle und hatte noch keinen Bart.*) Als wir nun zusammen an einem Tische zu Nacht aßen, bekannte er ganz von selbst, daß er aus Befehl der kaiserlichen Majestät bis an, ja durch die Mark Brandenburg fast bis nach Pommern geritten sei, um sich zu erkundigen, wie sich die Pommerschen Herzöge in diesem Kriege gehalten hätten. Doch hätte er nicht erfahren können, daß sich dieselben auf irgend einem Wege gegen den Kaiser anhängig gemacht hätten. Das hätte er dem Kaiser geschrieben und wollte es ihm auch mündlich mit Fleiß berichten."

Solche Zeugnisse für die Unschuld der Pommerschen Herzöge ließen auf einen günstigen Ausgang der wider sie erhobenen Klage schließen. Doch sollten Sastrows Hoffnungen nur zu bald getäuscht werden. Nicht einmal seinem Antrage auf ein freies Geleite wurde stattgegeben. „Als wir wenige Tage zu Augsburg gewesen waren", so erzählt er, „bekam ich von dem Herrn von Granvella, dem geheimsten Rathe des Kaisers, und von dessen Sohne, dem Bischofe von Arras, wie auch von dem Vicecanzler Dr. Georg Seld und dem geheimen Rathe Dr. Johann Marquard abschlägige Antwort, die mit zornigen Blicken begleitet war. Sie riefen: „Bannus decernetur contra principes tuos!" (Die Acht wird über deine Fürsten ergehen) und fuhren mich mit harten, sturen, vorhin ungewöhnlichen Worten an."

Also nicht einmal einen kaiserlichen Geleitsbrief hatte Sastrow für die Pommerschen Räthe auswirken können. Dennoch wagten es dieselben, auch ohne Geleite in Augsburg einzureiten. Die Bevollmächtigten des stettinschen Hofes waren Joachim Podewilsen, Landvogt zu Stolpe, und Jacob Putkammer, Hauptmann zu Stettin. Vom wolgastschen Hofe waren drei Räthe abgeordnet, nämlich der Canzler Jacob Citzewitz zu Muttrin, Moritz Damitz, Hauptmann zu Uckermünde und Heinrich Normann, zu Triberatze gesessen. Als diese Pommerschen Abgeordneten in Augsburg ankamen, ließen sie es sich angelegen sein, die gebietenden Minister günstiger für ihre Landesherrn zu stimmen. Sastrow sagt von ihnen, „sie feierten in Wahrheit nicht, um bei den kaiserlichen Räthen die Unschuld meiner gnädigen Fürsten und Herrn zu rühmen und die kaiserliche Majestät zu bitten, sie der gefaßten Ungnade gnädiglich zu entlaßen." Es war aber alles vergeblich. Der Bischof von Arras wurde zuletzt so ungeduldig, daß er die Bittenden mit diesen Worten anfuhr: „Wenn eure Herrn

*) Da er 1584 im 62. Lebensjahre starb, so war er damals 25 Jahr alt.

nicht mehr gethan hätten, als daß sie dem löblichen Kaiser beimeßen, daß seine kaiserl. Majestät einen unschuldigen Fürsten strafen wollte, so begiengen sie schon ein Majestätsverbrechen, wofür der Kaiser sie zu strafen befugt wäre." Das war denn freilich ein deutlicher Beweis, daß man kaiserlicherseits die Pommerschen Herzöge strafbar finden wollte. „In Summa," sagt Sastrow, „es half kein Gegenbericht und keine Entschuldigung. Der Kaiser war gegen die Herzöge von Pommern so sehr eingenommen, daß er auf Männer wie Lazarus von Schwendi nicht hörte, die er doch auf Kundschaft ausgesandt hatte und von denen nichts ungebührliches, viel weniger strafbares befunden war. Der nicht zu besänftigende Zorn des Kaisers hatte seinen Grund in dem Absagebriefe, der vor Ingolstadt im Namen des schmalkaldischen Bundes an ihn erlaßen war, wie ich denn auch im Lager vor Wittenberg von Dr. Seld diese Worte hören mußte: „Man wird nunmehr den Ingolstädtschen Absagebrief aufsuchen und darin die trotzigen, anreizenden, scharfen Worte besehn und erwägen. *) Der Kaiser will es nun gegen alle Stände im Reiche beweisen, daß er so viel adliges, fürstliches, deutsches Geblüt und auch wol die Macht hat, den Einen sowol als den Andern zu strafen."

Als die Pommerschen Gesandten bei den kaiserlichen Räthen nichts ausrichteten, ersuchten sie die anwohnenden Churfürsten und Fürsten geistliches und weltliches Standes, auch den polnischen Gesandten, bei der kaiserl. Majestät für die Herzöge von Pommern zu intercediren. Sie wiederholten ihr Anliegen täglich und hielten den einen Tag in des einen, den andern in des andern Fürsten Hofe an. Bei ihren Besuchen theilten sich die Gesandten, zwei und zwei blieben bei einander, nur der Kanzler Jacob Citzewitz gieng allein, in der Meinung, daß ers allein wol präsiren könnte. Auch konnte er seinen Mann wol stehn. Nur war er etwas weitschweifig und wiederholte stets bei den churfürstlichen und fürstlichen Räthen von Anfang bis zu Ende, was er schon vorher der Länge nach erzählt hatte. Das war den Räthen verdrießlich. Denn als zwei der andern in den Hof des Churfürsten von Cöln kamen, in welchem Citzewitz Tags zuvor gewesen war, sagte der Cölnische Kanzlers: „Was gedenkt euer Kanzler, daß er, so oft er zu mir kommt, alles

*) Sastrow theilt die gravirenden Worte des verhängnisvollen Briefes mit, welche folgendermaßen lauten: „Fügen Karln, der sich den fünften römischen Kaiser nennt, zu wißen, daß wir und männiglich es dafür achten, daß Ihr an Gott, eurem Herrn und Schöpfer eure Pflicht, so ihr ihm in der Taufe gethan, vergeßen, auch an uns und der ganzen deutschen Nation eidbrüchig geworden, daß euch Gott insonderheit straft, und so viel adliges, fürstliches, deutsches Geblüt und Gemüth nicht bei euch habt, daß Ihr das Werk gegen uns mit Macht und in der That auszurichten euch anmaßen dürft."

wiederholt, was er zuvor verdrießlicher Länge nach bereits berichtet hat? Meint er, daß ich ein so kurzes Gedächtnis habe, daß ich in 3 oder 4 Tagen den Status causae eurer Fürsten vergeße? Oder glaubt er, daß ich von wegen meines gnädigen Herrn so wenig zu thun habe, daß ich sein langes, unnotdürftiges (unnötiges) Reden ohne Verdruß anhören kann? Mir ist eben dabei, als wenn eine Henne ein Ei legen will, so fleucht sie auf das Hackelwerk und kakelt: ein Ei, ein Ei! vom Hackelwerk auf die Hilde *): ein Ey, ein Ey, ich lege ein Ey! von der Hilde auf den Balken: ein Ei, ein Ei! Lieber, gucket, ein Ei! Wenn sie dann genug gekakelt hat, so fleucht sie aufs Nest und legt ein kleines Ei. Ich halte es aber mit der Gans, die setzt sich fein still auf den Misthaufen und legt ein Ei so groß als ein Kinderkopf."

„Man merkte, daß der Erzbischof von Cöln mit meinen gnädigen Herrn, den Herzögen von Pommern, ohne dieß übel zufrieden war, weil sie das Kloster Neuen Camp, das von dem im Stifte Cöln gelegenen Alten Camp gegründet war, eingezogen und ihren fürstlichen Einkünften zugelegt hatten. Auch der sämmtlichen Christenheit im Reiche Pommern war der Erzbischof ungewogen, weil sie den gelehrten, gottesfürchtigen und evangelisch gesinnten Bartholomäus Schwabe zum Bischof von Cammin gewählt hatten. **) Deshalb suchte der Erzbischof mit Andern den Kaiser gegen Pommern einzunehmen und brachte es auch dahin, daß seine kaiserl. Majestät an die Pommerschen Herzöge, auch an alle Stiftsstände ꝛc. hochverpönte Mandate ausgehn ließ, daß die Fürsten ihren aufgeworfenen Bischof entlaßen, die Stiftsstände aber zu Augsburg vor dem Kaiser erscheinen und demselben Eid und Gelübde thun sollten. Gegen dieses Mandat protestirten nicht allein die Fürsten, sondern auch die Stiftsstände, Prälaten, Ritterschaft und Städte mit Ausnahme von Colberg. Mit dieser Sache wurden nicht bloß die Pommerschen Gesandten beauftragt, sondern von den Stiftsständen wurde noch ein besonderer Abgeordneter, Martin Weyer, Domherr zu Cammin, nach Augsburg geschickt. Wo und was darin geschehn und ausgerichtet, wird weiter unten an seinem Orte gedacht werden."

„Da ich selbst zu wiederholten Malen die kaiserl. Räthe ansprach, bat

---

*) „Hilde" bedeutet nicht die hölzernen Gerüste im Hühnerstalle, wie Mohnike vermuthet, sondern das Behältnis im Pferdestalle, worin das Heu über der Krippe liegt, während das „Hackelwerk" die niedrige Thür zum Stalle oder zur Hausdiele ist. Mit gelungener Anschaulichkeit wird geschildert, wie die Henne sich von einer Stufe zur andern schwingt, um ihr Nest zu erreichen.

**) Die Wahl fiel zuerst auf Dr. Johann Bugenhagen. Erst nachdem dieser nach längern Verhandlungen abgelehnt hatte, wurde der würdige Bartholomäus Suave oder Schwabe zum Bischofe von Cammin erwählt.

und anflehte, so sann ich darüber nach, auf welche Weise ihnen am besten beizukommen sei. Allein ich konnte nicht herausbringen, womit ihre Gunst zu gewinnen sei. Endlich gab mir Dr. Johann Marquard auf verblümte Weise so viel zu verstehen, daß ihm ein sonderlicher Wille damit geschähe, wenn er ein schickliches, kleines Rößlein geschenkt erhielte, darauf er, wie es am kaiserl. Hofe gebräuchlich, zu Rathe reiten möchte. Ich schrieb daher nach Pommern und bekam von dort ein gar wolgestaltetes Thier, mit dem Befehle, daß ich eine Rüstung darauf machen laßen sollte, wie es sich gebührte, um es sodann dem Herrn Doctor mit 3 Portugalesern zu offeriren. Der Herr Doctor nahm das Geschenk auch ohne Weigern gar gern und mit gutem Willen an."

„Citzewitz und ich ließen doppelte Ducaten und Rheinische Gulden durcheinander laufen, daß es gutes Kronengold wurde. Daraus ließen wir 2 Trinkgeschirre machen, welche die Räthe dem Herrn von Granvella verehren wollten. Citzewitz gieng mit denselben etliche Male in Granvellas Losament; allein er konnte die Gelegenheit nicht ersehn, sie ihm beizubringen. Aber es wäre des hohen Bedenkens und der subtilen Sorge nicht nötig gewesen. Wäre Citzewitz dreister gewesen, so würde er die Kleinodien ohne alle Gefahr eben so gut zu Augsburg, als folgends zu Brüssel losgeworden sein. Denn der Herr von Granvella sah es nicht ungern, wenn ihm Geschenke gegeben wurden. Er hatte einen großen Schatz von Silber, Gold, Geld und Geldeswerth, womit ihn Churfürsten, Fürsten, Grafen und Städte beehrt hatten, die seiner in Beförderung beim Kaiser zu genießen wünschten. In seinem Heimzuge führte er ganze Frachtwagen und etliche Maulthiere bei sich, die mit köstlichen, theuerbaren Waaren beladen waren. Wenn er gefragt wurde, was auf die Wagen gelegt und auf die Esel gehängt wäre, antwortete er: „Peccata Germaniae." (Die Sünden Deutschlands.)

„Man hat diesen Reichstag zu Augsburg einen geharnischten genannt, und in der That verdient er diesen Namen; denn ohne die Spanischen Soldaten und Deutschen Söldner, welche der Kaiser nach Augsburg mitbrachte, lagen daselbst bereits 10 Fähnlein Landsknechte in der Besatzung. Auch lag auf dem Lande rings um Augsburg Hispanisches und Italienisches Kriegsvolk. Ferner waren 600 Reuter aus dem Niederlande auf dem Lande herum ausgetheilt. 12 Fähnlein Hispanier hatten das Winterlager zu Bibrach gehalten und wurden um diese Zeit in die Landschaft am Bodensee geführt. Zu Weißenburg im Nordgau lagen 700 Neapolitanische Reiter im Winterlager. Doch zeichnete sich dieser Reichstag nicht nur dadurch aus, daß er so zu sagen unter den Waffen gehalten wurde, sondern es war auch ein ansehnlicher, prächtiger und pompöser Reichstag. Denn der Kaiser, der König und sämmtliche Churfürsten waren in eigner Person und mit starker Begleitung zur Stätte.

Von andern hohen Personen waren erschienen der Churfürst von Brandenburg mit seiner Gemahlin, der Cardinal von Trident (Christoph Madruzzi), Herzog Heinrich von Braunschweig mit seinen beiden Söhnen Carl Victor und Philipp, Markgraf Albrecht, Herzog Wolfgang, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog August von Sachsen *), Herzog Albrecht von Baiern, Herzog Wilhelm von Cleve, Herr Wolfgang, Hochmeister in Preußen, Herr Moritz von Hutten, Bischof von Eichstätt, Herr Julius Pflug, Bischof von Naumburg, Herr Gerwig, Abt zu Weingarten, Frau Maria, des Kaisers Schwester und Frau Christiane, seiner Schwester Tochter und Wittfrau von Lotharingen, das Markgräfliche Frauenzimmer, das Bayersche Frauenzimmer. Ferner waren mehrere Gesandte fremder Potentaten anwesend, von wegen des Königs von Dänemark Peter Suave, ein gelehrter, erfahrner und bei vielen Gesandtschaften gebrauchter Mann, derselbe, welcher mit Luther nach Worms zum Reichstage fuhr und mit ihm auch wieder zurückzog **); von wegen des Königs von Polen Stanislaus Lasky, ein prächtiger, weit versuchter, gelehrter, wolberedter, persönlicher (ansehnlicher), im vertrauten Umgange lieblicher und holdseliger Mann. Außerdem viele Aebte, unzählig viele Grafen, Freiherrn, Reichsstädter, ansehnliche Gesandten und vortreffliche Männer, nicht zu vergeßen den Juden Michael, der sich auch als ein großer Herr verhielt und stattlich gekleidet, den Hals voll goldner Ketten, auf wolstaffirtem Pferde in den Gassen umherritt, hinter sich 10—12 Diener, alle Juden, doch nicht anders als reisige Landsknechte anzusehn. Als ihm einmal der Erbmarschall von Pappenheim, ein alter Herr, der nicht gut sehen konnte, auf der Gasse begegnete, zog derselbe gegen ihn nicht allein den Hut ab, sondern knickebeinte (verbeugte sich) auch als vor einem großen Herrn. Als er aber sah, daß es der Jude Michael war, reute ihn die demselben erzeigte Ehre und er machte daher

---

*) Der Bruder und Nachfolger des Herzogs Moritz.

**) Es scheint, als ob auch Sastrow annehme, daß Peter Suave bei Luther im Wagen gesessen habe, als dieser überfallen und nach der Wartburg entführt wurde, eine Annahme, der man unzählige Male begegnet. Allein aus „Dr. Luthers merkwürdiger Reisegeschichte von M. Joh. Theodor Lingke" (Leipzig 1769. 4.) geht hervor, daß die andern Reisegefährten sich sämmtlich bis auf Nikolaus von Amsdorf am 2. Mai zu Eisenach von Luther trennten. Nach andern soll außer Amsdorf noch Justus Jonas bei ihm geblieben sein. Nathusius erwähnt nur den Nicolaus von Amsdorf. Nach einem Briefe Luthers an Spalatin vom 15. Mai scheint es, als habe ihn auch Amsdorf zu Eisenach verlaßen. Denn er schreibt: „Wir sind des Abends (am 1. Mai) in Eisenach eingezogen, da frühe (am 2. Mai) alle Gefährten mit Hieronym (Schurf) weggiengen.

seinen Irrthum mit diesen Worten wieder gut: „Daß dich Gottes Element schände, du schelmischer Jude!"

„Im April des Jahres 1548 kam auch der König von Tunis, Muley Hascen genannt, nach Augsburg, um beim Kaiser Schutz und Zuflucht zu suchen. Muley Hascen war vor 13 Jahren, als Barbarossa ihn vertrieben hatte, vom Kaiser wieder eingesetzt. Nun hatte sich sein ältester Sohn gegen ihn empört und ihm beide Augen ausgestochen. Deswegen kam er flüchtig und elend zum Kaiser. Nicht lange danach kam auch sein andrer Sohn, der ebenfalls vor seinem Bruder hatte entfliehen müßen. Ich habe sie mannichmal in und außerhalb der Stadt spazieren reiten sehn, und zwar in Begleitung des Polnischen Botschafters Stanislaus Lasky, der ihre Sprache verstand und sich mit ihnen unterreden konnte."

„Weil so viele königliche und fürstliche Frauenzimmer zur Stätten waren, die auch viele fürstliche und gräfliche Fräulein bei sich hatten, so banketirten die Herrn des Reichstags trefflich und stellten fast alle Tage und Abende Tänze an, wälsche und deutsche. Sonderlich König Ferdinand war selten ohne Gäste, die stets herrlich tractirt, dazu mit allerlei Kurzweil von prächtigen Tänzen unterhalten wurden. Ich habe auf den Abend bei ihm einen Tanz gesehen, wobei es wunderlich hergieng. Ein Spanischer Herr, der ein langes Kleid anhatte, das bis auf die Erde reichte und umher zu war, daß man von den Füßen nicht wol etwas sehn konnte, zog (forderte) ein Fräulein auf und tanzte mit derselben ein Allgarde oder Passionesa, wie sie es nennen, (ich verstehe nichts davon). Er that ab und zu gewaltige Sprünge, sie auch. Sie wußte ihm von allen Seiten zu begegnen, daß es mit Lust anzusehn war. Und wenn dann der Tanz zu Ende war, fieng ein andres Paar einen wälschen Tanz an. Dabei gab es überaus stattliche, wolgeordnete Musik, und zwar nicht allein Instrumental-, sondern auch Vocalmusik. Der König hatte allewege einen geschwätzigen Stocknarren hinter sich stehn, den er frei (bloß) zu stellen suchte und dem er mit gleichem, lächerlichen Gespräche zu begegnen wußte. Auch pflegte der König hohe Personen beiderlei Geschlechts zur Tafel zu ziehen, mit denen er ohne Aufhören kurzweilige Gespräche hielt; denn der Mund stand ihm nimmermehr stille."

„Ganz anders sein Herr Bruder, der Römische Kaiser. Ungeachtet daß seine Schwester und seine Schwestertochter, sein Bruder und dessen Tochter, die Herzogin von Bayern, alle Churfürsten und so viele Fürsten da zur Stätten waren, hielt er gar kein Banket, ja behielt keinen bei sich. Wenn sie auf den Dienst warteten und ihn aus der Kirche in sein Gemach begleiteten, wo er sich zu Tisch setzte, gab er ihnen, dem einen nach dem andern, die Hand, ließ sie gehen und setzte sich allein zu Tisch, ohne etwas zu reden. Ich habe ihn auf etlichen Reichstagen, zu Speier, zu Worms, wieder zu Speier und zu

Augsburg, auch zu Brüssel im Niederlande vielmal eßen sehn. Sein Herr Bruder, König Ferdinand, war auch zur Stätten, wurde aber nie zugezogen. Das Eßen wurde von jungen Fürsten und Grafen aufgetragen, allebot *) 4 Drachten (Gänge), in einer jeden 6 Gerichte. Wenn es vor ihm auf den Tisch gesetzt war, wurden die Oberschüßeln nach einander davon genommen. Gegen die Gerichte, davon er nicht begehrte, schüttelte er den Kopf; die er aber eßen wollte, zog er mit einem Kopfnicken vor sich. Es geschah wol, daß er stattliche Pasteten, Wildpret und wolzugerichtete Ferkel wegtragen ließ und behielt einen Bratferkel, einen Kalbskopf oder dergleichen. Er ließ sich nichts vorschneiden, gebrauchte auch das Messer nicht viel. Erst schnitt er so viele Stücklein Brots, als er eßen wollte, und so groß, als er zur Reise (jedes Mal) in den Mund steckte; dann nahm er von dem Gerichte, davon er eßen wollte. Das Fleisch löste er an dem Orte, wo es ihm am besten gefiel, mit dem Messer, oder er brachs auch wol mit den Fingern von einander, zog die Schüßel unter den Kinn und aß so natürlich, jedoch reinlich und sauber, daß man seine Lust daran zu sehn hatte. Wenn er trinken wollte, wie er denn nur 3 Trünke über der Malzeit that, so winkte er seinen Doctoribus medicinae, welche vor dem Tische stunden. Die giengen hin zum Treiser (Schenktisch), auf welchem 2 silberne Flaschen stunden, und goßen aus beiden Flaschen ein kristallenes Glas voll, da gern $1\frac{1}{2}$ Stück hinein gieng. Das trank er so rein aus, daß nichts darin blieb, und sollte er auch 2 oder 3 mal Athem holen, ehe ers von dem Munde zog. Sonst redete er nichts über Tisch. Hinter ihm stunden wol Schalksnarren, die allerlei Possen reißen konnten. Er kehrte sich aber nichts daran, es sei denn, daß sie etwas gar zu kurzweiliges sagten; dann verzog er mit einem halben Lächeln den Mund. Auch ließ er sichs nicht anfechten, daß viele da stunden, welche den Kaiser eßen sehn wollten. Er hatte ein stattliches Sängerchor, auch Instrumentalmusik, die sich in der Kirche wol hören ließen; aber in seinem Gemache klungen sie nicht. Die Malzeit währte nicht ganz eine Stunde. Nach Beendigung derselben wurde alles weggeräumt, Seßel und Tisch zusammengeschlagen und aus dem Gemache getragen, so daß nicht mehr, als die 4 Wände blieben, die überall mit köstlichen Tapeten behängt waren. Wenn ihm dann das Gratias vorgebetet war, reichte man ihm ein Federkielchen, damit säuberte er die Zähne, wusch sich und stellte sich in eine Ecke des Gemachs ans Fenster. Da mochte ein jeder kommen, um schriftliche Supplicationen zu übergeben, oder mündlich zu berichten. Der Kaiser sagte ihm sofort, wo er Bescheid

*) „Allebot" ist so viel als jedes Mal. Es kommt her vom plattdeutschen Bate, d. h. Theilchen. So in dem bekannten Sprichworte: „Alle Bate helpet."

bekommen sollte. Dem, und nicht dem Vater, folgte auch Kaiser Maximilian mehrentheils."

„Herzog Moritz machte Kundschaft im Bayerschen Frauenzimmer. Auch hatte er seine Kurzweil in seiner Herberge, die im Hause eines Doctoris medicinae war. Dieser Doctor hatte eine schöne Tochter, die Jungfrau Jacobina hieß. Mit der trieb er sein Wesen und trumpfte (spielte) auch täglich mit ihr samt dem Markgrafen Albrecht. *) Jungfer Jacobina lachte fein lieblich und freundlich dazu, wenn die beiden Fürsten beim Kartenspiel ihre Späße machten, und hielten also Haus, daß in der ganzen Stadt viel Sagens davon war und der Teufel darüber lachen mochte."

„Andre Fürsten und Herrn geistliches und weltliches Standes übermachten (übertrieben) es auch trefflich. So habe ich es mit angesehn, daß Markgraf Albrecht und andere junge Fürsten mit jungen Bischöfen, die nicht von fürstlicher Geburt waren, soffen und auf der Pilkentafel **) schoßen, wobei der Eine dem Andern keine Ehrentitel gab. Markgraf Albrecht rief etwa: „Pfaffe schieß hin! Was gilts, du wirst nichts guts davon machen!" Der Bischof wiederum, wenn ihn das Waßer nötigte: „Komm, Albrecht, wir wollen hin mygen ***) gehen." Junge Fürsten legten sich wol zu fürstlichen und gräflichen Fräuleins im Gemache aufs Pflaster. Denn sie saßen nicht auf Bänken und Seßeln, sondern es wurden köstliche Tapeten mitten ins Gemach gespreitet, darauf sie sich bequemlich recken und strecken konnten."

„Mit dem vielen übermäßigen Banketiren verthaten die Fürsten und Herrn nicht nur die großen Geldsummen, die sie mit sich auf den Reichstag

---

*) Albrecht der Bär, auch Alcibiades genannt, Markgraf von Culmbach, war damals noch der Busenfreund des Herzogs Moritz, dem er später das blutige Treffen zu Sieversbausen lieferte.

**) Das Spiel, welches noch jetzt im mittlern und südlichen Deutschland getrieben werden soll, kommt schon in französischen Urkunden des 14. Jahrhunderts vor und heißt im Altfranzösischen Bellent, im mittelalterlichen Latein Belencus, im Deutschen Druckspiel oder Trockspiel. Es wird auf einer 10 bis 12 Fuß langen Tafel gespielt, Drucktafel oder Trocktafel, auch Pilketafel oder Beilketafel genannt, auf welcher runde Steine oder metallene Scheiben aus freier Hand so geschoßen oder geschoben werden, daß Einer des Andern Stein zu treffen und durch eine der Oeffnungen im Rande hinauszutreiben sucht. Man sieht, daß aus diesem Spiele unser heutiges Billard entstanden ist. Die erste Hälfte des Wortes Bilketafel hängt mit bille, Ball, zusammen, woher auch Bellent und Belencus stammen. Druckspiel oder Trockspiel kommt von drücken, drängen, treiben her. Der Concipient einer alten Urkunde von 1371 hat aus Trocktafel fälschlich sicca tabula gemacht.

***) Ein Wort recht aus der Pöbelsprache.

gebracht hatten, sondern sie mußten auch mit großer Mühe und unwiederbringlichem Schaden große Anleihen machen, um nur mit Glimpf von Augsburg wieder abreisen zu können. Etlicher Fürsten Unterthanen, namentlich die des Herzogs von Bayern, dessen Gemahlin die Tochter des Römischen Königs war, brachten allein etliche tausend Gulden Spielgeld zusammen, um es ihren Herrn zu verehren. Es wurde ihnen aber alles im Spiele abgestrichen" (abgenommen).

„Unsre Pommerschen Gesandten hielten sich stille, forderten (luden) keine Gesellschaft, wurden auch von andern nicht gefordert. Wenn aber die aus andern fürstlichen Höfen, als Bayern, Braunschweig, Brandenburg, zu ihnen kamen, mußten sie ein übriges thun und mit ihnen fröhlich sein. Einmal hatten sie Herrn Jacob Sturm, den Bürgermeister von Straßburg, zu Gaste. Ueber Tisch wurde des Bisthums Cammin gedacht. Da recitirte er die Gelegenheit des Stiftes, von wem und zu welcher Zeit es gestiftet, wer es fundirt und dotirt, wie es zugenommen, was sich die Herzöge von Pommern stets davon vorbehalten, wie solches vor 7 Jahren im Reichsrathe zu Regensburg vorgebracht war, so eigentlich und vollkommen, als hätte ers erst vor 8 Tagen angehört. Die Räthe konnten sich über dieß treffliche Gedächtnis nicht genug verwundern. Jacob Sturm war ein erfahrener, beredter, weiser Mann, den der Kaiser in hochwichtigen Sachen gebrauchte, unangesehn daß er evangelischer Religion war, und ohne den Sleidanus, wie er selbst bekennt, seine Historien zu schreiben wol hätte unterlaßen müßen. Man darf dreist behaupten, daß im ganzen Reiche deutscher Nation keiner zu finden war, der dem berühmten Bürgermeister von Straßburg an Erfahrung und Gedächtnis, also an hoher, wahrhaftiger Weisheit nach dem Worte: „Usus me genuit, mater me peperit memoria" (die Erfahrung hat mich gezeugt, das Gedächtnis hat mich geboren) gleich kam. Als er von einem vornehmen Manne gefragt wurde, ob alle Städte des Schmalkaldischen Bundes mit dem Kaiser vertragen wären, antwortete er: „Constantia tantum desideratur." (Es fehlt nur Costnitz, oder — es fehlt nur die Eintracht.) Wie hätte ers doch beßer mit 3 Worten ausreden können, daß allein Costnitz am Bodensee mit dem Kaiser noch nicht ausgesöhnt wäre, und daß allein der Mangel an Eintracht den protestirenden Ständen im ganzen Kriege den Schaden gethan hätte. Wollten meine Kinder sein recht eigentliches Conterfey gern sehen, so mögen sie nur mein Conterfey mit Fleiße anschauen. Der berühmte Maler Apelles hätte Herrn Jacob Sturm nicht eigentlicher treffen können, als er im selbigen getroffen ist."

„Etliche Male hatten unsre Räthe auch Wolfgang Musculus *),

*) Sastrow schreibt zwar Andreas Musculus; allein wie schon Mohnike

so wie Sebastian Lepusculus, doch nicht bei einander, zu Gaste. Und zwar wurden diese Herrn von ihnen nicht aus leichtfertigen Ursachen, sondern aus dem Grunde eingeladen, weil man zu der Zeit das Interim zu schmieden auf dem Amboß hatte. Da gab es denn mit solchen Leuten sich zu unterreden nicht allein lustige, sondern auch nutzbare und notwendige Colloquia."

„Ich brachte einige Male Valerius Krakow *) mit an den Tisch, der damals Amanuensis des Sächsischen Raths Carlowitz war und jetzt Schwiegervater des Dr. Peter Heye (eines Stralsunders) geworden ist. Valerius Krakow hielt sich so gut, daß Carlowitz ihn beim Churfürsten Herzog Moritz beförderte. Dieser nahm ihn mit sich nach Dresden, wo Krakow sich häuslich niederließ. Wir waren beide Pommern und Nebenalten (Altersgenoßen), und da wir im ganzen Kriege wie auch auf diesem Reichstage und dann nach demselben auf der Reise von Augsburg bis gen Brüssel in Brabant fast täglich bei einander waren, so wurden wir auch Dutzbrüder. Krakow wurde von den Pommerschen Räthen gern gesehen. Denn

---

vermuthet, hat er sich ohne Zweifel in dem Vornamen geirrt. Denn es ist kaum glaublich, daß der bekannte Brandenburgsche Theologe Andreas Musculus, der Mitarbeiter an der Concordienformel, diesen Reichstag besucht haben sollte. Dagegen ist es höchst wahrscheinlich, daß Wolfgang Musculus, der in Augsburg selbst Hauptpastor und einer der eifrigsten Bekämpfer des Interims war, von den Pommerschen Gesandten zu einer Besprechung über dieses lästige Glaubensbekenntnis eingeladen wurde. Eine Verwechselung des Vornamens der beiden gleich berühmten Männer, die öfter vorkommt, konnte auch unserm Sastrow passiren. Nennt er doch auch den Polnischen Botschafter Lasky das eine Mal Stanislaus und das andre Mal Slavislaus. Unsre Vermuthung wird dadurch zur Gewißheit erhoben, daß neben Musculus auch Lepusculus genannt wird, der ein Freund des Wolfgang Musculus war und mit diesem, wi Sastrow selbst weiter unten erzählt, Augsburg verließ und nach der Schweiz flüchtete, sobald das Interim durchgesetzt war. Sebastian Lepusculus war aus Basel gebürtig, wo er auch Professor gewesen war, kam von da 1546 nach Augsburg und kehrte nach Publication des Interims in seine Vaterstadt zurück. Ueber Wolfgang Musculus vergleiche meine kleine Schrift, die im Jahre 1855 unter dem Titel „Wolfgang Musculus, ein biographischer Versuch" in der Agentur des Rauhen Hauses zu Hamburg erschienen ist.

*) Vielleicht war Valerius Krakow ein Bruder von Bugenhagens Eidam, Georg Krakow, mit dem Sastrow zu Rostock unter dem Rectorate des M. Conrad Pegel inscribirt war. Auch dieser Georg Krakow, der durch sein unglückliches Ende bekannt ist, wurde Churfürstlicher Geheimrath zu Dresden, nachdem er vorher Professor zu Greifswald und Wittenberg gewesen war. Des Calvinismus verdächtig wurde er nach Leipzig geschleppt, um hier gefoltert zu werden. Nachdem er vergeblich einen Selbstmord versucht hatte, starb er 1575.

da er den ganzen Krieg über bei Carlowitz war und auf dem Reichstage sich beständig in der Kanzlei des Herzogs Moritz aufhielt, so konnten die Pommerschen Räthe, die zu keinen Reichshändeln zugezogen wurden, weil ihre Herrn mit dem Kaiser noch unvertragen waren, von dem dienstfertigen Landsmanne alles bekommen, was vorlief und tractirt, ja practicirt wurde."

„Auch der kaiserliche Trabant Simon Plate kam zuweilen zu uns; denn er war nicht nur unseres gnädigen Herrn Lehnsmann und Landsmann, sondern auch der Räthe einestheils Ohm. So waren er und ich auch gar alte Bekannte; denn wir hatten unter Georg Normann zu Greifswald zusammen studirt, so viel wir konnten und uns im Sinne war. Die Räthe sahen ihn aber nicht so gern als Valerius Krakow; denn es war an ihm nichts zu thun. Wenn sein Vater auf seinen Bruder Georg so viel verwandt hätte, als auf ihn, so wäre das an Georg und dem ganzen Geschlechte wol angelegt gewesen; denn in dem waren ganz andere Gaben, als in diesem Simon."

„Es waren unter den kaiserlichen Trabanten fein gewachsene, wol versuchte (erprobte), bescheidene und bei männiglich wol angesehene Gesellen. Sie trugen ein Unterkleid von schwarzem Sammt, einen mit Sammt verbrämten Mantel und einen sammitnen Spanier auf dem Kopfe. Simon Plate sagte viel von seinem Bursgesellen (Stubengenoßen), was für ein feiner, bescheidner Mensch der wäre. Die Gesandten erlaubten ihm, daß er denselben eins mit an den Tisch' bringen möchte, er sollte ihnen willkommen sein. Das geschah. Simon Plate brachte seinen Freund mit und der Augenschein lehrte, daß es wahr war, was jener von ihm gerühmt hatte. Der fremde Gast hatte eine schöne goldene Kette über dem sammitnen Wams hängen und betrug sich so liebenswürdig, daß er von den Gesandten sehr freundlich behandelt wurde. Simon Plate wurde darüber verdrießlich und sagte, es wäre wol ein bescheidner, wol versuchter und derowegen dem Kaiser gefälliger Mensch, aber Schade, daß er nicht als Edelmann geboren wäre. Die Gesandten, sonderlich der Kanzler Citzewitz, trugen an dieser Rede ein großes Misfallen. Diese Geschichte habe ich deshalb mit hergesetzt, weil ich von andern Pommerschen Adligen gleiche Reden gehört habe."

„Jedoch that Simon Plate einmal eine löbliche That. Die Räthe wurden von Etlichen besucht, mit denen sie einen fröhlichen Trunk thun mußten. An demselben Abend — jedoch nicht in den Gemächern des Kaisers, sondern in denen seiner Schwester und Nichte, die mit ihm in demselben Hause am Weinmarkte losirten — wurde ein stattlicher Tanz gehalten. Als die Gäste der Pommerschen Räthe weggegangen waren, kam Moritz Damitz, der Hauptmann zu Uckermünde, auf den Einfall, hinzugehn und dem fürstlichen Ge-

pränge zuzusehn. Das hielten die andern Räthe für einen großen Unverstand und Leichtfertigkeit, weil ihre Herrn mit dem Kaiser noch unausgesöhnt waren. Sie erinnerten sich auch, daß der Kaiser zu dem Landgrafen, als dieser in Halle beim Fußfalle lachte, gesagt habe: „Woll, ick sow dy lachen lehren," und wollten dem Moritz Damitz sein Vorhaben nicht gestatten. Dieser aber, vom Weine erhitzt, exclamirte: „Meine Herrn können mir wol Geld und Gut geben; aber meine Gesundheit können sie mir nicht geben. Ich liege hier, ist so viel Fröhlichkeit anzusehn, daran man sich ergötzen kann, und ich soll solches anzuschauen gewehrt werden! Wie kann ich gesund bleiben und lebendig wieder nach Pommern kommen?" Indem will er die Stiege hinunter laufen; allein einer von den Räthen ergreift ihn bei der goldenen Kette, die er am Halse trägt. Da zerspringen etliche Glieder derselben, Damitz reißt sich los und geht zum Tanze. Nun wandten sich die andern Räthe an Simon Plate, der einmal nüchtern war, was selten geschah, und baten ihn, dem leichtsinnigen Hauptmann zu folgen. Dieser war inzwischen in das Fuggersche Haus eingedrungen, worin der Kaiser losirte, und mitten im Tanze in das Gemach getreten, in welchem das Hoffest gefeiert wurde. Gegen den Tänzern stund ein schönes Weibsbild, wol geschmückt. Zu der tritt Damitz und redet sie mit diesen Worten an: „Schönes Mensch, wollt ihr nicht tanzen?" Darauf antwortet sie: „Ach nein, mein Herr, was sollt ich tanzen! Das gebührt schönen jungen Leuten zu thun. Ich bin eine alte Frau." Damitz: „Seid ihr eine Frau? Ich meinte, ihr wäret eine Jungfer gewesen. Wenn mirs gebührte, allhier zu tanzen und die schönste vor andern zu nehmen, wollt ich in Wahrheit euch nehmen." Sie: „Ach Herr, ihr spottet mein." Er: „Wie heißt eur Mann?" Sie: „Hans Walther von Hirnheim." Er: „Den kenne ich sehr wol. Habt ihr auch Kinder mit einander?" Sie: „Nein, Gott beßers!" Während dieses Gesprächs gieng Herr Walther von Hirnheim, der Gemahl der angeredeten Dame, ein gewaltiger Oberster und berühmter Kriegsmann, in einiger Entfernung auf und nieder, sah sehr sauer aus und wußte nicht, was er aus diesem Zwiegespräch mit seiner Frau machen sollte. Es war hohe Zeit, daß Simon Plate kam und den halbberauschten Hauptmann, der sich immer weiter zu vergeßen drohte, von der vornehmen Frau abzog und nach seiner Herberge zurück führte."

„Im Christmonate wollten die Räthe einen aus ihrer Mitte in die Heimat nach Pommern schicken. Das Loos traf Heinrich Normann. Es war sehr kalt, deshalb rüstete er sich dermaßen zur Reise, daß er nicht erfrieren möchte. Das Haupt versorgte er mit einer leinenen Nachthaube, darüber setzte er eine mit Pelz gefutterte Hulle *), über beides eine mit Wand (Tuch)

*) Hulle oder Holle ist eine Haube, die vorzugsweise die Weiber tragen.

gefütterte Kappe, die mit einem Fürschlage über die Nase und vorn und hinten mit großen Knöpfen versehen war, wie noch die Bauern das Muster haben; und zuletzt über die Kappe einen dicken, mit Seide gestickten Hut. Ueber den Händen hatte er weiße Zwirnhandschen, darüber sämische *), mit Pelz gefütterte Handschen und zuletzt große Wolfshandschen, wie man sie damals zu tragen pflegte. Am Leibe trug er erstlich das leinene Hemd, über demselben eins von den gekütteten (gestrickten) Italienischen Hemden, darüber ein Futterhemde von rothem, englischen Wande; nächst dem ein mit Baumwolle gestopftes Wams; darüber eine gefutterte Pie **), und zuletzt einen grauen, purpergantschen (?) Rock. Ueber den Füßen und Schenkeln trug er leinene Socken, Lowenthosen, Wandhosen, Streiflinge mit Lammfell gefüttert und darüber die Stiefeln. Die andern Räthe steuerten ein jeder unterschiedlich etwas bei und schickten es dem Herzog Philipp zu ***). Heinrich Normann machte sich reisefertig und valedicirte den Andern. Die Diener halfen ihm aufs Pferd; denn ohne Hülfe darauf zu kommen, war ihm nicht möglich. So reiste er ab und ritt bis gen Donauwörth. Hier fand er jedoch, daß er sich in den Kleidern nicht helfen konnte, bekehrte sich und kam wieder gen Augsburg."

---

*) Sämisch soll nach Adelung von Gams, französisch chamois, herkommen.

**) Pie, zweisilbig zu sprechen, ist ein kurzer Rock, der als Ueberkleid getragen wird.

***) Fast scheint es, als ob von den Kleidern, mit denen Heinrich Normann behängt wurde, einige für den Herzog bestimmt waren.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Sastrow als Beobachter und Sammler geschichtlicher Daten. Vom Concilium und Interim. Wie und durch wen das Interim der kaiserlichen Majestät beigebracht ist. Butzers Standhaftigkeit und Melanchthons Haltlosigkeit. Publicirung des Interims. Gegenschriften. Ein ungedrucktes Spottgedicht auf dasselbe. Durchführung desselben. Wolfgang Musculus und andere Prediger müßen um des Interims willen aus ihren Stellen weichen. Verhalten des Churfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen. Christoph von Carlowitz.

Das vorige Kapitel hat uns nicht nur ein anschauliches Bild von dem denkwürdigen Reichstage zu Augsburg vor die Seele geführt, sondern hat uns auch gezeigt, was für einen Antheil Sastrow an dem Reichstage nahm. Während die Pommerschen Räthe der kaiserlichen Ungnade wegen, die auf ihren beiden Herrn lastete, das öffentliche Auftreten so viel als möglich vermeiden mußten, durfte der kecke Secretär es schon eher wagen, sich überall frank und frei umherzutreiben. Mit innrer Lust stürzte er sich in das bunte Getümmel, erneuerte alte Bekanntschaften und knüpfte neue an, kam mit berühmten Geistlichen und mit großen weltlichen Herrn in Berührung, unterredete sich mit kaiserlichen Räthen, lieh Geld von einem Churfürsten, speiste mit einem Herzoge und ließ sich überall finden, wo etwas zu sehen war. Auch war ihm von Natur ein Blick geworden, der nicht leicht etwas übersah. Voll geistiger Regsamkeit beobachtete er nicht nur das äußere Getriebe des Reichstages, sondern mit Späherblicken folgte er auch den großen politischen und kirchlichen Bewegungen jener Tage und suchte sich in alle wichtigen Fragen, die auf dem Reichstage verhandelt wurden, eine gründliche Einsicht zu verschaffen. Während er sich unter den vielen Diplomaten und Staatsmännern umhertrieb, wußte er sich von den zwischen den Parteien gepflogenen Verhandlungen, von den dabei vorgefallenen Relationen und Propositionen, Gutachten und Bedenken, Bittschriften und Gegenvorstellungen, Instructionen und Vollmachten, von den Reden der Gesandten und den Briefen berühmter Männer, von den kaiserlichen Mandaten und den päbstlichen Bullen Abschriften zu verschaffen. Auch copirte er unter der Hand manches, was den Pommerschen Räthen zum Lesen anvertraut war. So entstand allmälig eine ganze Sammlung von Actenstücken, die

sich auf die „Preußische Handlung, auf den Türkenkrieg, auf die Angelegenheiten des Landgrafen von Hessen, auf die Besetzung des Bisthums Cammin und was mehr auf dem Reichstage tractirt wurde," beziehen. Durch die Aufbewahrung dieser Actenstücke, die er mit großer Ausführlichkeit seinem Lebenslaufe einverleibt hat, hat sich Sastrow um die Geschichtsschreibung kein geringes Verdienst erworben. Mehre derselben bilden wichtige Beiträge zur Geschichte jener Tage und machen das Sastrowsche Werk zu einer ergiebigen Geschichtsquelle.

Was aber vorzüglich Sastrows, des eifrigen Protestanten, Aufmerksamkeit auf sich zog, das war die Entwickelung oder vielmehr die Verwickelung der kirchlichen Angelegenheiten. Den ersten und vornehmsten Punkt des Reichstages bildete nach seiner Anschauung die Religion, dahin Concilium und Interim gehörten. Mit großer Theilnahme folgte er den Verhandlungen, die wegen der in Aussicht gestellten Berufung eines allgemeinen Conciliums zwischen dem kaiserlichen Hofe und dem päbstlichen Stuhle gepflogen wurden. Die Absendung des Cardinals von Trident nach Rom, um ein freies, unparteiisches, christliches Concilium zu erlangen, das Gutachten der vom Pabste niedergesetzten Congregation, des Pabstes Antwort an den Kaiser und das Schreiben desselben an die zu Augsburg versammelten geistlichen Reichsstände, des Kaisers Vortrag auf die päbstliche Antwort, der Churfürsten, Fürsten und Stände Antwort auf des Cardinals Relation, des Kaisers Protestation zu Bononia gegen die Verlegung und den Aufschub des Conciliums und des Pabstes Gegenprotestation, das sind Punkte, die von Sastrow mit großer Ausführlichkeit behandelt werden, indem er sämmtliche dahin gehörige Actenstücke mittheilt.

Da der Kaiser trotz aller angewandten Mühe kein freies Concilium in Deutschland erhalten konnte, so entschloß er sich, seinen eignen Weg zu gehn und auch ohne den Pabst „auf solche christliche Wege und Ordnungen bedacht zu sein, wie die Stände des Reichs deutscher Nation mittlerweile, bis zum Ende und Austrage des allgemeinen Conciliums, christlich und gottselig bei einander leben, auch in gutem, friedlichen Wesen bei einander wohnen und berührter Erörterungen erwarten möchten." So entstand das Interim, jene bekannte Ausgeburt des Augsburger Reichstages, welche den treuen, im Bekenntnisse des Evangeliums ergrauten Zeugen der reformatorischen Kirche so viel Not, Kummer und Gefahr bereitete. Auch der Geschichte dieser drückenden Glaubensformel, welche den Evangelischen nicht viel mehr gestattete, als die Priesterehe und den Genuß des h. Mahles unter beiderlei Gestalt, widmet Sastrow ein besonderes Kapitel, aus dem im Folgenden einzelne Züge mitgetheilt werden sollen.

Zunächst mögen hier einige Angaben Sastrows Platz finden, welche sich

auf die Entstehung des Interims beziehen und wodurch die auch von Melanchthon ausgesprochene Vermuthung bestätigt wird, daß dasselbe nicht im Kopfe des Kaisers entsprungen sei.

Nach Sastrows Darstellung verglich sich der Kaiser zuerst mit den Reichsständen dahin, daß sie mit einander etliche taugliche, geschickte, erfahrene und gottesfürchtige Personen, so eines christlichen Eifers und zur Förderung der Ehre und Dienste Gottes, auch des Friedens und der Einigkeit gemeiner deutscher Nation insonderheit, geneigt und begierig sein, in kleiner Anzahl zur Berathschlagung und Verfertigung einer Einigungsformel verordnen wollten. In Folge dieser Vereinbarung traten am 11. Februar 16 Männer zusammen, die von den Ständen gewählt waren, um das Einigungswerk zu berathen und zu bereden. Wie sich aber leicht voraussehen ließ, konnten sich diese verschieden gesinnten Personen nicht vergleichen und es lag bald am Tage, daß sie das Werk zu keinem guten Ende bringen würden. Darum bewirkten die 3 geistlichen Churfürsten, daß Julius von Pflug, Bischof von Naumburg, Michael Helding, Weihbischof von Mainz, und Johannes Agricola, des Churfürsten von Brandenburg Hofprediger, der gern Bischof von Cammin geworden wäre, das Interim zusammentrugen. Ueber die Art und Weise, wie die 3 geistlichen Churfürsten es dahin zu bringen wußten, daß dieses Findelkind, bei dem sie Gevatter gestanden, vom Kaiser adoptirt wurde, macht uns Sastrow folgende Mittheilung, die einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Interim bildet.

Es ist bereits im vorigen Kapitel von der maßlosen Ueppigkeit und Verschwendung die Rede gewesen, deren sich viele Fürsten auf dem Reichstage zu Augsburg schuldig machten. Zu ihnen gehörte auch der Churfürst von Brandenburg, Joachim II., der den ganzen Reichstag über mit seiner Gemahlin und vielem Gefolge zu Augsburg lag und es den übrigen Fürsten an „Pracht und Prahl" zuvorthat. Denn der Churfürst war von Natur sehr prachtliebend, und seine Gemahlin, eine polnische Königstochter, war eine „verzehrliche" (verschwenderische) Fürstin. Unangesehn, daß auf dem Reichstage alles greulich theuer war, mußte gleichwol an Banketiren und auf den Banketen an vielen köstlichen Gerichten nichts krimpen und mangeln. Was der Churfürst aus seiner Kammer, dieselbe ganz entblößend, mit nach Augsburg gebracht hatte, war bald verthan, und es mußten also Anleihen gemacht werden. Allein Niemand wollte dem Churfürsten borgen, da derselbe bereits tief in Schulden steckte. Schon 7 Jahre früher auf dem Reichstage zu Regensburg hatte er von Dr. Conrad Holde 5713 Thaler geliehen. Der hatte die 7 Jahre über viel gemahnt, aber nichts bekommen. Der Churfürst hatte ihm zwar Brief und Siegel gegeben, daß er ihn auf vier Frankfurter Messen bezahlen wollte, so scharf gestellt, daß man Schlangen damit vergeben

mochte. Gleichwol unterblieb die Zahlung. Auch auf diesem Reichstage kam der Doctor nicht zu seinem Gelde. Endlich wandte sich derselbe an das kaiserliche Kammergericht und erlangte durch Vorlegung seiner Briefe einen Executionsbefehl. Dadurch gerieth der Churfürst, welcher nirgends Geld aufbringen konnte, in die allergrößte Verlegenheit. Endlich, da er seines Leibes keinen Rath wußte, wie er mit seinem Frauenzimmer und starkem Comitat von Augsburg anheimisch kommen sollte, erbot sich der Bischof von Salzburg, ein Bayerscher Prinz, ihm auf starke Verschreibung 16000 Ungarische oder Salzburger Gulden zu leihen, jedoch mit dem Gedinge, daß der Churfürst das Buch, welches der Bischof von Naumburg, der Weihbischof von Mainz und sein, des Churfürsten, Hofprediger geschmiedet hatten, dem Kaiser offeriren und sich selbst sammt seinen Unterthanen demselben unterwerfen sollte. Diese Bedingung gieng der Churfürst ein und brachte das Interim nicht nur der kaiserlichen Majestät bei, sondern gelobte auch, demselben gehorsamlich nachzukommen und nachzuleben.

Nachdem der Churfürst auf diesem Wege für das Interim gewonnen war, unterließ er es nicht, auch andre zur Unterschrift desselben zu bereden. Zu dem Ende ließ er Martin Butzer von Straßburg gen Augsburg kommen, stellte ihm das Buch zu und forderte ihn ernstlich auf, mit Anerbietung großer Gnaden und ansehnlicher Verehrung, dasselbe zu lesen, zu erwägen und sich als christlich gefallen zu laßen. Als aber Butzer dasselbe der h. Schrift gänzlich zuwider fand und sich deshalb weigerte, es zu unterschreiben, drohte ihm der Churfürst so ernstlich, daß er in großer Gefahr schwebte. Nur mit Mühe gelang es Butzern, mit heiler Haut von Augsburg wieder fortzukommen.

Nicht so entschieden und standhaft zeigte sich Melanchthon, der seit Luthers Tode allen festen Halt verloren zu haben schien. Der Churfürst Moritz von Sachsen hatte ihm durch seinen Rath Christoph von Carlowitz ein Exemplar des Interims zugeschickt und ihn um sein Urtheil über dasselbe befragt. Melanchthon antwortete in einem Briefe an Carlowitz, der von Sastrow vollständig mitgetheilt wird. Dieß „kleinmüthige" Schreiben Melanchthons, worin er zu schweigen und zu weichen verspricht und alles, was der Churfürst beschließe, tragen zu wollen erklärt, auch wenn er es nicht billigen könne*), wurde von Carlowitz stracks spargirt und männiglich communicirt. Es wurde von beiden Parteien mit großer Verwunde-

*) Gleich im Anfange dieses Briefes heißt es: „Ego, quum decreverit Princeps, etiamsi quid non probabo, tamen nihil seditiose faciam, sed vel tacebo, vel cedam, vel feram quidquid accidet."

rung, doch nicht mit einerlei Gemüth aufgenommen. Denn die Confessionisten (die Bekenntnistreuen) lasen es mit Schrecken und Herzeleid, die Römischen aber mit unaussprechlicher Freude. „Herr Gott," ruft Sastrow aus, „wie haben sie sich damit geschleppt, darüber gefrohlockt und triumphirt und ihre Lust und großen Gefallen Jedermann in ganz Deutschland nicht genugsam entdecken und ausreden können! Die 3 geistlichen Churfürsten haben es sammt dem Interim dem Pabste zugeschickt und dessen Bedenken darüber eingeholt."

So wurden die papistischen Stände des Reichs in ihrer Meinung immer mehr gestärkt und deswegen froh, keck, hoffährtig und unverschämt, während die Confessionisten, sowol die, welche hohes weltliches Standes waren, als auch viele Gelehrte, immer kleinmüthiger und unbeständiger wurden. Als nun alles durch allerlei Praktiken genugsam ausgearbeitet und die Glocke des ganzen Werks gegossen, polirt und dermaßen verfertigt war, daß man mit ihr zu allen Borten (nach allen Seiten) läuten und sie ohne Gefahr ziehen und treten konnte, ließ der Kaiser am 15. Mai alle Stände des Reichs zusammenrufen, um das Interim zu publiciren. Nachdem dasselbe öffentlich verlesen war, ließ er durch seinen Vicekanzler Dr. Seld begehren, daß diejenigen, welche die Satzungen und Gebräuche der alten Kirche bislang mit großem Lobe behalten hätten, dabei bleiben und sich nicht davon abführen laßen, noch etwas ändern sollten. Die Andern aber, so die Religion erneuert, sollten entweder zu den andern Ständen treten und mit ihnen einen Glauben bekennen, oder aber ihre Lehre nach Inhalt des gelesenen Buches richten, weder schriftlich noch mit Predigen dawider handeln und des Concilium Erkenntnis gehorsamlich erwarten. Darauf stand der Erzbischof von Mainz als des Römischen Reichs Erzkanzler auf und sagte dem Kaiser für die Mühe und Arbeit, die er auf diese Sache verwandt habe, großen Dank. Obwol nun der Erzkanzler von den übrigen Ständen des Reichs zu einer solchen Danksagung keineswegs bevollmächtigt war, so nahm der Kaiser dieselbe doch für eine allgemeine Billigung und befahl das Buch lateinisch und deutsch in Druck zu geben.

Ungeachtet der ernstlichen und bedrohlichen Publication des Interims wurde dasselbe doch von allen Seiten mündlich und schriftlich mit verschmitzten, höhnischen und verächtlichen Worten angegriffen. Ja, es erfolgte bald eine ganze Flut von Pasquillen, Spottgedichten und gelehrten Schriften, in denen dieses Machwerk kaiserlicher Willkür gebührend gegeißelt, gebrandmarkt, widerlegt und vernichtet wurde. Die meisten dieser Gegenschriften wurden gedruckt und durch ganz Deutschland verbreitet. Andre blieben ungedruckt und circulirten nur abschriftlich in kleinern Kreisen. Von einer solchen ungedruckten Schrift, die sich mit der Entstehung des Interims beschäftigte, erzählt uns Sastrow folgendes.

„Ein gelehrter Geselle zu Augsburg kam auf den Einfall, vom In-

terim eine Comödie oder vielmehr eine Tragödie zu schreiben, von der ich zwei Acte zu lesen bekommen habe. Ihr Inhalt war dieser. Die Cardinäle zu Rom waren gar grämlich und fast (sehr) bekümmert, daß des Pabstes Heiligkeit von Dr. Martin Luther alles Ornats, auch der Kleider sogar entblößet war, daß er seine pudenda nicht mehr bedecken konnte, sondern dieselben von männiglich, dem römischen Stuhle zu äußerster Schmach und Schande, gesehen wurden. Darum kamen sie etliche Male zu Rathe, ob nicht ein Kleid gemacht und ihm, dem Pabste, angethan werden könnte, damit seine Heiligkeit doch nicht so schamlos einhergehn dürfte. Da wurde für rathsam angesehn, daß man Herrn Julium Pflug, Bischof von Naumburg, und Herrn Michael Helding, Weihbischof von Mainz, den einen mit einem Cardinalshute, den andern mit etlichen tausend Kronen bei die Arbeit bringen sollte. Denn beide wären verschmitzte, scharfsinnige Leute, die wol im Stande sein würden, für ein zur Bedeckung der päbstlichen Scham dienliches Niederkleid ein gutes Muster auszuspeculiren. Dann wollte man auf gleiche Weise mit Herrn Johann Agricola von Eisleben handeln; denn dem wäre das Geld lieb und als eines Schneiders *) Sohn wüßte er die Kunst, das von den beiden vorigen ausspeculirte Muster fein artig und subtil zusammen zu nähen. Da wurden die päpstlichen Legaten nach Deutschland abgefertigt und erhielten von den drei Genannten, daß sie den Antrag annahmen. Als nun die beiden ersten, der Bischof von Naumburg und der Weihbischof von Mainz, mit dem Muster fertig sind, wird es dem Eisleben überreicht, mit Anweisung, wie ers aus allerlei Farben kunstreich zusammen setzen sollte. Als der nun sitzt und arbeitet darüber, kommt ein Spanier zu ihm hinein und fragt, was er mache? Eisleben sagt, er nähe ein Unterhemd. Der Spanier versteht die Sprache nicht, behält allein den Ton und Klang und spricht: „Lieber, macht ihr ein Interim?" Also ist das Interim ein Zudeckel der Schande des Pabstes und ein Kapkagel des Hauptes des Conciliums. Aber der Poet dieser Comödie hielt mit dem Uebrigen stille; aus welcher Ursache, konnte ich nicht erfahren."

Obgleich aber des Pabstes Unterhemd dermaßen zerrißen wurde, daß alle Welt seine Schande sehn konnte, beflißen sich die römisch Gesinnten dennoch, es mit teuflischer Verschmitztheit und grausamer Gewalt aufrecht zu erhalten. Ja, sie scheuten sich nicht, zu den äußersten Mitteln zu greifen, um die den Evangelischen so verhaßte Glaubensformel durchzuführen. So geschah

*) Nach Kordes soll der Familienname des Joh. Agricola „Schnitter" gewesen sein. Daß sein Vater Schneider gewesen sei, wird sonst nirgends angegeben. Die Habsucht Agrikolas wird von mehr als einem seiner Zeitgenoßen hervorgehoben.

es denn, daß viele Tausende frommer Christen von dem Ihren vertrieben, gemartert und getötet wurden.

Der Anfang mit der Execution des Interim wurde in der Stadt gemacht, in der es geschmiedet und publicirt war, in Augsburg. Den dortigen evangelischen Predigern wurde ernstlich geboten, entweder ganz zu der papistischen Religion überzutreten, oder sich genau nach dem Inhalte des Interims zu richten. Allein der Stadt oberster Prediger, Wolfgang Musculus *), ein gelehrter und berühmter Theologe, dessen seine im Druck ausgegangene Bücher genugsam Zeugnis geben, gieng seinen Amtsbrüdern mit einem leuchtenden Beispiele in standhaftem Bekenntnisse der Wahrheit voran, indem er unumwunden erklärte, daß er sich das Interim nicht gefallen laßen könnte. Als er aber wol spürte, daß ihm zu hart würde zugesetzt werden und daß er von dem eingeschüchterten Rathe keinen Schutz zu erwarten hätte, schied er mit Sebastian Lepusculus, der auch ein alter, gelehrter und hochbegabter Prediger war, bei Nacht von Augsburg, und begaben sich die beiden mit einander ins Schweizerland, Musculus nach Bern und Lepusculus nach Basel.

Denen von Hall in Schwaben wurde ernstlich befohlen, daß sie Johann Brenz gefangen gen Augsburg bringen sollten. Er begab sich aber in der Nacht davon und wurde von Herzog Ulrich von Würtenberg heimlich aufgenommen. Doch ließ derselbe Herzog Erhard Schnepf, einen hochgelehrten und berühmten Theologen, von sich ziehen. Andreas Osiander zog von Nürnberg nach Preußen. Desgleichen viele andre Prediger, die sich dem Interim nicht unterwerfen wollten, verließen ihre Vocationen und zogen davon. **)

Bei dem gefangenen Churfürsten von Sachsen ließ der Kaiser durch den Herrn von Granvella und dessen Sohn, den Bischof von Arras, oft und mit Fleiß anhalten, daß er die Lehre des Interims annehmen möchte, mit dem Versprechen, ihn seines Gefängnisses zu erledigen. Allein der Churfürst ist bei der Lehre, so in der augsburgischen Confession begriffen, beständig geblieben. Derowegen sind ihm seine Bücher genommen, und es ist ihm verboten, an den Fastentagen Fleisch zu eßen. So ist auch sein Prediger, den er bis dahin mit des Kaisers Erlaubnis bei sich behalten hatte, in verwechselten Kleidern heimlich davon gegangen.

Ganz anders das Benehmen des Landgrafen von Hessen. Als man dem

---

*) Hier schreibt Sastrow richtig Wolfgang, nicht Andreas Musculus. Man vergleiche, was oben Seite 244 gesagt ist.

**) Bieck giebt die Zahl der in Schwaben und am Rhein des Interims wegen verjagten Prediger auf mehr als 400 an.

ein Gleiches zumuthete, wollte er nicht weiser sein, als die heiligen Väter, so die h. Schrift beßer verständen, als er. Derowegen hielt er das Buch für recht und gut, versprach zu verschaffen, daß es von seinen Unterthanen gehalten würde, und bat den Kaiser durch Christum und alle Heiligen, daß er seine Ungnade fallen laßen und ihn ledig geben wollte. Indes richtete er mit solchem hohen Erbieten und andächtiger, demüthiger Bitte nicht mehr aus, als daß er dadurch bei männiglich in große Verachtung gerieth.

Zum Schluße dieses Kapitels möge noch eine Scene zwischen dem Churfürsten Moritz und seinem Rathe Carlowitz erzählt werden, deren Augen- und Ohrenzeuge Sastrow gewesen zu sein behauptet. Carlowitz stand sehr in der Gunst des Kaisers. Als dieser einmal aus der Kirche in sein Gemach zurück kam, sich umsah und Carlowitz nicht gewahr wurde, sagte der sonst so schweigsame Monarch zu Herzog Moritz: „Ubi est noster Carlevitius?“ (Wo ist unser Carlowitz?) Der Herzog antwortete: „Gnädigster Kaiser, er ist etwas schwach.“ Sogleich rief der Kaiser seinen Medicum, den berühmten Andreas Vesalius, und sprach zu ihm: „Vesali, gy souwen gön zum Carlewitzen, die sow etwas sieg sein; sieth, dat gy em helpet.“ (Vesalius, ihr sollt zu Carlowitz gehn, der soll etwas krank sein; seht zu, daß ihr ihm helfet). Vielleicht trugen solche Gunstbezeigungen des Kaisers dazu bei, in Carlowitz einen Uebermuth zu nähren, der sich ungescheut über alle Schranken der Sitte und des Anstandes hinweg setzte. Sastrow erzählt uns folgendes Beispiel von dem, was dieser allmächtige Kaisergünstling seinem churfürstlichen Herrn zu bieten wagte.

Im December hatte der Kaiser einen Tag festgesetzt, an welchem er den beiden Churfürsten von Sachsen und Brandenburg auf ihre fleißige Bitte, die sie für den Landgrafen gethan hatten, Bescheid geben wollte. Tags zuvor — es war an einem Sonntag Morgen — setzte sich der Churfürst Moritz in einen Schlitten, um nach München zu fahren, wo des Herzogs von Bayern vornehmstes Hoflager war; denn wie schon oben erwähnt ist, hatte der Churfürst im bayerschen Frauenzimmer Kundschaft gemacht. Als er nun im Begriff war, abzufahren, kommt Carlowitz von der Kanzlei herunter gelaufen und spricht: „Wohin wollen Ew. Churfürstl. Gnaden fahren?“ („Ich stund eben vor dem Thore,“ setzt Sastrow hinzu, „so daß ichs neben andern, so auf und nieder giengen oder stehn blieben, mit anhören konnte.“) Der Churfürst antwortete: „Ich will gen München fahren.“ Darauf Carlowitz: „Haben Ew. Churfürstl. Gnaden nicht in Acht, daß morgen in der hochwichtigen, Ew. Churfürstl. Gnaden sammt dem Churfürsten von Brandenburg angelegenen Sache der Kaiserl. Majestät Bescheid anzuhören Ew. Churfürstl. Gnaden angesetzt worden?“ Der Churfürst: „Ich will gen München fahren.“ Carlowitz: „Ich habe zu Wege gebracht, daß Ihr zum ansehnlichen

Churfürsten gerathen. Ihr habt Euch aber auf diesem Reichstage so leichtfertig verhalten, daß Ihr bei aller Nationen vornehmen Leuten, wie auch bei der kaiserl. und königl. Majestät in höchste Verachtung kommen seid!" Indem schmeißt der Churfürst den Gaul mit der Geißel und fährt zum Thore hinaus. Carlowitz aber rief ihm überlaut nach: „Nun fahret immer hin in aller Teufel Namen! daß Euch Gottes Element schänden müße, mit Fahren, mit alle!" Als der Churfürst von München zurück kam, rüstete sich Carlowitz zum Abzuge nach Leipzig unter dem Vorwande, daß der Neujahrsmarkt vorhanden wäre. Deshalb müßte er dort zur Stätte sein, sonst würden ihm etliche tausend Thaler Schaden darauf gehn. Wollte nun der Churfürst den unentbehrlichen Minister bei sich behalten, so mußte er ihm zu seiner Grobheit noch etliche tausend Thaler verehren.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ende des Augsburger Reichstages. Heinrich Normann und Martin Weyer bleiben als Pommersche Bevollmächtigte am kaiserlichen Hofe. Sastrow bekommt auf ein Entlaßungsgesuch eine abschlägige Antwort und zieht mit den Pommerschen Gesandten in die Niederlande. Wie Sastrow von Heinrich Normann um sein Pferd geprellt wird. Reise über Ulm nach Speier. Martin Frecht. Harte Behandlung des Landgrafen Philipp. Weiterreise über Mainz und Köln nach Aachen. Beschreibung Aachens. Ankunft in Brüssel. Wiederbesetzung des kaiserlichen Kammergerichts in Speier. Sastrows Abberufung und Rückkehr nach Pommern.

Der denkwürdige Reichstag zu Augsburg gieng im Juni 1548 zu Ende. Die Pommerschen Räthe eilten in die Heimat, um ihren Herzögen die Vorschläge zur Aussöhnung mit dem Kaiser zu überbringen, welche sie endlich am 3. Juli erlangt hatten. Nur Einer aus ihrer Mitte, jener Heinrich Normann, der schon um Weihnachten aus einen vergeblichen Anlauf gemacht hatte, die Heimat zu erreichen, mußte auch jetzt in Augsburg zurückbleiben, um als Pommerscher Gesandter dem kaiserlichen Hofe zu folgen. Außer ihm blieb auch Martin Weyer, Domherr von Cammin, am kaiserlichen Hofe zurück, um die Angelegenheiten des Camminschen Bisthums zu vertreten. Am 5. Januar hatte nämlich der Kaiser an Kapitel und Stände des Bisthums Cammin ein hartes Mandat erlaßen, worin er ihnen seinen Unwillen kund that, daß sie einen vermeinten Bischof, den evangelischen Bartholomäus Suave, aufgeworfen hätten, und ihnen bei schwerer Strafe befahl, dem Bischofe wie den Herzögen den Gehorsam aufzukündigen, in dreimonatlicher Frist zur Huldigung vor dem Kaiser zu erscheinen und sich bis zur Versorgung mit einem kanonisch erwählten Bischofe aller Stiftsangelegenheiten zu enthalten. Gegen dieses kaiserliche Mandat hatten nicht nur die Herzöge, sondern auch des Stifts Stände, Prälaten, Ritter und Städte provocirt und appellirt, und um die Provocation und Appellation zu stärken, war der oben genannte Domherr von ihnen gen Augsburg gesandt. Als nun der Reichstag zu Ende lief, mußte neben dem Gesandten der Pommerschen Herzöge auch der Abgeordnete des Bisthums Cammin am kaiserlichen Hofe zurückbleiben, um die Gefahr abzuwenden, von der Pommern durch einen reichsunmittelbaren katholischen Kirchenfürsten bedroht wurde.

Als die andern Pommerschen Räthe abzogen, beschloßen sie, unsern Bartholomäus Sastrow hinter sich zu laßen. Der gewandte Secretär sollte bei Heinrich Normann bleiben, um diesem bei seinem mislichen Geschäfte hülfreiche Hand zu leisten. Allein Sastrow hatte übel Lust, das müssige Gewerbe eines Unterhändlers länger fortzusetzen. Da auf dem Reichstage die Wiederbesetzung des kaiserlichen Kammergerichts beschloßen war, so wünschte er sich wieder nach Speier zu begeben, um hier den alten Rechtshandel seines Vaters wieder aufzunehmen und zu betreiben. Auch war er bereits von Martin Weyer im Namen des Stifts zum Sollicitator am kaiserlichen Kammergerichte ernannt, an welches die Camminsche Wahlangelegenheit verwiesen war. Aus diesen Gründen wandte er sich an die Pommerschen Räthe mit der Bitte, es dahin zu richten, daß seine gnädigen Herrn ihm erlaßen möchten, weiter dem kaiserlichen Hofe nachzufolgen. Darauf erhielt er von den Pommerschen Herzögen folgendes Schreiben.

„Unsern Gruß zuvor, lieber Getreuer! Wir haben deine Bitte und Anliegen von unsern abgefertigten Räthen vernommen, wollten dir auch darauf gnädiglich gewillfaret haben, da (sofern) es unser und gemeiner Landschaft Geschäfte, darin du dich bis anher gebrauchen laßen, leiden wollten. Wir begehren demnach ganz gnädiglich, du wolleſt dich nicht beschweren, noch eine kleine Zeit Geduld zu haben und, wie bis anhero geschehn, dich in unsern Geschäften und Handlungen getreulich und fleißig zu bezeigen. Dann wir geneigt sein, dich nach unserm gehaltenen Landtage zu entsetzen, auch zu deiner Ankunft uns deiner fleißigen treuen Dienste wegen gegen dir mit Gnaden zu erzeigen und auf die Mittel und Wege uns mit dir einzulaßen, daß du deiner Eltern Sache ungehindert mit beßerm Vortheil auswarten und verrichten mögeſt, zuversichtlich, du wirst dich in diesen Sachen unserm Begehren nach gehorsamlich verhalten. Das sind wir, wie vorgemeldet, auch sonst in Gnade zu erkennen geneigt. Datum Alten Stettin, Sonntags nach Jacobi Anno 1548.“

So sah sich Sastrow genötigt, mit Heinrich Normann und Martin Weyer dem Kaiser in die Niederlande zu folgen. Da er am 29. August 1547 in Augsburg eingeritten war, so hatte er hier gerade ein Jahr zugebracht. In dieser ganzen Zeit war er nur einmal aus der Stadt gekommen. Er ritt nämlich eines Tages nach dem 9 Meile von Ausgburg entfernten München, allein um diese Residenz der Bayerschen Herzöge zu besehen, die er denn auch sehr sehenswerth fand.

Schon ehe der Reichstag zu Ende lief, kaufte sich Sastrow einen Klepper, darauf er dem kaiserlichen Hofe zu folgen gedachte. Heinrich Normann dagegen als ein tiefer Melancholicus schlummerte so hin von einem Tage zum andern und sah sich nicht eher nach einem Klepper um, bis daß der Kaiser aufbrechen wollte. Damals waren die Pferde sehr gesucht. Wer

sich für den Reichstag ein gutes Kleid hatte machen laßen, verkaufte es für das halbe Geld, um sich einen Klepper anzuschaffen. Daher geschah es denn auch, daß Normann, der die Zurüstung zur Reise trotz vielfältiger Anmahnung bis auf die letzte Wäsche erspart (bis zuletzt verschoben) hatte, kein Pferd nach seinem Willen bekommen konnte. Um sich nun aus der Verlegenheit zu ziehen, nahm er Sastrows Klepper, den dieser zu der bevorstehenden weiten Reise tüchtig herausgefuttert hatte. Sastrow war übel damit zufrieden; allein was konnte der arme Schreiber gegen den herzoglichen Rath ausrichten? Er mußte sich mit einem Platze auf dem großen Centnerwagen begnügen, auf welchem er auch die beiden Geschirre, die für den kaiserlichen Rath Granvella bestimmt waren, mit sich führte. Als die Reisenden aber nach Ulm kamen, wo der Kaiser etliche Tage stille lag, übernahm es Martin Weyer, die beiden entzweiten Landsleute wieder mit einander zu vertragen. Man kam dahin überein, daß Sastrow dem Heinrich Normann das Pferd so lange laßen sollte, bis sie Speier erreichten. Da wollte Normann es zurückgeben und zu Waßer den Rhein hinunter fahren.

Zu Ulm setzte der Kaiser den Rath ab und verordnete einen neuen, der ihm in allen Dingen zugethan war. Mit den Predigern, deren 6 in der Zahl waren, ließ er hart reden und befahl ihnen, das Interim anzunehmen. Vier von ihnen, die sich nicht bereden laßen wollten, darunter Martin Frecht, ein berühmter, wolgegründeter Theologe, wurden eingekerkert und gefänglich mit hinweg geführt. Die beiden andern, welche abfielen, mußten gleichwol Weib und Kinder verlaßen und wurden sonst hart gehalten.

Als Sastrow am letzten August in Speier ankam, war Normann daselbst nicht zu finden, kam auch nicht dahin, so lange als der Kaiser dort lag. Endlich erfuhr Sastrow, daß Normann ins Zeller Bad geritten wäre, um daselbst zu baden. Denn er war übers ganze Angesicht gar scheußlich durch Finnen entstellt und meinte, wiewol vergeblich, dieselben sollten durch das warme Bad vertrieben werden.

Zu Speier sollte Sastrow Zeuge von der harten Behandlung sein, welcher sich der Landgraf von Hessen fortwährend ausgesetzt sah. Zwar erlangte die Landgräfin durch einen Fußfall, den sie vor dem Kaiser that, daß sie die acht Tage, welche er zu Speier stille lag, Tag und Nacht bei ihrem gefangenen Gemahl bleiben durfte. Als man aber von Speier nach Worms zog, mußte sich der unglückliche Fürst wieder die schimpflichsten Dinge gefallen laßen. „Ich habe mit meinen eignen Augen gesehen," erzählt Sastrow, „daß der Landgraf um 8 Uhr Vormittags zwischen den Spanischen Vorhütern, die mit ihren langen Röhren vorn, hinten und auf beiden Seiten giengen, abgeführt wurde. Er saß auf einem kleinen Klepper, bloße und ledige Büchsenhalfter am Sattel und das Kreuz vom Rappier an die Scheide festgemacht, so

daß er die Wehre nicht heraus ziehen konnte. So ritt er in einer großen Menge Volks längst der Stadt zum Thore hinaus, nicht anders, als wenn ein verurtheilter Missethäter zur Execution erkannter Leibes- und Lebensstrafe geführt wird. Die Einwohner von Speier drängten sich mit ihren Weibern, Kindern und Gesinde so nahe an ihn heran, als sie kommen konnten und riefen: „Allhier reitet der aufrührerische, treulose Schelm und Bösewicht." Ja, noch wol andre, härtere, sehr beschwerliche Worte stießen sie aus, die ich in specie weiter zu setzen Bedenken trage. Es ließ sich ansehn, daß sie dazu abgerichtet wären."

Da Sastrow seines Klappers noch nicht wieder habhaft werden konnte, so fuhr er von Speier, wo er die beiden goldenen Geschirre bei dem Pommerschen Procurator Dr. Ludwig Zigler zurückließ, auf der Rollen über Worms nach Oppenheim und von dannen zu Waßer den Rhein hinab bis gen Mainz. Hier bestieg er einen Nachen, der ihn weiter stromabwärts bis nach Köln brachte.

Zu Köln langte Sastrow den 10. September an. Gleich am andern Tage that er sich nach einem guten Klepper um, damit er mit seinen andern Bekannten, unter denen sich Valerius Krakow befand, weiter reiten könnte. Da begegnete ihm auf der Gasse Heinrich Normann, der bereits um eines guten Kleppers willen im Handel stand. Sastrow mußte nun seine andre Reisegesellschaft so wie auch die Herberge, in die er gezogen war, verlaßen und sich in Normanns Herberge begeben. Nachdem das angetragene Pferd gekauft war, so waren nun beide beritten. Da sie aber keinen Diener bei sich hatten, so mußte ein jeder seines Pferdes selbst warten, so viel es über der Wartung der Hausknechte nötig war. Glücklicher Weise waren diese sehr dienstbeflißen, so daß die Reisenden nur ein Auge mit darauf zu haben brauchten und befehlen durften, wie sie es haben wollten.

„Am 10. September," dieß sind wieder Sastrows eigne Worte, „brachen wir von Köln auf und folgten dem Kaiser, der zu Waßer den Rhein hinab fuhr, in die Niederlande. Den andern Tag kamen wir an zwei große Landstraßen, von denen die eine, wie man uns in der nächsten Herberge berichtet hatte, nach Mastrich, die andre nach Aachen gieng. Nun waren wir bei uns allerdings nicht einig, welchen Weg wir reiten wollten. Mastrich wäre uns wol 6 Meilen richtiger, aber Aachen wäre eine alte, sehr berühmte Stadt, wo Karl der Große, von dem sie auch erst zu bauen angefangen, seine vornehmste Haushaltung gehabt hätte, wo der königliche Stuhl stände und ein Kaiser, wenn er zu Frankfurt erwählt, seine erste Krönung empfienge. Eine solche Stadt wäre auch wol werth gesehen zu werden. Als wir nun so auf der Wegscheide still hielten, beide Wege entlang sahen und diese Sache ihrer Wichtigkeit nach pro et contra erwogen, fiel uns, wie Melancholikern zu ge-

schehen pflegt, dieß prudens consilium ein, wir wollten den Pferden die Zügel auf den Kopf legen und sie mit den Sporen angreifen; welchen Weg sie dann giengen, den wollten wir reiten. Dem geschah also. Sie giengen den Weg, den wir ohne das gern reiten mochten — woher sie den Verstand bekommen, ist zu subtil, kanns nicht errathen — nach Aachen zu."

„Zu Aachen fanden wir eine große, altfränkische Stadt, an einem unfruchtbaren Orte belegen. Der Boden umher besteht aus Steinkohlen und Leyen oder Schiefersteinen und ist vor Erbauung der Stadt eine rechte Wildnis gewesen. In der Stadt ist ein treffliches, warmes Bad, das aus gehauenen Steinen wolgebaut ist, vierkantig, ungefähr 14 Schuh weit und mit 3 Stufen versehen, daß man so tief bis unter den Kinn und so flach, als man will, darin sitzen kann. Ich muß sagen, daß ichs nächst dem in der Markgrafschaft Baden nicht bequemer gesehen habe. Im Rathhause, das Karls des Großen Schloß und darin sein Zeughaus gewesen ist, liegen noch in verschloßenen Bänken viele hundert tausend fertige Pfeile, vorn mit scharfem Eisen beschlagen, die man zu den Flitzebogen (Armbrüsten) gebraucht hat. In der Kirche ist ein schöner elephantenbeinen (elfenbeinerner) Stuhl, kunstreich gemacht und mit Gold verziert, vorn im Chore eines Mannes hoch von der Erde gesetzt. Am andern Ende der Kirche gegen Westen hängt eine große runde Krone, gern 12 Schuh weit, ich weiß nicht von was für Materie gemacht, mit Golde und andrer Farbe angestrichen. An Heiligthümern haben sie Josephshosen, die nur zu sonderlicher Zeit gezeigt werden. Wer sie alsdann sieht, erlangt viel Vergebung seiner Sünden."

„Als wir nun zu Aachen unsre Sachen wol ausgerichtet hatten, ritten wir so förderlich wir konnten über Mastrich, Herzogenbusch und Löwen nach Brüssel in Braband, wo wir am 24. September ankamen."

Sechs Tage später, nämlich am 30. September 1548, wurde zu Speier das kaiserliche Kammergericht wieder besetzt, nachdem es 6 Jahre suspendirt gewesen war. Da unser Sastrow für diesen höchsten Gerichtshof aus leicht begreiflichen Gründen ein hohes Interesse hegte, so giebt er von der Wiederherstellung desselben eine ausführliche Beschreibung, aus der hier die Hauptsache mitgetheilt werden mag.

„Im Jahre des Heils 1548 am letzten September Sonntags nach beendigtem Gottesdienste sind die wolgebornen Herrn, Herr Wilhelm Wernherr, Graf zu Zimbern, Herr Wilhelm, Graf zu Eberstein, und Herr Jürgen, Graf zu Helfenstein, samt 24 Doctoren von dem hochwürdigen Fürsten und Herrn, Herrn Bischof Philipp zu Speier, dem von seiner kaiserl. Majestät insonderheit dazu verordneten Commissario, in die Pfalz entboten und auf den obern Saal beschickt, wo sich auch der Fiscal, desselben Advocat, der Verwalter und andre Kanzleipersonen eingefunden haben. Darauf

hat der Bischof eine Rede gehalten, etwa folgenden Inhalts: Auf dem vergangenen Reichstage zu Augsburg hätten die Churfürsten, Fürsten und gemeinen Stände des Reichs Ihrer kaiserl. Majestät unterthänigst und in allem Gehorsam anheimgestellt, das kaiserl. Kammergericht, so eine Zeit lang wider Ihrer Majestät Willen in Ruhe gestanden, wiederum aufzurichten und mit geschickten Kammerrichtern und Kammergerichtspersonen zu besetzen. Weil nun Ihre kaiserl. Majestät bisanher alle Geschäfte mit Gott angefangen und insonderheit Gott den Allmächtigen vor Augen gehabt hätten, so wäre Ihrer Majestät ernstlicher Wille, daß man zuvor und ehe jemand wieder angenommen würde, im hiesigen Domstifte ein Amt der Messe de Sancto Spiritu singen und halten sollte. Solchem Befehle nachzukommen wäre er, der Bischof, unterthänigst erbötig. Er fordere darum alle anwesenden Personen auf, sich auf künftigen Morgen wieder vor 7 Uhr in der Pfalz zu versammeln; alsdann gedächte er mit ihnen in der Kirche das Befohlene zu verrichten. Darauf entließ der Bischof diejenigen Doctoren, welche bereits den kaiserlichen Räthen selbst geschworen hatten. Den andern Grafen und Herrn zeigte er an, daß er von Ihrer kaiserl. Majestät Befehl hätte, mit einem jeden von ihnen insonderheit zu handeln. Darum sollten sie unbeschwert sein, nach einander zu ihm in ein Nebengemach zu gehen, um solchen fernern Befehl anzuhören. Darauf wurden zuerst die 3 Grafen und dann die andern Assessoren in das Nebenstüblein gefordert, wo der Bischof seinen Kanzler und Dr. Jacob Kalt bei sich hatte. Und obwol das, was mit ihnen geredet, heimlich geschehen, so ist doch so viel ausgeschollen, daß man ihnen ernstlich vorgehalten hat, sie sollten sich der katholischen Kirchenlehre und Ordnung gemäß halten, und wer solches zu thun willens sei, der möchte es S. F. G. anzeigen."

„Dem Pedellen Egidio wurde befohlen, umzugehn und den gewesenen Procuratoren und Advocaten anzusagen, wer künftig der kaiserl. Majestät an Ihrem Kammergerichte zu dienen gedenke, der möchte auf den nächsten Morgen um 7 Uhr in der Pfalz oder im Dom erscheinen, da würde man ein Amt der Messe de Spiritu Sancto singen und halten."

„Montags den 1. October versammelten sich die Grafen und Assessoren, der Verwalter, der Fiscal, sein Advocat und andre Kanzleipersonen in der Pfalz und zogen von da mit dem Bischofe und 2 kaiserlichen Räthen in den Dom. Die Procuratoren, welche draußen auf dem Platze standen, schloßen sich dem Zuge an. Als man so in feierlicher Procession aufs hohe Chor gekommen war, gieng der Bischof in seinen Stuhl, während sich die kaiserl. Räthe, die Grafen und die andern Herrn Beisitzer auf besonders dazu eingerichteten und mit Tüchern bedeckten Seßeln niederließen. Dann fieng man die Messe damit an, daß das Veni Sancte gesungen wurde. Beim Offertorium trat der Bischof als kaiserlicher Commissarius aus seinem Stuhle zu dem Altare. Alle

andern folgten ihm und opferten. Nach Beendigung der Messe sang man Te Deum laudamus. Darauf begab man sich in geordnetem Zuge in die Kammergerichtsstube, wo sich der Bischof anstatt der kaiserl. Majestät in den Gerichtsstuhl setzte. Nachdem die kaiserl. Commission verlesen war, nahm der Bischof dem Kammerrichter, Herrn Wilhelm Wernherr, Grafen zu Zimbern, so wie auch den Herrn Assessoren den vorgeschriebenen Eid auf die erneuerte Kammergerichtsordnung ab. Dann locirte er den Kammerrichter in den gewöhnlichen Gerichtsstuhl, gab ihm im Namen Gottes und von wegen des römischen Kaisers Majestät den Gerichtsstab in die Hand und befahl ihm, männiglich, dem Armen so gut als dem Reichen, Recht ergehn zu laßen. Darnach hieß er Herrn Wilhelm Grafen von Eberstein zur Rechten und Herrn Jürgen, Grafen von Helfenstein zur Linken des Kammerrichters und die übrigen ordentlichen und außerordentlichen Assessoren der Reihe nach Platz nehmen. Als sich alle gesetzt hatten, mußten die Umstehenden abtreten. Was der Bischof nun weiter bei verschloßenen Thüren anzeigte und verhandelte, wurde geheim gehalten. Um 10 Uhr waren die Verhandlungen zu Ende. Es blieb nur noch übrig, daß die Mitglieder des neu constituirten Gerichtshofs den Bischof nach Haus geleiteten und mit S. F. G. zu Mittag aßen."

Bald nachdem Sastrow zu Brüssel angekommen war, langte ein Schreiben aus Pommern an, welches ihn in die Heimat zurückrief, weil man ihn als Sollicitator ans kaiserliche Kammergericht abzufertigen beabsichtigte. Demnach begab er sich auf Dionysii ganz allein auf die Reise, um einen über 100 Meilen weiten, rauhen, ungeschlachten, unbekannten, durch Westfalen gar verdrießlichen, auch an etlichen Herbergen ganz verdächtigen und gefährlichen Weg zurückzulegen. Als er noch nicht die Hälfte desselben hinter sich hatte, war sein Pferd so steif geworden, daß er mit ihm nicht mehr fortkommen konnte; denn es war ein Zelter (Paßgänger) *) und Normann hatte ihn tüchtig abgeritten. Sastrow sah sich also genötigt, seinen alten Klepper gegen einen andern umzutauschen. Aber obwol er noch Geld zugeben mußte, so bekam er einen wahren Hund, mit dem er scheußlich betrogen wurde. Doch was sollte er machen? Er mußte sich mit ihm behelfen, so gut es gehn wollte. Auf Allerheiligentag kam er zu Wolgast an, überantwortete sein Pferd und stattete von seiner Reise Bericht ab.

---

*) Zelt wird im Oberdeutschen der scharfe und gleichmäßige Schritt eines Pferdes genannt, der bei uns den Namen Paß führt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Sastrow reist nach Mutrin in Hinterpommern, wo er sich auf der Jagd versucht. Seine Rückkehr nach Stettin und seine Bestallung zum Sollicitator am Kammergerichte. Eine Audienz beim Herzog Philipp zu Wolgast. Sastrow reist nach Speier ab. Sein Bruder begleitet ihn bis Leipzig. Reisekabenteuer. Ankunft in Speier. Sastrow betreibt seines Vetters Process und macht als Sollicitator und Notar gute Geschäfte. Besuche bei Dr. Engelhart in Landau. Eine papistische Predigt. Sastrow correspondirt mit dem Basler Kosmographen Sebastian Münster. Ein Brief Münsters an Sastrow. Geschichte eines Fisches. Sastrow macht einen Spaziergang von Speier nach Basel. Ein Besuch bei Dr. Capito in Straßburg. Zusammenkunft mit Sebastian Lepusculus und Sebastian Münster in Basel. Reise nach Brüssel. Rückkehr nach Speier.

Von Wolgast, wo Herzog Philipp Hof hielt, reiste Sastrow folgends nach Stettin, um auch hier am Hofe des Herzogs Barnim zu referiren. Zugleich wurde hier über seine Bestallung zum Sollicitator am kaiserlichen Kammergerichte verhandelt, und es wurde festgesetzt, wie er gestellt und nach Speier abgefertigt werden sollte. Nachdem die Einzelnheiten punctweise zu Papier gebracht waren, wurde beschloßen, daß Sastrow damit zu dem Wolgastschen Kanzler Jacob Citzewitz verreiten sollte, der sich augenblicklich auf seinen Gütern in Hinterpommern aufhielt. Also sattelte unser Held aufs neue sein Roß und ritt von Wolgast gen Mutrin, wo die Citzewitze ihren Sitz hatten. Mutrin liegt nicht weit von Danzig, also an der äußersten Ostgrenze Hinterpommerns. Die Bevölkerung jener Gegend bestand ursprünglich aus Cassuben und Wenden, die zu Sastrows Zeiten noch sehr wenig germanisirt waren. Wenigstens wurde neben der deutschen Sprache noch die wendische festgehalten. Wenn die Kinder heranwuchsen, lernten sie zugleich wendisch und deutsch sprechen. Der Weg in dieses wendische Grenzland führte unsern Sastrow durch das Stift Cammin, über Corlin, Schlage, Colberg und Stolpe. Als er in Mutrin anlangte, fand er hier den Kanzler von vielen Vornehmen des Landes umgeben, die sich von ihm Raths erholen wollten. Die Folge davon war, daß Sastrow nicht so schnell, als er wünschte, von ihm abgefertigt werden konnte, sondern über zehn Tage bei ihm verharren mußte. In dieser Wartezeit wurde er fleißig zur Jagd eingeladen, wozu die Güter des Kanzlers reiche Gelegenheit boten. Allein was den Hin-

terpommerschen Herrn die größte Lust war, das war unserm Vorpommer die größte Unlust. Sastrow war ein guter Schreiber, aber ein schlechter Jäger, und so geschickt er die Feder zu führen verstand, so ungeschickt handhabte er den Jagdspieß oder die Büchse. Obgleich ihm auf der Jagd gute Gesellschaft geleistet wurde, so konnte er ihr doch keinen rechten Geschmack abgewinnen. So wenig er auch sonst ein Stubenhocker war, dennoch sehnte er sich von der Verfolgung der Hirsche, Rehe und Hasen zu den Acten der Schreibstube zurück. Allein der Kanzler wollte ihn nicht ziehen laßen. Endlich sollte Sastrow von der Langenweile der Jagdbelustigungen befreit werden. Der Kanzler beschloß, von seinen Gütern wieder an den Hof zurückzukehren, und Sastrow zog mit ihm nach Stettin. Hier wurde Sastrows Bestallung am 4. December 1548 in aller Form Rechtens ausgefertigt, ingrossirt und versiegelt. Sie lautete also.

„Von Gottes Gnaden wir Barnim und Philipps, Gevettern, Herzogen zu Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, Fürsten zu Rügen und Grafen zu Gützkow u. s. w. bekennen hiemit für uns und unsre Erben. Nachdem in diesen Läuften uns fast viel Sachen vorgefallen, dazu wir an dem kaiserlichen Kammergerichte eines Sollicitatoris vonnöten haben, und da der Ersamer, Wolgelarter, unser lieber Getreuer, Bartholomäus Sastrow, uns vor andern hierzu tugendlich gerühmt worden; so haben wir ihn demnach zu unserm Sollicitatori an berührtem Kammergerichte nachfolgender Gestalt bestellt und angenommen. Nämlich und also, daß er mit allen Treuen, nach seinem höchsten Verstande, so viel menschlich und möglich, ämsiglich bei unsern dazu verordneten Advocaten und Procuratoren und ferner an dem Kammergerichte an allen Enden und Oertern, da es Fug und Statt haben will, sollicitiren, sich bearbeiten, auch befleißigen soll, damit an der Camminschen, auch allen andern anhängenden und daraus fließenden Sachen nichts versäumt, sondern zum Besten neben andern Händeln, so bis zu Austrage der Camminschen und ihren anhangenden Sachen vorgefallen seind oder vorfallen möchten, zu befördern und uns bis zu unserm Wolgefallen und Gelegenheit auszuwarten. Dagegen haben wir ihm wiederum gnädiglich versprochen, zu seiner notdürftigen Unterhaltung einhundert und vierzig Thaler jährlich zu entrichten und gnädiglich reichen zu laßen. Jedoch wollen wir insonderheit, was für Copiren der Processe aus der Kammergerichtskanzlei und sonst für Botenlohn von unsertwegen ausgegeben werden muß, selbst tragen und bezahlen laßen."

„So seind wir auch nach Erörterung gedachter Camminschen und ihren anhangenden Sachen seinen fürgewandten Fleiß, Treu und Arbeit gnädiglich zu bedenken geneigt, daß er sich desselben mit Billigkeit über uns nicht soll zu beschweren haben. Als er auch nunmehr fast zwei Jahre sich in unsern

Dienſten willig gebrauchen laßen, ſo ſeind wir hinwieder auch des gnädigen Willens gegen ihm, ihm nicht allein der vierzig Thaler ungefährlich, ſo er angeregte Zeit über in unſern Geſchäften ausgelegt, nachzulaßen, ſondern noch dazu mit 60 Thalern gnädiglich zu einer Anzeigung unſers geneigten Gemüths zu erkennen, wie wir auch die 40 Thaler ihm erlaßen und die übrigen 60 Thaler ihm hiemit auch wollen zugeſagt und gnädiglich gegeben haben, alles treulich und ungefährlich. Zu Urkund mit unſern hierunter ausgedruckten Signeten beſiegelt. Gegeben zu Alten Stettin am Dienstage nach Andreä im Jahre nach Chriſti Geburt funfzehn hundert und acht und vierzig. Hieran, bei und über ſein geweſen die Erbarn, Hochgelahrte, unſere Räthe und liebe Getreue, Rüdiger Maſſow, Jürgen Ramell, Philippus Oſeler, Auctor Schwalenberg, Balthaſar vom Wolde, der Rechte Doctoren, und Jacob Citzewitz, unſers, Herzog Philipſen, Kanzler."

Außer dem, was Saſtrow in dieſer Beſtallung zugeſichert war, wurde ihm noch das mündliche Verſprechen gegeben, daß er mit einem guten Klepper verſehn und endlich abgefertigt werden ſollte. Mit dieſen Ausſichten kehrte er von Stettin nach Wolgaſt zurück.

Als er einige Tage in Wolgaſt zugebracht hatte, ließ Herzog Philipp ihn allein in ſein Gemach fordern und erkundigte ſich genau, wie die Sachen zu Augsburg und Brüſſel ſtänden. Zugleich ſprach er dem kecken Schreiber ſeine Verwunderung aus, daß er ihm ſo dürre heraus des kaiſerlichen Hofes Gelegenheit zugeſchrieben hätte. Wenn die Briefe aufgefangen wären, ſagte der Herzog, ſo hätte man dich an den nächſten Baum hängen laßen. Saſtrow überſchaute erſt jetzt die Größe der Gefahr, der er ſich zum Beſten ſeines fürſtlichen Herrn ausgeſetzt hatte. Doch hatte er auch die Genugthuung, daß dieſer ſeine treuen Dienſte anerkannte und ihm ſein gnädiges Gefallen daran zu erkennen gab. Der Herzog wiederholte das Verſprechen, daß er bald abgefertigt und mit einem guten Klepper verſehn werden ſollte. Wollte er ſich auch mit den anweſenden Räthen und Kanzleiverwandten letzen,*) ſo ſollte ihm, was dazu gehörte, vom Hofe verabfolgt werden. Mit dieſer huldvollen Aeußerung wurde Saſtrow vom Herzoge entlaßen. Zum Nachteßen ſandte der Herzog durch ſeinen Edelknaben zwei Haſen, die er ſelbſt geſchoßen hatte, an den Kanzleitiſch. Auch erhielt Saſtrow die 100 Thaler ausbezahlt, die ihm in ſeiner Beſtallung zur Verehrung ſeiner treu geleiſteten Dienſte zuerkannt waren.

Nachdem ſich der angehende Sollicitator bei Hofe verabſchiedet hatte, ritt er nach dem Sunde, um ſich auch mit ſeinen Eltern und Geſchwiſtern zu letzen. Zwei von ſeinen Schweſtern hatten ſich bereits verheiratet. Die

*) Letzen = laden, beſonders zum Abſchiede.

älteste, Anna, war die Frau des Herrn Peter Frubösen, Bürgermeisters zu Greifswalde, geworden. Sie lebte in glücklicher Ehe, gebar ihrem Gatten 4 Söhne und starb in hohem Alter als 77jährige Wittwe am 16. August 1594. Nicht so glücklich war das Loos der zweiten Schwester, der schönen Katharine, gefallen. Sie war im Jahre 1534 zu einer „gar ungeschlachten Frei" mit Christof Meyer gerathen, wozu sie von dessen Vater, Hermann Meyer, mit hohen Versprechen und Zusagen beredet war. Allein von dem Versprochenen wurde nichts gehalten, und was das Schlimmste war, Katharinens Mann zeigte sich immer mehr als ein wüster, liederlicher Geselle. Als einziges Kind seiner Eltern erbte er zwar deren ganzes Vermögen; allein er verthat, verfaulte und verbanketirte alles, was er hatte. Auch das Heiratsgut seiner Frau wurde von ihm herdurchgebracht, so daß diese in Not und Armuth gerieth. Aber noch schlimmeres stand der armen Katharine bevor. Sie, die einst die Bewunderung der Wittenberger Studenten erregt hatte, mußte es erleben, daß ihr Mann die eheliche Treue brach. So geschah es, daß sie schon frühzeitig des Lebens satt und müde war und den zeitlichen Tod mehr wünschte, als fürchtete. Als unser Sastrow nach dem Sunde kam, ließ er es sich angelegen sein, der betrübten Schwester einige Freude zu bereiten. Die Mutter hatte ihr Vorhängelse und Hechte*) machen laßen. Allein aus Mangel an Geld hatten diese Schmucksachen beim Goldschmiede nicht ausgelöst werden können. Sastrow bezahlte für die geliebte Schwester nicht nur den längst bestellten Schmuck, sondern er ließ noch 30 Thaler zu Hause. Hätten sie Geld nötig, sagte er den Seinen, so möchten sie diese Summe angreifen. Er wollte desto genauer leben, damit er mit dem, was er überbehielte, gleichwol auskommen könnte.

Nachdem Sastrow sich nur kurze Zeit in Stralsund aufgehalten hatte, begab er sich, noch vor dem Ablaufe des Jahres 1548, auf die Reise. Der Klepper, den er ritt, war einer von des Herzogs Jagdkleppern, über den er sich nicht zu beklagen brauchte; denn er war stark, rasch und munter. Hinter sich auf dem Klepper hatte er einen kleinen Wathsack liegen, wie die Postboten zu reiten pflegen. So eilte er vom Sunde zunächst gen Leipzig, wo er zum Markte anzukommen gedachte. Die Reisebeschreibung wollen wir wieder aus seinem eignen Munde hören.

„Mein Bruder Carsten gab mir bis gen Leipzig das Geleite. Uns begegnete nichts widerwärtiges unterwegs; allein vorn im Lande Meissen fehlten wir des rechten Weges. Der Weg, den wir ritten, führte uns durch einen großen Wald in ein Dorf, darin eines armen Edelmanns Sitz war. Da es finster zu werden begann, so getrauten wir uns nicht weiter zu ziehn, son-

*) Hechte = Hefte.

dern ritten vor den Edelhof und baten um Nachtquartier. Wir fanden dort eine junge Wittwe, deren Mann vor wenig Wochen verstorben war, und des Verstorbenen Mutter, ein altes, böses Weib, das uns sture, harte Antwort gab. Wir sollten ziehen, wohin wir wollten, sie wollte uns nicht beherbergen, schrie die Alte.' Die Junge aber sagte: „Wir sind uns zwar keiner Gäste vermuthen und halten keine Herberge; aber es ist Nacht, und ihr habt noch weit, bis ihr zu Leuten kommt. Wollt ihr mit meiner geringen Tractation zufrieden sein, so will ich euch die Nacht über zu bleiben nicht versagen." Da fieng das alte Weib an, zu fluchen, zu schelten und zu schimpfen: „Daß dich dieß und jenes schänden müße! Hastu jetzt deine rechten Buhlen bekommen? Ja, du hast ohne das meinen Sohn längst vergeßen." Ich wollte sie zufrieden sprechen und sagte, ich wäre in dieser Gegend nie gewesen; wir hätten den Weg verloren und kämen gegen die Nacht; am Tage möchten wir wieder zu rechte kommen; sie sollte zufrieden sein, wir wollten uns mit dem, was man uns reichen und auftragen würde, begnügen und gern alles doppelt bezahlen; auch sollte man kein unzüchtiges Wort, viel weniger andre verdrießliche Ungebühr von uns vermerken. Aber es half bei dem alten Weibe nichts; sie blieb dabei, wir wären der jungen Frauen Buhlen; sonst würden wir nicht in der Nacht dahin gekommen sein, wo sonst keine fremden Leute hinkämen. Die Junge trug es mit Geduld, gab uns Stroh und Heu und führte uns, als wir die Pferde etwas bestellt hatten, in einen Speicher, der nicht sonderlich geziert war. Auch ließen sich keine Knechte oder Mägde sehen. Gleichwol war die Tractation an Eßen und Trinken ziemlich gut. Unsre Wirtin trug auf, was sie hatte, setzte sich zu uns, leistete uns Gesellschaft und klagte, was für ein schweres Leben sie bei ihres seligen Mannes Mutter hätte. Auch bettete sie uns ziemlich gut mit saubern Tüchern. Wir machten noch am Abend Rechenschaft, gaben ihr mehr, als sie forderte, und ritten, als es Tag wurde, unsre Straße."

„Zu Leipzig blieb ich zwei Tage und ließ meinen Klepper ruhen. Nachdem ich meinem Bruder so viel Zehrgeld gegeben hatte, als er für den Rückweg bedurfte, ritt ich allein weiter. Bis Frankfurt hatte ich einen bekannten Weg. Als ich nach Butzbach kam, hätte ich auf Freiburg reiten sollen; ich ritt aber durch Niederweißel, wo sich die Johanniter Comturei befindet. Dann schlug ich den Weg nach dem Hundsrücken ein, den ich mit meinem frühern Herrn, dem Comtur, mannichmal nach Frankfurt geritten war. Denn er ist mehr in der Richte, als der Weg über Freiburg, führt aber durch eine recht diebische Gegend. Als ich hinauf an den Wald kam, thaten sich zwei Reuter herfür, hielten still und warteten, bis ich zu ihnen hinauf kam. Dann theilten sie sich, daß ich zwischen ihnen hindurch reiten mußte. Als sie mich nun zwischen sich hatten, rechtfertigten sie mich mit har-

ten Worten: „Woher Landsmann?“ Ich sagte: „„Aus dem Lande zu Pommern.““ „Was hastu im Wathsack?“ „„Briefe.““ „Wo willstu hin?“ „„Nach Speier.““ „Wem stehst du zu?“ „„Den Herzögen zu Pommern; da habt ihr meinen Pasbrief.““ Darauf fragte der eine: „Wie geht es meinem gnädigen Herrn, Herzog Philipp, dem frommen Herrn? Ich habe S. F. G. zu Heidelberg wol gekannt.“ Als ich ihm auch auf diese Frage richtige Antwort gegeben hatte, sagten sie: „So reit hin.“ Dann hielten sie noch eine Weile und sahen mir nach.“

„Zu Frankfurt verkaufte ich mein Pferd mit seiner Rüstung. Dann fuhr ich den Main hinunter gen Mainz und von dannen den Rhein hinauf gen Oppenheim. Hier stieg ich wieder ans Land und fuhr auf den Rollen über Worms gen Speier.“

Es war am 21. Januar 1549, als Sastrow zu Speier anlangte. Sofort miethete er sich Stube und Kammer und begab sich bei seinem Hausherrn, der zugleich Tuchscherer und Rathsherr war, auch in die Kost; denn derselbe hatte einen ganzen Tisch voll junger Doctoren und ansehnlicher Leute, die theils als Sollicitatoren, theils um die Praxis kennen zu lernen, zu Speier lagen.

Es wird dem Leser noch erinnerlich sein, daß der Sastrowsche Rechtshandel vor Auflösung des Kammergerichts von Dr. Simeon Engelhart geführt war. Leider sah sich Sastrow jetzt genötigt, sich nach einem andern Procurator umzusehn. Denn da Dr. Engelhart sich durch seine Freisinnigkeit die Ungnade des Kaisers zugezogen hatte, so war er bei Wiederbesetzung des Kammergerichts der Procuratur entlaßen und hatte sich mit seiner ganzen Haushaltung, mit Weib, Kindern und Gesinde, von Speier nach Landau übergesiedelt. Sastrow bestellte daher auf Dr. Engelharts Vorschlag, den er in dem nur 4 Meilen entfernten Landau besuchte, den Dr. Johann Portium zum Procurator und wies demselben mit der Zeit so viele Parteien zu, daß er ihm von wegen seines Vaters nichts zu geben brauchte. Auch dem Dr. Engelhart, der sich in Landau auf die Advocatur legte, wußte Sastrow so viele Clienten zu verschaffen, daß derselbe in seines Vaters Sache umsonst advocirte. Da Sastrow nun auch jederzeit freie Botschaft nach Pommern und wieder zurück haben konnte, so hatten seine Eltern von der Weiterführung ihres Rechtshandels fast gar keine Kosten. Andrerseits machte Sastrow selbst als Sollicitator und Notar zu Speier gute Geschäfte. Als Sollicitator bekam er bald allerlei Parteien, die seine Dienste nicht unbelohnt ließen. So wurde er von einem Brandenburgschen Edelmanne Namens Matzke Borcke, der es mit dem Markgrafen Hans von Cüstrin zu thun hatte, zum Sollicitator bestellt. Desgleichen bestellten ihn die Loytzen *) zu Stettin, so-

*) Die Loytzen waren Stettinsche Kaufherrn, welche alle andern Handlungs-

wie Martin Weyer von wegen des Camminschen Stiftes. Auch als Notar wurde Sastrow von den Procuratoren, bei denen er je länger desto mehr in gute Kundschaft gerieth, oft herbeigezogen. Da verdiente er denn gutes Geld. Seine Einnahme war so beträchtlich, daß er sich nicht nur ohne Zuthat seiner Eltern zu Speier erhalten, sondern auch seine ganze Besoldung, die er Inhalts seiner Bestallung als herzoglicher Sollicitator empfieng, und noch wol etwas mehr, erobern (zurücklegen) konnte. Dazu kam, was er selbst am höchsten anschlug, daß er hier in Speier die beste Gelegenheit fand, sich weiter zu bilden und so manches zu lernen, was ihm später in seiner Haushaltung zur Ernährung von Weib und Kindern sanft und gut thun sollte. Sastrow war nun einmal darauf angewiesen, sich sein Brot mit der Feder zu verdienen und schämte sich dieses seines Berufes nicht. Schreiber, sagt er, ist wol ein verächtlicher Name. Ich aber habe manches leckere Bislein und manchen guten Trunk bei dem verachteten Namen bekommen, genoßen und gebraucht. Denn ich habe mich keiner andern Nahrung als der Schreiberei angemaßt, welches Handwerk, sofern es wol gelernt, recht getrieben und gebührlich gebraucht wird, keinen in Armut leben läßt.

Da Sastrow den Dr. Simeon Engelhart nach wie vor in seines Vaters Sache als Advocaten gebrauchte, so sah er sich genötigt, ihn oft in dem benachbarten Reichsstädtchen zu besuchen. So oft er ihm im Fortgange des Processes etwas eiliges zuzustellen oder zu berichten hatte, oder schnell etwas von ihm zu erhalten wünschte, machte er sich selbst auf den Weg nach Landau, das er uns als einen lustigen Ort schildert, der guten Weinwachs und sonst gute Schnabelweide habe. Eine solche Fußreise pflegte von ihm in sehr kurzer Zeit abgemacht zu werden. Des Abends vor Thorschluß verließ er Speier und gieng die ganze Nacht durch, so daß er in Landau ankam, wenn das Thor geöffnet wurde. Vom Morgen bis zum Mittage blieb er dort

---

häuser an Reichthum und Umfang des Geschäfts übertrafen. Hans Loyß, welcher 1536 als Bürgermeister von Stettin starb, hinterließ 4 Söhne, von denen sich einer in Lüneburg und zwei in Danzig niederließen. Das Haupthaus, dem der jüngste Bruder, Hans, vorstand, blieb in Stettin. Im Jahre 1572 machten die Loyßen einen so außerordentlichen Bankerott, daß derselbe noch $^1/_2$ Jahrhundert später in den officiellen Berichten des Stettinschen Raths als Hauptursache des gesunkenen Wolstandes der Stadt angegeben wird. Niemand ahnte den Stand der Sachen, als Jacob Citzewitz, der fürstliche Hofrath und Schloßhauptmann, welcher bei dem Abschluße einer bedeutenden Anleihe besonders thätig gewesen war. Citzewitz entleibte sich um Ostern 1572, und 4 Wochen später verließ Hans Loyß mit seiner Familie Stettin und zog sich auf seine Güter nach Polen zurück. Gleich nach seinem Abzuge ergab sich der für jene Zeit ungeheure Bankerott von 20 Tonnen Goldes oder 2 Millionen Thaler.

und richtete seine Sache beim Doctor aus. Nachmittags kehrte er dann wieder nach Speier zurück.

Als Sastrow einmal wieder nach Landau wanderte, war es gerade Sonntag. Er blieb daher den ganzen Tag über dort stille liegen und gieng auch in die Kirche. Aber der römische Gottesdienst, dem er beiwohnte, war wenig geeignet, ihn zu erbauen. Nachdem erst papistische Messe gehalten war, wurde von einem jungen Bengel eine unverschämte Predigt gehalten, aus der uns Sastrow folgendes Fragment mittheilt. „Die Lutherschen," sagte der papistische Prediger, „wollen nicht, daß man Maria, die Mutter Gottes, noch andre Heilige anbeten soll. Hört, meine Freunde, ich will euch eine wahrhaftige Historie erzählen. Es starb Einer. Als er verschieden war, kam seine Seele vor den Himmel. S. Peter schloß die Thür vor ihm zu und wollte ihn nicht in den Himmel laßen. Maria, die Mutter Gottes, gieng mit ihrem Sohne vor dem Himmel spaziren. Die spricht der Verstorbene an, beklagt sich, daß S. Peter ihm den Eingang in den Himmel verweigere und erinnert die heilige Jungfrau, wie sehr er sie auf Erden geehrt, wie viel Rosenkränze, Paternoster und Ave Maria er gebetet, wie viele Wachslichter er vor ihrem Bildnisse angesteckt und verbrannt habe. „Ja, es ist wahr, mein lieber Sohn," spricht Maria zum Herrn. Dieser antwortet: „Hastu nicht gelesen, daß ich in den Himmel zu kommen die Thür, Weg und Wahrheit bin?" Allein Maria sagt: „Bist du die Thür, so bin ich das Fenster," nimmt jenen beim Kopf (die Seele hat Maria beim Kopf genommen!) und wirft ihn durchs Fenster in den Himmel. Was war ihm nun daran gelegen, ob er durch die Thür oder durchs Fenster hinein kam? Was wollen denn die Lutherschen Buben sagen, daß man die Jungfrau Maria nicht anbeten sollte."

Von Speier aus trat Sastrow auch mit dem berühmten Kosmographen Sebastian Münster in Verbindung, der sich damals zu Basel aufhielt. Im Jahre 1489 zu Ingelheim in der Pfalz geboren, war Sebastian Münster aus einem Franziscanermönch ein reformirter Theologe geworden. Anfangs lehrte er als Professor zu Heidelberg die Hebräische Sprache, später siedelte er nach Basel über, wo er sich vorzugsweise auf die Mathematik legte. Er starb zu Basel 1552 an der Pest. Sein berühmtestes, in mehre Sprachen übersetztes Werk ist seine zuerst deutsch geschriebene Weltbeschreibung, welche er eben damals unter dem Titel Cosmographia universalis auch lateinisch erscheinen zu laßen beabsichtigte. Da nun die Herzöge von Pommern wünschten, daß dieser neuen Ausgabe eine genaue Beschreibung ihres Landes einverleibt werde, so mußte Sastrow Herrn Sebastian Münster ersuchen, mit dem Druck seines Werkes nicht zu eilen. Ihre fürstlichen Gnaden, schrieb er ihm, ständen in voller Arbeit, von der Gelegenheit des Pommerlandes eine Beschreibung anfertigen zu laßen, welche seine Kosmographie

nicht wenig zieren würde. Sobald dieselbe fertig wäre, sollte sie ihm mit einem eignen Boten zugeschickt werden. Allein Sebastian Münster entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit, länger zu warten. Denn der Drucker — es war sein Schwiegersohn Heinrich Petri — hätte sich so sehr angegriffen, daß er große Verluste erleiden würde, wenn er das Werk nicht auf der bevorstehenden Fastenmesse zu Frankfurt in den Handel bringen könnte. Als Sastrow diese Antwort erhielt, sandte er sie durch einen eignen Boten nach Pommern. Der Bote brachte ihm einen ganzen Haufen zusammengezogener Berichte, die aber, wie in einem Begleitschreiben gemeldet wurde, noch nicht allerdinge vollständig waren. Sastrow ließ den Boten mit der Sendung sofort gen Basel laufen und schrieb dem Herrn Münster daneben, daß er ihm das Uebrige, sobald es ankomme, ungesäumt nachsenden wollte. Darauf erhielt er von dem berühmten Kosmographen ein lateinisches Antwortschreiben, das hier in Deutscher Uebersetzung wiedergegeben werden mag.

„Deinen Brief, verehrter Freund, den du am 22. Januar von Speier aus an mich geschrieben hast, habe ich erhalten. Zugleich hast du mir ein großes Bündel von Schriften und Tabellen geschickt, das aus Pommern gekommen ist, aber zu spät. Als der herzogliche Kanzler Citzewitz hier bei mir war, versprach er, daß er mir das dienliche Material aus Pommern vor Weihnachten schicken wollte. Wir warteten also bis zu jener Zeit und noch einen Monat länger. Als aber nichts geschickt wurde, schritten wir mit unserm Werke vorwärts. Aehnlich ist es uns mit dem Herzogthume Cleve gegangen. Ich wenigstens lehne in beiden Fällen die Schuld von mir ab; denn ich habe die Herrn beider Länder bei Zeiten erinnert. Herr Peter Becker*) hat mich aufgefordert, dir die Tabelle (Karte?) von Pommern zu übersenden, die er mir vor zwei Jahren von Augsburg aus schickte. Gern erfülle ich seinen Wunsch. Ohne Zweifel wirst du wissen, was du mit der Tabelle zu thun hast. Eurem Herrn Kanzler werde ich zur Frankfurter Messe schreiben; augenblicklich ist es mir wegen zu vieler Geschäfte nicht möglich. Denn wir sind im Begriff, an unsre Kosmographie die letzte Hand anzulegen, damit der Drucker nicht verhindert werde, ein so kostspieliges, mit unzähligen Abbildungen ausgestattetes Werk auf die bevorstehende Messe zu bringen. Uebrigens enthält das aus Pommern gesandte Bündel unter andern Sachen auch die Abbildung eines großen schwarzen Fisches, dessen beigeschriebene, von mir aber abgeschnittene Erklärung ich deiner Freundlichkeit übersende, damit du mir dieselbe mit deutlicheren Buchstaben wiedergebest. Denn ich zweifle schon einiger Maßen

*) Ein Pommerscher Theologe, welcher dem Sebastian Münster eine kurze Beschreibung Pommerns für seine Kosmographie geliefert hatte.

an der Deutschen Benennung Braunfisch *), ob ich dieselbe recht lese, aber noch viel mehr an dem Englischen und Spanischen Namen. Ich bitte dich, mir jene Bezeichnungen deutlicher auszudrücken und mir dieselbe in den Osterferien, in denen viele Basler Kaufleute, die von der Messe zurückkehren, nach Speier kommen werden, zugehn zu laßen. Inzwischen leb wol! Basel am Dienstage nach Reminiscere.

Dein Sebastian Münster."

Der Fisch, von welchem in diesem Briefe die Rede ist, war den 30. März 1545 zur Wike vor dem Greifswalde gefangen worden. Nach Sastrows Angabe soll er 25 Schuh lang gewesen sein. Er erzählt, es sei ein Paar gewesen, das einen großen Haufen Fische vor sich her nach dem Lande gejagt habe. Sonderlich das Männlein sei den Fischen mit großem Ungestüm des Waßers gefolgt. Als nun das Waßer, so er vor sich hergetrieben, wieder zurückgelaufen sei, habe er nicht nach der Tiefe kommen können. Das Weibchen habe etliche Nächte gar mismüthig gerufen und ihm ganze Haufen Waßers zugeblasen; allein es habe nicht so viel an ihn bringen können, als ihm vonnöten gewesen sei. Da Fischer und Bauern auf ihn geschoßen und Boßhacken in ihn geschlagen, so habe er sich ergeben müßen, und sei vor die Stadt geführt, wo man das Eingeweide ausgenommen und viele Tonnen Fische in seinem Leibe gefunden habe. Von Greifswalde sei er nach Wolgast zum Herzoge geführt. In der Marienkirche zu Greifswalde habe man ihn abgemahlt und folgende Verse unter sein Bildnis gesetzt:

„Ne dubites, lector, formam qui videris istam
Sic caput et dorsum, sic mihi cauda fuit." **)

Als Sastrow den oben mitgetheilten Brief von Sebastian Münster erhielt, beschloß er, ihm die Antwort in eigner Person zu bringen. Um seinen fürstlichen Herrn über die erwähnte Kosmographie etwas Gewißes und Gründliches mittheilen zu können, wünschte er den Herausgeber derselben mündlich zu sprechen. Zugleich spürte er in sich eine große Lust, das berühmte, an Korn und Wein so fruchtbare und mit so vielen Städten, Schlößern, Flecken und Märkten gezierte Elsaß, wie auch die Stadt Basel nach Notdurft zu beschauen. Da nun am Kammergerichte gerade Ferien waren, so machte er sich auf die Beine und trat einen Spazirgang an, der hin und zurück über

*) Delphinus Phocaena.

**) „Zweifle nicht, Leser, der du diese Gestalt siehst, so war mein Kopf und Rücken, so mein Schwanz beschaffen." In den Pommerschen Chronikanten ist öfter von dergleichen Fischen die Rede, welche sich an die dortigen Küsten verirrt haben und im Sturme ans Land geworfen sein sollen. In einigen Pommerschen Kirchen finden sich noch sogenannte Wallfischrippen aufbewahrt.

60 Meilen lang war. Zu Straßburg besuchte er einen guten Bekannten, den Doctor Daniel Capito, der wahrscheinlich ein Sohn des berühmten Straßburger Theologen Wolfgang Fabricius Capito war. Sastrow wurde von dem Straßburger Freunde in sein Haus zur Herberge genommen; doch aßen sie stets auf der Ammeister-Stuben. Von dem Herrn Ammeister erhielten sie auch die Erlaubnis, den Thurm des berühmten Münster zu besteigen. Auf dem Wege von Straßburg nach Basel das Elsaß entlang sah Sastrow ein fruchtbares und von vielen Städten wol gebautes und geziertes Land. Unter den Merkwürdigkeiten Basels zog besonders die steinerne Statue des Erasmus von Rotterdam *), welche er in einer der dortigen Kirchen sah, seine Aufmerksamkeit auf sich. Auch hatte er die Freude, den Herrn Sebastian Lepusculus bei sich zu Gaste zu sehn, dessen Bekanntschaft er auf dem Reichstage zu Augsburg gemacht hatte und mit dem er sich jetzt über allerlei Fragen dreist und verständlich unterredete. Auch mit Herrn Sebastian Münster gerieth er bald zu guter Kundschaft. Er wurde von demselben in seinem Hause auf ein ansehnliches Gemach geführt, wo eine große Anzahl von kunstreichen, in Italien, Frankreich und Deutschland gegoßenen, geschnittenen oder in Kupfer gegrabenen Formen der vielen, in sein Werk aufgenommenen Mappen (Karten) und Instrumente, so wie viele Abbildungen von Ländern, Städten, Schlößern, Klöstern aufgehäuft waren, wie solches aus seiner Kosmographie leicht zu ersehen ist. Auch sonst erzeigte der berühmte Kosmograph unserm Reisenden viel guten und freundlichen Willen. Er lud ihn ein, noch ein paar Tage in Basel zu bleiben und sein Gast zu sein; so wollte er ihn in der Stadt herumführen und ihm noch allerlei Merkwürdigkeiten zeigen. Allein Sastrow durfte nicht länger von Speier abwesend sein. Darum nahm er von Herrn Sebastian Münster und von Herrn Sebastian Lepusculus seinen Abschied und begab sich auf seinen Apostelpferden wieder hinab nach Speier.

Kaum war Sastrow von seinem lehrreichen Spazirgange zurückgekehrt, als er sich genötigt sah, eine neue Reise anzutreten, die ihn mehr als mal so weit Rhein abwärts führte. Im Mai schrieben ihm die Pommerschen Räthe, welche sich zu Brüssel am kaiserlichen Hofe aufhielten, daß er ihnen die beiden goldenen Geschirre hinunter bringen sollte, welche noch immer zu Speier lagen. Denn sie glaubten, daß jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen sei, um dieselben an den Mann zu bringen. Es hieß nämlich, daß der Kaiser seinen Sohn aus Spanien ins Niederland kommen laßen werde, und an dieses Gerücht knüpfte sich für die Pommerschen Räthe die Hoffnung, daß es ihnen

*) Sein Bruder Johannes hatte des Erasmus Tod besungen.

gelingen werde, das von ihnen eifrig betriebene und dennoch bedenklich verzögerte Aussöhnungsgeschäft durch den Sohn des Kaisers zu einem raschen und glücklichen Abschluße zu bringen, sofern nur etliche der vornehmsten k. Räthe auf ihre Seite gebracht werden könnten. Darum erhielt Sastrow den Auftrag, die goldnen Geschirre, welche als Köder dienen sollten, schleunigst nach Brüssel zu bringen.

„Das habe ich gethan," so beginnt Sastrow die Erzählung seiner neuen Reise, „und bin den Rhein hinunter gefahren bis in die Maaß, die von Mastrich hinunter fleußt. Von dannen bin ich zu Land über Herzogenbusch und Löwen nach Brüssel gereist. Ich achte, daß es von Speier bis Brüssel nicht unter 70 Meilen sind."

„Als ich nach Ueberreichung der goldenen Kleinodien einige Tage in Brüssel still gelegen hatte, beschloß ich, mich in Flandern etwas umzusehn. Ich reiste daher nach Gent, das 20 Brabantsche Meilen von Brüssel liegt. Gent ist eine große Stadt, die ansehnliche Privilegien gehabt hat. Unter andern durfte der Kaiser ohne Gents Erlaubnis von den andern Städten und Ständen Flanderns keine Schatzung oder sonst etwas fordern. Aber Kaiser Karl V. hat ihnen die Privilegien genommen. Er ließ ein ganzes Stadtquartier, darauf ein Kloster und viele Häuser standen, abbrechen und baute an deren Stelle ein festes Schloß, das rings umher mit breiten, tiefen Waßergräben und andern Befestigungen umgeben ist. Dadurch ist er im Stande, die ganze Stadt im Gehorsam zu halten und sie auch sonst zu beschirmen und zu wehren. Mitten in der Stadt steht ein hoher Kirchthurm, von welchem man die ganze Stadt übersehn kann. Auf diesem Thurme, den ich bestieg, ist auch der Kaiser mit seinem Bruder Ferdinand gewesen, um die Stadt recht zu beschauen und die Gelegenheit abzusehen, wo das Schloß am bequemsten gelegt werden könnte. Denn sie alle beide haben eigenhändig mit Rothstein ein jeder sein Symbolum darauf geschrieben. Das Schloß, auf welchem Kaiser Karl V. geboren ist, ist eine unachtsame alte Klinge.*) Rings umher geht ein Waßer, über welches eine Fallbrücke führt. Vor derselben auf dem Geren (Geländer) der Brücke, da man sich überlehnt, befindet sich ein gegoßenes Bild von Erz, mit gefalteten Händen in den Knien sitzend, und hinter demselben steht ein andres Bild, auch von Erz gegoßen, mit aufgerichtetem Schwerte, als wollte es das vor ihm sitzende enthaupten. Solches soll

*) „Klinge," ein sehr veralteter Ausdruck, bedeutet so viel als Loch. In dem Teutsch-Lateinischen Wörterbuche von Joh. Leonhard Frisch (Berlin 1744) wird es durch vallis angusta inter montes et rupes erklärt. In Felix Fabris Pilgerbuche heißt es Seite 191: „Um Mittag kamen wir auf Höhen und hatten unter uns eine fast tiefe und enge Klinge."

zum beständigen Gedächtnis folgender Geschichte dahin gesetzt sein. Zwei Menschen, Vater und Sohn, sitzen auf den Hals gefangen, haben aber keinen Nachrichter. Da wird dem Vater zugemuthet, den Sohn zu richten, mit dem Versprechen, daß er dann ledig, frei und los gelaßen werden solle. Der Vater schlägt das Anerbieten aus. Als aber dieselbe Bedingung dem Sohne angetragen wird, hat er dieselbe mit Dank und Freude angenommen und seinem Vater den Kopf abgehauen."

„Von Gent sind es 10 Brabantsche Meilen bis gen Antorf. Dahin bin ich auch gegangen und habe daselbst Herrn Heinrich Buchow *) gefunden. Und weil wir von Casper Duitzens Hause viel gehört hatten, das eine große Meile von Antorf liegt, so baten wir denselben um Erlaubnis, sein Haus besehen zu dürfen und erhielten von ihm ein Schreiben an seinen Befehlhaber, daß er uns alle Gemächer zeigen sollte. Man sagte uns von diesem Hause, daß es dem Schloße zu Trident gleiche, ja wol noch etwas zierlicher gebaut und ausgeputzt sei. Wir fanden in Wahrheit nicht weniger, als das Geschrei uns verheißen hatte. Der Gemächer sind viele, und ein jedes ist aufs prächtigste geschmückt, eins immer anders als das andre. In einem jeden stund ein Kautz oder Faulbette. Was für Farben die Gardinen desselben hatten, so war auch das Gemach umher behängt, das eine mit schwarzem, das andre mit rothem, das dritte mit violettem Sammit, das vierte, fünfte und sechste mit eben so verschiedenfarbigem Dammast. In einem jeden Gemache stund ein Tisch, und darauf ein Tischtuch von derselben Farbe, als das Gemach. In einem jeden befanden sich musikalische Instrumente; doch nicht in jedem dieselben; denn in dem einen stund ein Positiv-Zimphaney (tympanum), im andern Polonische Geigen, im dritten partes (?), im vierten Lauten, Harfen und Cithern, im fünften Zinken, Schallmeyen und Bassunen (Posaunen), im sechsten Blockpfeifen und Schweizerpfeifen u. s. w. Die Jungfer, die uns in die Gemächer führte, konnte auf der Zimphaney, Lauten und Geigen wol spielen; darauf sie uns denn auch schulgerecht vorspielte. Hart am Hause war ein schöner, mit allerlei einheimischen und fremden Pflanzen kunstreich gezierter Krautgarten. Etwas weiter befand sich ein Wildgarten, darin allerlei Wild. Auf der Thorbuden war ein so schönes Gemach, daß wol ein Fürst darauf hätte tractirt werden mögen. Auch soll Frau Maria, die Schwester des Kaisers, diesen einmal auf der Thorbuden bewirtet haben. Als der Kaiser dann das Haus und alle Gelegenheit beschaut hat, soll er gefragt haben: „Wöll, Schwester, wem gehört dit Hus?" Maria: „Unserm Thesaurierer." **) „Darauf der Kaiser: „Wöll, das ist wol captisirt."

*) Er war später Rathsherr in Stralsund und wurde vom Kaise Maximilian 1568 geadelt.

**) Sastrow selbst erklärt dieß Wort folgendermaßen: „Es ist so viel als

„Dieser Caspar Duitz war ein geborner Italiener und ein verschmitzter, hinterlistiger Kaufmann, der großen Handel trieb und 2, wo nicht 3 mal bankerutirte. Wenn er viel tausend Gulden unter Händen hatte, quinquennalisirte er (d. h. er bat sich fünfjährige Frist aus) und erlangte auch von Frau Marien Brieflein von Respit (Aufschub zur Bezahlung). Mit solcher Schelmerei schlug er viel Geld zusammen. Wenn Frau Marie Geld nötig hatte, ließ ihr Thesaurirer nicht krimpen. In Antorf baute er ein Haus, das viele tausend Gulden kostete. Als es fertig war, war es nicht allerdinge nach seinem Kopfe, (weil man den Mangel an einem Gebäu nicht eher recht sehn kann, bis es fertig ist). Was thut der reiche Kaufmann? Er bricht das Haus bis auf den Grund wieder ab und baut ein andres nach seinem Gefallen."

„Als Graf Maximilian von Buren, der dem Kaiser im Schmalkaldischen Kriege die Niederländischen Reuter zuführte, von Caspar Duitzens Hause vor Antorf hörte, bat er sich selbst darauf zu Gaste. Nachdem Caspar dem Grafen alles gezeigt hatte, bewirtete er ihn herrlich auf seiner Thorbuden. Als nun der Graf wieder abziehen und aufsitzen wollte, fragte Caspar, ob Seine Gnaden auch einigen Mangel befunden hätte? Wenn Se. G. etwas vermißt hätte, so zur Zierung und Lust dienlich, wollte ers erstatten, und sollte ers auch von Venedig oder Rom holen laßen. Darauf soll der Graf „Nein" geantwortet haben; doch Einen Mangel befünde er, daß vor der Thorbude nicht ein Galgen stünde und Caspar Duitz darin hienge. Also bezahlte er ihm die Malzeit. Er sollte nur hinzugesetzt haben: „Und daß auf deinem Kopfe im Galgen, als eines Erzdiebes, eine Krone gesetzt würde," als dem Spanischen Herrn widerfuhr, der mit zwei Knechten und zwei Juden zu Rom an der Tiberbrücke gegen der Engelsburg gehängt wurde."

„Von Antorf gieng ich nach Mecheln, das nur 4 Brabantsche Meilen von Antorf und eben so weit von Brüssel und Löwen liegt. Ist das nicht eine schöne Gegend? Antorf, Brüssel und Löwen sind drei große Städte und liegen als ein geknutzter Schönrogge (ein zusammengedrücktes Weißbrot) eins von dem andern nur 8 Brabantsche Meilen, das ist eine halbe Tagereise, und von der einen Stadt zur andern kann man nicht anders kommen, sondern man muß durch Mecheln. Also liegt Mecheln recht in der Mitte, von einer jeden 4 Brabantsche Meilen entfernt, und dazwischen sind noch wol schöne Schlößer und Rittersitze."

---

man hier sagt ein Rentmeister, in Mekelnburg Küchenmeister, in Meißen Schößer, wie Claus Narr zum Churfürsten gesagt hat: „Fritz, werde ein Schößer, so bekomst du viel Geld".

„Mecheln ist eine schöne, aber nicht ganz so große Stadt, als eine der drei andern. Das Waßer ist laborc et industria hominum (durch Kunst) an die Stadt geführt, so daß sie von da gen Antorf mit Nachen schiffen können. Ich sah zu Mecheln den großen Brandschaden, der am 7. August 1546 entstand, als das Wetter in den Pulverthurm schlug. Die Stadtmauer, darin der Thurm gestanden, wurde mit dem Thurm aus dem Grunde gerißen. Große Stücke wurden weit in die Stadt auf die Dächer der Häuser geworfen und richteten an Häusern und Menschen großen Schaden an, wie solches von Sleidan im 7. Buche ausführlich beschrieben ist. Desgleichen sah ich zu Mecheln Vogel Heinen, von dem man folgendes erzählt. Wenn Kaiser Maximilian I., des jetzigen Kaisers Urahnherr, verreisen wollte, so flog dieser Vogel allewege zeitig an den Ort, dahin der Kaiser auf den Abend ankommen würde. Der Kaiser vermachte ihm so viel, daß er die Zeit seines Lebens Wartung und Unterhalt, die Frau aber, die auf ihn wartete, freie Wohnung und Feurung hätte. Zu der Zeit war er schon so alt und kahl, daß er stets eine warme Stube haben mußte. Wer ihn sehn wollte, mußte der Frau etwas geben, so daß sie seinetwegen einen guten Lohn hatte."

„Von Mecheln gieng ich auf Löwen und von da den nächsten Weg durchs Land Jülich auf Köln. Da bin ich im Engel zur Herberge gelegen. Der Wirt hatte einen Raben, der nicht allein sprechen konnte, sondern auch verstand, was man ihn fragte. Die Stube, darin man saß, war hinten im Hause, nach dem Rheine hinaus. Wenn dann des Abends an der Hausthür angeschlagen wurde, so fragte der Rabe: „Klappert dar wol (irgendwer)?" Der draußen Stehende antwortete: „Ja," wurde aber nicht hereingelaßen. Schlug er dann wieder an und fragte der Rabe: „Klappert dar wol?" so sagte jener: „Das hörst du wol, mach auf!" Das wiederholte sich so oft, bis der vor der Thür ungeduldig wurde und so hart anschlug, daß mans hinten in der Stube hören konnte. Dann ging der Hausknecht hinaus und machte auf. Der vor der Thür war übel zufrieden. Der Knecht sagte, man hätte es in der Stube nicht gehört. Der andre strafte ihn Lügen, denn man hätte, so oft er geklopft, geantwortet. So zeigte ihm der Knecht den Mann in dem Käfig, der mit ihm geredet hatte. Es lagen in der Herberge Schwaben. Des Morgens früh, als sie im Hemde stunden, (cum reverentia zu melden), um ihr Waßer abzuschlagen, gieng der Rabe im Hofe — denn sie ließen ihn gemeiniglich frei herum gehn — und sagte mit grober Sprache: „Guten Tag Schwager!" Darauf sie, vermeinend, daß er Schwabe gesagt habe: „Welcher Teufel hat dir gesagt, daß wir Schwaben wären?" Fragte man: „Wer war Nächten voll?" so antwortete der Rabe: „Der Pfaff, der Pfaff," und dergleichen Thorheit mehr. Er wurde dem Wirte von Grafen und großen Junkern

viel angefeilt *); allein der Wirt wollte ihn nicht abstehn. Als ich nach 6 oder 7 Jahren wieder nach Köln kam und in der Herberge nach dem Raben fragte, sagte der Wirt, er stände derowegen mit einem Edelmanne, der bei ihm zur Herberge gelegen, in einem Rechtshandel. Denn als der trunken in die Herberge gekommen sei, habe er die Wehre entblößt und dem Raben den Kopf abgehauen. Er wollte viel lieber 300 Thaler verloren haben."

„Im Rheinschiff bin ich den Rhein hinauf gen Mainz und von da vollends auf der Rullen gen Speier gefahren."

---

*) D. h. es wurde dem Wirte viel geboten, wenn er den Raben verkaufen wollte

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Aufenthalt des Königs Philipp von Spanien in Speier. Seine Persönlichkeit, sein Benehmen gegen die deutschen Fürsten. Vergebliche Fürbitte des Königs für den Landgrafen von Hessen. Günstigere Lage der Herzöge von Pommern. Verhandlungen des Pommerschen Landtages wegen der Aussöhnungsbedingungen. Verwerfung des Interims von der Pommerschen Geistlichkeit. Zerwürfnisse zwischen dem geistlichen Ministerio und dem Rathe zu Stralsund. Freders und Grotens Entlassung. Aussöhnung der Pommerschen Herzöge mit dem Kaiser. Sastrows Mutter und drei seiner Schwestern sterben an der Pest. Verheiratung seiner Schwester Barbara mit Peter Schlasse. Sastrows fernerer Aufenthalt in Speier. Versunkenheit der dortigen römischen Geistlichkeit. Vom alten Gebrauch am Rheinstrom, auf trium regum ein Königreich anzurichten, und wie dasselbe bis in die Fastnacht gehalten wird.

Im Juni 1549 kam der König Philipp von Spanien auf seiner Reise in die Niederlande auch nach Speier. Da Sastrow ihn hier längere Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte, so drängten sich ihm allerlei Wahrnehmungen auf, die für den Freund der Geschichte nicht ohne Interesse sind. König Philipp war damals 22 Jahr alt und stand in voller Jugendblüthe. Aber die lineamenta faciei (die Gesichtszüge) verriethen dem scharfen Beobachter nur zu deutlich, daß dem Sohne der Scharfsinn des Vaters abgehe, und daß er es diesem schwerlich nachthun werde. König Philipp wurde zu Speier von mehren Churfürsten und Fürsten empfangen, welche erschienen waren, um dem Sohne des Kaisers ihre Huldigungen darzubringen. Besonders warteten sie ihm auf den Dienst, wenn er in die Kirche gieng und aus der Kirche zurückkehrte. Dann erschienen sie, um dem Kaisersprößlinge das Ehrengeleite zu geben. Dabei mußten sich aber die Deutschen Fürsten von dem stolzen Spanier eine Behandlung gefallen laßen, wie sie der Kaiser selbst sich nicht erlaubte. Sastrow, der so oft Zeuge von dem öffentlichen Auftreten des Kaisers gewesen war, zieht zwischen diesem und seinem Sohne folgende Parallele. Wenn der Kaiser von seinem Gemache herunterkam und sich vor der Staffeln (Treppe) auf sein Genitterchen (Pferdchen) setzte, und die Churfürsten und Fürsten, die auf dem Hofe hielten, hinzuritten, so war er wol der erste, der sein Haupt gegen ihnen entblößte und, da es bisweilen regnete, sich den Regen wol auf das bloße Haupt fallen ließ. Auch reichte er einem jeden mit freund-

licher Geberde und gar gnädigem Angesichte die Hand dar. Ingleichen wenn sie ihn aus der Kirche bis an die Staffeln begleitet hatten, wendete er sich mit dem Gaul um, nahm sein Hütlein ab, gab einem jeden die Hand und dimittirte (entließ) sie freundlich und gnädig. König Philipp dagegen behandelte die aufwartenden Churfürsten und Fürsten sehr verächtlich, ungeachtet daß es einestheils alte Herren waren. Wenn sie allesamt vor der Kirche von den Gäulen stiegen, so sah er sich nicht einmal nach ihnen um, sondern gieng straks vor sich hin. Höchstens winkte er ihnen, jedoch von hinten zu, mit beiden Händen, daß sie neben ihm gehn sollten; sie aber blieben hinter ihm. Wenn sie dann nach geendigter Messe wieder auffaßen und dem Könige in sein pallatium bis an die Treppe folgten, so stieg er vom Gaule, gieng die Stiege hinauf und ließ die Fürsten ohne ein Zeichen der Freundlichkeit oder Gnade stehen. Der Cardinal von Trident, der dem Spanischen Könige von seinem Vater, dem Kaiser, als Marschall zugeordnet war, unterrichtete ihn zwar, daß zwischen den Fürsten Spaniens und den Deutschen Churfürsten und Fürsten ein großer Unterschied sei. Zugleich wies er ihn auf das Exempel seines Vaters hin und zeigte ihm, wie sich dieser gegen die Fürsten und Churfürsten benehme. Allein der stolze Spanier gab seinem geistlichen Hofmeister diese Antwort: es wäre auch ein großer Unterschied zwischen ihm und seinem Vater; denn sein Vater wäre nur eines Königs, er aber eines Kaisers Sohn. Dieses hochmüthige Benehmen des Spanischen Königs gegen die Deutschen Fürsten war nicht geeignet, diese lange an seiner Seite zu feßeln. Nachdem sie ihren guten Willen gezeigt hatten, zogen sie ein jeglicher wieder nach seinem Lande davon. Philipp aber blieb noch etliche Tage zu Speier und vergnügte sich mit Jagen und Spazirenreiten. Denn da er nur 10 bis 12 Pferde stark war, so wagte er die Reise nach den Niederlanden nicht eher fortzusetzen, bis der Kaiser ihm den Herzog von Areschot mit einem ansehnlichen reisigen Zeuge geschickt hatte, der ihn von Speier hinunter gen Brüssel geleitete.

Der Churfürst Moritz von Sachsen war dem Könige Philipp bis gen Trident entgegengeritten und hatte ihn fleißig gebeten, sich bei seinem Vater für den gefangenen Landgrafen von Hessen zu verwenden. Der König hatte dem Churfürsten auch die stattlichsten Versprechungen gegeben, und dieser hatte dem Landgrafen solches zu wißen gethan und ihn gebeten, gutes Muthes zu sein. Als König Philipp nun mit dem Kaiser in den Niederlanden zusammentraf, hatte er Gelegenheit, sich seines Versprechens zu entledigen. Es ist nach Sastrows Meinung auch gar nicht daran zu zweifeln, daß König Philipp seinen Herrn Vater um die Freilaßung des Landgrafen gebeten haben wird. Allein der Augenschein zeigte, daß er mit seiner Fürbitte nichts ausrichtete. Der Landgraf hatte den Kaiser zu tief gekränkt, als daß dieser sobald hätte vergeßen und vergeben können.

Nicht so schlimm als die Lage des Landgrafen war die der Herzöge von Pommern. Denn während jener als das Haupt des protestantischen Bundes in eigner Person gegen den Kaiser zu Felde gezogen war und demselben vor Ingolstadt einen scharfen, höhnischen, injuriösen Absagebrief zugesandt hatte, so waren diese nur einer geheimen Theilnahme am Schmalkaldischen Kriege angeklagt. Es stand daher zu hoffen, daß der Kaiser seinen Zorn gegen die Pommerschen Herzöge werde fahren laßen. In der That gieng das Aussöhnungswerk, wenn auch langsam, so doch glücklich von statten. Die Pommerschen Räthe hatten schon von dem Reichstage zu Augsburg die Bedingungen mit nach Hause gebracht, unter denen der Kaiser ihre Herrn begnadigen wollte: Unterwerfung unter die Beschlüße des Reichstages, Annahme des Interims und Bezahlung einer Strafsumme von 150,000 Gulden. Die erste und letzte Bedingung, so hart sie lauteten, ließ man sich in Pommern gefallen. Aber die Forderung des Kaisers, daß man sich auch in Sachen der Religion vor seinem Willen beugen sollte, weckte den Sturm der Gemüther. Den Herzögen, dem hohen Adel und den Stadtregenten, kurz den politischen Gewalthabern ordnete sich zwar die Gewißensfrage weltklugen Rücksichten unter. Aber die Geistlichkeit und das Volk zeigten in ihrer überwiegenden Mehrzahl festen Glaubensmuth und große Standhaftigkeit und forderten ohne Rücksicht auf weltliche Folgen unbedingte Verwerfung der tirannischen Glaubensformel, die man als eine Erfindung des Teufels brandmarkte. Gleich anfangs erklärten die Stettiner und Stargarder einmüthig, Gut und Blut beim göttlichen Worte einsetzen zu wollen. Die übrige Bevölkerung des Landes war nicht anders gesinnt. Als am 5. September 1548 ein Landtag zu Stettin zusammentrat, um über die Aussöhnungsbedingungen zu verhandeln, konnte man nach langen Debatten zu keinem klaren, festen Entschluße kommen. Zur Aufbringung der Strafsumme wollten sich die Stände allenfalls verstehen. In Betreff des Interims aber stellten sie der Gefahr kaiserlicher Ungnade die Gefahr ihrer Seele entgegen und wollten die Entscheidung jedem Einzelnen, dem Geringsten wie dem Höchsten, vorbehalten wißen. Obwol die Zeitumstände gebieterisch einen festen Entschluß heischten, wollten weder die Fürsten noch die Stände darin vorangehn. Die letztern gaben auf das dringende Ansinnen der erstern stets ausweichenden Bescheid und erboten sich nur, einen aus ihrer Mitte zur Verbittung der Strafsumme an den Kaiser mitzusenden und diesen zugleich um Mäßigung des Interims anzurufen. So wurde denn beschloßen, die Marschälle Hans Bonow und Rüdiger Massow, den Kanzler Jacob von Citzewitz und die herzoglichen Räthe Johann Falk und Dr. Balthasar vom Wolde an den kaiserlichen Hof abzuordnen. Während diese neue Gesandtschaft nach den Niederlanden abgieng, dauerten in Pommern die unruhigen Bewegungen wegen des Interims fort. Auf den 11. Fe-

bruar 1549 wurde nach Stettin ein neuer Landtag ausgeschrieben, auf welchem der Religion halber gerathschlagt werden sollte. Weil die Meinung der Theologen unerläßlich schien, so wurden auch sie zu den Verhandlungen herbeigezogen. Noch war man zu Stettin versammelt, als Jacob von Citzewitz von Brüssel die böse Kunde brachte, daß man sich bei Vermeidung schwerer Ungnade dem Interim unterwerfen sollte. Die Theologen, an ihrer Spitze Johann Knipstrow, Superintendent zu Wolgast, und Johann Freder, Superintendent zu Stralsund, beharrten zwar standhaft bei ihrer Meinung, daß das Interim, so voll teuflischen Giftes stäcke, nicht angenommen werden dürfte. Allein die Bedenken der Politiker waren zu groß, als daß die Theologen mit ihrer Stimme durchdringen konnten. Alles was sie erreichten, war dieses, daß man unschlüßig blieb. Die Stände wichen auch jetzt einer bestimmten Erklärung aus und überließen es gern den Fürsten, in dem kitzlichen Interimshandel das Rechte zu treffen. Sie möchten, hieß es, mit dem Kaiser sich vergleichen und mit unverletztem Gewißen und gebührlichem Gehorsam die Sache zu einem rühmlichen Ende bringen. Durch so geschraubte Worte schlecht berathen, wiesen die Herzöge ihre Gesandten an, hinsichtlich des Interims wenigstens eine formale Nachgiebigkeit zu zeigen. Als Magister Freder vom Stettiner Landtage nach Stralsund zurückkehrte, mußte er dem geistlichen Ministerio mit Schmerz berichten, daß die auf dem Landtage anwesenden Prediger sich zwar einträchtig entschloßen hätten, das Interim zu verwerfen. Nichts destoweniger sei es von Herrn und Unterthanen angenommen. Die Wahrheit dieses Berichts sollte den Sundischen Geistlichen bald genug bestätigt werden. Am „kaufseligen" *) Montage ließ der Rath von Stralsund alle Prediger der Stadt vor sich aufs neue Gemach fordern und legte ihnen ernstlich auf, das Wort Interim auf dem Predigtstuhle nicht zu nennen, viel weniger darauf zu schelten. Wer solchem Verbote nicht nachzukommen gedächte, könnte nach andern Orten ziehen. Nach Sastrows Angabe sollte den Geistlichen unverboten sein, die Lehren des Interims zu tariren und aus Gottes Wort zu widerlegen, wenn sie nur das Buch nicht mit Namen nennten. Allein andre Urkunden wißen von diesem Zugeständnisse nichts zu sagen, und Sastrows Mühe, das Verfahren des Raths zu vertheidigen, ist eine verlorne. Freder, der längst mit dem Rathe auf gespanntem Fuße stand, hielt dafür, daß man nur eine Gelegenheit suchte, ihn los zu werden. Allein die Furcht vor Amtsentsetzung vermochte seine Zunge nicht zu lähmen. Unerschrockenen Muthes antwortete er dem Rathe, wie Sastrow in Uebereinstimmung mit andern berichtet, daß er dem Verbote nicht Folge leisten könnte. Da

*) Gewöhnlich „Koopslags-Maandag", der Montag nach Invocavit, der im Jahre 1549 auf den 11. März fiel.

er einmal zum Wächter, Seelsorger und Aufseher gesetzt wäre, so könnte, dürfte und wollte er es nicht unterlaßen, das Volk vor dem Verderben und Schaden der Seelen zu warnen und also das Schaf dem Wolfe aus dem Rachen zu reißen. Sonst würde er seine eigne Seligkeit aufs Spiel setzen, was ihm der Rath gewiß nicht zumuthen würde. Und da er derowegen Urlaub haben (entlaßen werden) sollte, so möchte es Gott und die Noth scheiden. Man könnte ohnedieß zum Sunde keine gelehrte Leute leiden; so lange er aber am Platze sei, wollte er die Leute vor Verhinderung ihrer Seelen Seligkeit treulich warnen. Nach dieser Erklärung Freders gieng der Rath eilig aus einander, ohne die andern Prediger zu hören, und ließ dem glaubensmuthigen Superintendenten sofort durch zwei Rathspersonen, Hermann Löwe und Anton Leckow, aufsagen, d. h. ihm seine Entlaßung ankündigen. Am Tage darauf übergab das ganze Ministerium, mit Ausnahme eines „Herrenholden," des Johann Niemann, eine Supplication, die sie allesamt und sonderlich mit eignen Händen unterschrieben hatten, des Inhalts: „Es habe zwar ihr Superintendent für sich seine Erklärung hinsichtlich des Interims bereits abgegeben; es stehe ihnen aber Amts halber eben so wol zu, als jenem, Christum zu bekennen und der Verletzung göttlicher Lehre entgegenzutreten. So wollten denn auch sie hiermit die Erklärung abgeben, daß sie es nicht unterlaßen könnten, das Interim auf der Kanzel zu nennen und dagegen zu predigen; denn es enthalte die falsche und teuflische Lehre des römischen Antichrists. Das hätte Christus vorhergesagt, daß die, so es mit ihm recht meinen und ihn mit Treuen bekennen würden, Verfolgung leiden müßten; der Schade, den solche hier erlitten, würde ihnen dereinst reichlich erstattet werden. Die aber, so ihn schändlich verließen und verleugneten um Geldes, Gutes und Lebens willen, würden dereinst vor dem Richterstuhle Christi, der, das wüßten sie gewiß, viel näher sei, als viele Leute meinten, schlecht bestehen. Weil nun der Rath, als er auseinander gegangen, auf seiner Sentenz beharrt sei, so hätten sie hieraus abzunehmen, daß auch ihnen aufgesagt sei. Ihrer aller freundliche Bitte sei nun, der Rath möge ihnen auf das Förderſamste eröffnen, ob sie sich sogleich des Predigens enthalten, oder ob sie erst auf den bevorstehenden Ostern abgehn sollten. Sie bäten um gründlichen, klaren Bescheid, damit sie sich nach andern Orten umsehn könnten, der Rath aber im Stande sei, sich mit solchen Predigern zu versorgen, die das Interim mit gutem Gewissen verschweigen und das Evangelium so predigen könnten, daß weder sie selbst, noch Rath und Gemeinde darüber in Gefahr Leibes und Gutes kämen. Ohne Zweifel würden solche Prediger zu haben sein; ob es aber für der Seelen Seligkeit gut sei, auf sie zu hören, das werde man am jüngsten Tage vor dem rechtfertigen Gerichte unsers Herrn Jesu Christi wol erfahren." — So war denn die Gemeinde Stralsunds in Gefahr, des Interims wegen ihre

sämtlichen Geistlichen bis auf Einen zu verlieren. Jedoch ließ es der Rath zu diesem Äußersten nicht kommen. Er gab den besorgten Geistlichen beruhigende Erklärungen und forderte sie zum Bleiben auf. Nur der kühne Alexius Grote, der dem Rathe „zum kregelsten" entgegentrat und seinen Collegen Johann Niemann wegen seines Nichtunterschreibens öffentlich der Abtrünnigkeit beschuldigte, mußte das Loos seines Freundes Frederus theilen. Der Rath sagte auch ihm straks den Dienst auf, verbot ihm die Kanzel und entrichtete ihm auch sofort, was er ihm schuldig war. Er bekam bald eine ihm ungleich gelegenere Condition zu Triebsees, während Freder Professor zu Greifswalde und später Superintendent zu Wismar wurde. Unser Sastrow, der uns diese Streitigkeiten, welche während seines Aufenthaltes zu Speier in seiner Vaterstadt vorfielen, ziemlich ausführlich berichtet, stellt sich, wie schon oben angedeutet ist, auf die Seite des Rathes und fällt über die sich demselben widersetzenden Geistlichen ein Urtheil, das nicht ganz frei von Parteilichkeit sein möchte. Den glaubensmuthigen Freder, der nicht nur von seinen Amtsbrüdern, sondern auch von vielen Andern wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Eifers geliebt und geschätzt wurde, nennt Sastrow einen eigensinnigen und halsstarrigen, dazu unbegabten und zum Superintendenten unverdienstlichen Mann. Dem wackern Alexius Grote schreibt er einen hoffährtigen, ungehaltenen Kopf zu, während der gefügige Johann Niemann als ein recht frommer, einfältiger Mann bezeichnet wird. So sehr aber auch bei diesen Urtheilen die Parteilichkeit durchblickt, dennoch kann Sastrow seine Freude nicht ganz unterdrücken, daß das verhaßte Interim bei den Pommerschen Geistlichen auf so tapfern Widerstand gestoßen sei. „So ist es auch an den Pommerschen Theologen zu rühmen," sagt er, „daß sie sich weder durch des Kaisers große Gewalt, noch durch die Kleinmütigkeit der weltlichen Herrn, der Räthe, Ritterschaft, Bürgermeister und Stadtregenten von der reinen evangelischen Wahrheit nicht haben schrecken laßen."

Doch es ist Zeit, daß wir zu den Sühneversuchen der Pommerschen Herzöge zurückkehren. In einem Reverse vom 11. Juli 1549 hatten sich dieselben dem Kaiser zu allem Gehorsam erboten und trotz des Widerspruchs ihrer Geistlichkeit sich auch dem Interim unterworfen. Nach Sastrows Aussage ist nicht daran zu zweifeln, daß auch der König von Spanien ein gutes Wort für sie einlegte. So gelang es denn endlich, das Werk der Aussöhnung zu Stande zu bringen, zumal da Pommerns Boten nicht vergaßen, durch stattliche Verehrung an Gravella, an den Bischof von Arras und an die andern kaiserlichen Räthe die „peccata Germaniae" zu vergrößern. Die goldenen Gefäße, welche Sastrow nach Brüssel gebracht hatte, waren dem habsüchtigen Prälaten zwar erst nach Ausfertigung der Versöhnungsurkunde eingehändigt. Indessen hatte diese Dankesbezeugung, verbunden mit der Für-

sprache des Königs und mit den unermüdlichen Vorstellungen der Pommerschen Räthe die gute Wirkung, daß das Aussöhnungsgeld von 150,000 auf 90,000 Thaler ermäßigt wurde. Für den Aussöhnungsbrief, von dem Sastrow behauptet, daß er ihn in Einem Tage eben so gut und zierlich hätte schreiben können, forderte die kaiserliche Kanzelei 3000 Gulden. Der Bischof von Arras, dem die halben Kanzeleigebühren zuständig waren, erließ zwar die ihm zufallende Hälfte dieser Summe. Doch wußte er sich seines Schadens in anderer Weise zu erholen. Sämtliche Unkosten, welche die 2 Jahre über an Zehrung und Verehrung mit Einschluß der Strafsumme daraufgegangen waren, wurden auf 200,000 Gulden berechnet.

Um diese Zeit, im Juni 1549, zeigte sich in Pommern eine pestartige Krankheit, die besonders in Stralsund viele Menschen hinwegraffte. Die Kranken lagen nur 3 oder 4 Tage, so waren sie todt. Es starben täglich 20 bis 30 Menschen, und es war fast in der ganzen Stadt kein Haus, das verschont blieb. *) Auch durch die Sastrowsche Familie gieng der Todesengel und riß ein Glied nach dem andern dahin. Zuerst wurde Sastrows Mutter, Frau Anna, von der Pest befallen. Als ihre Töchter bitterlich weinten, sagte sie: „Was weinet ihr? betet viel lieber, daß Gott mir meine Pein gnädiglich verkürzen wolle." Bald darauf verschied die fromme Frau, es war am 3. Juli, Mittags 2 Uhr. Ihr folgte Sastrows jüngste Schwester, Gertrud, die fünfzehnjährige Jungfrau. Sie entschlief 14 Tage nach der Mutter Tode, am 16. Juli Morgens 2 Uhr. Noch war Gertrud nicht begraben, als auch die zwanzigjährige Magdalene von der schrecklichen Seuche befallen wurde. Obgleich sie aber den Tod bereits in allen Gliedern fühlte, verließ sie dennoch das Bett, schloß auf und gab nicht nur Gertrudens Totenhemd und Laken heraus, sondern legte auch das zurecht, was man ihr um- und anthun sollte. Denn sie würde der Schwester bald nachfolgen, sprach sie im Vorgefühle des nahenden Todes. Wenn jene begraben wäre, sollte man das Grab nur offen laßen, oder es höchstens mit etwas Erde bedecken, damit man sie gleich

*) In Johann Berckmanns Stralsundischer Chronik heißt es Seite 118: „Anno 1549 vmme Bartholomei, do waß hir tom Sunde so eine schwinde, ilende, grote steruinge, alse bi minschen tiden nicht gedacht, vnnd ging sere auer swanger fruwen, auer vele jungfrowen, de ock vorlauet weren, denstmegede, knechte, kinder gantz vele. Alle karckhoue vull; worden wol 3 edder 4 hundert begrafen, alle dage wol 20 edder 30, min edder mehr; vnnd legen men eine part 3 edder 4 dage, so weren se doth. Vnnd wert wertt deß middewekens vnnd frigdages testament geholden vmme deß krancken volckes willen; vnnd waß sere schwinde, ilende, beide auer arm, junck vnnd olt. Doch gaff gott den kindern verstandt vnnd grote erkenntnisse van gade, vnnd gingen suverlick vth in den slap. Vele rike togen vth der stadt."

an Gertruds Seite setzen könnte. Nachdem sie diese Anordnungen getroffen hatte, legte sie sich wieder nieder und starb Tags darauf, als Gertrud eben begraben war, am 18. Juli Abends 10 Uhr. Sastrow sagt von der Verstorbenen: „Dieß war die größte und stärkste von meinen Schwestern, eine treffliche, verständige, arbeitselige Haushälterin."

Bei der großen Verwirrung, welche in Stralsund herrschte, dauerte es ziemlich lange, ehe der in Speier weilende Bruder von den schmerzlichen Verlusten im elterlichen Hause unterrichtet wurde. Erst am 9. September schrieb ihm seine zweite Schwester, die unglücklich verheiratete Cathrine, einen Brief, worin sie ihm die drei Todesfälle meldete und hinzufügte, daß sie auch schon auf dem Wege sei, der Mutter und den Schwestern zu folgen. „Ich sterbe gern, ja ich bin begierig, diese Welt zu verlaßen," schrieb die arme Frau dem geliebten Bruder, die Bitte hinzufügend, daß er sich um sie nicht grämen möge. Noch zwei Tage, und ihr Wunsch sollte erfüllt werden. Cathrine starb am 11. September und hinterließ von ihrem „unartigen" Ehemanne, Christof Meyer, zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Dieses wurde von der Frau Bürgermeisterin Fruböse zu Greifswalde aufgenommen, jenen nahm unser Sastrow später zu sich. Leider sollte er an dem kleinen Christof, der nicht bloß seines Vaters Namen trug, nicht viel Freude erleben. „Ich meine, sagt er, der Junge machte mir viel Unlust. Es half an ihm weder Ermahnen noch Strafen. Als er so groß war, daß man ihn hinweg unter fremde Leute schickte, konnte er nirgends bleiben, trat in seines Vaters Fußstapfen und legte sich auf allerlei Unart. Endlich brachte ich ihn zu einer guten Ehe, auch Nahrung aufs neue Haus. Als er starb, hinterließ er zwei Söhne. Den ältesten schickten seine Vormünder nach Danzig zu guten Leuten. Er machte es dort aber so arg, daß er wieder zurückgeschickt wurde. Den jüngsten nahm ich ins Haus, ließ ihn in die Schule gehn und bläute mich im Hause mehr mit ihm ab, als mein hohes Alter wol ertragen konnte. Ich meinte, es sollte etwas aus ihm geworden sein. Allein er artete so sehr auf den Vater, daß ich Gott dankte, als ich seiner los ward. Großvatern und Vatern Bosheit nimmt in ihnen Ueberhand. Gott beßre und bekehre sie!"

Als die drei Töchter, Gertrud, Magdalene und Cathrine der Mutter nachgefolgt waren, blieb dem tief gebeugten Vater, außer der verheirateten Anna Fruböse, nur noch eine Tochter, Barbara, übrig. Aus Besorgnis, daß auch sie ein Opfer der Seuche werden möchte, sandte jener die blühende Jungfrau zu ihren Verwandten nach dem Greifswalde. Sobald aber das Sterben zum Sunde etwas nachgelaßen hatte, ließ der alte, elende, besorgte Mann die Tochter wieder anheimisch kommen. Kaum war sie wieder in seiner Nähe, als sie ihm durch einen neuen Freiersmann entrißen zu werden

drohte. Es war dießmal nicht der Tod, der um sie warb, sondern ein Wittwer Namens Berend Schlasse, dem das junge Mädchen den Kopf verrückt hatte. Barbara war damals erst 17 Jahr alt, aber trefflich schön, freundlich und häuslich. Berend Schlasse aber hatte bereits zwei Frauen gehabt und war Vater mehrer Kinder. Schon um deswillen war er dem alten Sastrow kein willkommer Schwiegersohn. Aber der Hauptgrund, warum Herr Claus an der beabsichtigten Verlobung kein Wohlgefallen hatte, war ein andrer. Sastrow konnte es nicht vergeßen, daß Berend Schlasse ihm in seinen rechtshängigen Sachen viel Schalkheit gethan, dagegen seinen Gegnern viel Beistand geleistet hatte. Darum versagte er dem verliebten Freiersmann die Hand seiner Tochter. Allein Berend Schlasse ließ mit seinen Bewerbungen nicht nach und hielt mit großen Zusagen und Versprechungen so lange an, bis er das Jawort erlangte. Am 9. November 1550 hielt er mit der schönen Barbara das eheliche Beilager. (Ein Jahr später war auch sie eine Leiche. Sie starb 1551 im Kindbette).

Während diese großen Veränderungen im Sastrowschen Hause zu Stralsund vor sich giengen, weilte unser Bartholomäus noch immer in Speier. Doch wohnte er nicht mehr bei seinem ersten Wirte, dem Tuchscherer, sondern hatte sich mit mehren andern jungen Leuten bei einem römischen Geistlichen, der Frühmesser am Münster war, in Kost gegeben. Die Schilderung, welche uns Sastrow von diesem seinem neuen Wirte entwirft, ist eins der schlagendsten Zeugnisse von der tiefen Versunkenheit des römischen Clerus. „Der Frühmesser", so schreibt er, „war ein wilder, frecher Mensch, der beßer einen Hofmann oder Landsknecht, als einen Pfaffen abgegeben hätte. Er war ein rechter Weltschalk, gab einen guten Rumpfer, Bretspieler, Säufer, Vexirer und ließ sich salzen (zum besten haben), wie es nur wenige thun. Es galt ihm gleich, ob seine Gäste papistisch oder evangelisch waren. Er hatte junge Magister, Licenciaten und Doctoren am Tische, die auch gern rumpften und darin gar fertig waren, wie sie denn sagten, ein guter Rumpfer könnte auch ein gut Consilium (Gutachten) stellen. Rumpften also die ganze Nacht. Wenn es denn um 3 Uhr an den Morgen gieng, sagte der Wirt: Brüder, fahrt nur flugs fort, ich muß nach der Kirchen und Meß halten; ich wills kurz und gut machen, nur darüber her wischen und bald wieder bei euch sein. Das that er auch und blieb nicht lange in der Kirchen. Am stillen Freitage auf den Abend wurde ein Crucifix in eine Kapelle gelegt und von den Frühmessern, deren drei waren, die ganze Nacht bewacht. Da kamen die alten Matronen, lagen dem Crucifix betend zu Füßen, küßten es und opferten ihm. So gieng es die ganze Nacht, wenn die eine abzog, kam die andre wieder. Als es gegen den Morgen gieng, daß keine Weiber mehr zu vermuthen waren, theilten die drei Frühmesser das Geld und spielten darum. Mein Wirt war den

andern zu verschlagen und gewann ihnen alles ab. Damit waren die beiden andern übel zufrieden, wurden der Sache am Kreuze uneins und schlugen sich wol um die Köpfe. Aber mein Pfaff war der stärkste und gieng mit dem Gelde davon."

Hören wir nun nach diesen Proben kirchlicher Entartung noch eine Schilderung Sastrows, die uns einen Blick in die geselligen Zustände jener Zeit thun läßt. „Es ist zu Speier und umher am Rheine eine Gewohnheit, daß man, wo so eine Gesellschaft bei einander ist, aufs Neujahr oder trium regum den königlichen Hof anrichtet. Je nachdem die Personen in der Gesellschaft sind, verordnet man die Aemter, setzt einen König, Marschall, Kanzler, Hofmeister, Schenken, Truchses u. s. w. ein und bestimmt bei jedem Amte, jenachdem man es stattlich will gehalten haben, was der Inhaber desselben zum Königreiche geben soll. Nur der Narr, der allerdinge dabei sein muß, ist frei. Die Aemter werden per sortem (durchs Loos) ausgetheilt. Was das Glück einem jeden giebt, des nimt er fürlieb. In diesem 50. Jahre hatten wir in unsrer Gesellschaft einen jungen Niederländischen Freiherrn, der auch freies Gemüthes und ein rechter Weltmensch war. Mir fiel das Königsamt zu, dem Freiherrn das Marschallamt und dem Pfaffen das Narrenamt. Das stund ihm auch so wirklich, als wäre er von Natur ein Narr gewesen, oder von Jugend auf zur närrischen Stockerei*) gewöhnt. Ich, als der König, mußte ihm eine Narrenkappe oder eine Kutte (wie sie des Orts eine Kappe nennen) aus englischem Wande von allerlei Farbe machen laßen. Wenn wir Gäste an den Tisch bekamen, was denn durch Verursachung des wilden Freiherrn nicht selten geschah, so zog der Narr seine Kutte über den Kopf und stockte auf sie los, so daß wir alle genug zu lachen hatten. Auch litt er daran keinen Schaden. Denn mit seinem närrischen Zeuge brachte er einen jeden dahin, daß er ihm die Kutte mit etwas zieren mußte. Da er Batzen, Regalen, Orts- und Halbthaler, ja Goldgulden und Kronen erhielt, so ließ er silberne Schellen an die beiden Ohren machen und behielt gleichwol seine Kutte von allerlei gemünztem Silber und Golde wol besprengt. Solches Treiben währte, bis daß das Königreich gehalten wurde, was auf einen Sonntag Abend

---

*) Bekannt ist das Wort Stocknarr, über dessen Herleitung die Sprachforscher uneinig sind. Aus dem Gebrauche des Wortes „Stockerei" bei Sastrow scheint keineswegs hervorzugehn, wie Mohnike will, daß die Ableitung von Stock oder Stab, Stecken die richtige ist. Vielmehr möchte aus der gleich folgenden Stelle: „er stockte auf sie los" zu schließen sein, daß Stockerei und stocken ein selbstständiges Wort ist, das mit Narrerei, narren gleiche Bedeutung hat. Die Ableitung von Stock gründet sich auf das Narrenscepter, französisch Marote, sceptre de fou. Vergleiche die Anmerkung auf Seite 180.

zwischen Regum und Fastnacht geschah. Da nun eine Gesellschaft der andern wich, so pflegte man in der angegebenen Zeit alle Sonntage zwei oder drei Königreiche zu halten, die auch von andern Manns- und Frauenspersonen besucht wurden. Jedoch pflegten sich die fremden Besucher so zu vermummen, daß man sie nicht kannte. Die vermummten Gäste tanzten mit den „Königreichern" und diese wieder mit ihnen. Unser Königreich hielten wir um des Narren willen, damit er eine desto reichere Kutte bekommen möchte, erst in der Fastnacht. Da hörte man denn von ihm artige Stockerei. Auch der Marschall wußte sein Amt trefflich zu gebrauchen, stand vor dem Könige und wartete fleißig auf mit Auftragen, Vorschneiden, Tischabwischen, Knickebeinen, Besalas Manus (Handküßen) und dergleichen. Der König mußte aber die ihm 3 oder 4 Stunden erzeigte Ehre theuer genug bezahlen."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Sastrows Wirksamkeit in Speier. Der Stolpische Handel. Sastrow wird bei Hofe verläumdet und verantwortet sich in einem Schreiben an den Kanzler Dr. Falke. Des Kanzlers Antwort. Sastrow kündigt den Herzögen seinen Dienst auf. Antwortschreiben des Kanzlers Jacob Citzewitz und Entlaßungsbriefe der Herzöge Barnim und Philipp. Wie Dr. Auctor Schwalenberg nach Speier kommt und Sastrow zu stürzen sucht. Ein Uriasbrief. Sastrows Unschuld kommt durch ein günstiges Urtheil in dem Stolpischen Handel an den Tag. Belobungsschreiben des Herzogs Barnim.

Unter allen Geschäften, welche Sastrow als Sollicitator zu Speier für seine Fürsten, für das Kapitel, für Pommersche Privatleute zu besorgen hatte, machte ihm besonders ein böser Handel zu schaffen. Es war dieß ein langjähriger Rechtsstreit, der zwischen dem Herzoge Barnim und den Bewohnern der Stadt Stolpe geführt wurde. Ursprung und Gang dieses Stolpischen Handels, der auf Sastrows weiteres Geschick so großen Einfluß üben sollte, mag hier in der Kürze beschrieben werden.

Die Bürgerschaft von Stolpe, in welcher besonders das Geschlecht der Suaven viel galt, glaubte durch ihren Herzog in wolerworbenen Rechten verletzt zu sein. Sie sandte daher im Jahre 1543 einen gewandten Unterhändler Namens Simon Wolder — nach Sastrow einen unbegebenen, jungen Mann, der nichts studirt hatte, aber von Natur ein unruhiger, verschmitzter, practicirlicher Kopf war und voller Arbeit steckte — zu Kaiser Karl nach Cremona und ließ sich von diesem eine Bestätigung ihrer Privilegien und ein Strafmandat gegen ihren Landesherrn geben. Auch vergaß Simon Wolder nicht, für sich selbst einen kaiserlichen Geleitsbrief auszuwirken. Als die Stolper ihren Wunsch erlangt hatten, wurden sie beherzter, wischten mit ihren Confirmationen und Mandaten hervor und kündigten ihrem Landesherrn mit Berufung auf dieselben den Gehorsam auf. Allein Herzog Barnim kümmerte sich nicht um die kaiserlichen Befehle, überzog die Stadt Stolpe und zog die Widerspänstigen zur Rechenschaft. Nachdem er den Rath and die ganze Gemeinde aufs Rathhaus zusammen gefordert hatte, so befahl er, daß alle diejenigen, welche dazu gerathen hätten, beim Kaiser Hülfe zu suchen, an einem Orte des Gemaches stehen bleiben sollten; die Andern, welche zu diesem

Schritte weder Rath noch That gegeben hätten, sollten bei Seite weichen. Da traten die meisten ab; nur wenige hielten treulich zum Bürgermeister Suave und wurden dafür mit diesem bestrickt und in die Thürme der benachbarten Städte Stettin, Greifenberg und Treptow gelegt. Der practicirliche Simon Wolder war glücklich entkommen und machte sich auf, um den Kaiser, der gerade die „weißen Mohren" in Afrika bekriegte, in den fernsten Feldlagern aufzusuchen. Kaiser Karl hörte die Klagen des kühnen Sachwalters gnädig an und gab ihm verschärfte Mandate, in denen er unter Androhung der Acht und Aberacht die sofortige Freilaßung der Stolper Gefangenen befahl. Indes währte es lange, bis Simon Wolder die kaiserliche Botschaft aus Africa nach Pommern brachte. Wollten die armen Gefangenen nicht bis zu seiner Rückkehr eingethürmt bleiben, so mußten sie sich zur Nachgiebigkeit gegen den Herzog bequemen. Wirklich hatten sie längst auf Verwendung ihrer Freunde, gegen Demüthigung und ansehnlichen Abtrag, ihre Freiheit erlangt, als ihr Vertheidiger mit der in Africa gesuchten Hülfe zurückkehrte. Indes kam Simon Wolder auch als Retter zu spät, so doch nicht als Rächer. Unermüdlich hielt er beim Kaiser um Vollstreckung der Mandate an, und wußte sich bei Fürsten und Grafen, bei Herrn und Städten so zu insinuiren, daß er die einflußreichsten Personeu auf seine Seite brachte. Als endlich zu Augsburg beschloßen wurde, daß das Kammergericht wieder besetzt werden sollte, wurde auch der Stolpische Handel mit kaiserlichem Vorschub vor dieses Forum gebracht. Der unerschrockene Anwalt der Stolper freute sich nicht wenig über diesen Gang der Sache und meinte schon gewonnenes Spiel zu haben; denn er rechnete darauf, daß die Herzöge von Pommern einen ungnädigen Kaiser hätten und daß die Kammerrichter und Beisitzer papistisch wären. Auch war dem Herzoge Barnim und seinen Hofleuten nicht ganz wol bei der Sache; denn sie verkannten nicht, wie viele Vortheile sich ihrem Gegner darboten, die dieser geschickt zu benutzen verstand. Indes thaten auch die Bevollmächtigten des Herzogs das Ihrige, um dessen Sache zu vertheidigen und in Acht zu nehmen. Der Procurator Dr. Ziegler und der Advocat Johann Kalte hielten sich gar wol, und wenns nötig war, trieb der eifrige Sollicitator sie zu neuen Anstrengungen an. Anders wurde die Sache daheim in Herzog Barnims Kanzelei betrieben. Martin Weiher und Dr. Auctor Schwalenberg hielten es heimlich mit der Gegenpartei; denn sie waren den Bürgern von Stolpe persönlich zugethan und wünschten ihnen den Sieg. Darum suchten sie den Sachwaltern des Herzogs in Speier mehr entgegenzuarbeiten, als sie zu unterstützen. Wenn die Gegenpartei etwas producirte, worauf der Advocat Bericht in facto nötig hatte, und Sastrow deswegen nach Hause schrieb, so erfolgte die Antwort immer sehr langsam. Da alle Bitten des eifrigen Sollicitators um größere

Pünktlichkeit fruchtlos blieben, so wandte er sich endlich direct an den Herzog, beklagte sich über die Saumseligkeit der Stettinschen Räthe, stellte dem Herzoge vor, daß periculum in mora (Gefahr im Verzuge) sei und bat, S. F. G. wollte die Anordnung treffen, daß man ihn mit den nötigen Berichten nicht so lange aufhalte. Würde dadurch etwas versäumt und käme S. F. G. dar-über in Ungelegenheit, so wollte sowol er, der Sollicitator, als auch der Ad-vocat entschuldigt sein. Als dieses Schreiben beim Herzoge eintraf, suchten diejenigen, denen die Sache befohlen war, sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß sie den Spieß umdrehten. Sie überredeten nämlich den from-men Fürsten, das Sastrow die Sache verwahrlosete und beflißen sich äußersten Könnens, es dahin zu bringen, daß dem eifrigen Sollicitator seine Bestallung aufgekündigt würde. Als Sastrow von diesen Ränken Kunde erhielt, verant-wortete er sich in einem Schreiben an den Stettinschen Kanzler Dr. Johann Falke. Hierauf erhielt er eine Antwort, die allerdings ein Beweis ist, wie nachläßig manche Sachen an den fürstlichen Höfen betrieben wurden. Denn der Kanzler weiß von dem ganzen hohen, wichtigen und gefährlichen Handel so wenig, daß Sastrows Schreiben ihm ganz „arabisch" vorkommt.

„Dem Ehrbaren Bartholomäo Sastrow, jetzt am Kaiserl. Kammerge-richt zu Speier, meinem günstigen, guten Freunde zu Handen."

„Meine freundlichen, willigen Dienste zuvor. Ehrbarer und lieber Freund Sastrow! Am eilften Tage Septembris hat mir Jacob, meines G. H. Bote, einen Brief, von Dr. Ziegler und Euch unterschrieben, überantwortet. Den habe ich kraft meines Amtes, Abwesens meines G. H., auch aller andern Räthe, erbrochen; und weil ich daraus befunden, was Ihr zur Entschuldigung des zugelegten (schuldgegebenen) Unfleißes fürwendet, halt ich es dafür, daß die Schuld bei Euch nicht sei, sondern bei denen, die allhier die Sache mit keinem Fleiß tractiren. Darum ich die Entschuldigung M. G. H. zu S. F. G. Ankunft treulich will vermelden. Mir ist aber in der Wahrheit Eur ganzer Brief gar arabisch; denn diese Wolderſche Handlung ist lange Zeit vor meiner Ankunft ins Land Pommern angefangen, und was dieß Jahr darin gehandelt, ist geschehen, weil (während) ich, wie Ihr wißt, zu Brüssel in Brabant gewesen und ehe ich wieder gen Stettin kommen bin, welches erst auf Jo-hannis Baptistae geschehn ist. Ich weiß mich aber zu erinnern, daß nach meiner Wiederkunft ein Bericht in forma instructionis an Dr. Ziegler und Euch geschickt worden, den hab ich aus Befehl M. G. H. in der Kanzlei abschreiben und fertigen laßen, und sind zur Stellung (Abfaßung) desselben specialiter deputirt gewesen Episcopus Caminensis Bartholomaeus, D. Auctor und Martin Weiher; denn dieselben der Sachen Bericht haben sollen, haben auch Befehl, ferner darin zu advociren oder zum wenigsten der Sachen Acht zu haben. Denn ich, wie Ihr wißt, habe mit der Kanzlei

ohne das genug zu thun, daß ich solcher Sachen nicht gewarten kann. Was sonst zuvor in der Sachen geschrieben, ist mir ganz unbewußt. Wol ist es wahr, daß ich meine Thorheit insonderheit Euch auch zugeschrieben; hoffe aber, daß Ihr oder Dr. Ziegler mir dasselbe nicht verargen werdet, der ich wahrlich von den Mandaten und was derselben halben geschrieben keine Wißenschaft gehabt. So sind auch alle Acta den Deputirten zugestellt, damit sie sich zu jeder Zeit darinnen zu ersehen haben. Was aber hierinnen weiter geschehen sollte, das will ich zu Ankunft der andern Räthe mit ihnen bereden, auch den Deputirten vermelden, und was darauf für rathsam angesehen wird, soll Euch unverhalten bleiben. Ich hoffe, der Kanzler Jacob Citzewitz sei nun längst bei Euch gewesen und wiederum von dannen geschieden. Der wird Euch vollenkommlich Bescheid gethan haben; denn er auch von diesen Sachen viel weiß. Ist er aber noch bei Euch, so wollet ihn von meinetwegen freundlich salutiren. Grüßet den Herrn Dr. Ziegler und meine guten Freunde. Allhier ist nichts neues, allein daß wider Magdeburg die Execution der Acht auf künftigen Frühling mit Macht soll fürgenommen werden, und bei uns im ganzen Lande hebt es weidlich an zu sterben. Allhier ist es noch gnädig, weil man sie zu dreien oder vieren auf einmal hinträgt; zum Sunde und Greifswalde soll es etwas bas anhalten. Hiemit Gott befohlen! Datum Stettin den 13. Septembris Anno 49.

E. W.

Johann Falck. D. Kanzler.

Trotz dieser Verhandlungen zwischen Sastrow und dem fürstlichen Kanzler hörte man am Hofe zu Stettin nicht auf, den misliebigen Sollicitator beim Herzoge anzugeben und ihn zu beschuldigen, daß er nachläßig sei und des Herzogs Sache versäume. Sastrow sah immer deutlicher ein, daß es unter den Stettinschen Räthen eine Partei gab, die ihm feindselig gesinnt war und ihn aus seiner Stellung zu verdrängen suchte. Darum beschloß er, sich der Pommerschen Sollicitation am Kammergerichte gänzlich zu entledigen und also seinen Gegnern freiwillig das Feld zu räumen. Zu dem Ende kündigte er beiden Herzögen seinen Dienst auf den nächsten December auf, schrieb auch an den Wolgastschen Kanzler Jacob von Citzewitz und meldete ihm die Gründe, welche ihn zu diesem Schritte bewogen hätten. Bald darauf erhielt er vom Kanzler folgendes Antwortschreiben.

„Dem wolgelahrten Bartholomäo Sastrow, fürstlich Pommerschem Secretario, meinem günstigen Freunde."

„Meinen Dienst zuvor, lieber Bartholomäe! Ich habe aus Eurem Schreiben ungern vermerkt, daß Ihr wider Eure Schuld bei M. G. H. Barnim oder S. F. G. Räthen in einigen Verdacht oder Argwohn stehn solltet. Ich habe zwar dessen nichts sonderliches vermerkt; daß sie aber nachläßig und

unfleißig mit den Sachen umgehn, hab ich ihnen wahrlich zu mehren Malen mit groben Worten gesagt, und wird auch von vielen, so nicht gelehrte Räthe sind, wol verstanden. Sed de his alias. (Aber hierüber ein ander Mal). Weil ich vermerke, daß Eure Gelegenheit und Notdurft sei, auf Weihnachten oder bald darnach anheimzukommen, hab ich bei meinem G. H. erhalten, daß S. F. G. gnädiglich damit zufrieden, Euch auch in die Kanzlei für einen Secretarium zu bestellen geneigt ist und befohlen hat, weil die beiderseitigen Räthe auf Dionysii nächst zusammenkommen, die Sache dahin zu befördern, daß Ihr des Dienstes entlaßen und abgefordert werdet, welches ich mit Fleiß thun will, damit Ihr in die Kanzlei wieder zu uns kommet. Thue Euch hiermit Gott befehlen, und sonsten was Euch lieb ist. Datum in Eil zu Wolgast, Dienstag nach Exaltationis crucis (16. Sept.) Anno 50.

Jacob Citzewitz."

Auch auf seine Kündigung des Sollicitatoramtes sollte Sastrow nicht lange ohne Antwort bleiben. Sein Wunsch wurde von beiden Herzögen gnädiglich erfüllt; denn das Bad war ihm zu Stettin dermaßen zugerichtet, daß ihm die erbetene Entlaßung gern gewährt wurde. Hier sind die Schreiben der beiden Herzöge, voran das des Herzogs Barnim, dann das des Herzogs Philipp.

„Dem Ehrsamen und unserm Sollicitator am Kaiserl. Kammergerichte zu Speier und lieben Getreuen, Bartholomäo Sastrow.

„Von Gottes Gnaden Barnim zu Stettin, Pommern u. s. w. Fürst zu Rügen u. s. w. Unsern Gruß zuvor, Ehrsamer, lieber Getreuer! Wir sind durch unsern Marschall und Kanzler berichtet worden, aus was Ursachen du auf künftigen December der Sollicitation unsrer Sachen am Kaiserl. Kammergerichte länger nicht auswarten mögest und derowegen Erlaßung solches Dienstes, samt Zustellung des Restes deiner ausstehenden Besoldung von uns gebeten. Nachdem wir denn an deinem getreuen Fleiße, so du in unsern Sachen erzeigt hast, gnädiglich und wol ersättigt sind und dich allda (in Speier) hinfürder in unserm Dienste zu unterhalten wol geneigt gewesen, So wollen wir dich doch an deiner Wolfahrt nicht verhindern und sind unsers Theils zufrieden, wo du gleichfalls von unserm freundlichen lieben Vetter, Herzog Philipp, solche Erlaubnis erhalten würdest, daß du unsertwegen allda auch nicht länger verziehen dürfest, sondern deinen Sachen im besten auswartest, mit gnädigem Begehren, du wollest gegen deinem Abzuge von Speier dich aller unsrer Sachen Gelegenheit erkundigen und, wie du dieselbigen allda verlaßen wirst, uns zu deiner Ankunft guten Bericht, danach uns ferner zu richten, abstatten. Dagegen haben wir auch verordnet, daß dir der übrige Antheil deiner Besoldung neben der Unterhaltung des Kaiserl. Kammergerichts solle zugeschickt werden, und sind dich sonst mit Gnaden zu befördern geneigt.

Datum Alten Stettin, Sonnabend nach Exaltationis crucis (am 20. Sept.) Anno 50. Cito."

„Dem Ehrsamen unserm Secretario und lieben Getreuen Bartholomäo Sastrow.

„Von Gottes Gnaden Philipp, Herzog zu Stettin Pommern u. s. w. Unsern Gruß zuvor, Ehrsamer, lieber Getreuer! Nachdem du an den Hochgebornen Fürsten, Herrn Barnim, Herzog zu Stettin Pommern u. s. w., unsern freundlichen, lieben Vetter und uns schriftlich hast gelangen laßen, daß S. L. und wir dich des bestellten Sollicitatoramtes auf den 14. December schierst gnädiglich entlaßen wollen. Darauf mögen wir dir in Antwort gnädiger Meinung nicht verhalten, daß wir gern gesehn hätten, daß deine Gelegenheit gewesen wäre, unserm freundlichen, lieben Vetter und uns in demselben Amte ferner zu dienen. Dieweil aber deine Gelegenheit ein andres erfordert, sind wir damit gnädig zufrieden und begehren, du wollest hie zwischen und den 4. December so viel möglich die Sachen, die unsern freundlichen, lieben Vetter und uns sämtlich, auch einen jeden insonderheit belangen, zu Bescheid fördern helfen, und wie dieselbigen von dir verlaßen worden, zu deiner Ankunft S. L. und uns Bericht einbringen. Daran thust du S. L. und uns zu Gefallen, in Gnaden zu erkennen. Datum Alten Stettin *) am Montage nach Galli (am 20. October) Anno 50."

Noch ehe Sastrows Kündigung am Stettiner Hofe eingelaufen war, wurde Dr. Auctor Schwalenberg nach Speier abgefertigt, um wieder zurecht zu bringen, was der saumselige Sollicitator verdorben haben sollte. Als der Herr Doctor am Sitze des Kammergerichts ankam, legte er sich bei einem ihm befreundeten Domherrn zur Herberge; denn er schmarotzte gern und suchte solche Personen auf, bei denen er freie Zehrung haben konnte. So hatte er den ganzen Weg von Pommern bis gen Speier auf andrer Leute Unkosten gelebt; aber ins Register konnte ers dennoch wol bringen, was er verzehrt hätte. Nachdem er sich bei seinem Domherrn eingerichtet hatte, ließ er Sastrow zu sich fordern. Als dieser kam, saß der Herr Doctor gerade am Tische, redete den armen Sollicitator ziemlich herrisch an und muthete ihm sogar zu, er sollte aufwarten. Allein Sastrow antwortete, er wäre dazu nicht bestellt, und wenn man ihn dazu bestellen wollte, so wollte er sich nicht dazu bestellen laßen. Wenn aber der Herr Doctor ihm und dem Advocaten den nötigen Bericht abstatten wollte, um den er viel geschrieben hätte, so wollte ers dem

*) Es scheint, als ob dieses Schreiben bei einem Besuche des Herzogs Philipp am Hofe seines Vetters abgefaßt ist. Vielleicht erklärt sich auch dadurch die auffallende Erscheinung, daß das voranstehende Schreiben des Herzogs Barnim schon 4 Wochen früher erlaßen ist.

Advocaten anzeigen. Sie wären beiderseits bereit, den Herrn Doctor zu hören, wenn es ihm gelegen sei. Darauf antwortete Dr. Auctor: Nein, er wollte selbst und allein mit dem Advocaten reden. Wirklich gieng er bald darauf allein zum Advocaten, aber nicht, um ihm das zu vermelden, was zur Förderung des Processes dienlich war, sondern um gegen den misliebigen Sollicitator zu Felde zu ziehn. Sastrow, sagte er, wäre dem Herzoge zu Speier nicht dienlich und müßte entlaßen werden. Wenn der Advocat dazu helfen wollte, so könnte sein Stipendium von dem des entlaßenen Sollicitators verbeßert werden. Allein Dr. Auctor hatte sich verrechnet, wenn er seinen Plan auf die Unehrlichkeit des Advocaten gebaut hatte. Der Advocat war dießmal viel zu ehrlich, um auf Dr. Auctors Vorschläge einzugehn. Vielmehr antwortete er ihm, man hätte sich über des Sollicitators Unfleiß keineswegs zu beschweren, da derselbe alles gethan hätte, was ihm zu thun gebührte. Und obwol seine, des Advocaten, Besoldung nur gering wäre, so sollte es ihm doch leid sein, einen Andern aus seinem Dienste zu practiciren, um höhere Besoldung zu erlangen. Er wiße wol, daß der Sollicitator etliche Male, jedoch ohne Erfolg, in der Stolpischen Sache um Bericht geschrieben habe. Da nun der Herr Doctor herausgeschickt sei, so werde dieser die gewünschte Auskunft geben können. Er wolle daher seines Berichts gewärtig sein. Allein Dr. Auctor antwortete, er wüßte nicht mehr zu berichten, als bereits in den Acten zu finden wäre. Darauf der Advocat: So hätte er auch nicht nötig gehabt, einen so weiten Spazirgang zu machen. Weiter erklärte der Advocat, wenn ihm die gewünschte Auskunft verweigert würde, so müßte er nur die Feder zur Hand nehmen; denn es müßte gehandelt sein. Man hätte ihn so lange hingehalten, daß die Sache nun nicht länger aufgehalten werden könnte.

Darauf wandte sich der Advocat an Sastrow, der ihm so viel berichtete, als aus den Acten erhellte und ihm sonst bekannt war. Mittlerweile daß nun der Advocat über der Conclusionsschrift saß, fuhr Dr. Auctor gen Straßburg spaziren. Als er wieder zurückkam, stellte ihm der Advocat das inzwischen fertig gewordene Concept zu. Dr. Auctor wollte es nicht lesen; denn es müßte doch zur Revision an den Hof gen Stetttin geschickt werden. Sastrow sollte nur einen Boten damit abfertigen. Er selbst, Dr. Auctor, wollte auch ein Schreiben mitschicken, da er von Speier nach Regensburg zum Reichstage weiter reisen müßte. Sastrow that, was ihm befohlen war. Er fertigte einen eignen Boten mit der gestellten Conclusion und Dr. Auctors Schreiben ins Land zu Pommern ab. Gleich darauf verreisete Dr. Auctor von Speier gen Regensburg. Als der Bote aus dem Lande zu Pommern wieder anheimisch kam, brachte er ein Schreiben des Herzogs an Dr. Auctor mit. Da Sastrow nun nicht anders denken konnte, als daß der In-

halt desselben sich auf die zu Speier anhängigen Rechtssachen bezöge, so nahm er sich die Freiheit, auch diesen Brief, wie weiland den des Churfürsten von Brandenburg, zu erbrechen. Aber er sollte in dem Briefe ganz andere Kunde finden, als er erwartet hatte. Wie erstaunte der überraschte Sollicitator, als ihm gleich im Anfange desselben folgende Worte in die Augen fielen: „Hochgelehrter, lieber Getreuer! Daß du unsre Sachen zu Speier, sonderlich die Stolpische, so durch unsers Sollicitators Unfleiß in die äußerste Gefahr gesetzt und, wo du dießmal nicht gen Speier kommen, verloren gegangen wäre, aus solcher Gefahr gerettet und in gute Richtigkeit gebracht, auch das herein geschickte Concept der Conclusionsschrift mit dem Advocaten verfertigt hast, gereicht uns von dir zu gnädigem Gefallen, in Gnaden zu erkennen. Wir wollen das Concept, wenn es von unsern anwesenden Räthen erwogen und an den Orten, da es vonnöten, gebeßert ist, zum förderlichsten wieder hinaus schicken; du aber wirst dich nunmehr nach Regensburg auf den Reichstag verfügen" u. s. w. Sastrow wußte kaum, ob er seinen Augen trauen dürfte, als er aus dem Schreiben des Herzogs herauslas, wie Dr. Auctor ihm mitgespielt hatte. Sein Herz entbrannte vor Zorn und Abscheu vor dem schändlichen Verleumder. Hören wir seine eignen Worte, in denen er seinem gerechten Unwillen Luft macht. „Dieser verlogene Schalk", ruft er aus, „giebt dem Boten, den ich mit dem concipirten Producte, darin er nicht ein Wörtlein geholfen, ja das er nicht einmal hat lesen wollen, hineinschickte, über mich Uriasbriefe, als ob er die Schrift gestellt und was ich verdorben und verfault wieder zurecht gebracht habe, und bestätigt also alles, was man das ganze Jahr wider mich gelogen, dergestalt, daß es der Landesfürst und die sämtlichen Hofleute für wahr halten müßen. Was hätte doch boshafter gegen mich erdacht werden können! Pfui dich doch an, du unverschämter Oegeler (Gleißner)! Sollte man nicht einen solchen fürstlichen Rath, der sich nicht geschämt hat, seinen Herrn wider dessen getreue Unterthanen und fleißige Diener aufzuhetzen und schändlich zu verführen und zu betrügen, mit Hunden aushetzen?" In das Gefühl des Unwillens über das erlittene Unrecht mischte sich bei Sastrow die Besorgnis vor den bösen Folgen der fälschlich gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen. Denn sein Gegner genoß nicht nur als Doctor und fürstlicher Rath ein großes Ansehn, sondern er war überdieß der Herzogin *) Landsmann; derowegen er bei Hofe in besondern Gnaden stund, so daß alles, was er sagte, für unwidersprechliche Wahrheit galt. Wie sollte es da unserm Sastrow gelingen, das Gewebe von Lügen und Verläumdungen, die gegen ihn gesponnen waren, zu zerreißen? Mußte er nicht befürchten, daß alle seine Unschuldsbetheurungen gegen die Anklagen des angesehenen Günst-

*) Herzog Barnims Gemahlin war Anna von Lüneburg.

lings nichts ausrichteten? Ja, die Ungnade des Herzogs gegen ihn mußte schon jetzt so sehr auf die Spitze getrieben sein, daß er es gar nicht einmal wagen durfte, bei Hofe zu erscheinen, um sich persönlich zu vertheidigen. So war also unserm Sastrow alle Hoffnung benommen, seine Unschuld zu erweisen, ja nur sicher anheimisch zu kommen. Aber wie es zu geschehn pflegt, wenn die Unschuld völlig zu unterliegen scheint und die Bosheit schon ihr Triumphlied anstimmt, so kam auch hier zur rechten Zeit die Hülfe von oben. „Da ich nun an aller menschlichen Hülfe verzagen müßen" — dieß sind Sastrows eigne Worte — „tritt mein gnädiger Gott zu und errettet mich nicht allein gnädiglich, sondern bringt auch meine Unschuld und meiner Verleumder Lügen gar herrlich an den Tag, so daß Mardachäus mit allen Ehren geziert und Haman dagegen in die größte Unehre, Schande, Spott und Schmach gesetzt und selbst in den Galgen gehängt ist, den er Mardachäo gebaut hat. Denn ehe das concipirte Product wieder aus Pommern geschickt wurde, ergieng in der Stolpischen Sache das Urtheil, also lautend: Die Sache „Bürgermeister und Rath der Stadt Stolpe und Simon Wolder wider Herrn Barnim, Herzog zu Stettin Pommern u. s. w." ist Amptswegen für beschloßen angenommen und darin zu Rechte erkannt, daß hochermeldeter Herzog von den ausgegangenen Mandaten zu absolviren sei, wie wir ihn denn auch hiemit absolviren und entbinden."

Durch dieses Erkenntnis wurde die Behauptung Dr. Auctors, daß Sastrow die Sache verwahrloset, er sie aber in Richtigkeit gebracht hätte und daß sie ohne seine Dazwischenkunft verloren gegangen wäre, als eine nackte Lüge und Verleumdung blos gelegt. „Da er sich bedünken ließ," sagt Sastrow, „er hätte es wol beschürzt, sich bei Fürsten und Räthen gar schneeweiß und goldschön, mich aber gar schwarz gemacht, kommt der gerechte, wahrhaftige und fromme Gott und kehrt ihn mit dem Krame um, so daß männniglich hat sehen können, seine Angaben meines Unfleißes sei unerfindlich, daß ich die Sache verdorben, sei erdichtet, und daß er sie wieder zurecht gebracht, sei nicht wahr, sondern erstunken und erlogen gewesen. Während er mit den Seinen sich billig hat schämen müßen, ist dagegen meine Unschuld nicht mit verblümten Worten, sondern mit der That an den Tag gebracht, so daß ich aller Traurigkeit und Gefahr entfreit mich mit Ehren und Freuden habe anheimisch verfügen und mich zu Hofe vor den Landesfürsten und vor jedermann habe stellen und sehen laßen können."

Man kann sich leicht denken, mit was für „Muthigkeit" Sastrow das Urtheil des Kammergerichts durch einen eignen Boten dem Herzoge gen Stettin sandte. Auch versichert er, daß er sich nicht gescheut habe, in seinem Begleitschreiben Dr. Auctors Laudes (Loblieder) zu singen. Auf die Mel-

dung, daß der Stolpische Proceß gewonnen sei, erhielt Sastrow vom Herzoge folgendes Belobungsschreiben.

„Dem Ehrsamen, unserm Sollicitator am Kaiserlichen Kammergerichte zu Speier und lieben Getreuen, Bartholomäo Sastrow.

„Von Gotttes Gnaden Barnim zu Stettin Pommern u. s. w. Herzog, Fürst zu Rügen. Nach Fertigung dieser Schrift, so wir gegenwärtigem Boten an unsern Advocaten, Dr. Jacob Kalte, zu bringen zugestellt, ist uns dein Schreiben zukommen, darin du uns Copei des Urtheils in der Stolpeschen und Wolderschen Sache zugeschickt, auch sonst der fiscalischen Processe und der Zachanischen Sache Meldung thust. Haben deines Fleißes hierinne ein gnädiges Gefallen empfangen, und ob wir wol darauf vor unnötig erachtet, die obgemeldte Schrift in der Stolpischen Sache nunmehr an den Advocaten zu schicken, haben wir dieselbe gleichwol nicht bei uns behalten, sondern dem Advocaten wiederum zufertigen wollen. Denn wir, daß der Stolpischen Ungehorsam und Muthwille solle ungestraft bleiben, so schlechts nicht können hingehn laßen. Darum unser gnädiger Befehl ist, daß du mit dem Advocaten und Procurator dich beredest und sie um Rath fragest, welcher Gestalt die Sachen wider die Stolpischen vorzunehmen sein sollten, damit sie zu Gehorsam zu bringen sein möchten. Denn ob wir die Wege, sie im Gehorsam zu erhalten, wol wüßten, so stehet uns gleichwol der Röm. Kaiserl. Majestät, unsers Allergnädigsten Herrn, Geleit, darin unsre Unterthanen zu Stolpe wider uns genommen, im Wege. Wirst dich desselben und ob die Aufkündigung bei dem Kaiserl. Kammergerichte, oder bei der Kaiserl. Majestät selbst zu suchen und zu bitten sein solle, erkundigen und was hierin für rathsam angesehen wird, uns förderlich zuschreiben. In Georg Ramels Sachen wird der Advocat mit der gefaßten Schrift fortzuschreiten wißen, aber der Zachanischen Sachen halben wollen wir uns mit unserm lieben Vetter, Herzog Philipp, vergleichen und dich samt dem Advocaten förderlich wißen laßen. Wollten wir dir in Antwort gnädiger Meinung nicht verhalten. Datum Stettin Sonnabends nach Matthäi (am 27. September) Anno 50."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie Saſtrow in ſeinem Entſchluße geſtärkt wird, den fürſtlichen Dienſt ganz zu verlaßen. Zugleich beſchließt er in den Eheſtand zu treten. Abzug von Speier. Ankunft in Stettin. Saſtrow referirt den Räthen und erklärt ſich über Dr. Auctors Benehmen, wie über ſein Vorhaben. Gefahrvoller Ritt von Greifswalde nach Stettin. Wie Saſtrow an den Höfen zu Stettin und Wolgaſt abgefertigt wird. Seine Auseinanderſetzung mit dem zum Biſchof von Cammin gewählten Martin Weiher. Biſchöfliche Anmaßungen. Beſchreibung einer Tagefahrt zu Cammin.

Die Verunglimpfungen und Verleumdungen, welche Saſtrow von einer ihm feindlich geſinnten Hofpartei zu erdulden hatte, bereiteten ihm natürlich manche bittere Stunde. Doch erkannte er ſpäter darin eine ſonderliche Führung ſeines gnädigen Gottes, der ihn durch die bübiſchen Praktiken ſeiner Feinde des Hoflebens überdrüßig machen wollte. Hören wir, wie er ſich ſelbſt über dieſen Punkt ausſpricht. „Obgeſetztes Hofteufels Geſchmeiß," ſagt er, „iſt mir in Wahrheit ſchmerzlich zu Herzen gegangen und hat mich in die äußerſte Traurigkeit geſetzt, ſo daß ich in meinem Unglücke keinen Troſt noch Rath zu finden gewußt. So iſt es mir doch in viel Wegen heilſam und nützlich geweſen; denn den Gottſeligen muß alles, auch das größte Unglück, zum Beſten dienen. Als der Wagen gar am Berge geſtanden, iſt meine Traurigkeit nicht nur in Hui und unverſehens in die größte Freude verwandelt, ſondern ich bin auch in meiner zuvor gefaßten Meinung, mich der Sollicitation am Kaiſerl. Kammergerichte zu exoneriren, ja des ganzen fürſtlichen Dienſtes zu äußern, geſtärkt worden. Ich halte es aber gewißlich dafür, daß es eine ſonderliche Auserſehung meines gnädigen Gottes geweſen iſt, ohne die ich ein Aulicus (Hofmann) wäre geworden und geblieben. Denn daß mir in der Wolgaſtſchen Kanzlei eine anſehnliche Condition offen geſtanden, darinnen ich zu großen Dingen hätte kommen können, iſt aus des Kanzlers Jacob Citzewitz Schreiben, ſo wie aus ſeinen ſpätern mündlichen Aeußerungen leicht zu erſehn geweſen. Wer das mit mir ausgeführt hätte, verſtehe ich jetzund, alſo ex post, beßer, als ich damals ſehen konnte, wiewol ich allhier zum Sunde auch meine volle Arbeit mit dem Teufel und ſeinen Löſchbränden gehabt habe und noch habe; empfinde aber dagegen meines gnädigen Gottes Gegenwär-

tigkeit, der mich aus aller Gefahr errettet hat und noch füglich errettet, erhält, beschützt und beschirmt, meine delatores (Angeber) und Feinde mit meinen großen Ehren öffentlich zu Schanden macht und mich restituirt."

Kaum hatte Sastrow den Entschluß gefaßt, sich des Hofdienstes zu begeben, so zeigte ihm Gott sofort den Weg zu einer guten Gelegenheit, in den Stand der h. Ehe zu treten. Es wurde ihm nämlich von seiner Schwester, Herrn Peter Fruboſen, Bürgermeisters zum Greifswalde, Hausfrau, die Schwester ihres Mannes angetragen. Sastrow willigte ein und schrieb seiner Schwester, er wollte mit Gottes Hülfe auf Neujahr zum Greifswalde sein, sie möchte nur alles dahin richten, daß das eheliche Beilager noch vor Fastnacht gehalten werden könnte. Bald darauf kaufte er von dem Kammerboten, der eben aus Pommern zu Haus kam, einen jungen, wolgestalteten grauen Klepper mit Sattel und Zaum, und nachdem er bei Advocaten, Procuratoren und männiglich alles in Richtigkeit gebracht und sich mit seinen Freunden und Bekannten gebührlich geletzt hatte, nahm er am 3. December 1550 von Speier Abschied und ritt auf Stettin zu.

Sastrow hatte die Zeit, welche er in der Fremde zugebracht, zu nützen verstanden. Er war im Ganzen 7 Jahre von Haus gewesen, 5 Jahre in seiner Eltern Sache und 2 Jahre als Sollicitator der Pommerschen Herzöge. In diesem Zeitraume hatte er nicht nur zu Speier, sondern auch in der Pforzheimſchen Kanzelei des Markgrafen Ernſt von Baden, sowie in den Diensten des Comturs, im Pommerschen Secretariat und sonst auf Reichstägen, viel gesehen, gehört und gelernt. Mit einem reichen Schatze von Kenntnissen und Erfahrungen kehrte er nun in die Heimat zurück. „In der Schreiberei", sagt er selbst, „welche sich aus Bartolus, Baldus u. s. w. nicht allerdinge studiren läßt, sondern großen Fleiß, Gedächtnis, Lust und stetige Uebung erfordert, habe ich dermaßen zugenommen, daß ich vor andern Leuten dienen und mehr vor mich bringen können, als mancher Doctor gethan hat. Ich hab mich aber auch daneben in mancherlei Gefahr begeben und große Arbeit Tag und Nacht ertragen müßen, wie solches diese ganze Historie vielfältig bezeuget. Das Glück ist manchem so sehr in die Augen geschienen, daß er meinem Exempel gefolgt ist und sich zur Schreiberei begeben hat. Aber das Verdrießliche, so allewege vorhergehen muß, viel unschlafende Nächte, arbeitsame Tage, bisweilen Hunger und Durst, Sorge und Gefahr, hat man gescheut, nicht ertragen wollen und ist in der Gefahr stecken geblieben. Ja, unter Hunderten hat kaum Einer durchbrechen können."

Auf S. Thomastag den 21. December 1550 ritt Sastrow zu Stettin ein. Er wurde daselbst von den Räthen, darunter auch von denen, die den rühmlichen Handel wider ihn getrieben hatten, nicht übel empfangen und der Länge nach gehört. Wie sie sagten, geschah dies auf Verordnung des

Fürsten, an den sie alles zu bringen annahmen. Von andrer Seite erhielt Sastrow aber die vertrauliche Mittheilung, daß sie unter sich beschloßen hätten, nicht zu gestatten, daß er in Person von dem Herzoge gehört und verabschiedet würde.

Am andern Tage beschieden die Räthe ihn wieder vor sich und sagten, der Herzog hätte sowol an seinem getreuen Fleiß in S. F. G. Sachen, als auch an der Relation, so sie, die Räthe, den Tag zuvor von ihm angehört, ein gnädiges Gefallen. Wo er Dr. Auctor beschuldigen (verklagen) wollte, sollte es ihm gestattet sein. Und da S. F. G. sich zu erinnern wüßten, daß ihm die schriftliche Zusage gethan sei, nach geendigter Sollicitation seiner gnädiglich zu gedenken, so wäre S. F. G. auch das zu thun gemeint. Er sollte sich nur etliche Tage gedulden. (Ohne Zweifel wollte man sich erst mit dem Wolgastschen Hofe über das zu bewilligende Gnadengeschenk vereinigen.) Darauf erklärte sich Sastrow folgendermaßen. Er habe mit sonderlicher Freude angehört, daß sein gnädiger Fürst und Herr nunmehr zur Wahrheit seines getreuen, fleißigen Dienstes gerathen sei, da S. F. G. vorhin mit Unwahrheit anders berichtet und zur Ungnade gegen ihn bewogen worden sei. Daß er aber Dr. Auctor beschuldigen sollte, fiele ihm fast ungelegen, da er sich zum Greifswalde befreit hätte. Es sei ihm zu umständlich, nun erst mit ordentlichem Processe des Rechten am Hofe zu Stettin zu beweisen, daß Dr. Auctor sich des fürstlichen Dienstes unfähig gemacht hätte. Zum andern wäre in dieser Sache nichts unrichtiges oder zweifelhaftes, das eine genauere Untersuchung durch rechtlichen Proceß erforderte; denn daß Dr. Auctor ihn beim Herzoge des Unfleißes und der Verwahrlosung beschuldigt hätte, wäre ihnen, den Räthen, bekannt, und der Herzog würde es wol geständig sein, was Dr. Auctor von Speier aus an S. F. G. geschrieben hätte, nämlich daß er die Sachen wieder zurecht gebracht, die Sastrow verwahrlost hätte. Daß aber all sein Angeben und Verleumden erlogen wären, das ergäbe das ausgesprochene Urtheil. Zum dritten so belangete es auch nicht allein ihn, den Verleumdeten, sondern vornämlich den Herzog, seinen gnädigen Fürsten und Herrn, den Dr. Auctor mit seinen mündlichen und schriftlichen Lügen verführt und betrogen hätte. S. F. G. würden wol wißen, solche Bubenstücke gebührlich zu bestrafen. Er, der Verleumdete, könne durch einen Proceß nichts anders suchen und erhalten als das Zugeständnis, daß ihm unrecht gethan sei. Das sei aber gottlob schon mehr als überflüßig an des Tages Licht gebracht worden. Erkläre sich doch der Herzog selbst jetzt schriftlich und mündlich, daß er mit den geleisteten Diensten zufrieden sei. Darum sei er, der Redner, nicht gewillt, die Sache weiter zu verfolgen. Auch sei es ihm ungelegen, jetzt länger zu verharren, um das versprochene gnädige Bedenken seines zweijährigen Dienstes zu gewarten; denn er müßte fortziehen, um

mit seinem ehelichen Beilager vorzugehen. Viel lieber wollte er nach seiner Hochzeit gen Stettin zurückkehren.

Als die Räthe vermerkten, daß Sastrow sich aus dem Hofdienste in die Stadt begeben wollte, veränderten sich plötzlich ihre Geberden und Worte und stellten es zu seinem Gefallen, wann er wieder kommen wollte. Also nahm der ungeduldige Bräutigam seinen Abschied und ritt nach dem Greifswalde. Als er später an seinen Gönner, den Wolgastschen Kanzler Jacob Citzewitz, gerieth, war das erste Wort desselben dieses: „Daß dem Finken nur ein Drüs werden müße *), der sein Glück und Heil nicht hat abwarten können!" Hätte Sastrow sein Vorhaben verschwiegen und die Auszahlung des versprochenen Gnadengeschenkes gleich abgewartet, so würde er sich beßer gestanden haben. Allein wer will es dem „Finken" verargen, daß er dem Käfig sobald als möglich entflog, um sich im grünen Walde ein Nest zu bauen?

Acht Tage nach seiner Hochzeit, auf Invocavit, ritt Sastrow wieder gen Stettin, um seine Abfindung zu betreiben. Die Reise war des hohen Waßerstandes halben sehr gefährlich und hätte dem jungen Ehemanne leicht das Leben kosten können. Seine eignen Worte, mit denen er den gefährlichen Ritt beschreibt, sind diese: „Der Teufel ließ sich straks im Anfange meines Ehestandes und nach Angebung des Hofdienstes, darin ich ihm hätte dienen können, in der That sehen und merken, daß er Misfallen an mir trug und mir feindlich zusetzen wollte. Dagegen aber bekräftigte sein Meister, mein Schöpfer und Erlöser, augenscheinlich, daß er dem Teufel wehren und mich erretten wollte. Denn da den Winter über viel Schnee gefallen war und darauf ein plötzliches Thauwetter mit stetigem warmen Regen eintrat, geschah es, daß die Gewäßer allenthalben ausliefen. Nun war auch der Teich vor der Mühlen in der Haide, ein Viertheil Weges von Uckermünde, so häufig ausgelaufen, daß er mitten in der Landstraße große Löcher und Kulen hineingebrochen und den Landweg mit sich hinweg gerißen hatte. An demselben Tage, an welchem ich gen Stettin ritt, fuhr ein Wagen von Wolgast dieselbe Straße, der unter andern pergamentne und papierne Schriften mit sich führte. Da die Wolgaster den rechten Landweg vor sich hatten, so fuhren sie fein dreist zu; unversehens stürzten aber die Gorren (Gäule) in die tiefe Kuhle hinein und der Wagen flugs nach, so daß beinahe Pferde und Leute ersoffen wären und sich lange martern mußten, ehe sie wieder herauskommen konnten. Zwar entrannen sie noch glücklich dem Tode, mußten aber die Nacht in Uckermünde bleiben, um die Briefe wieder zu trocknen und vor dem Verderben zu retten. Halb

*) Offenbar eine sprichwörtliche Redensart.

Nachmittage kam ich auch an den Ort, hielt die rechte Landstraße, hatte die frisch beschlagene Trade (Spur) der Wolgaster vor mir und ritt munter und grade zu. Zu meinem Glück stund in der Nähe auf der Seite des Waßers ein Müllerknecht, verwarnte mich, zuzureiten und zeigte mir einen Weg, der auf der linken Hand des Waßers hinunter zu einem großen Dorfe führte. Hinter dem Dorfe käme ich an eine lange Specke (Damm, erhöhter Fußsteig) mit einer Brücke, dadurch das Waßer verliefe. Da müßte ich hinüber, sonst könnte ich nicht hindurch kommen. Ich folgte der Weisung des Müllerknechtes. Als ich in das Dorf kam, begunnte es Abend zu werden. Da ich gleichwol fort wollte, so begab ich mich auf die Specke, an deren Seiten es tief und mosig war. Aber auch auf der Specke stand das Waßer so hoch, daß es dem Klepper bis an den Bauch gieng. Dazu war die Strömung so stark, daß ich den Klepper schwerlich auf der Specke behalten konnte. Allein wenn er beizu trat, deuchte ihm selbst, daß es gefährlich sei, zappelte und wehrte sich, bis er wieder auf die Specke kam. So kam ich zuletzt glücklich hinüber und traf mit den Wolgastern in der Herberge zu Ückermünde zusammen, als es schon finster war. Die Gäste samt dem Wirt konnten sich nicht genug wundern, daß ich hätte hindurchkommen können."

Nach diesem Abendtheuer langte Sastrow am andern Tage wolbehalten zu Stettin an. Als er sich bei Hofe meldete, ließ Herzog Barnim ihm 25 Gulden reichen. Daneben wurde ihm vom Marschalk Rüdiger Maßsow eröffnet, daß man ihm zu seiner Hochzeit 4 Rehe und ein wildes Schwein hätte schicken wollen; allein obs wol beschloßen gewesen, so wäre es doch vergeßen worden. Das hieß denn freilich den gewesenen Sollicitator mit etwas magrer Kost abspeisen. Da er seines Amtes am Kaiserl. Kammergerichte stets treulich und fleißig gewartet hatte und dem Herzoge Barnim namentlich in der Stolpischen Sache sehr nützlich gewesen war, so hatte er gehofft, es sollte dieser sein Dienst etwas fürstlicher belohnt werden. Allein die Räthe, welche die durch Sastrow erlittene Niederlage noch immer nicht verschmerzen konnten, wußten ihm seine Aufkündigung des Hofdienstes beim Herzoge Barnim dermaßen aufzumutzen, daß dieser ihn mit jener geringen Summe abzufertigen beschloß.

Nachdem Sastrow von Stettin seinen Abschied genommen hatte, ritt er gegen Abend ganz allein von dannen. Als er zum Falkenwalde kam, war es finster. Er eilte aber vorwärts und begab sich in der finstern Nacht in die Heide, obwol er bis gen Mutzelnburg noch zwei große Meilen hatte. Sein Weg führte ihn durch eine Gegend, in der sich viele Wölfe, Schweine und dergleichen schädliche Thiere aufhielten. Auch wollte man oft Gespenster gesehn und viel schreckliches Rufen gehört haben. Allein Sastrow sah und hörte nichts, auch kam ihn nicht die geringste Furcht an. Wol aber irrte er

des Weges, ritt zu viel auf die linke Seite und kam zuletzt in ein großes Dorf, darin ein Edelmannssitz lag. Von hier schlug er sich wieder auf die rechte Seite hindurch, fand zuletzt den rechten großen Fahrweg wieder und erreichte um die Nachtzeit die Mutzelburg.

Dem Herzoge Philipp hatte Sastrow als Sollicitator nicht das hundertste Theil so viel gedient, als dem Herzoge Barnim; denn theils waren Philipps Sachen nicht in solcher Gefahr, als die seines Vetters, theils machten sie unserm Sastrow lange so viele Mühe nicht, als jene, da die Berichte stets fein, rund, schließlich, schleunig und gutwillig erfolgten. Dennoch wollte der Wolgaster Hof hinter dem Stettiner nicht zurückstehn; vielmehr beschloß er, sich nach dem zu richten, was man zu Stettin thäte. Als Herzog Philipp daher hörte, daß Sastrow von seinem Vetter mit 25 Gulden abgefertigt wäre, verehrte er ihm 25 Thaler. Außerdem hatte er ihm zu seiner Hochzeit 4 Rehe und 1 wildes Schwein bewilligt, die ihm auch wirklich zu Gute kamen, während er von dem Stettiner Hochzeitsgeschenke nicht mehr als das Nachriechen hatte. Auch später leistete man Sastrow am Wolgaster Hofe vielfache Beförderung, indem man ihm z. B. allerlei Commissionen übertrug, die ihm nicht nur viel einbrachten, sondern ihn auch im ganzen Lande bekannt machten.

War Sastrow von den beiden Fürsten nicht eben glänzend belohnt worden, so blieb ihm noch die Hoffnung auf eine rühmliche Remuneration der Sollicitationsdienste, die er dem Bisthume Cammin 2 Jahre lang am Kaiserl. Kammergerichte geleistet hatte. Allein auch diese Hoffnung sollte sich bald als trügerisch erweisen.

Als Sastrow von dem Domherrn Martin Weyer zum Sollicitator für das Bisthum Cammin bestellt wurde, hielt sich dieser am Kaiserlichen Hofe auf, um als Gesandter des Stiftes die Wahl seines dermaligen Oberhauptes, des evangelischen Bischofs Bartholomäus Suave, zu rechtfertigen. Bei den Verhandlungen, die hierüber gepflogen wurden, regte der Bischof von Arras, der von Bononia her Martin Weyers Studiengenoße war, in diesem den Gedanken an, das Bisthum für sich zu erhalten. Martin Weyer wandte zwar ein, daß er nicht päbstlicher Religion sei; allein sein alter Studienfreund meinte, dem wäre wol zu rathen; man müßte durch den päbstlichen Legaten eine Dispensation für seine Person auswirken. Als nun der wackere Bartholomäus Suave, um die Verwickelung nicht zu steigern, im Juli 1549 zum Bedauren des Fürsten und des Landes auf das Bisthum verzichtete, so befreundete sich Martin Weyer immer mehr mit dem Plane, den der Bischof von Arras in ihm erweckt hatte. Wirklich gelang es ihm auch, beim Kapitel seine Wahl durchzusetzen, da man nach Beseitigung des anstößigen Bartholomäus den bösen Handel durch Auf-

stellung einer Person zu schlichten dachte, welche dem Kaiser genehm, den Herzögen von Pommern nicht gar zuwider wäre. Der Erwählte wandte sich an den Pabst Julian III., der keinen Anstand nahm, durch ein Breve vom 13. October 1551 den bisherigen Domcantor und Akoluthen Martin Weyer als rechtmäßigen Nachfolger jenes streng römischen Erasmus Manteuffel, welcher der Reformation mit allen Kräften entgegengewirkt hatte, zu bestätigen.

So hatte Pommern wieder einen Bischof, der, obwol Jurist und Schüler Wittenbergs, doch mit Hülfe der römischen Partei den Bischofsstuhl bestiegen hatte und vom Pabste bestätigt war. Die Herzöge von Pommern wagten nicht zu widersprechen und hofften von ihrem Unterthan, Rath und Diener ein gefügiges Benehmen. Allein sie sollten bald gewahr werden, daß sie sich in der Person des Neuerwählten gänzlich geirrt hatten. Honores enim mutant mores, et Magistratus virum docet. Als Sastrow eines Tages zu Wolgast auf die Kanzlei kam, sah er daselbst ein Schreiben des neugebacknen Prälaten an den Herzog Philipp, das also lautete: „Ew. Gnaden (nicht E. F. G.) haben aus beiliegender, glaubwürdiger Copei päbstlicher Heiligkeit Bullen zu ersehen, daß Seiner Heiligkeit nicht so sehr auf E. G. Beförderung, als aus sonderlicher Zuneigung, so S. H. zu meiner Person tragen, mich zum Aufseher der Kirchen zu Cammin verordnet hat."

Da Sastrow von dem frühern Domherrn, jetzigen Bischof Martin Weyer zum Sollicitator für das Bisthum Cammin bestellt war, so ersuchte er ihn etliche Male schriftlich um seine Abfindung. Allein auf seine Briefe bekam er theils ungnädige, theils gar keine Antworten. Dieß hatte folgenden Grund. Sastrow hatte zu Augsburg und auf der Reise nach dem Niederlande fast ein ganzes Jahr lang mit Martin Weyer geselligen Umgang gepflogen. Darum meinte er, es wäre genug, daß er ihm in seinen Briefen Gnade zulegte; allein der stolze Emporkömmling verlangte fürstliche Gnade, ein Prädicat, das er selbst seinem Landesherrn verweigerte. Ueberhaupt hatte Sastrow etwas freier geschrieben, als man sich sonst gegen hochgestellte Personen auszudrücken pflegt. Das verdroß den hochmüthigen Prälaten. Außerdem war er unmuthig, daß Dr. Auctor und seine Bundesgenoßen, unter denen er nicht der geringste war, bei Sastrow so übel angekommen waren. Darum gedachte er sich an diesem zu rächen, indem er ihm seine wolverdiente Belohnung vorenthielt.

Die Anmaßungen des übermüthigen Prälaten in Titeln und Forderungen machten bald eine Tagefahrt zu Cammin nötig, zu welcher die Hof- und Landräthe wie auch die Abgeordneten der vornehmsten Städte verschrieben wurden. Der Bischof ließ den Dr. Tauber von Wittenberg kommen und versprach ihm für seinen Beistand, wie man wiederholt behauptete, 1500 Goldgulden. Da nun auch die Greifswaldischen zu dieser Tagefahrt nach Cammin

zogen, so entschloß sich unser Sastrow, sie zu begleiten, um in Person den Versuch zu machen, ob er von dem Bischof nicht etwas erlangen möchte. Wirklich gelang es ihm auch mit Hülfe des Dr. vom Walde, welcher Domherr zu Cammin war, den Bischof dahin zu bringen, daß er ihm 30 Thaler auszahlen ließ. Zugleich hatte Sastrow das Vergnügen, den zu Cammin gepflogenen Verhandlungen wenigstens theilweise beizuwohnen. Hören wir denn zum Schluß dieses Kapitels seinen ergötzlichen Bericht hierüber, der folgendermaßen lautet.

„Im Gemache der Audienz stunden zwei Tische mit schwarzem Sammt bespreitet. Am einen Ende des Gemaches saß mein gnädiger Fürst und Herr, Herzog Bogislav *), und vor S. F. G. stunden der Marschalk Ulrich Schwerin, der Kanzler Jacob Citzewitz und andre verschriebene Räthe und Landstände. Am andern Ende des Gemachs, wo der zweite Tisch ungefähr 15 Schritt vom ersten stund, saß der Bischof, und neben ihm stund Dr. Tauber, und vor dem Tische seine andern Räthe und Stiftsstände. Ein jeder Theil deducirte der Länge nach seine Ansprüche am Stifte. Als nun der Kanzler behauptete, daß sein gnädiger Fürst und Herr und S. F. G. Brüder Herrn des Stifts Cammin wären und Dr. Tauber darauf antwortete: „Ja, sed secundum quid? aber M. G. F. u. H. (hier wandte er sich nach dem Bischof um) steht in voller Verwaltung des Stiftes," fragte Ulrich Schwerin, weil er nicht studirt hatte, den Kanzler, was das wäre: secundum quid? Der Kanzler sagte: „Es ist ein gar schmälich, schimpflich, höhnisch Wort und heißt so viel, meine Herrn wären nur gemalte Kartenfürsten." Schwerin wurde zornig auf diesen Dr. Tauber und sagte: „Daß den Böswicht die Elemente schänden! Sollten meine Herrn Kartenmännlein sein?" So lange Tauber im Lande war — denn als er vom Bischof kam, war er etliche Jahre der Stadt Stettin Syndicus — mußte er Doctor secundum quid heißen."

„Als nun lange genug hin und her disputirt war, wurde von jedem Theile eine Form begriffen, wie der Bischof zum Landtage, oder zu andern Tagen verschrieben werden sollte. Meine gnädigen Fürsten und Herrn schlugen diese Form vor. Die Ueberschrift: „Dem Ehrwürdigen, unserm obersten Prälaten, Rath und lieben Getreuen, Herrn Martin, Bischofe zu Cammin." Inwendig: „Unsern gnädigen Gruß zuvor, Ehrwürdiger, lieber Getreuer! Weil wir unsrer Landschaft und gemeines Vaterlandes hoch angelegenen Sache wegen nicht länger Umgang haben können, einen gemeinen Landtag auszuschreiben, denselben auch in unsrer Stadt Alten Stettin zu hal-

*) Philipps zweiter Sohn, der die Rechte beider Fürstenhäuser wahrgenommen haben muß.

ten auf N. Tag daselbst einzukommen verordnet und angesetzt, so begehren wir gnädiglich, ihr wollet dieselbe Zeit auch zur Stätten erscheinen, unsre Proposition anzuhören." Dagegen war des Bischofs begriffene Form, wie die Herrn an ihn schreiben sollten, diese. Die Ueberschrift: „Dem Hochwürdigen in Gott, Herrn Martin, Bischofe zu Cammin, unserm besondern Freunde." Inwendig: „Unsern freundlichen Gruß zuvor, Hochwürdiger in Gott, besondrer Freund! Weil wir unsrer Landschaft und gemeines Vaterlandes hochangelegenen Sachen wegen nicht länger Umgang haben können, einen gemeinen Landtag auszuschreiben, denselben auch in unsrer Stadt Alten Stettin zu halten auf N. Tag daselbst einzukommen verordnet und angesetzt, so bitten wir freundlich, Ihr wollet dieselb Zeit auch zur Stätten erscheinen."

„Wobei es aber zuletzt gelaßen, habe ich nicht erfahren, bin auch nicht sonderlich darum bekümmert gewesen. Denn weil ich gelegene Fuhr gehabt, bin ich nach geendigter erster Session wieder zurück nach Hause geeilt."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie Saſtrow in Greifswald einzieht und daſelbſt vom Henker empfangen wird. Seine Verlobung und ſein Bräutigamsſtand. Vorbereitungen zur Hochzeit und Feier derſelben. Ein Hochzeitsgebrauch. Ein Tiſchgeſpräch. Was für einen geringen Anfang ſeines Eheſtandes Saſtrow genommen. Seine anfängliche Berufsloſigkeit und Verdienſtloſigkeit. Saſtrow wird vom kaiſerlichen Kammergerichte als Notar angeſtellt. Zuvor beſucht er die Vorleſungen der Univerſität und ſtudirt fleißig. Geburt eines Sohnes und einer Tochter. Saſtrow reiſt in Angelegenheiten eines Herrn von Maltzan nach Speier. Wie Herr von Maltzan ſich weigert, Saſtrows Reiſe zu vergüten und von dieſem durch Liſt dazu gezwungen wird. Erzählung eines Unfalls.

Schon im vorigen Kapitel iſt von Saſtrows Verheiratung die Rede geweſen, und wir haben den jungen Ehemann bereits auf ſeinem gefährlichen Ritte nach Stettin und auf ſeiner ungefährlichen Fahrt nach Cammin begleitet, um alles dasjenige zuſammenzufaßen, was ſich auf die Löſung ſeiner bisherigen Dienſtverhältniſſe und auf ſeine „Abfertigung" bezieht. Jetzt kehren wir zu dem Zeitpunkte zurück, wo der glückliche Freiersmann aus der Fremde in die Heimat zurückkehrte, um uns von ſeiner förmlichen Verlobung, von ſeinem Bräutigamsſtande und ſeiner Hochzeit erzählen zu laßen. Saſtrow handelt davon in einem eignen Abſchnitte, in welchem ſein Einzug in Greifswald, ſein Zuſchlag und Beilager beſchrieben wird. Wenn irgend ein Theil der Saſtrowſchen Selbſtbiographie, ſo macht die Schilderung ſeiner Verlobung und Hochzeit Anſpruch darauf, daß wir ſie möglichſt getreu mit ſeinen eignen Worten wiedergeben.

„Den erſten Januar 1551, im 30. Jahre meines Alters, bin ich gegen Abend zum Greifswalde eingeritten. Nachdem ich ſolches ſchriftlich an meinen Vater nach dem Stralſunde gelangen laßen und mich ſeines Willens erholt, mich auch zum Greifswalde mit meinen nächſten Verwandten und meiner Braut Eltern nach Notdurft unterredet, haben wir uns mit einander verglichen. Darauf haben wir beiderſeits zum Zuſchlage bitten laßen. Den 5. Januar des Morgens um 8 Uhr iſt mir meine Braut durch ihren Vater Matthias Fruboſen in der grauen Mönche Beichthauſe und in Gegenwart der Bürgermeiſter und Rathsherrn und vieler anſehnlicher Bürger

zugeschlagen und von dem ältesten Bürgermeister, Herrn Jasper Bunsow, sind 200 Gulden auf den Fortgang gesetzt worden."

„Da bei den Hochzeitstänzen ein gar zu unverschämter Misbrauch mit dem Ummeküseln (Umdrehen) der Frauen und Jungfrauen getrieben war, so hatte ein ehrbarer Rath solches verboten. *) Wer sichs dennoch unterstehn würde, sollte vor den Lübischen Baum **) gefordert und ohne Ansehn der Person bestraft werden. Nun wurde acht Tage nach meinem Zuschlage eine vornehme Hochzeit gefeiert, zu welcher meine Braut und ich auch geladen wurden. Nach dem Essen wurde mir meine Braut gebracht, mit ihr zu tanzen. Da ich des ehrbaren Raths Mandat nicht kannte, so habe ich mich mit ihr etliche Male, jedoch bescheiden, im Tanze verwendet. Des andern Tages wurde ich sofort durch den Frohnen vor den Lübischen Baum gefordert, über welche Grobheit, Inhumanität und Incivilität ich mich anfangs nicht genugsam verwundern konnte. Zugleich mußte ich es als ein praesagium (Vorbedeutung) großes Unglücks, Verfolgung und Widerstand ansehn, daß man mich in meinem Vaterlande, in welchem ich in 8 Jahren nicht so lange gewesen, daß ich eine Malzeit Brots darin gegessen, in meinem Bräutigamsstande durch den Henker empfangen ließ und willkommen hieß, weil ich auf der Hochzeit, unwißend ihres Mandats, mit meiner eignen Braut gar züchtig, dazu wenige Male, umhergesprungen. Denn wie der Poet sagt: Omnia principiis semper inesse solent (In den Anfängen pflegt die ganze Entwickelung zu stecken). Also mußte ich auch dieß für ein böses Omen erachten, darüber ich nicht wenig erschrack. In meinem Grame gieng ich zu dem ältesten Bürgermeister, Herrn Peter Gruwel ***), und parlamentirte aus den angedeuteten Umständen ziemlich. Der Bürgermeister entschuldigte sich und sagte, das Umwerfen sei von den Studenten und Andern so grob getrieben, daß ein Rath keinen Umgang hätte haben können, solches mit harten Mandaten und unnachläßigen Executionen derselben abzuschaffen. Ich oder mein Tanzen sei aber damit nicht gemeint. Auch dürfte ich nicht vor Recht kommen; denn er wollte die Vorsehung thun, daß ich nicht eingefordert oder benannt werden sollte."

„Der zweite Februar war zu meinem ehelichen Beilager bestimmt und ich mußte also darauf bedacht sein, mich gegen meine Hochzeit zu kleiden. Mein Vater hatte etliche Jahre einen ziemlich guten Marderpelz zum besten Rock liegen; den überließ er mir. Das Wand (Tuch) dazu, und was ich zu

---

*) Man sieht, der Greifswalder Rath hatte nicht das Tanzen überhaupt, sondern eine unschickliche Art desselben verboten, die von Sastrow durch Ummeküseln, Verwenden und Umwerfen bezeichnet wird.

**) Siehe oben Seite 57.

***) Vorhin ist Jasper Bunsow als der älteste Bürgermeister bezeichnet.

meinen andern Kleidern nötig hatte, mußte ich mir selbst verschaffen. Ich ritt daher nach Stralsund, um dort die nötigen Einkäufe zu machen. Als ich zum Sunde ankam, besuchte ich meine dortigen Freunde, sonderlich meine Schwester Barbara, die erst acht Wochen zuvor mit Berend Schlasse Hochzeit gehalten hatte. Schlasse führte mich in seine Kemnate, zeigte mir daselbst meinen Namen und Merkzeichen *) im Fenster und sagte, daß es ein Mark Sundisch kostete. Ich schnürte meinen Seckel auf und gab ihm die Mark. Seine Zudringlichkeit hatte bei mir aber ein fremd Ansehen, und ich dachte, daß er ein seltsamer Abentheurer sein müßte. Mein Vater hatte mir viel von seinem hohen Erbieten gesagt, wie freundlich und in allem willfärig er sich verhalten wollte. Darnach war dieser Anfang nicht beschaffen, sondern er ließ auf grobe Vilzigkeit schließen. In der Folge sollte sich diese Vermuthung nur zu sehr bestätigen." **)

---

*) Unter dem Namen Hausmarke, Hofmarke kennt Norddeutschland und Skandinavien gewiße Figuren, welche einem Grundstücke, sodann dessen beweglichem und unbeweglichem Zubehör, endlich auch dem zeitigen Besitzer zum gemeinsamen Wahrzeichen dienen. Aus wenigen meist geraden Linien gebildet schließen sie sich häufig an das Kreuz oder an die Runen an, gehen in neuerer Zeit auch wol in einfache Darstellungen von allerlei Geräth oder in Buchstaben über. Immer ist ihnen eigen, daß sie kunstlos, ohne Anwendung von Farbe und Plastik, gezogen, eingegraben oder eingebrannt werden. Somit unterscheiden sie sich von den Wappen, während sie nahe den Zeichen verwandt sind, welche, ohne grade an Grund und Boden gefestet zu sein, doch dauernd einer Innung, einem Handelshause, einer Familie als „angeborne Mark" angehören. Vergleiche Baltische Studien XV, 2, Seite 44.

**) Auch Johann Berckmann theilt in seiner Stralsundischen Chronik einzelne Züge von Berend Schlasse mit, die ganz zu dem von Sastrow entworfenen Bilde seines Schwagers stimmen. Seite 148 heißt es: „Item dar waß ein borger ingelegt, de hete Berent Slasse in der Badestraten, de sine Fruwe krech van Hamborch, dar unwille noch van quam, do se ingehalt wert, wolwittlich der gantzen stadt. Desulue Berent wart bewandt (beschuldigt), dat he den borgern allerwegen were im forfange (zum Schaden) in allerlei korne vnnd kopenschop; de scholde vp den ersten rechteßdach vor recht kamen. Auerst he quam nicht vor recht vnnd ging wedder vp frien voten." Die Frau, welche Schlasse von Hamburg kriegte und von deren Einhohlung Unwille kam, ist wahrscheinlich eine von den beiden Frauen, mit denen er vor Barbara Sastrow verheiratet war. Doch ist es nicht unmöglich, daß Schlasse nach Barbaras Tode, der 1551 erfolgte, eine vierte Frau nahm, da sich jene Angaben Berckmanns unterm Jahre 1556 finden. Uebrigens war Schlasses Zudringlichkeit nicht so unerhört, als es nach Sastrows Darstellung scheinen könnte. In der damaligen Zeit war es nichts ungewöhnliches, daß man sich beim Bau eines Hauses von Freunden und Bekannten unterstützen ließ. Dr.

„Was ich meiner Braut zur Morgengabe gab, das hatte mein Vater versetzt, ich habs wieder einlösen müßen, Sammt zum Kragen und was ich sonst vonnöthen gehabt. Ich forderte keinen Brautschatz, fragte auch nicht, wie hoch der sein sollte. Meine Schwester aber sagte mir ungefragt, daß meiner Braut Vater mir 200 fl. geben würde. Ich sagte weder Ja noch Nein dazu, sondern meinte, wenn ich nur ein Weib hätte, daran wär es genug. Mein Schwager sagte mir, daß ich ein Jahr mit 100 Mark haushalten könnte. Das sollte sich später finden."

„Mein Hochzeitstag — es war der 2. Februar anno 1551 — fiel auf einen Montag. Nachmittags giengs altem Gebrauche nach auf den Stein. Und weil ich fast der letzte Bräutigam gewesen bin, der auf den Stein gieng, so achte ich es nicht unziemlich, den zum Greifswalde üblichen Ritus des Steinganges hier zu beschreiben. Es wurde dabei dieser Process gehalten. Auf den Nachmittag des Hochzeittages nach 3 Uhr versammelten sich diejenigen unter den Geladenen, die dem Bräutigam Beistand leisten wollten, in dessen Hause. Von da giengen sie nach dem Markte, der Bräutigam zwischen zwei Bürgermeistern, oder wenn die nicht vorhanden waren, zwischen den beiden Vornehmsten in der Procession. Auf der Seite des Marktes, an welche die Schuhstraße stößt, recht an der Ecke dieser Straße, lag ein vierkantiger Stein; den bestieg der Brautmann, während die andern alle ungefähr 50 Schritt zurück blieben in derselben Ordnung, wie sie gegangen. Da stund der Bräutigam gar allein *), und die Spielleute mit ihren Pfeiffen hofirten ihm, etwa ein paar Paternoster lang. Alsdann kam der Bräutigam wieder herunter und nahm seinen vorigen Platz wieder ein, und giengen also sämtlich nach dem Hause, darin die Hochzeit sein sollte. Da wurden Braut und Bräutigam zusammengegeben. Man sagt, daß der Bräutigam sich deshalb so ganz allein und ohne einigen Beistand auf den Stein habe stellen müßen, damit, wo jemand Einsage hätte, er solches noch vor der Copulation gewärtig sein müßte. Es ist aber nicht lange nach meiner Hochzeit das Steingehn gänzlich abgestellt."

Gentzkow schreibt in seinem Tagebuche: „Eodem die (4. Juli 1558) forderde Trebescken des glasers wyff 1 mark fur 1 finster myt mynem wapen, dat Jurgen Velgenhower hedde maken laten, van my, die ick ehr fort gaff." Und am 12. August 1560 erhält der allvermögende Bürgermeister selbst von Simon Butzows Wittwe 1 Thaler geschenkt, als Beihülfe zu seinem Hausbau.

*) Von dieser Sitte schreibt sich das bekannte Verfahren her, das noch jetzt bei Pfänderspielen bräuchlich ist: „Ich steh, ich steh auf einem Stein, wer mich lieb hat, hole mich ein."

„Des Bürgermeisters Jasper Bunsow Sohn, Hans Bunsow, hatte nach meiner Braut gefreit und war so nahe gekommen, daß nur noch die Freunde zum Zuschlage gebeten zu werden brauchten. Aber es gieng gleichwol noch zurück, weil Herrn Jaspers Frau, der das Herz sehr hoch saß, meiner Braut Eltern drängen wollte, mehr zu geben, als ihnen gelegen war. Nun saß bei der Hochzeitsmalzeit die Braut zwischen der Frau Bürgermeisterin und der Frau des Herrn Gregorius Gruwel, und mein Vater, als der Brautdiener, saß ihr gegenüber. Da sagte die Bürgermeisterin, die mit der Abweisung ihres Sohnes übel zufrieden war, zu meiner Braut: „Iß, meine Tochter, iß! Dein Brauttag möchte wol der beste sein. Ich hatte es mit dir viel anders im Sinne, aber du hast nicht gewollt. Doch gebe ich die Schuld mehr deinem Bruder und sonderlich deines Bruders Weibe. Sei ihm (dem Bräutigam) nur steif in dem Bogen; denn gewöhnt er sich dir erst zum Kopfe, so wird er dirs wol mehr pflegen; darum sei ihm im Anfang nur steif in dem Bogen.“ So die Bürgermeisterin. Die andre aber, Frau Gruwel, erwiederte ihr: „Behüte Gott, das heißt übel getröstet!“ und zur Braut gewandt sagte sie: „Sei nur unverzagt, du wirst noch viel guter Tage haben.“ Nach 1½ Jahren stund ich mit Herrn Peter und Matthias Schwarze in der Fischstraße am Markte; da gieng gedachte Frau Bürgermeisterin an uns vorüber und redete uns, einen jeden insonderheit, an, die beiden Schwarzen mit diesen Worten: „Meine lieben Vettern, wie geht es euch? Wie geht es euren Frauen? wie geht es euren Kindern?“ Darnach wandte sie sich auch an mich: „Mein lieber Vetter, wie geht es euch? Wie geht es eurer Frau? Nach euren Kindern darf man nicht fragen. Was ein gut Jahr macht ihr davon! Aber es ist in dieser theuren Zeit; ihr erspart das Brotkorn.“ Darauf erwiederte ich: „Das möchten wir wol nicht thun; aber daran liegt es: mein Weib ist mir nicht steif genug im Bogen.“ Sie verstund es wol, wurde roth und gieng ohne weiteres Fragen und ohne Antwort stillschweigend davon.“

So war Saftrow denn in den Stand der h. Ehe getreten, und es lag ihm nun ob, nicht bloß für sich, sondern auch für sein Weib zu sorgen. Es giebt wol nur wenige, welche ihren Hausstand unter so ärmlichen und ungünstigen Verhältnissen anfangen, wie er. Die Lage des jungen Ehemanns war in der That nicht eben rosig zu nennen. Mit Anschaffung der Kleider und dessen, was sonst zur Hochzeit gehörte, hatte er alles verthan, was ihm von den beiden Herzögen und andern verehrt war. Bei seinem Abzuge von Speier hatte er sich zu Frankfurt am Main einen silbernen Dolch gekauft. Damit war alles verspildet (verausgabt), was er durch seinen Sollicitationsdienst erobert hatte. Fast gänzlich von Gelde entblößt, bezog er eine Miethwohnung, welche ihm nichts als die nackten Wände bot. An eine häusliche Einrichtung konnte er so wenig denken, daß seine Frau nicht einmal einen Grapen oder Keßel hatte,

darin sie Lauge heiß machen konnte, wenn sie waschen wollte; sie sah sich genötigt, zu diesem Zwecke einen gewöhnlichen Topf zu gebrauchen. Und was das schlimmste war, Sastrow hatte weder einen bestimmten Beruf, noch irgend welche Nahrung; auch bekam er keinen Brautschatz, weder von seinem Vater noch von dem Vater seiner Frau. Er selbst beschreibt uns diesen „armen, trostlosen, traurigen Anfang seines Ehestandes" folgendermaßen. „Gegen und in meiner Hochzeit war meine Hand von Geld so gar entblößet, daß ich nur einen Lübischen Goldgulden, so zwei Gulden Current gilt, den mir Johann Gottschalck als Hochzeitsgeschenk gab, überig behalten. Der konnte ja nicht lange ausreichen, mit Weib, Gesinde und Kindern hauszuhalten. Mittlerweile aber habe ich mit den Meinen eßen und trinken, also schmal beißen müßen; denn ich hatte keine gewiße Condition und derowegen keinen Verdienst. Von meinem Vater konnte ich keine Entsetzung (Unterstützung) haben, meines Weibes Vater durft ich um Zuthat zur Haushaltung auch nicht ansprechen, noch den versprochenen Brautschatz der 200 Gulden fordern; denn ich hatte bereits den Bescheid bekommen, ich sollte mir vorerst von meinem Vater entrichten laßen, was der mir versprochen. Zudem mußte ich die schimpflichen Worte hören: wenn ich nichts anzufangen gewußt, warum ich denn ein Weib nehmen dürfte. Es wurde auch mein Weib ungeduldig, daß sie mit Thränen zu ihrer Mutter sagte: Ihr habt mich nicht berathen, sondern verrathen."

Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen. Nicht bloß von seinen Verwandten, sondern auch von reichern Nachbarn und Bekannten wurde Sastrow wegen seiner ärmlichen Verhältnisse angestochen und durchgehechelt. Eine „Nebenalte und Spielgenoßin" seines Weibes war des Bürgermeisters Tochter. Als reiche Erbin bekam sie einen zwar reichen, aber alten Mann und saß in voller Nahrung. In ihrem Uebermuthe konnte sie nicht aufhören, den armen Sastrow, der in einem ihrer zwei Häuser zur Miethe wohnte, zu beschimpfen und zu verspotten. So sagte sie eines Tages zu Sastrows Frau: „Was willstu mit deinem Schwalbenschwanze *) machen oder angeben? Willstu brauen, so heißt du Fraue, willstu backen, so heißt du Maddehacke." Mit dem Schwalbenschwanze spielte die Spötterin auf das Seitengewehr an, das Sastrow anfangs, als er aus der Fremde nach Hause zurückkehrte, wie er gewohnt war, zu tragen fortfuhr. Der Sinn des Sprichworts, dessen Ausdrucksweise dunkel ist, kann nicht zweifelhaft sein. Wir würden sagen: Der Schwalbenschwanz ist kein nütze; was zur Hausfrau macht, ist Brauen und Backen.

Obwol die Aulici es ungern gesehen hatten, daß Sastrow, den sie gern in der Kanzelei gehabt hätten, den Hof verließ und sich in der Stadt

*) Im Originale: „Schwalbensterte."

befreite, so blieben sie ihm dennoch gewogen. Bei vorkommender Gelegenheit bewiesen sie ihm das auch mit der That; allein von der sparsamen Gunst der Hofleute zu leben, war ein Ding der Unmöglichkeit. Andre Erwerbsquellen flossen aber nur spärlich. In der Stadt kamen wol Leute zu ihm mit der Bitte, ihnen Supplicationen zu machen; allein die Bezahlung fiel meistens sehr gering aus. Eines Tages kam ein reicher Kornkäufer und Rentener, dem Sastrow eine lange Supplication an den Landesfürsten aufsetzen mußte. Das Concept, welches der gewandte Schreiber dem reichen Petenten vorlas, gewann dessen volle Zufriedenheit. Als Sastrow es ins Reine geschrieben hatte und dann von dem „großen Lumbert" befragt, was er ihm geben sollte, sich weigerte etwas zu nehmen, warf jener ihm zwei Lübische Schillinge auf den Tisch, indem er hinzusetzte: „Ich muß euch ja füttern helfen." Sastrow meint, man hätte in diesen Worten einen Sarkasmus wittern können; allein er habe dem Schwätzer so viel nicht zugetraut; denn er war ein reicher Wanst und weiter nichts.

Je weniger Sastrow zu brechen und zu beißen hatte, desto mehr fühlte er sich gedrungen, mit allem Ernst das anzugreifen, womit er sich und seine Familie zu ernähren gedachte. Da sich ihm nämlich keine andern Aussichten eröffneten, so beschloß er, bei dem Handwerke zu bleiben, das er gelernt hatte, bei der Schreiberei und der Notariatskunst. Auf Fürsprache seines gnädigen Fürsten und Herrn, des Herzogs Philipp, wurde er denn auch am 19. Februar 1552 an dem neuerrichteten Kammergerichte in die Matrikel der öffentlichen Notare eingeschrieben, worüber ihm eine förmliche Urkunde ausgestellt wurde. Ehe Sastrow aber sein Notariatsgeschäft begann, setzte er sich noch einmal wieder auf die Schülerbank. Da er nämlich als Einwohner einer Universitätsstadt die beste Gelegenheit hatte, allerlei Vorlesungen von Artisten, Juristen und Philosophen zu hören, so beschloß er die Zeit, da er ohnedieß nichts zu thun hatte, nicht ungenützt vorübergehn zu laßen. Er miethete daher die sogenannte Pfaffencollation, um hier zunächst seine Studien zu betreiben. Sastrow arbeitete nun in seinem neuen Arbeitslocale vom Morgen bis zum Abend und war so fleißig, daß er nur des Mittags zum Eßen nach Hause gieng und nach dem Eßen straks nach der Collation zurückkehrte. Zum Jungen hatte er erst Claus Schwarz, Peter Schwarzens Sohn; allein der hielt nicht lange aus. Nachdem bekam er Martin Speckin, der später ein reicher Junker wurde. Damals mußte der kleine Martin, den unser Sastrow nur auf Bitten seiner Freunde zu sich genommen hatte, in der Pfaffencollation die Stube einheizen und seinem Herrn, wenn dieser ausgieng und heimkehrte, die Laterne vortragen. Dazu war er auch sehr willig, that alles, was einem Jungen gebührt, und hielt sich sehr wol. Zwar waren die Leute sehr schimpflich auf Sastrows Studien zu sprechen. So war auch seine Frau

sehr wenig damit zufrieden und sagte, es wäre bei männiglich verächtlich, daß er wieder in die Schule gienge. Auch seine Großmutter mütterlicher Seits, die alte Frau Schwarz, fragte ihn, ob er jetzt lernen wollte, wie man Weib und Kinder ernähren müßte? Alle solche Vorwürfe und Stichelreden ließ sich unser Sastrow aber nicht im Mindesten anfechten, sondern studirte ruhig weiter. So hörte er z. B. von Dr. Balthasar Rau ein öffentliches Colleg über Philipp Melanchthons libellus de anima; ingleichen schämte er sich nicht, sich den Privatschülern desselben Docenten beizugesellen und von ihm daheim ein Colleg über Philipps Dialektik zu hören, dessen Nutzen ihm immer mehr einleuchtete. Ferner hörte er die Institutionen bei Joachim Moritz. Mußte er sich sagen, daß das Studium der Dialektik ihm zu seinem Vorhaben gut that, so durfte er sich auch gestehn, daß er beßer als ein anderer sich darauf verstand, wie ers ad praxin fortbringen sollte. So bekam er denn auch von Tage zu Tage mehr Luft, nützliche Bücher zu lesen, und es bestätigte sich auch ihm das Wort: Crescit amor studii, quantum ipsa scientia crescit.

Kaum hatte Sastrow sein Notariatsgeschäft angetreten, als sich seine Familie zu vermehren begann. Montag den 29. August 1552 wurde ihm sein erster Sohn geboren. Allein diese Freude sollte nicht ohne Leid sein. Das Kind, welches mit großem Wehe und Lebensgefahr der Mutter zur Welt kam, zeigte anfangs keine Spur des Lebens. Später erholte es sich von seiner Schwäche, mußte aber einen krummen Hals behalten, den es durch Ungeschicklichkeit der Wehmutter davon gebracht hatte. Am ersten September, also am dritten Tage nach der Geburt, wurde es getauft und Johannes genannt. Gevattern waren die beiden Bürgermeister Jasper Bunsow und Peter Gruwel und die Großmutter des Kindes. Fünf Vierteljahre später erlebte unser Sastrow die Freude, daß ihm eine gesunde Tochter geboren wurde. Ihr Geburtstag fiel auf den 6. December 1553; am 7. desselben Monats, also am Tage nach der Geburt wurde sie getauft und Cathrine genannt. Zu Gevattern wählte Sastrow dießmal Herrn Bertram Smiterlow, die Frau Joachim Schumachers und die spätere Frau des Jasper Marquard, die damals noch Braut war. Erst wenige Jahre hatte Sastrow in häuslicher Zurückgezogenheit gelebt, als er zur Abwechselung, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu seinem frühern Wanderleben zurückkehren sollte. Ein Rechtshandel führte ihn einmal wieder nach Speier, dem Sitze des Reichskammergerichts. Die Sache, welche Veranlaßung zu dieser Reise gab, war folgende.

Volrath Prien hatte mit seiner Frau, aus dem Geschlechte der Maltzan, nach Mekelnburgschem Rechte das Haus Schorsow befreiet. Als nun seine Frau starb und noch nicht begraben war, kamen die von

Maltzan und besetzten das Haus Schorsow. Auch Joachim Maltzan, der zu Osten und Nerung (in Pommern) gesessen war, hatte sich dieses Landfriedensbruches mitschuldig gemacht, indem er seinen Mekelnburgschen Vettern etliche Knechte zu Hülfe geschickt hatte. Er wurde deshalb vor das Kammergericht citirt, um hier sein Urtheil zu vernehmen. Maltzan fühlte sich schuldig, darum war ihm nicht wol dabei. Der Kanzler Jakob Citzewitz und Dr. Baltzer vom Walde riethen ihm, er sollte sich von dem zuvor genannten Professor Joachim Moritz ein Rechtsgutachten stellen laßen und dann mit unserm Sastrow handeln, daß dieser seinethalben nach Speier ritte. Zugleich wurde Sastrow von den beiden genannten Rathgebern gebeten, jene Reise in der Maltzanschen Angelegenheit zu übernehmen. Obgleich nun die Reise dem jungen Ehemann aus allerhand Ursachen sehr ungelegen war, so willigte er dennoch ein, zumal ihm die beiden Räthe eine ehrliche Belohnung in Aussicht stellten. Anstatt eines Knechtes beschloß er seinen Bruder Carsten mitzunehmen. Nachdem ihm von Maltzan zwei Pferde mit der nötigen Rüstung und Zehrgelde verschafft waren, begab er sich um Quasimodogeniti auf die Reise. In Speier angelangt, bestellte er dem Beklagten einen Procurator und einen Advocaten, unterrichtete dieselben über den Thatbestand und händigte ihnen das Rechtsgutachten des Greifswaldischen Professors ein. Nach Erwägung desselben wunderten sich die Rheinländischen Rechtsgelehrten nicht wenig, daß man im fernen Pommern an den Küsten des Baltischen Meeres so gelehrte Leute aufzuweisen hätte, und erklärten sich dahin, daß für den Beklagten gar keine Gefahr vorhanden wäre. Mit dieser Erklärung ritt Sastrow getrost wieder von dannen und kam um Pfingsten glücklich wieder in seiner Heimat an.

Sobald Sastrow zu Haus angelangt war, sandte er dem Herrn von Maltzan seine beiden Pferde zurück und schrieb ihm dabei, was er ausgerichtet hätte und daß es gut mit seiner Sache stände. Zugleich schickte er ihm ein Verzeichnis von dem, was er auf der Reise an jedem Tage verzehrt hätte, und stellte es vollkommen seiner Großmuth anheim, wie er ihm die Reise und die dadurch hervorgerufene Versäumnis vergüten wollte. Als Joachim Maltzan merkte, daß er aus aller Gefahr gebracht, ließ er sich von Vergeltung der ihm geleisteten Dienste nichts merken. Im Gegentheil sprach er seine Unzufriedenheit darüber aus, daß Sastrow zu viel verzehrt hätte. Ja, er gieng sogar soweit, daß er sich die bittersten Bemerkungen über Sastrow erlaubte. „Soll der Kerl, rief er aus, sich eben übers Mahl setzen? Daß ihn St. Jobs Plage schänden müße!“ Das war der gewöhnliche Fluch, den dieser adlige Herr im Munde zu führen pflegte.

Sastrow klagte seine Not den beiden fürstlichen Räthen, die ihn unter

den schönsten Versprechungen zur Uebernahme jener Reise beredet, ja fast dazu gezwungen hatten. Aber wie sehr diese auch bei Maltzan auf Erfüllung seiner Zusagen drangen, es half alles nichts. Joachim Maltzan war ein reicher Junker, aber ein karger Bilz, und dabei ein roher, ungebildeter Geselle, der seinem adligen Namen wenig Ehre machte. Er konnte weder schreiben noch lesen und mußte darum einen Schreiber halten; aber seiner bekannten Kargheit halber wollte kein rechtschaffener Mensch in seinen Dienst treten. Dr. Nikolaus Gentzkow führte ihm einst einen Schreiber zu, der ihm um die Kost und wenig Lohn dienen sollte. Allein damit wurde er recht angeführt. Da Maltzan seinen neuen Schreiber oft mit auf Reisen nahm oder ihn allein in Geldgeschäften auf Reisen sandte, so wurde dieser nicht nur bei männiglich als Maltzans Schreiber bekannt, sondern er erfuhr auch, bei wem sein Junker Geld auf Zinsen stehen hatte und wie viel, wann die Zinsen fällig waren und was er sonst für Schuldforderungen ausstehn hatte. Nicht minder übertrug ihm Maltzan das wichtige Geschäft, die Thaler in die leinenen Beutel zu stecken, indem er zu ihm sagte: „Zähle in jeden Beutel 100 Thaler und setze die Beutel neben einander, so weiß ich, daß ich so viele Tausend Thaler da bei einander habe, so viel Reihen von zehn Beuteln ich sehe." Der gute Gesell zeigte sich anfangs sehr willig; aber schon nach zwei Jahren erlaubte er sich seinem Herrn folgenden Streich zu spielen. Nachdem er des Junkers Siegel auf ein Blanket gedruckt hatte, zog er nach Rostock, nahm hier von einem Krämer, bei dem sein Herr zu kaufen pflegte, eine große Menge von Sammt und Dammast und schrieb dann ins Blanket: „Ich Joachim Maltzan, zur Osten und Nerung gesessen, bekenne hiermit u. s. w. so viel als er von ihm empfangen, auf solche Zeit zu bezahlen." Darauf nach Hause zurückgekehrt, nahm er aus jedem Beutel nur die Kleinigkeit von 10 Thalern, hob außerdem fällige Zinsen, Pachtgelder und andre Schulden und strich dann davon, indem er seinen Herrn um so hohe Summen brachte, daß dieser damit wol 10 Jahre oder länger gute Schreiber hätte besolden können. Auch den Krämer zu Rostock mußte Joachim Maltzan bezahlen, wiewol er sich ohne Zwang des fürstlichen Hofgerichts nicht dazu verstehen wollte. Wie sauer ihm dieß geworden sein mag, läßt uns folgender Vorfall ahnen, dessen Augenzeuge Sastrow war und den er zur Charakteristik des adligen Junkers mittheilt. „Ich habe zu Wolgast selbst gesehen," so erzählt er, „daß Maltzan, als er Abends zu Bette gieng, seine Hosen dem Schneidergesellen schickte, damit dieser ihm dieselben flickte und den andern Morgen früh wiederbrächte. Als der Schneidergesell ihm die geflickten Hosen vors Bett brachte, forderte er dafür einen Groschen. Der geizige Junker wollte ihm aber nur einen Sundischen Schilling geben, schalt und fluchte dem Gesellen um des Witten willen, ja wünschte ihm mehr S. Jobs Plagen an den Hals, als Pfennig im Witten

sind, und machte sich so unnütz, daß der Gesell zuletzt mit dem Sundischen Schillinge davon gehen mußte."

Es ist nicht zu verwundern, daß Sastrow bei einem so schmutzigen Geizhalse mit seinen gerechten Forderungen kein Gehör fand. In der Meinung, daß er die ihm geleisteten Dienste nicht mehr bedürfte, dachte Maltzan auch nicht mehr daran, sie zu belohnen. War er vor Sastrows Auszuge so voller Herzeleid gewesen, daß er nicht mehr wo aus oder ein wußte, so sang er jetzt: „Das Strick ist entzwei und wir sind frei." Hätte er damals wol etliche Hundert Gulden darum gegeben, daß er die Sache los geworden, so wünschte er unserm Sastrow jetzt keinen Pfifferling.

Als dieser nun einsah, daß er von dem Geizhalse nichts bekommen konnte, nahm er seine Zuflucht zu einer List. Er schrieb an den Procurator in Speier, klagte diesem, wie es ihm gienge und bat ihn, er wollte an Maltzan schreiben, daß Sastrow Schriften bei sich behalten hätte, deren Vorweisung hoch vonnöten wäre, wenn anders die Sache nicht verloren gehn sollte. Und weil periculum in mora (Gefahr im Verzuge) wäre, so hätte er einen eignen Boten an den Adressaten abgefertigt, dem dieser seinen Botenlohn entrichten würde. Dem geschah also. Die Folge davon war, daß Sastrow ein Schreiben vom Herzoge Philipp erhielt, worin ihm dieser aufs ernstlichste befahl, er sollte dem Herrn von Maltzan die geforderten Schriften verabfolgen laßen. Wo nicht, so sollte er für allen Schaden haften, der jenem aus der Verweigerung erwachsen würde. Sastrow stattete dem Herzoge sofort Gegenbericht ab. Zum Ueberfluß, setzte er hinzu, wollte er am andern Tage zum Campe erscheinen — hier hielt Herzog Philipp damals sein Hoflager — um dem Herrn von Maltzan zu hofieren und ihm gegen gebührliche Belohnung der ihm geleisteten treuen Dienste die erforderlichen Schriften zu behändigen. Da gieng bei Maltzan erst recht das Fluchen an; ja es schneite S. Jobs Plagen, daß Sastrow ihm noch erst hofieren wollte. Der Herzog und die Räthe hatten mit ihm ihre Kurzweile und goßen noch flugs Oel ins Feuer, indem sie dem Worte „hofieren" die übelste Bedeutung unterlegten. Bis Sastrow am andern Tage ankam, hörten sie nicht auf, den Junker mit diesem zweideutigen Worte zu necken und ihm zu erklären, in welchem Sinne dasselbe verstanden sein wollte. Dann taxirten sie Sastrows Reise, Mühe und Versäumnis höher, als dieser gefordert haben würde. Sie legten nämlich dem Herrn von Maltzan auf, daß er Sastrow eine baare Summe von 100 Thaler geben sollte, welche er denn auch stracks entrichten mußte. Dazu lasen sie ihm tüchtig den Text. Zu Sastrow sagten sie scherzweise, sie wüßten wol, daß er ihnen gern zu Willen wäre. Sollte es ihnen aber je in den Sinn kommen, solche Anmuthungen an ihn zu stellen, so möchte er ihnen dieselben nur rund abschlagen. Sie wollten ihm darum nicht zuwider sein.

Am Schluße dieses Kapitels möge noch die Erzählung von einem Unfall Platz finden, der sich am 28. October 1552 in der Semmelowenstraße zu Stralsund ereignete. Dort wohnte ein Großhändler Namens Cord Middelburg, der einen ausgedehnten Handel trieb und ein schwerer, reicher Mann war. Ungeachtet seines großen Reichthums war er aber ein karger Bilz, der den Gewinn suchte, wo er ihn nur finden konnte. Je seltener man ihn in der Kirche und vor dem Altare sah, desto genauer untersuchte er die goldenen und silbernen Münzen und beschnitt eine jede, die er etwas zu schwer fand. Auch trieb er einen großen, schädlichen Handel mit Vierken, Bogislavschen Schillingen und andern alten guten Münzen, die er einwechselte, um sie aus dem Lande zu führen. Von seiner großen Sparsamkeit erzählte man sich folgende Geschichte. Eines Tages fährt er mit dem Vorwagen in Gesellschaft mehrer andrer Reisenden nach Rostock. Als man gegen Mittag zum Rovershagen ankommt, springen alle andern vom Wagen, um Mittag zu halten. Er allein bleibt auf dem Wagen sitzen und — schläft. Als der Fuhrmann nun die Pferde wieder vorspannt und die Gesellschaft, die unterdessen gegeßen hat, zum Wagen zurückkehrt und auf des mitreisenden Kaufmanns Fragen berichtet, daß ein jeder von ihnen zwei Lübische Schillinge verzehrt habe, erwiedert dieser: „Ja, so habe ich zwei Lübische Schillinge mit Schlafen verdient.“ In dem Hause dieses eben so kargen, als reichen Kaufmanns stand ein großes Faß, darin 12 kleinere Fäßer lagen, jedes mit 24 Pfund Pulver angefüllt, macht zusammen 288 Pfund. Neben dem großen Faß saß ein halb erwachsenes Mägdlein, das wirkete Borden, und weil es kalt war, so hatte es einen Keßel mit Feuer unter sich. Nun war kurz zuvor ein Schwedischer Bauer zu Cord Middelburg gekommen und hatte von diesem ein Pfund Büchsenpulver oder zwei gekauft, wobei eine Kleinigkeit von der gefährlichen Waare neben dem Faß verspildet (verschüttet) war. Als nun das Mägdlein ihren Feuerkeßel, den sie unter sich hatte, ein wenig aufrührte, kam ein Funke in das verschüttete Pulver, das neben dem Faße lag, und von da kam das Feuer in das Faß selber. Das flog mit grausamer Gewalt auseinander, hob das ganze Haus mit Böden, Balken und Sparren in die Höhe und stürzte es mit solchem Gekrach wieder hernieder, daß man in der ganzen Stadt meinte, der jüngste Tag wäre vorhanden. Das Nebenhaus, Wickebolds Erben zuständig, wurde ebenfalls von der Erschütterung über den Haufen geworfen. Die folgenden Häuser bis an den alten Markt wurden mehr oder weniger beschädigt. Der Prädicant, Herr Johann Niemann, nahm an seiner Wohnung wol 100 Gulden Schaden. Ja, noch weiter bis in die Vehrstraße erstreckten sich die gewaltsamen Wirkungen des entzündeten Pulvers. Sastrows Vater litt an seinem dort gelegenen Hause nicht geringen Schaden. Aus der Hauslucht wurden die Fenster ausgeschlagen und auf der Oberstube zerdröhnte der Ofen.

Was aber am meisten zu beklagen war, das waren die Menschen, welche theils getötet, theils verstümmelt waren. Middelburg selbst und seine Frau wurden gerettet. Jener hatte eben 100 Stück Bogislavsche Schillinge, welche ihm der alte Hans Tacke gebracht, abgezählt und war dann nach dem Stalle aufs necessarium gegangen. Seine Frau, welche sich in der Krambude aufhielt, wurde von einem Balken an der Seite getroffen, ohne jedoch weiter verletzt zu werden. Das Mägdlein, durch dessen Unvorsichtigkeit das furchtbare Unglück heraufbeschworen war, wurde in tausend Stücke zerrißen. In dem Nebenhause, das der gegenüber wohnende Krämer Görgen Kleinesorgen gemiethet hatte und zum Sehmen benutzte, kamen dessen zwei Kinder, beide Söhnlein, ums Leben. Als sie gefunden wurden, hatten sie noch ein jedes ein Butterbrod in den Händlein. Vor Middelburgs Hause stand ein Bräutigam mit seiner Braut und Schwiegermutter, die vom Lande hereingekommen waren, um einzukaufen, was ihnen zur Aussteuer und Hochzeit nötig war. Alle drei wurden von dem zusammenstürzenden Hause so befallen, daß sie auf der Stelle tot waren. Mehre Personen wurden aus dem Trümmerhaufen, darunter sie verschüttet waren, wieder hervor gezogen, aber zum Theil arg verstümmelt. Im Ganzen verloren 10 oder 12 Menschen ihr Leben. „Dieß Exempel," so schließt Sastrow die Erzählung des schrecklichen Unfalls, „soll man sich zur Warnung dienen laßen, daß man dem ungerechten Mammon nicht zu viel nachhänge, sondern nach Gott, seinem Worte und Sacramente frage und sich zur wahrhaftigen Buße und gottseligem Leben wende."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wie Saſtrow zur Procuratur gerathen. Schilderung ſeines Wirkungskreiſes. Einzelne Züge zur Charakteriſtik der Zeit. Originelle Perſönlichkeiten unter Saſtrows Clienten. Sein Amt iſt zwar mühſam, bringt ihm aber auch tüchtig was ein. Wie ihm die Stadtſchreiberei zum Greifswalde verſprochen wird. Saſtrow wird von dem Greifswaldiſchen Rathe nach Stralſund geſchickt. Sein feſtes Auftreten gegen den Bürgermeiſter Forbeer.

Herzog Philipp hatte die treuen Dienſte Saſtrows nicht vergeßen und bewies dieß dadurch, daß er ſeinen Räthen oft ausdrücklich befahl, ihn als Notarius herbeizuziehn. Bald ſpürten die herzoglichen Räthe, daß der geſchickte Notar ſich auch ſehr gut zum Procurator am fürſtlichen Hofgerichte eignen werde. Sie riethen ihm daher dringend, in ſolchen Sachen, in denen er als Notar nicht fungiren könnte, ſich der Procuratur zu befleißigen. Denn das Hofgericht hatte damals keine gewiſſe geſchworne Procuratoren, ſondern es durfte dieſes Amt von jedem bekleidet werden, der dazu fähig war. Da die Not drängte, ſo gab Saſtrow dem vielfachen Zureden nach und fieng an, zu Wolgaſt am fürſtlichen Hofgerichte zu procuriren. Nur Joachim Moritz, der als fürſtlicher Rath und beſtellter Juriſt nicht allein eine juriſtiſche Profeſſur zum Greifswalde bekleidete, ſondern auch Aſſeſſor des Hofgerichtes war und den großen Unverſtand, Unerfahrenheit und Unredlichkeit der damaligen Procuratoren genau kannte, hatte unſerm Saſtrow, bei deſſen Onkel Matthias Schwarz er zu Tiſche gieng, mit den Worten: procuraturam officium vilissimam esse (die Procuratur ſei ein verächtliches Amt) von ſeinem Vorhaben abgerathen. In der That war die Unwißenheit der Procuratoren nicht bloß in der Rechtswißenſchaft, ſondern auch in den einfachſten Regeln der Gramatik groß, wovon Saſtrow einige ſchlagende Proben anführt. So z. B. drückte ſich einer derſelben, als von der Zahlungsunfähigkeit einer armen Partei die Rede war, folgendermaßen aus: „non est solvendus“ (er iſt inſolvent!), und ein anderer pflegte von ſeinen Mandataren, wenn ſie in causis mandatorum nicht parirt hatten, arctiorem mandatam zu fordern. Da zeichnete ſich denn unſer Saſtrow vor ſeinen Standesgenoßen vortheilhaft aus; denn er brachte zu ſeinem Amte die nötigen Kenntniſſe mit. Beſonders

kamen ihm jetzt die Erfahrungen zu statten, die er in Speier gesammelt hatte. Dadurch, daß er dort bei mehreren Procuratoren im Dienste gestanden hatte, war er zur Procuratur so gut wie abgerichtet. Da die meisten Sachen damals mündlich verhandelt wurden, so fehlte es dem geschickten Procurator nicht an Gelegenheit, seine Beredtsamkeit und seine Verstandesschärfe zu zeigen, zumal wenn die Procuratoren der Gegenpartei, was nicht selten vorkam, handgreifliche „Nullitäten" vorbrachten und ers nicht laßen konnte noch wollte, dieselben zu „taxiren," sondern die Hohlheit ihrer Gründe aufdeckte und darauf gemeiniglich Recht bekam. Es ließ sich nicht nur ansehn, daß die Gerichtsherrn, Kanzler und Räthe den gewandten Anwalt nicht ungern hörten, sondern derselbe wurde auch von den Parteien bald sehr gesucht und bekam großen Zulauf. Ja es nötigten ihn sogar viele Parteien, die ihn nicht gebrauchten, dennoch Geld von ihnen anzunehmen, nur damit er nicht wider sie aufträte und sich nicht der Gegenpartei verpflichtete, sondern sich frei erhielte, ihnen zu dienen, sobald sie seiner bedürften.

Sehr oft wurde Sastrow auch in gütlichen Handlungen gebraucht. Geschah dieß außerhalb der Stadt, so ließ er sich mit Wagen und Pferden holen und nach verrichteter Sache wieder nach Hause fahren. Da brachte er denn gewöhnlich nicht bloß baares Geld, sondern auch allerlei Küchensteuer mit, als Lämmer, Hasen, Rehschlägel, Keulen von wilden Schweinen, Schinken, ziemlich lang von der Seite abgeschnitten, ganze Seiten Speck, große Stücke Butter, Käse, eine Kiepe voll Eier, Flachsknocken und dergleichen. Wenn er dann mit solchen Geschenken beladen zu Hause kam, war er sehr willkommen, und die traurigen, verdrießlichen Worte: „Mutter, ihr habt mich nicht berathen, sondern verrathen" wurden nicht mehr gehört.

Die Thätigkeit, welche Sastrow in dieser Zeit entfaltete, war eine sehr mannigfaltige und außerordentlich angestrengte. Er selbst entwirft uns ein anschauliches Bild von den verschiedenen Geschäften, die ihm oblagen, und von den verschiedenartigen Persönlichkeiten, mit denen er dadurch in Verbindung trat. Folgen wir ihm auf seinen Berufswegen, so erblicken wir ihn bald als Vormund, wie er verwickelte Erbschaftsangelegenheiten ordnet, Register anfertigt, Schuldner abfindet und nach viel Arbeit, Fleiß und Schreiberei Rechnung ablegt; bald zeigt er sich uns als Notarius, wie er von processirenden Parteien ausgesandt wird, um Zeugen zu verhören und zu dem Zwecke die abgelegensten Orte, Städte und Dörfer Pommerns und Mekelnburgs durchreist und mit Bauern und Bürgern, Rittern und Edelleuten, Gelehrten und Ungelehrten in Berührung kommt; bald wieder sehen wir ihn als Procurator vor dem fürstlichen Hofgerichte auftreten und in Gegenwart des Herzogs und seiner Räthe die Sache seiner Clienten so geschickt und glücklich führen, daß er über die renomirtesten Anwälte als Vertheidiger der Gegenpartei

den Sieg davon trägt. Bei der Darstellung seines vielbewegten Geschäftslebens läßt uns Sastrow zugleich einen interessanten Blick thun in den sittlichen Zustand des Volks und in den derben, ja rohen Charakter einer Zeit, in der Raub, Ueberfall, Landfriedensbruch und allerlei Gewaltthätigkeiten an der Tagesordnung waren. Da hören wir von seltsamen Abentheurern, die mit unbesonnenem Bauen und unvorsichtigem Rechtsgande (Processführen) viel Gulden verthun; von reichen, hochmüthigen Junkern, denen bei jeder Gelegenheit der Kamm schwillt und die gleich mit Schlagen, Hauen, Stechen und Schießen bei der Hand sind, weil sie sich nicht auf der Nase spielen laßen wollen; von zankſüchtigen und gewaltthätigen Menschen, welche bei der geringsten Kleinigkeit aufbrausen und zur Selbsthülfe schreiten. Da wird uns erzählt, wie der eine Nachbar dem andern die Schaafe und das Vieh auf das junge Flachs treibt, auch selbst darein reitet und es „zerpeddet," und nicht zufrieden mit diesem Acte kleinlicher Rache und Bosheit dem also Beschädigten noch dazu durch seine Bauern mit „Karff- und Bindäxten" die Windmühle unten loshauen läßt, daß sie krachend zusammenbricht; und wie dann der Sohn des Gekränkten die väterliche Ehre dadurch zu retten sucht, daß er den Gegner seines Vaters in den Armen der eignen Frau mit einem Schweinespieße ersticht. Da wird uns als ein zweites Beispiel der Selbstrache berichtet, wie ein Edelmann zur Nachtzeit von seinem Gegner überfallen wird und mit genauer Not durch den Schloßgraben watend das nackte Leben rettet, während sein Schwager, welcher den Eindringlingen an der Fallbrücke entgegentritt, im Hemde niedergeschoßen und dann in seinem Blute schwimmend vor das Bett seiner Schwester geschleift wird, welche als Kindbetterin in den Wochen liegt. Da wird un der Lebenslauf eines jungen Ritters geschildert, dem sein Oheim und Vormund durch List und Betrug das väterliche Erbe so lange vorzuenthalten weiß, bis das junge, ehrliche und gar fromme Blut, dem jedermann gewogen ist, ganz und gar verzaget, zur Ungeduld geräth und keinen andern Rath mehr weiß, als daß er seinem Peiniger absagt und mit Hülfe eines Knechtes dessen Besitzungen anzündet und abbrennt, worauf er von dem treulosen, verrätherischen Vormunde ergriffen und aufs Rad geflochten wird. Aus diesen und ähnlichen Händeln erwuchsen natürlich langjährige Processe, welche den Juristen viel zu schaffen machten, und wobei Sastrow als Notar oft eine Unzahl von Zeugen zu verhören hatte. Er selbst schildert uns seine Wirksamkeit in dieser Richtung bei der Darstellung eines langjährigen Processes mit folgenden Worten: „Da ich den Lehensrichtern zugeordnet war und diese mich gebrauchten, die beiderseitigen Zeugen, wenn sie geschworen, zu examiniren, so hab ich derwegen viele Meilen Weges reiten und fahren müßen. Die Vornehmsten auf dem Lande und in den Städten habe ich müßen besuchen und verhören, in Pommern und auf Rügen die Vornehmsten und Aeltesten vom Adel, zum

Stralsunde, Stettin, Greifswalde, Stargard, Anclam die Bürgermeister und Aeltesten des Raths, im Lande Mekelnburg die Aeltesten und Vornehmsten vom Adel samt Hauptleuten, Amtleuten, Kanzler und Räthen, die ältesten Bürgermeister und Vornehmsten des Raths zu Rostock und Wismar, und also das Land Mekelnburg entlang auf jenseit Wismar bis an die Ukermark im Churfürstenthume Brandenburg alle alten Befehlhaber, Amtleute und Hauptleute in Städten, Schlößern und Flecken bis in den Berlin hinein. Ich bin bei vielen, auch ansehnlichen Zeugenverhören gebraucht worden, da man fürstliche und churfürstliche Personen zu examiniren hatte; aber nie habe ich von einem Examen gehört, darin so viele rittermäßige und städtische, gelehrte und vornehme Personen aus drei Fürsten- und Churfürstenthümern wären ersucht worden, als in diesem Examine, darin ich solche Reisen und Arbeiten gehabt, daß ich mit Anfertigung des Rotels ins dritte Jahr habe zubringen müßen." Man sieht aus dieser Schilderung, wie weitläufig und schwerfällig das damalige Gerichtsverfahren war. Selbst wenn es sich um den Besitz eines Fürstenthums gehandelt hätte, würde man sich wundern müßen, daß man zur Herbeischaffung der Beweismittel solche Anstrengungen machte. Aber alle jene durch dreier Herrn Länder zerstreuten Zeugen wurden nicht deshalb verhört, weil ein Fürstenthum, sondern weil eine Windmühle auf dem Spiele stand. Es hatte nämlich Jaspar Krakowitz, zu Divitz gesessen, in seinem Dorfe Carnyn eine Windmühle gebaut, da doch zuvor keine gelegen. Weil nun dieser Neubau zum Abbruch und Schmälerung der Cordeshagenschen, seinem gnädigen Fürsten und Herrn zustehenden Windmühle gereichte, so hatte der alte Kanzler Citzewitz seinen Kopf darauf gesetzt, ihn wieder zu vernichten, wiewol der Bauherr sich zu beweisen erbot, daß er Mühlenlage und Windflucht habe. Da dieser Beweis nachträglich geliefert wurde, so waren alle Berufungen des Kanzlers auf den Landesbrauch, wonach kein Unbefugter ohne Erlaubnis der Obrigkeit Mühlen anlegen durfte, vergeblich, und es hätten viele Unkosten, Zeit und Arbeit gespart werden können, wenn man erst den Verklagten hätte zu Worte kommen laßen. Es wären auch, setzt Sastrow hinzu, nicht so greulich viel Eide geschworen, und wir sehen aus dieser vorwurfsvollen Bemerkung, daß der Misbrauch des Eides nicht erst von der Einführung der Schwurgerichte datirt.

Unter Sastrows Clienten gab es wunderliche Käuze. Einer der wunderlichsten war Heinrich Smeker zum Wüstenfelde, dessen Originalbild uns Sastrow mit wenigen gelungenen Strichen zeichnet. „Dieser seltsame Abendtheurer," so erzählt er, „verthat viel Geld mit unnützem Bauen und unbesonnenem Processiren. Wenn ansehnliche Zimmer bis aufs Decken gerichtet waren, ließ er sie in Schnee und Regen offen stehn, bis alles verdarb und niederstürzte. Fast noch abendtheuerlicher war die Art und Weise, wie er

seine vielen Processe führte. Wenn er nur ein Geringes hatte, nahm er von einem seiner Bauern einen Klepper und ritt damit weg, nicht anders, als wollte er nur ins nächste Dorf reiten; allein aus dem Spazierritt wurde dann nicht selten eine Fahrt nach Speier. Mangelte es ihm unterwegs an Zehrgeld, so war er so bekannt, daß sie ihm nur hingaben, was er forderte; denn sie wußten von seinem Sohne Matthias wol Zahlung zu bekommen. Seinem Procurator zu Speier gab er nicht nur nichts, sondern dieser mußte ihn auch noch speisen, auf der Kanzlei für ihn bezahlen und ihm so viel vorschießen, als er auf der Rückreise zur Zehrung gebrauchte. Was in dieser Weise darauf gieng, das bezahlte sein Sohn Matthias redlich und unweigerlich. Dieser Sonderling kam eines Tages auch in mein Haus. Er war ein alter Mann mit grauer Kolbe (Kopf) und stutzigem Bart; sein langer Faltenrock von weißem Parchen mit schwarzen Schnüren besetzt gieng fast auf die Füße. Da ich ihn nun reden hörte und seinen Namen erfuhr, erinnerte ich mich, daß ich zu Speier in den rechtlichen Audienzen oftmals gehört hatte, wie Bescheide abgelesen wurden „in Sachen Smoker contra Nogendank, item in Sachen Herzogs Heinrich von Mekelnburg contra Heinrich Smoker," u. s. w. Fragte ich ihn derowegen, ob er der Smoker wäre? Mit gar zorniger Geberde antwortete er, er hieße nicht Smoker, sondern Smeker und wollte, daß ich ihm als ein Notarius dienen sollte, was ich ihm denn gegen die Gebührnis getreulich zu thun versprach."

Zu den Rechtshändeln, in denen sich Smeker des Sastrowschen Beistandes bediente, gehörte auch folgender Fall. Da jener langjährige Proceß, den der kleine Heinrich gegen den großen Heinrich führte — denn Smeker nannte den Herzog von Mekelnburg den großen und sich selbst den kleinen Heinrich — und von dessen Führung Sastrow schon während seiner Anwesenheit zu Speier Kunde gehabt hatte, da also jener langjährige Proceß immer noch nicht zu Ende gebracht war, so ließ der Herzog seinem Gegner die Schafe nehmen und nach Gustrow treiben. Unter der Heerde befand sich auch ein alter, sehr zahmer Bock; der kam gemeiniglich, wenns Eßens Zeit war, Smekern ins Gemach vor den Tisch. So gab der Junker seinem Lieblinge denn Brot zu eßen, das dieser ihm aus der Hand nahm. Da nun die nach Gustrow getriebenen Schafe wieder entliefen, oder auf Befehl des Herzogs mit Fleiß auf den Weg nach Wüstenfeld gebracht wurden, weil der Proceß inzwischen zu Gunsten des kleinen Heinrich entschieden war, so lief obgemeldeter Bock vor den andern Schafen voraus ins Dorf auf Smekers Hof und seinem Gebrauche nach Smekern gerades Wegs vor den Tisch; denn er war von der Wiederreise hungrig und hatte ohnedieß Lust, Brot zu eßen. Als Smeker den alten Bekannten erblickte, zog er den Hut vor ihm ab, hieß ihn willkommen und sagte: „Siehe da, bene veneritis, Her-

men! Schmecken dir die fürstlichen Hofsuppen nicht beßer, denn daß du so bald wiederkommst?" Obwol nun der Proceß, wie gesagt, bereits zu Gunsten Smekers entschieden war, so verklagte dieser den Herzog gleichwol zu Speier aufs neue, weil er ihm die Schafe weggetrieben hatte, und machte so viel davon, das Sastrow 20 Thaler daran verdiente."

Ein andrer seltsamer Kauz, der öfter Sastrows Rath und Beistand suchte, war Gutschlaf Holste, Hauptmann zu Puddegla. Als er sich einst mit dem Herzog überworfen hatte, forderte er Sastrow auf, zu ihm zu kommen und sich mit ihm zu bereden, wie ihm zu rathen und zu helfen wäre. Da er Sastrows Rathschlägen ein williges Gehör lieh, so kam bald eine Aussöhnung mit dem Herzoge zu Stande. Weil es aber dem leichtsinnigen Hauptmanne an Geld fehlte, um Sastrows Dienste zu belohnen, so mußte der nahe See seine Schätze hergeben; denn das Kloster Puddegla, dessen Vorsteher Gutschlaf Holste war, liegt an einem schönen See, welcher Krebse, Brassen, Barsche, Sandarten und feiste Aale liefert. Von solcher Küchensteuer füllte der Hauptmann unserm Sastrow den Wagen so aus, daß er sich für seine guten Rathschläge reichlich belohnt sah. Leider schlugen die Lehren der Erfahrung bei seinem Clienten wenig an. Denn es dauerte nicht gar lange, so hatte der Hauptmenn es mit dem Fürsten schon wieder verdorben und sich in größere Verlegenheit gebracht, als zuvor. Als derowegen guter Rath theuer war, so beschied er seiner Mutter Bruder, Jürgen vom Kalen, und noch drei andre Rugianische Hauptleute zu sich auf sein Gut im Lande Wusterhausen, wo er sich aufhielt. Die konnten wol Tag und Nacht mit ihm zechen; aber etwas nützliches zu rathen, dazu waren sie untüchtig. Holste mußte also seine Zuflucht wieder zu dem erprobten Rechtspractikanten nehmen, und auf den Rath seiner Zechgenoßen sandte er Pferde und Wagen nach dem Greifswalde, um jenen holen zu laßen. Als Sastrow auf dem Gute des Hauptmanns anlangte, verfertigte er ihm eine unterthänige, glimpfliche Supplication an den Landesfürsten und erhielt dafür 6 Thaler; denn in seinem Rausche war der Hauptmann freigiebiger, als er sonst gewohnt war. Abends legte sich Sastrow schlafen, um am folgenden Morgen wieder zu Haus zu fahren, während die oben genannten Zechbrüder die ganze Nacht bei einander blieben und „suffen." Gegen Mitternacht kam Jürgen vom Kalen „stickend wickend voll" an Sastrows Bett und wollte, daß er sich verpflichten sollte, ihm auch zu dienen. Sastrow hatte keine Lust dazu und schlug die Forderung ab, jedoch mit Glimpf. Da zog der Zudringliche 3 Thaler aus dem Seckel, die wollte er jenem gleichwol schenken, wenn er ihm auch nicht diente. Dann zog er Sastrow die Tasche unter dem Haupte aus und steckte die 3 Thaler darein. Von den andern Zechbrüdern kamen noch zwei herzu, und ein jeder steckte auch zwei Thaler in die Tasche. Sastrow sagte, wie er dazu kommen

sollte, ihr Geld zu behalten, da er es nicht verdient hätte, und wollte ihnen die 7 Thaler wieder zustellen. Allein sie litten das nicht, und Jürgen vom Kalen drohte sogar, ihm im Bette die Haut voll zu schlagen, wenn er das Geld nicht behalten wollte. „Wie ich die Vögel kannte", so fährt Sastrow in der Erzählung fort, „mußte ich befürchten, daß sie ihre Drohung wahr machen würden, wenn ich mich noch länger geweigert hätte. Sie saßen so lange, bis sie am Tische eingeschlafen waren. Ich aber machte mich reisefertig, hatte meine 6 Thaler und behielt die 7 Thaler dazu und fuhr also mit 13 Thalern davon. Ehe die Trunkenen recht erwachten, war ich schon zum Greifswalde."

Die mitgetheilten Züge aus Sastrows Praxis mögen genügen, um zu zeigen, daß es ihm an Arbeit nicht fehlte. Er hatte vollauf zu thun und mußte sich oft die Finger lahm schreiben. Besonders viel zu schaffen machten ihm die großen Processe, bei denen er als Notarius das Zeugenverhör vornehmen mußte. Da gab es denn viel Reitens und Fahrens und wiederum viel Stillliegens an Einem Orte und so unsäglich viel Schreiberei, daß er selbst gesteht, er sei oft der Arbeit überdrüßig und recht müde geworden. Indes war die Last der Arbeit groß, so war auch der Gewinn desto reichlicher. Wie Sastrow von dem fischreichen Kloster Puddegla mit einem Wagen voll Küchensteuer heimkehrte, haben wir schon vernommen. Ein ander Mal sandte ihm der Herzog, als er in dessen Auftrage dem peinlichen Verhöre eines Verbrechers beigewohnt hatte, 2 Dompt Rocken ins Haus. Die treue Führung einer Vormundschaft wurde ihm damit gelohnt, daß ihm zu einem Baue schöne eichene Bäume geschenkt wurden, deren etliche so stark waren, daß er stattliche Bolen daraus schneiden laßen konnte. Ein andrer Client verehrte ihm einen doppelten silbernen Kopf, 50 Thaler werth, den man noch lange in Sastrows Hause zeigte und nach dem Namen des Gebers von der Lühe's Kopf nannte. Aber nicht bloß Küchensteuer und andre Geschenke fielen dem fleißigen Notare und Rechtsanwalte als Frucht seiner mühevollen Arbeit zu, sondern wir sehen ihn auch baare Geldsummen einnehmen, welche für jene Zeit nicht unbedeutend waren. Die Führung einer Vormundschaft bringt ihm jährlich 20 Gulden ein. In einem einzigen Processe werden ihm zu verschiedenen Malen 50, 60, 70 Thaler für die Abhörung der Zeugen ausbezahlt. Ein ander Mal schätzt er seinen Verdienst nach Beendigung des Zeugenverhörs auf 400 Thaler. Ein Proceß, welchen die Stralsunder mit dem Herzoge wegen des Fischfangs führten, warf für den fleißigen Notar 600 Thaler ab. Ein andrer Proceß, in welchem der Herzog mit einem Herrn von Maltzan verwickelt war, trug ihm nicht weniger als 1000 Thaler ein, und bei dem oben erwähnten Mühlenprocesse verdiente er die enorme Summe von 1200 Thalern. Sastrow selbst schätzt das baare Geld, das er innerhalb der beiden ersten Jahre

als Procurator und sonderlich mit dem Notariate verdient habe, auf 1124 Thaler. „Sonst", setzt er hinzu, „bin ich in und außerhalb der Stadt von Edelleuten in gütlichen Handlungen, auch Supplicationen zu stellen, gebraucht worden. Ob sie mich nun wol nicht mit großen Geldsummen, sondern mit 1 Goldgulden, mit 1 oder 2 Thalern ablegten (abfanden), so haben sie mich doch mit allerlei Küchensteuer, Wild und Zahm, Todtem und Lebendigen erfüllt und mich dermaßen mit Brennholz, Brotkorn, Flachs u. s. w. versorgt, daß ich mehr hatte, als zu meiner Haushaltung vonnöten war."

So einträglich aber auch Sastrows bisherige Praxis war, dennoch gab er sie gern auf, als sich ihm die Aussicht auf eine festere und bequemere amtliche Stellung eröffnete. Magister Johann Schönefeld, Stadtschreiber zum Greifswalde, war Alters halber nicht länger im Stande, sein Amt zu versehen. Außerdem hatte er dasselbe zu einer Zeit angetreten, wo an einen Stadtschreiber noch sehr geringe Anforderungen gestellt wurden; jetzt erforderte aber die Stadtschreiberei „ungleich andre Qualitäten." Es mußte also dem alten, dienstunfähigen „Gesellen" ein Substitut gesetzt werden. Da nun die Bürgermeister und Rathsherrn zum Greifswalde täglich anschauten, wie ihr junger Mitbürger, der noch dazu mit den meisten von ihnen verschwägert war, in den wichtigsten Angelegenheiten von vornehmen Personen und selbst von den Landesfürsten als Procurator und Notar gebraucht wurde, und daraus den Schluß zogen, daß er von seinem Handwerke ziemlich Bescheid wüßte, so boten sie ihm den Stadtschreiberdienst an. Als ihm das neue Amt am 29. December 1554 auf der Compagnie am Markte versprochen wurde, mußte er geloben, sich der angenommenen Procuratur zu entschlagen. Es dauerte aber noch ein ganzes Jahr, ehe er sich, trotz des angewandten Fleißes, der ihm übertragenen Procuraturgeschäfte entledigen konnte.

Bald nach seiner Bestallung zum Stadtschreiber wurde Sastrow von dem Greifswaldischen Rathe nach Stralsund geschickt, um von den dortigen Rathsherrn für eine seiner Vaterstadt in einem ihrer Bürger widerfahrene Beleidigung Genugthuung zu fordern. Die Mission war um so schwieriger, als die Urheber der bösen That keine andre waren, als die beiden Söhne des Stralsundischen Bürgermeisters Christof Lorbeer, Olof und Zabel. Diese beiden jungen Herrn hatten nichts anders um die Hand, als daß sie fleißig des Weinkellers und Wirtshauses warteten und auf die Jagd giengen. Der Barthische Keller, das Neuehaus, das Hainholz und König-Artus-Hof wurden von keinem so fleißig besucht, als von Olof und Zabel Lorbeer, die sich überall finden ließen, wo Gesellschaft vornehmer Leute, dero vom Adel und aus der Bürgerschaft, bei einander war. Zu dieser Vergnügungssucht kam noch ein anmaßendes, hochfahrendes Wesen. Als Söhne des Bürgermeisters ließen sie sich bedünken, daß sie sich allerlei herausnehmen dürften, und daß

ihnen jedermann zu Gute halten müßte, was sie auch thäten und vornähmen. In solchem Uebermuth trugen sie denn auch kein Bedenken, auf ihren Jagdzügen in fremdes Gebiet hinüberzuschweifen und ihre Netze und Hunde auf Greifswaldischem Grund und Boden eben so ungescheut zu gebrauchen, als auf Stralsundischem. Nun gab es zum Greifswalde mehre junge Bürger bürgerliches und adliges Standes, welche sich des edlen Waidwerks sonderlich beflißen und mit Hunden und Jägernetzen dermaßen staffirt waren, daß auch der Landesherr sie, mit seiner fürstl. Gnaden zu jagen, zu sich aus der Stadt forderte. Diese Jagdliebhaber, zu denen Paul Lepell, Carsten Schwarz, die Engelbrechte und andre mehr gehörten, waren natürlich mit den Uebergriffen der Stralsundischen Jäger übel zufrieden, und als sie eines Tags mit denselben auf einem Jagdzuge zusammentrafen, machten sie sich gefaßt, ihnen zu wehren. Allein die Stralsunder entwischten mit ihren Hunden und ließen nur ihre Netze zurück, welche die Greifswaldischen Jäger als Beute mitnahmen. Das verdroß die hoffährtigen Bürgermeisterssöhne und sie sannen auf Rache. Zu dem Zwecke legten sie sich in den Krug zum Teskenhagen, und als ein Greifswaldischer Wagen vorbeifuhr, sprengten sie den Fuhrmann mit geladenen und gezogenen Zinnröhren an, hielten ihm die Feuergewehre auf die Brust, daß er sich nicht rühren durfte, spannten auch vor dem Wagen das beste Pferd aus und nahmen das mit sich in die Stadt, während sie den Greifswalder Fuhrmann ziemlich geschlagen im Kruge zurückließen. Die Greifswaldischen beklagten sich wegen dieses Ueberfalls bei den Herrn von Stralsund; aber obwol sie sehr nachbarlich und glimpflich geschrieben hatten, so wurden sie dennoch thrasonisch und hochmüthig beantwortet.

Als die Herrn von Greifswalde bei ihren mächtigen Nachbarn kein Gehör fanden, so waren sie entschloßen, sich mit einer Beschwerdeschrift an den Landesherrn zu wenden und beauftragten den neuen Stadtschreiber mit deren Abfaßung. Da nun die Stralsunder bei dem Herzoge bereits in großer Ungnade standen, weil sie mit ihm in einen weitläuftigen und verdrießlichen Proceß wegen angemaßter Fischereigerechtsame verwickelt waren, so ließ sich voraussehen, daß sie in diesem ähnlichen Handel bei dem Landesfürsten schlecht fahren würden, und es wäre also recht an der Zeit gewesen, ihren eigennützigen Muthwillen zu brechen. Allein der vorsichtige Stadtschreiber, welcher nicht blos die Gegenwart und die nächste Zukunft ins Auge faßte, sondern weiter hinaus blickte, als seine erzürnten Mitbürger, wiederrieth diesen, gegen die mächtige Schwesterstadt bei dem Landesfürsten klagbar zu werden, weil er fürchtete, daß aus einer augenblicklichen, wohlfeil erkauften Niederlage derselben eine dauernde und beschwerliche Feindschaft hervorgehn würde. Statt dessen erklärte er sich bereit, nach dem Sunde zu fahren und dem dortigen Rathe von dem ihm gewordenen Auftrage mündlich Kunde zu geben, in der Hoffnung,

daß er dadurch zur Besinnung und zur Nachgiebigkeit würde gebracht werden. Der Vorschlag wurde angenommen und Sastrow reiste, mit den nötigen Creditiven versehen, nach dem Sunde ab. Als er hier angekommen war, wurde der ganze Rath zusammenberufen. Durch einen Rathsherrn in das Sitzungszimmer eingeführt, wurde Sastrow durch den ältesten Bürgermeister, Herrn Christof Lorbeer, eingeladen, sich in den Rathsstuhl zu setzen. Eines so günstigen Empfanges hatte er sich deshalb zu erfreuen, weil die Stralsundischen Rathsherrn von der Voraussetzung ausgiengen, daß die Greifswaldischen durch ihn zu Kreuze zu kriechen im Begriff ständen. Wie erstaunten sie daher, als sie das gerade Gegentheil von dem, was sie erwartet hatten, zu hören bekamen! Denn nachdem Sastrow sich gesetzt und die gestrengen Herrn von wegen seiner Vollmachtgeber der Gewohnheit gemäß gebührlicher Weise begrüßt hatte, so hub er an, die Geschichte der vollbrachten Mishandlung von Anfang bis zum Ende mit scharfen Worten unerschrocken und ohne Scheu zu erzählen, indem er nicht unterließ, das Kindlein beim rechten Namen zu nennen und den Schuldigen tüchtig den Kopf zu waschen, und fuhr dann fort, seine Erzählung mit den kaiserlichen, im Römischen Reiche publicirten Gesetzen wider Landfriedensbruch gehörig zu illustriren und zu coloriren, und schloß endlich damit, er wollte die Stralsunder nachbarlich gewarschauet (gewarnt) haben vor den großen Gefahren und Weitläuftigkeiten, die ihnen, wo sie sich nicht besännen und den steifen Kopf unzerbrochen behalten wollten, um so sicherer bevorstehen würden, als der Landesfürst wegen der Fischreusen bereits heftig über sie erzürnt wäre. Während seiner Rede merkte Sastrow an den Mienen mehrer Rathsmitglieder, daß sie an seiner ungescheuten Weisung durchaus kein Misfallen trugen. Je größer aber die Schadenfreude der Widersacher des Bürgermeisters war, daß ihm einmal in einer Weise, wie man es bis an den Tag nicht gewohnt gewesen war, der Text samt den Glossen gelesen wurde, desto heftiger zürnte Herr Christof Lorbeer selbst, als er sich plötzlich so unangenehm in seiner Erwartung, daß der fremde Sendbote ihm und seinen muthwilligen, hoffährtigen Söhnen zu Fuße fallen würde, getäuscht sah, und seine anfangs so freundlichen Mienen nahmen je länger desto mehr den Ausdruck der höchsten Erregung an. Endlich vermochte er seinen Zorn nicht mehr zurückzuhalten, sondern sprang auf und rief dem kecken Stadtschreiber zu: „Du rennst mit dem ersten Spieß zu scharf!“ Dann sich zu der Versammlung wendend, setzte er diese ernsten und gar erschrecklichen Worte hinzu: „Ich bitte, ihn nicht wegzugestatten, sondern ihn an einen andern Ort bringen zu laßen.“ Darauf Sastrow: „Nicht gar in die Büttelei?“ Bei diesen Worten verließ Herr Christof die Sitzung und entwich in ein Nebengemach. Auch Sastrow wurde nun entlaßen und gieng, aber nicht in Begleitung eines Rathsherrn, wie er eingetreten war. Als er draußen eine Weile gewartet hatte, wurde ihm folgender

Bescheid zu Theil: Was er im Namen des Greifswaldischen Rathes geworben hätte, müßte seiner Wichtigkeit nach erst erwogen werden und sollte dann durch den Stadtsyndicus Dr. Gentzkow beantwortet werden.

Zwei Stunden später wurde Sastrow von Dr. Gentzkow in die St. Nikolaikirche gefordert, wo dieser ihm folgende Erklärung gab: Er müßte bekennen, daß das, was Sastrow geredet hätte, in der Geschichte wahr und im Rechte begründet wäre. Allein Herr Christof hätte sich heftig darüber erzürnt; denn er wäre es nicht gewohnt, daß ihm so zugesetzt und offen herausgesagt würde, daß er und seine Söhne wider den ausgekündigten Landfrieden gehandelt hätten. Nun wäre er ein Mann von solcher Autorität, Gehör und Macht in der Stadt, ja im ganzen Lande, daß Sastrow sich hüten möchte, ihn zu hart zu erzürnen, weil er ihm sonst leicht schädlich sein könnte und würde. Da nun ein Rath die Werbung des Greifswalder Abgeordneten dahin verstanden hätte, daß dessen Herrn es lieber sähen, wenn dieser Sache in der Güte abgeholfen würde, so würde er förderlich zum Reinberge einen Tag zu nachbarlicher Verhandlung ansetzen und spräche gegen Sastrow die Bitte aus, er wollte es auch dahin richten helfen, daß etwas fruchtbarliches zu Stande gebracht werden möchte.

Nach wenigen Tagen setzten die Stralsundischen den angekündigten Tag zum Reinberge wirklich an und luden die Greifswaldischen ein, zur rechten Zeit daselbst zu erscheinen. Zugleich ließen sie an dem Orte der Zusammenkunft wol zuhauen, braten und kochen und versorgten sich tüchtig mit Wein und Bier, Sundischem und Barthischem. Als der festgesetzte Tag herankam, brachten die Lorbeern nicht allein die Vornehmsten von ihren Anhängern aus der Stadt mit zur Stelle, sondern es stießen auch ihre Zechbrüder vom Lande, sonderlich vom Lande Rügen, zu ihnen, welche alle mit Spießen, Zündbüchsen und Feuerröhren so wol gerüstet waren, daß die Versammlung sich mehr zu einer bewaffneten und geharnischten Intervention, als zu einer nachbarlichen, freundlichen Unterredung anließ. Allein so zahlreich sich auch die Herrn vom Sunde einfanden, die Greifswaldischen gaben der an sie ergangenen Einladung keine Folge; denn sie waren von etlichen des Raths, auch aus der Bürgerschaft gewarnt, daß sie niemand nach dem Reinberge schicken sollten. Insonderheit hatte man unserm Sastrow den Rath zukommen laßen, daß er sich nicht bereden laßen sollte, dahin zu ziehen; denn gerade um ihn wäre es den Stralsundischen zu thun, und wenn er ihnen entgegenzutreten wagte, so würden sie ihn nicht lebendig nach Greifswalde zurück kommen laßen.

Die Greifswaldischen hatten sich nichts vermerken laßen und auf das Ausschreiben des Tags weder mit Ja noch mit Nein geantwortet. Erst als ihre Gegner mit ihrem ganzen Beistande zum Reinberge angekommen

waren, schickten sie ein Schreiben an den Stralsundischen Rath, des Inhalts, daß ihr Stadtschreiber ihnen referirt hätte, was er auf sein wahrhaftiges Anbringen, nachbarliches Vermahnen und freundliches Warnen und Bitten, so er in ihrem Namen ausgerichtet, für eine unfreundliche Antwort bekommen und was ihm auch sonst zur Ungebühr begegnet wäre. Auch wäre ihnen die Ansetzung eines Tages zum Reinberge zugekommen. Allein es wäre ihnen nicht gelegen, wegen Zurückgabe des auf freier Straße den Ihren genommenen Pferdes lange Verhandlungen zu pflegen; sondern sie müßten kurzweg darauf bestehn, daß das ihnen zugefügte Unrecht gesühnt würde. Wo ihnen nun das Pferd innerhalb dreier Tage nach Empfang dieses Schreibens unverletzt in ihre Stadt geliefert würde, so wollten sie dem, der es brächte, die mit Fug und Recht aufgehobenen Netze zustellen laßen und sich zu ihrer Nachbarstadt dessen versehen, daß sie von deren Angehörigen in Zukunft mit dergleichen verbotenen, widerrechtlichen und strafwürdigen Uebergriffen würden verschont bleiben. Würde ihnen aber das genommene Pferd in der benannten Zeit nicht in die Stadt gebracht, so wären sie entschloßen, sofort nach Ablauf der drei Tage durch ihre bereits dazu verordneten Gesandten die ganze Geschichte mit allen Nebenumständen beide schriftlich nnd mündlich dem Landesfürsten zu berichten und unterthänig um Recht zu bitten.

Als die Stralsundischen Abgesandten zum Reinberge den Brief eröffneten und nach Verlesung desselben inne wurden, daß sie von den Greifswaldischen angeführt waren, gieng es an ein Fluchen, Schelten, Prahlen und Dräuen, und sie geberdeten sich ganz so, als ob ihre Gegner, wenn sie nur gekommen wären, alle des Todes gewesen sein sollten. Und zwar schlugen sie jetzt um so tapfrer auf die ausgebliebenen Greifswaldischen los, als Wein und Bier allgemach ihre Wirkung thaten und die Waffen, Spieß und Büchsen, zu schärfen anfiengen. Ehe aber die festgesetzte Zeit der drei Tage verlaufen ist, hat ein Stralsundischer Rathsdiener das Pferd nach dem Greifswalde gebracht und dagegen die Jägernetze in Empfang genommen. Damit ist der Hader zwischen den beiden Städten gestillt und beendigt.

Dreißigstes Kapitel.

Saftrow faßt den Entschluß, sich bleibend in Greifswalde niederzulaßen. Vom Kauf und Ausbau seines Hauses. Wie er im Gefolge des Herzogs mit nach Rügen zieht. Langweilige Verhandlungen und fürstliche Kurzweil. Die Stralsunder bieten Saftrow das Amt eines Stadtschreibers an. Wie er dasselbe nach anfänglicher Unschlüssigkeit annimmt und sich von Greifswalde los macht.

Durch sein kräftiges Auftreten zu Stralsund hatte sich Saftrow den dortigen Machthabern so verhaßt gemacht, daß sie ihn gern mit den Zähnen zerrißen hätten. Es blieb ihm daher keine Hoffnung, daß er einmal zum Sunde bei seinem Vater und seiner dortigen Verwandtschaft einen Platz finden würde. Unter diesen Umständen dünkte es ihm am bequemsten, sein Leben zum Greifswalde zu beschließen. Denn hier war er geboren und getauft; hier hatte er sich bereits anheischig gemacht, das Amt eines Stadtschreibers zu übernehmen und hatte sich auch bereits als solcher in wichtigen Angelegenheiten gebrauchen laßen, ungeachtet der Rath wegen seiner Besoldung noch keinerlei Verabredung mit ihm getroffen hatte. Durch alle diese Erwägungen kam Saftrow zu dem Entschluße, zu Greifswalde ein eignes Haus zu erwerben. Bestärkt wurde er in seinem Vorhaben dadurch, daß der Herr des Hauses, worin er zur Heuer (Miethe) wohnte, ihm durch allerlei Zumuthungen sehr beschwerlich fiel. Denn er deponirte bei Saftrow nicht nur allerlei Gegenstände, wofür er in seiner eignen Wohnung keinen Raum hatte, als Holz, Steine, Lehm, Kalk, Sand, sondern er ließ dort auch seine Knechte und Mägde Hochzeit halten, ungeachtet es Saftrows Frau, welche stündlich ihrer Niederkunft entgegensah, doppelt unbequem war. Zu alle dem mußte Saftrow noch trutzige Worte in den Kauf nehmen. Denn als er den unverschämten Hauswirt bat, den Zustand seiner Frau zu berücksichtigen, wurde er mit der Drohung zurückgewiesen, daß er das Haus räumen sollte. Dieser Zustand war nicht länger zu ertragen, und Saftrow fand sich dadurch bewogen, die Ausführung seines Entschlußes zu beschleunigen. Es war am 8. Juli 1555, als er von Johann Belschow, dem Stiefvater von Brand Hartmann, dessen in der Fischerstraße gelegenes Haus für 350 Gulden käuflich an sich brachte.

Von der Kaufsumme mußte er hundert Gulden baar entrichten; das zweite Hundert mußte auf Martini, das dritte Hundert auf folgende Ostern, und der Rest von 50 Gulden darnach auf Jacobi bezahlt werden. Brand Hartmann, der Stiefsohn des Verkäufers und der leibliche Sohn jenes Jürgen Hartmann, den Sastrows Vater getötet hatte, war mit seinem Stiefvater übel zufrieden, daß er dieß Haus, das von seinem Vater erbauet und bewohnt war, an den Sohn des Mannes verkauft hatte, von dessen Hand jener gefallen war. Da der Kauf aber in Gegenwart vieler angesehener Bürger und Rathsherrn abgeschloßen und mit Entrichtung des Gottespfennigs *) und mit Baarzahlung von 100 Gulden bekräftigt war, so gelang es dem misvergnügten Brand Hartmann nicht, an der Sache etwas zu ändern.

Sobald das Velschowsche Haus in Sastrows Besitz übergegangen war, begann dieser ungesäumt mit dem Ausbau desselben. Zu dem Ende bestellte er Zimmerleute, Tischler und Maurer und ließ Holz, Kalk, Lehm und Sand anfahren. Die Hauptreparatur bestand darin, daß die niedrige Hausthür ausgebrochen und der schwere Giebel so lange gestützt wurde, bis jene in erhöhter Gestalt wieder hergestellt war. Sodann ließ Sastrow das Innere des Hauses, Kemnate, Stall, Stuben und Keller ernstlich in Angriff nehmen. Auch im Hofe wurden einige Veränderungen vorgenommen. Kräftig unterstützt wurde Sastrow bei allen diesen Bauunternehmungen von seinem Vater, der sein Lebelang viel gebaut hatte und derowegen ein Sachverständiger war. Dieser kam vom Sunde herüber und übernahm die Leitung des Baus. Dabei konnte aber der alte Herr die ihm angeborne Heftigkeit nicht immer verleugnen. Denn nicht nur, daß er den Arbeitsleuten etwas hart zuredete, wenn es vonnöten war, sondern er wies sie auch wol von der Arbeit und nahm andre an.

Bauen kostet Geld, das sollte auch Sastrow erfahren. „Ich verwundere mich jetzo," schreibt er, „meiner Dreistigkeit, daß ich vor einem so kostspieligen Unternehmen damals keine Scheu trug. Denn ich hatte kein Geld übrig, und alle Sambstage mußte ich meine Tagelöhner bezahlen. Ich vertraute aber unserm Herrn Gott, der mir auch durch mein Notariatamt und sonderlich durch meine tägliche Procuratur so viel gab, als ich Sambstags nötig hatte. In der Woche war ich meiner Praxis wegen mehrentheils nicht daheim, wodurch allerdings der Bau etwas aufgehalten und in die Länge gezogen wurde. Ich rechnete aber so, daß, wenn ich auch daheim durch Verzögerung der Arbeit einen Gulden Schaden litt, ich unterdessen wol 10 Gulden und mehr verdiente und gegen den Sambstag so viel Geld zu Haus brachte, als zur Abfindung der Tagelöhner erforderlich war."

---

*) Unter Gottespfennig (denarius sanctus) ist das zu verstehn, was bei Abschließung eines Kaufcontractes für Kirchen und milde Stiftungen gegeben ward.

Noch im Herbste desselben Jahres, in welchem Sastrow den Kauf des Hauses abgeschloßen hatte, mußte er seinen gnädigen Herrn, den Herzog Philipp, auf einer Fahrt nach Rügen begleiten. Es war am 26. September Anno 1555, als der Herzog mit starkem Gefolge über Stralsund, wo er von dem Rathe wol tractirt und freigehalten wurde, nach Bergen im Lande Rügen zog, von wo er nach einem 16tägigen Aufenthalte nach Stralsund zurückkehrte, um hier abermals von dem Rathe gastlich empfangen und eine Nacht beherbergt zu werden. Die Veranlaßung zu dieser Reise war folgende. Der Adel auf Jasmunde *) unter der Stubbenitze hatte sich in den dortigen Waldungen mehr Gerechtigkeit angemaßt, als S. F. G. ihm geständig sein konnte und wollte, indem er nicht nur für sich selbst Holz holen ließ, sondern auch andern gegen eine Abgabe, der Waldhaber genannt, Erlaubnis zum Holzholen gab. Es waren derowegen bereits allerlei Besichtigungen vorgenommen und allerlei Disputationen und Verhandlungen gepflogen. Um nun diese Sache durch Erkenntnis zu entscheiden, begab sich der Herzog selbst an Ort und Stelle. In seinem Gefolge befanden sich mehre vornehme Landräthe und Stände, als der Comptur zum Wildenbruch, Dr. Balthasar vom Walde, dessen Bruder Henning vom Walde, Statthalter zu Cammin, Matthäus Normann, Landvogt auf Rügen, und andere. Diesen Standesherrn wurde Sastrow auf Requisition des Herzogs als Notarius zugeordnet, um alles auf der Stelle zu „instrumentiren." Die vom Adel ersuchten die fürstlichen Abgeordneten mit großem Fleiß, die Sache durch gütliche Verhandlungen beizulegen, weil sie sich ungern mit ihrem Landesfürsten in einen rechtlichen Proceß einlaßen wollten. Nach geschehener Besichtigung und nach Beendigung des Zeugenverhörs wurde deshalb auf dem Klosterhofe zu Bergen eine Zusammenkunft gehalten, in der die Abgeordneten beider Parteien Vorschläge zur Güte machten. Allein obgleich mehre Tage lang zwischen ihnen verhandelt und Rede und Gegenrede gehört wurde, so blieben doch alle Versuche, eine Verständigung herbeizuführen, erfolglos; denn die gemachten Vorschläge erschienen keinem Part als annehmlich, und man mußte zuletzt alle Hoffnung aufgeben, den angestrebten Vertrag zu Stande zu bringen.

Während der Verhandlungen hielt sich der Herzog im Kloster auf, wo er die Zimmer des Probstes bewohnte. Da dem hohen Herrn Zeit und Weile lang wurde, so legte er sich gemeiniglich ins Fenster und sah und hörte, was Knechte und Jungen, deren stets viele auf dem Platze waren, unten im Hofe trieben. Wie sie denn ihrer Art nach viel Scherz machten, sich zankten und

*) Jasmund und Wittow sind die Namen der beiden Rügenschen Halbinseln.

schlugen, ja wol grob herausſagten, was ſie an dem Fürſten auszuſetzen fänden, und ſolches alles S. F. G. mit anſehen und anhören ließen.

Eines Tags, als ſich der Herzog wieder zum Fenſter hinaus lehnte, während hinter ihm vier Polniſche Geiger ſtanden, welche kunſtreich genug ein Stück nach dem andern ſpielten, ſagte einer von den Knechten, die unten zuhörten, zum andern: „De Sundiſchen hebben beter Piper, als de Fürſt; idt is man Brüderie mit dem Herrn. Hertog Bugſchlaff plach 4 Trammieter vnd ein Keteltrummer hebben; dath braßkete! Dith is man Hyerie mit diſſem Fürſten. Wo pipen ſine Piper! Puib, puib, puib!“ Als der Herzog dieſe Worte hörte, befahl er dem Kloſterprobſt Johann Gottſchalk, der hinter ihm ſtand, daß er hinunter gehn und ſehn ſollte, wer die wären, die auf dem Platze ſtunden. Dieſer gieng, kehrte aber bald mit der Nachricht zurück, daß die incriminirten Perſonen davon gelaufen wären, ehe er ſie recht hätte ſehen und erkennen können. Der Probſt hatte ihnen nämlich, weil er in ihrer Mitte einen ſeiner Verwandten erblickte, unvermerkt durch ein Zeichen ſo viel zu verſtehen gegeben, daß ſie eilends davon ſtrichen. Der Herzog ergötzte ſich an dieſem Zwiſchenfalle nicht wenig. Denn als die Abgeordneten zu ihm heraufkamen, um ihm über die Verhandlungen Bericht abzuſtatten, berichtete er ihnen, daß er wäre unterwieſen worden, wie er ſeinen fürſtlichen Stand führen ſollte, und erzählte ihnen die ganze Geſchichte mit Anführung aller einzelnen Worte, welche die Knechte unter einander gebraucht hatten. Wie denn auch S. F. G. folgends zu Hofe eine lange Zeit hindurch zur Kurzweil von der Geſchichte redete und nicht davon loskommen konnte.

Ein ander Mal trieben die Jungen in Gegenwart des Fürſten allerlei Schelmerei auf dem Platze, ſchalten und ſchlugen ſich. Da rief der Herzog den Knechten, welche dabei ſtunden, zu, daß ſie die Straßenbüttel ſchlagen und wegjagen ſollten. Die gehorſamten dem fürſtlichen Befehle und gaben dem einen nach dem andern Ohrfeigen, ausgenommen des Landvogts unechtem Sohn, Namens Hinrich Arndt. Der wurde nicht geſchlagen, wiewol er ſich durch ſeine Ungezogenheiten vor allen hervorgethan hatte. Deshalb rief der Herzog einem Knechte zu, daß er Arndt auch, und zwar tüchtig, abprügeln ſollte, weil derſelbe mit Schlagen die meiſte Schelmerei getrieben hätte. Der Knecht fieng an zu lachen und ſchüttelte den Kopf. Der Herzog: „Hörſtus nicht? Schlag den Schelm an den Hals.“ Der Knecht: „Nee, dat lath ik.“ Der Herzog: „Du ſollſts nicht laßen! Schlag ihn!“ Der Knecht: „Ich darf es nicht thun.“ Der Herzog: „Warum nicht? Wer hat es dir verboten?“ Der Knecht: „Wo? es iſt des Landvogts Sohn. Das würde mir ſchlecht bekommen, wenn ich den ſchlagen wollte.“ Bei dieſen Worten erſcholl ein allgemei-

nes Gelächter, und der Landvogt mußte tüchtig herhalten und sich gefallen laßen, daß er vom Herzoge stark geneckt wurde.

Als sich nun alle gütlichen Verhandlungen zwischen den streitenden Parteien zerschlagen hatten, wurden die Betheiligten aufs Kloster in einen großen Saal geladen. Daselbst waren zwei Tische mit Decken, Bänken und Sesseln zugerichtet, der eine für den Herzog, der andre für die pares Curiae, neben denen auch Sastrow als Notarius judicii saß. Nachdem die Sitzung eröffnet war, wurde zuerst von dem Kanzler im Namen des Herzogs auseinandergesetzt, wie S. F. G. von dem Jasmundischen Adel in dero Rechten und Gerechtsamen verkürzt werden sollte, und was S. F. G. verursachte, dieselben mit ordentlichem Rechtsprocesse zu wahren. Sodann ist der Herzog selbst aufgestanden, und nachdem er mit entblößtem Haupte vor den andern Tisch getreten ist, hat er lange und nicht unförmlich von der vorliegenden Sache geredet und zuletzt mit diesen Worten geschloßen: „Vor euch, Herr Notarius, will ich protestirt und bedingt haben, daß wenn ich meinen Unterthanen in meiner gerechten Sache nachgegeben hab, damit sie sich mit mir hätten vertragen können, (sie aber haben nicht gewollt), daß mir solche Nachgiebigkeit in meinen Rechten unschädlich sein soll. Sondern ich will auch gebeten haben, alles, was diese Tage her geschehn, geredet und gehandelt ist, samt dieser Protestation mit Fleiß zu verzeichnen und zu instrumentiren und mir dasselbe gegen Gebührniße mitzutheilen." Damit hatten die Verhandlungen für dasmal ein Ende, und am 11. October kehrte der Herzog über Stralsund wieder nach dem Campe zurück. Sastrow aber kam dem fürstlichen Befehle nach und verfertigte das gedachte Instrument, das 14 Blätter groß war, zu denen 7 der größten Pergamenthäute genommen waren. Wegen dieses Umfanges konnte die Urkunde auch nicht in gewöhnlicher Weise untersiegelt werden, sondern Sastrow ließ sein Notariatssiegel in Blei stechen und nahm dann einen Wachsabdruck davon, welcher an eine durch alle 14 Blätter gezogene Schnur gehängt wurde und so der ganzen Urkunde zur Beglaubigung diente. Unaufgefordert ließ der Herzog ihm für diese Mühwaltung 30 Thaler entrichten.

Nachdem Sastrow auf Befehl des Herzogs gemeinschaftlich mit dem Statthalter von Cammin, Henning von dem Walde, noch etliche Zeugen auf der Insel Rügen verhört hatte, reiste er nach Stralsund, um hier das Zeugenverhör fortzusetzen, und kam daselbst in derselben Woche an, in welcher der Bürgermeister Lorbeer begraben war. Während er sich nun zu dem genannten Zwecke etliche Tage in der Stadt aufhielt, wurde ihm von dem Sundischen Rathe ganz unverhofft der Stadtschreiberdienst angeboten, welcher dadurch erledigt war, daß der bisherige Stadtschreiber, Dr. Gentzkow, an die Stelle des verstorbenen Lorbeer zum Bürgermeister gewählt war.

Sastrow war über den Antrag der Stralsundischen Herrn nicht wenig

verwundert; denn er stand in der Meinung, sich so unwerth bei ihnen gemacht zu haben, daß sie ihn in ihrer Stadt nicht dulden würden, falls er daselbst nicht als Beauftragter des Herzogs und in Begleitung des Statthalters erschienen wäre. So sehr Sastrow nun auch mitsamt den Seinigen über die unerwartete Huld des Raths erfreut war, so war er doch nicht im Stande, sofort auf das ihm gemachte Anerbieten einzugehn. Vielmehr erklärte er sich dahin, daß der Rath von Greifswalde ihm den dortigen Stadtschreiberdienst versprochen und ihn auch bereits, wie sie wüßten, als seinen Gesandten wider die Lorbeeren gebraucht hätte. Zwar hätte er sich mit den Greifswaldischen wegen seiner Besoldung noch nicht verglichen, vielweniger sich ihnen mit dem Secretarieneide verkauft. Doch würde es ihm zum Vorwurfe gereichen, wenn er sich anderswo verpflichtete, ehe er sich von jenen losgemacht hätte. Darum könnte er nicht eher eine bestimmte Antwort geben, bis er mit dem Rathe von Greifswalde Rücksprache genommen hätte. Die Stralsundischen begnügten sich vorläufig mit dieser Erklärung; in der Erwartung jedoch, daß Sastrow nicht lange unschlüßig bleiben würde, sandten sie ihm bald durch einen Boten einen Klepper nach, auf dem er förderlich zu ihnen zurück reiten sollte.

Sobald Sastrow von seiner Reise nach Hause kam, erinnerte er seine Freunde und Herrn zum Greifswalde, daß sie ihm zwar das Secretariat versprochen hätten, ohne sich jedoch mit ihm der Besoldung wegen zu vergleichen. Da ihm nun der ansehnliche Dienst zum Sunde angeboten wäre, könnte er den nicht ausschlagen, sofern seine feste Anstellung von ihnen nicht vollzogen würde. In Folge dieser Eröffnungen ließ der Bürgermeister Bertram Smiterlow, Sastrows Oheim und Gevatter, den Rath zusammenrufen, welcher dem provisorischen Stadtschreiber jährlich 80 Gulden gewißer Besoldung zu geben versprach, wenn er im Dienste der Stadt bleiben wollte. Sastrow bat sich bis auf den folgenden Tag Bedenkzeit aus, um sich mit den Seinen zu berathen. Diese riethen ihm nicht nur, das Anerbieten anzunehmen, sondern drangen auch in ihn, zu bleiben. Besonders dem Vater seiner Frau, der ein alter 100jähriger Mann war, schien der Gedanke an eine Trennung sehr zu Herzen zu gehn; denn er bat den Schwiegersohn mit Thränen, zu bleiben, und versprach ihm 100 Gulden zu verehren, wenn er seine Bitte erfüllte. Nicht minder flehentlich wurde Sastrow von seiner Frau gebeten. Da ihm solch vielfältig Flehen und Bitten zu Herzen gieng, so ließ er sich zu der Erklärung bewegen, daß er bleiben und mit einer festen Besoldung von 80 Gulden zufrieden sein wollte. Darauf ließ ihm der Rath durch den Kämmerer 8 Thaler als Angeld reichen und ihn zugleich im Namen des alten Secretairs Schönfeld bitten, den Bestallungsbrief selbst zu concipiren. Sastrow nahm das Angeld an, wiewol es ihm wenig dünkte, und als er damit in sein Haus zurück kehrte, so warf er die 8 Thaler vor seinen alten Schwieger-

vater, der mit großer Spannung auf den endlichen Ausgang der Sache gewartet hatte, auf den Tisch und sagte: „Seht, Vater, ich bin so theuer verkauft, als ich gelten mag. Schickt euch nun zu den 100 Gulden.“ Allein der Alte war auf einmal wie umgewandelt. Als er sah, daß er das Spiel gewonnen hatte, legte er keine sonderliche Freude an den Tag; aber eben so wenig war er kleinmüthig, wie zuvor, sondern zeigte sich sehr beherzt und sprach straks heraus: „Wollt ihr nicht bleiben, so mögt ihrs laßen. Ich gedenke euch derowegen nicht einen Gulden zu geben.“ Obwol nun Sastrow das ihm versprochene Geld nur zum Scherz gefordert hatte und es nicht genommen haben würde, wenn es ihm angeboten wäre, so verdroß ihn doch die Aeußerung des Alten nicht wenig und wirkte vielleicht, ihm unbewußt, dazu mit, daß er den kaum gefaßten Beschluß wieder umstieß.

Um den Stralsundischen Boten mit dem Pferde nicht länger aufzuhalten, wollte sich Sastrow sofort hinsetzen, um ein Antwortschreiben an den dortigen Rath zu entwerfen. Zum Glück kam ihm aber der Gedanke, es wäre beßer, erst die Bestallung zu concipiren; denn mit dem Schreiben an die Herrn vom Sunde wäre hinterher leicht fertig zu werden. Da ihm nun beim Niederschreiben der Bestallung Zeit, Ort und Person fehlte, wann, wo und durch wen ihm die 80 Gulden ausbezahlt werden sollten, so gieng er zu dem alten Stadtschreiber Schönfeld, um sich von ihm das Fehlende ergänzen zu laßen. Da erfuhr er denn, daß seine Besoldung zwar gewisse Hebung wäre, aber daß er dieselbe nicht auf Eine Zeit, auch nicht an Einem Orte und durch Eine Person zu gewarten hätte, sondern zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten und bei verschiedenen Personen müßte er das ganze Jahr hier einen Gulden, dort einen halben und dort auch wol 1 oder $^1/_2$ Mark heben.

Wie erschrak Sastrow, als er hörte, mit wie vielen Weitläuftigkeiten die Hebung seines Gehaltes verbunden sein sollte, und wie froh war er, daß ihm noch Raum zur Umkehr gelaßen war! Denn noch hatte er den Antrag der Stralsunder nicht ausgeschlagen, noch war die Bestallung nicht ausgefertigt, noch war der Eid nicht geleistet. Sastrow gieng daher von dem alten Stadtschreiber Schönfeld straks zum Bürgermeister, bei dem er die Kämmerer fand, und sagte ihm, wofern es den Verstand und die Meinung haben sollte, wie ihm von Schönfeld berichtet wäre, so müßte ers widerrufen, was er gestern eingegangen. Das geringschätzige Angeld von 8 Thalern, das ihm der eine Kämmerer, Herr Peter Schwarz, seiner Mutter Bruder, eingehändigt hätte, wollte er demselben wieder zustellen. Der Bürgermeister und die Kämmerer machten anfangs eine saure Miene und weigerten sich, die 8 Thaler wieder anzunehmen. Die Sache müßte zuvor an den Rath gebracht werden, und diesen könnte man nicht schon wieder zusammen rufen. Sastrow erwiederte, es wäre jetzt eben noch rechte Zeit, da die Bestallung noch nicht versie-

gelt und der Eid noch nicht präſtirt wäre. Darum wollte er in des Bürgermeiſters Haus gehn und ſeiner Tochter die 8 Thaler auf den Tiſch legen, ſo würden ſie wol in die rechten Hände kommen. Dann wollte er ſatteln, zäumen und aufſitzen, auf dem nächſten Wege dem Sunde zureiten und daſelbſt das ihm angetragene Amt in Gottes Namen annehmen.

Vom Bürgermeiſter eilte Saſtrow nach Haus und eröffnete ſeiner Frau, ſeiner Schweſter und ſeinem Schwager, was er vorhatte. Die Folge davon war eine allgemeine Beſtürzung. Seine Frau begab ſich nicht allein aufs Weinen, ſondern betheuerte, daß ſie Greifswalde nicht verlaßen und ihrem Manne nicht nach dem Sunde folgen würde. Lieber wollte ſie ſich eine Bude miethen und mit Knütten (Stricken) ſo viel verdienen, als ſie zum Lebensunterhalte nötig hätte. Ihr Bruder und deſſen Frau, Saſtrows Schweſter, waren auch quat (böſe) und ungehalten. Die letztere fragte, was Saſtrow mit dem ſchönen, wolgebauten Hauſe machen wollte? Freunde und Freundinnen würden ſich über ſein Wegziehen ſehr grämen, da er ihnen in vielen Wegen behülflich und dienſtlich ſein könnte. Das möchte er bedenken und ihnen allen zum Troſt bleiben. So ſtürmte man von allen Seiten auf Saſtrow ein und ſuchte ſeinen Entſchluß wieder wankend zu machen. Nur Eine Verwandte, eine ehrliche, verſtändige Matrone, machte eine Ausnahme. Denn ſtatt Saſtrow zum Bleiben zu bereden, wie deſſen Frau wünſchte und hoffte, ſagte ſie mit ernſtem, aber liebreichem Tone: „Mein lieber Schwager, ich wäre wol begierig, daß ihr auch mir altem Stubben zu Troſt allhier bleiben möchtet; denn nächſt Gott verlaße ich mich auf euch am meiſten. Aber ich kann wol ermeßen, daß es ein großer Unterſchied iſt, ob man zum Sunde oder zum Greifswalde Stadtſchreiber iſt, und ich könnte es ja in meinem Gewißen nicht verantworten, daß ich euch in eurem bevorſtehenden Glücke hinderlich ſein ſollte. Derowegen rathe ich euch, daß ihr den Sundiſchen Dienſt auszuſchlagen euch mit nichten bewegen laßet. Eure Frau hat ihre Mutter, ſo ſie herzlich beweint, verſeufzet (ihren Verluſt verſchmerzt); ſie wird ſich auch wol zum Sunde zufrieden geben.“ Bei dieſen Worten hob das ungeduldige Weinen der Frau Cathrine erſt recht an. Saſtrow aber ließ ſich durch nichts in ſeinem Entſchluße wankend machen. Den Stralſundiſchen Boten ſandte er in das Haus des Bürgermeiſters Bertram Smiterlow, um das Pferd, das dort ſtand, zu ſatteln und zu zäumen. Er ſelbſt folgte bald geſtiefelt nach. Da unterdeſſen der Rath zuſammengerufen war, ſo wartete Saſtrow mit Verlangen, daß Herr Bertram vom Rathhauſe kommen möchte. Inzwiſchen machte er ſich reiſefertig, brachte das Pferd vor die Hausthür und ſtellte ſich auf die Schwelle. Als der Bürgermeiſter endlich kam, ſagte dieſer, es wäre keinem Stadtſchreiber ſo viel gegeben, als man Saſtrow verſprochen hätte; es würde auch keinem ſo viel widerfahren. Ein Rath müßte gleich wol bekennen, daß ihm ein Beßeres

zuhanden stünde; darum wollten sie ihm in seinem bevorstehenden Glücke nicht hinderlich sein, gleichwol sich alles gute zu ihm versehen. Nachdem Sastrow also von dem Bürgermeister verabschiedet war, ist er aufgesessen und über die Fischerstraße zum Thore hinaus geritten. Absichtlich vermied er es, nach seinem Hause zurück zu kehren; doch sah er seine Frau samt ihren Freunden noch von fern vor der Thür stehen. Es war am 29. November 1555, als Sastrow Greifswald, wo er beinahe fünf volle Jahre gewohnt hatte, verließ und die Straße nach dem Sunde einschlug. Schon am folgenden Tage trat er hier sein neues Amt an. Denn vom 30. November 1555 an sind die auf Pergament geschriebenen Stadtbücher von seiner Hand geführt. Seine Einzeichnungen hat er mit folgenden Worten in Fracturschrift eröffnet:

Anno MDLV. Ultima Novembris

Bin ick Bartholomeus Sastrow von einem erbarn Rate thom Statschriver angenomen, fort (sofort) van den Herrn Burgermeistern vp die Schotkamer gefurt, vnd my slotel vnd Buker averantwurdet worden. Deus, qui est pater domini nostri Jhesu Christi, gubernet hanc meam susceptam conditionem et legittimam vocationem ad sui divini nominis gloriam, rei publicae utilitatem et animae meae salutem. Amen.

Fata viam invenient!

Bartholomeus
Sastrow Ptonots.

Einunddreißigstes Kapitel.

Stralsund in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sastrows Uebersiedelung nach dem Sunde. Verkauf seines Hauses in Greifswalde. Zustand des Sundischen Stadtregiments. Sturz und Tod des Bürgermeisters Lorbeer. Opposition seiner Söhne. Trauriges Ende des Bürgermeisters Steven. Neue Bürgermeisterwahlen. Stralsunds kirchliche und sociale Zustände. Franz Wessels gottseliges Leben und Sterben.

„Stralsund ist eine sehr wolgebaute Stadt von eitel Ziegelsteinen, und die Häuser eins dem andern fast ähnlich, und die Gassen so ordentlich oder schnurgleich, als man keine ihres gleichen an der ganzen Ostsee findet. Ist sehr stark und feste, hat zehn Thore, sechs zu Waßer und vier zu Lande. An der einen Seite liegt es an der See, gegen dem Lande zu Rügen, auf der andern Seite hat es um und um große tiefe Teiche, über Armbrustschuß lang, zwischen denen Dämme gehen, dadurch man zur Stadt kommt, welche mit Zwingern verwahret sind. Aber die Stadt hat gar keine Wälle, sondern zwischen den Teichen und der Stadt ist noch an etlichen Orten ein kleiner Graben. In der Stadt sind die Gassen sehr enge, und an allen Ecken große Ketten, die man vor die Feinde überhänget. Und ist die Stadt dadurch so feste, wo die Bürger nur Männer sein wollen, daß sie den Feind möchten in die Stadt laßen und auf ihren Häusern stehen und den Feind in den Gaßen mit Steinen tot werfen. Es hat drei schöne Pfarrkirchen mit hübschen Spitzen gezieret und das Dach und die Spitzen mit Kupfer gedecket, und ein hübsch Rathhaus und andre köstliche Gebäude." So wird uns die Stadt, in deren Dienst Sastrow Anno 1555 trat und deren Oberhaupt er später zu werden bestimmt war, von einem seiner jüngern Zeitgenoßen beschrieben. Neben jenes Bild von Stralsund, das uns ein deutscher Chronikant entwirft, mag noch das eines lateinischen Poeten, des dreimal mit dem Dichterlorbeer gekrönten Zacharias Orthus *), gestellt werden, der das Lob seiner Vaterstadt fol-

*) Zacharias Orthus wurde um 1530 zu Stralsund geboren, also zehn Jahre später, als unser Sastrow, dem er an Reise- und Wanderlust nicht nachstand. Wir finden ihn in den Jahren 1555 bis 57 zu Rostock, wo er von

gendermaßen verkündet: „Unter den Städten Vandaliens bei weitem am berühmtesten liegt am baltischen Meere Stralsund, reich an Gütern, mächtig durch Kriege und Fülle des Bodens, glücklich durch Geister, geadelt durch schöne Künste, geräumig, volkreich, mit hohen Thürmen geziert und schön durch seine regelrechten, nach der Richtschnur gebauten Häuser. Des strengen Rechts wie der Redlichkeit Bewahrerin, ist die Stadt zugleich ein sicherer Standort für meerdurchfurchende Kiele, ein günstiger Hafen dem segelführenden Fahrzeuge. Ihr gegenüber liegt das weidereiche Rügen, ein fruchtbares Gebiet, gesegnet durch die Gaben der Ceres. Gleichwie Siciliens Kornkammern der Stadt Rom Getreide gaben, so oft diese von Hungersnot gedrückt wurde, so führt jenes Eiland für geringen Preis den Stralsundern Getreide zu und was sonst das tägliche Leben erfordert. Darum lebt man in dieser Stadt wolfeiler, als in irgend einem andern Gebiete des deutschen Bodens. Reichliche Fülle ist in Stralsund in solchem Grade vorhanden, daß es keine Stadt giebt, die in jeglicher Hinsicht so beglückt und mit Gütern so überhäuft wäre. Wol mag Stralsund von andern Städten an Macht, Umfang und Einwohnerzahl übertroffen werden; aber nirgends giebt es so viel Ueberfluß an den Dingen, die der tägliche Bedarf des Lebens erheischt. Lustwandelst du fröhlich umher in den Gärten der Vorstädte, so siehst du alles ergrünen von Blumen allerlei Art. Hier schließt eine lebendige Dornhecke einen Lustgarten ein; dort umgiebt eine bretterne Planke üppige Gemüsefelder. Hier lädt ein schattiger Sitz unter einer Weinlaube zur Ruhe ein; dort rankt grünender Epheu an den Giebeln stolzer Häuser hinauf, die, auf blumenreichen Plätzen aufgeführt, entweder durch kunstreiche Gemälde oder durch herrliche Statuen geschmückt sind, während eingelegte Steinchen das ebne Aestrich bezeichnen und bunte Mosaikarbeit die Decke ziert. Hier weidet sich das Auge an regelmäßig abgetheilten Blumenbeeten; dort erblickst du nicht fern von der Ringmauer waldige, mit vielen Eichen besetzte Höhen, auf welchen entweder die Charitinnen und die scherzenden Musen spielen, oder die jungfräuliche Diana dem Wilde Netze stellt. Was

---

dem merkwürdigen Abentheurer und kaiserlichen Pfalzgrafen Jacob Heraklides, Despoten zu Samos, mit dem Lorbeer gekrönt wurde. Im Jahre 1557 begab er sich nach Wittenberg, das er schon zwei Jahre später mit Greifswalde vertauschte. Aber auch diese Hochschule verließ er wider alles Vermuthen schon nach zwei Jahren und begab sich nach Schweden zu Erich XIV., dem er kurz zuvor eins seiner Werke gewidmet hatte. Unstäten Geistes, wie er war, schweifte er dann durch Deutschland und Italien. Am 2. März 1564 wurde Orthus zu Wien von Ferdinand und schon vierzehn Tage später, am 14. März, von Maximilian zum Dichter gekrönt und in den Adelstand erhoben. Er starb zu Barth am 20. August 1579.

soll ich erwähnen die ungeheuren Dämme, oder die Brustwehren, oder die vielen Wälle und Wartthürme? Was die tiefen, nahe an die hohen Ringmauern gezogenen Gräben und die auf den Wällen aufgestellten Geschütze? Was soll ich der Schiffswerfte gedenken, der Stangen und Haken, der Panzer, Schwerter und Schilde und der andern Waffen, die der wilde Kriegsgott führt? Was der Gebäude, mit Marmor und reichem Zierrath geschmückt, und der Häuser, ausgestattet mit gestickten Vorhängen? Was des reichen Deckengetäfels, das mit vergoldeten Sternchen besät ist, was der Zimmer, die durch Künstlerhand mit buntem Schnitzwerk verziert sind? Was soll ich beschreiben, wie das Rathhaus mit goldenen Sternen hoch durch die Lüfte daherglänzt, oder wie die Spitzen der Thürme fast an die Wolken reichen? Da kaum der Smyrnäische Homer, auf dessen zarter Lippe eine Biene saß, dieß alles würde verherrlicht haben, so vermag auch ich nicht alle Preiswürdigkeiten der Sundischen Stadt in diesem kurzen Gedichte zu erwähnen." Das ist ein Bild der Stadt Stralsund vom Jahre 1562. Dürfen wir auch nicht vergeßen, daß es von einem Dichter gezeichnet ist, der es von vornherein liebt, starke Farben aufzutragen und der hier mit dem Lobe um so verschwenderischer umgeht, als er seine Vaterstadt besingt, so ist die obige Schilderung doch keineswegs ganz aus der Luft gegriffen. Auch der sich treu an die Wirklichkeit haltende Geschichtsschreiber muß es bezeugen, daß Stralsund unter den sechs Wendischen Hanseſtädten — Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock und Lüneburg sind die Namen der fünf andern — keineswegs die letzte Stelle einnahm. An Fülle und Reichthum stand es vielleicht nur Lübeck, dem Vororte der Hanseſtädte, nach. Die Einwohnerzahl mochte sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf 30 bis 40,000 belaufen. War auch die Zeit des höchsten Glanzes für Stralsund längst vorüber, so führte die stolze Handelsstadt dennoch immer einen Strahl oder eine aufwärts gekehrte Pfeilspitze im Wappen und zeigte ihren Wolstand bei festlichen Gelegenheiten. Als der Herzog Karl von Schweden am 16. September 1567 der Stadt einen Besuch abstattete, wurde er auf besonderes Ersuchen des Landesfürsten, Herzogs Ernst Ludwig, einen ganzen Monat hindurch so glänzend bewirtet, daß der fürstliche Rath Normann bekennen mußte, die Stadt hätte sich dermaßen gegen Herzog Carl bezeigt, daß es zu rühmen wäre. Als der Schwedische Prinz endlich am 16. October gen Wolgast abzog, um der bevorstehenden Vermählung des Herzogs Ernst Ludwig mit Fräulein Sophie Hedwig von Braunschweig Lüneburg beizuwohnen, hat ein ehrbarer Rath vom alten Markte an, am Rathhause vorbei und die Badestraße hinunter, bis aus dem Badethore zwei Reihen gerüsteter Mannen mit zween fliegenden Fähnlein aufgestellt. Zu der erwähnten Vermählung des Landesfürsten, welche am 21. October zu Wolgast gefeiert wurde, sandte Stralsund 13 in schwarze Sammtkoller und

rothe Atlaswämser gekleidete Trabanten, begleitet von 300 gerüsteten Mannen, welche dem Herzoge im Einzuge und während des Beilagers aufzuwarten bestimmt waren. An der Spitze dieser Ehrenschaar stand der Bürgermeister Dr. Ketel, der Ueberbringer der Brautgeschenke, welche aus zwei zu Nürnberg angefertigten silbernen und stark übergoldeten „Schowern" bestanden.

So gern aber auch die Stadt auf Begehren des Landesfürsten bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten ihre Pracht und Stärke entfaltete, so eifersüchtig wachte sie über ihren Rechten und Privilegien und nahm der fürstlichen Macht gegenüber stets eine selbstständige, jeglichen Uebergriff mit Entschiedenheit zurückweisende und oft an Trotz und Feindseligkeit gränzende Stellung ein. So übersandte z. B. der wachsame Rath zugleich mit jenen Geschenken für die fürstliche Braut eine Protestation, daß er die von dem Herzoge begehrte Ehrengarde „nicht aus Pflicht, sondern aus gutem Willen" geschickt haben wollte, und daß diese Nachgiebigkeit nicht zu Abbruch und Schmälerung der Stadtprivilegien gereichen, auch künftig für keine Gerechtigkeit angezogen werden sollte, laut eines darüber von einem Notarius aufgerichteten Instrumentes.

Da sich Stralsund nicht nur vor allen übrigen Pommerschen Städten durch Größe, Schönheit und Reichthum auszeichnete, sondern auch nach außen hin einen erfolgreichen Einfluß ausübte und nicht selten in wichtigen Zeitfragen den Ausschlag gab, so ist es wol zu begreifen, daß unser Sastrow dem von dort an ihn ergangenen Rufe trotz aller Gegenvorstellungen seiner Verwandten, insonderheit seiner Frau, nicht widerstehn konnte. Denn in der volkreichen und mächtigen Handelsstadt eröffnete sich ihm eine viel ehrenvollere Laufbahn, als dieß in der kleinen Universitätsstadt möglich gewesen wäre. Darum riß er sich nach kurzem Schwanken gewaltsam los und ritt spornstreichs nach dem Sunde. Frau Cathrine, welche durch Bande der Gewohnheit und Liebe zu fest mit Greifswalde verbunden war, als daß sie sich jemals davon trennen zu können glaubte, hatte gedroht, ihrem Manne nicht zu folgen. Nein, lieber wollte sie, wie wir gehört haben, sich in ihrer Vaterstadt eine Bude miethen und sich darin ihren Lebensunterhalt mit Knütten verdienen, als in dem reichen Stralsund in Ansehn und Wohlstand leben. Indes mit dieser Drohung war es so ernstlich nicht gemeint, und Frau Cathrine fügte sich bald. Wo Sastrow zuerst mit seiner Familie ein Unterkommen fand, wißen wir nicht. Später wohnte er in dem in der Fährstraße belegenen Hause seines Vaters, in welchem er sein Leben beschließen sollte. Was aus seinem neuerbauten Hause zu Greifswalde, das Sastrows Schwester im entscheidenden Augenblicke mit ins Treffen führte, geworden ist, darüber fehlt es uns nicht an aller geschichtlichen Kunde. Denn in einem Schreiben vom Jahre 1559 bezeugt der Stralsunder Rath, daß Bartholomäus Sastrow, Stadtsecretär vormals in Greifswald, jetzt in Stral-

sund, seinem Schwager, dem mit Anna Sastrow verheirateten Greifswaldischen Bürgermeister (seit 1559) Peter Froböse den Auftrag ertheilt habe, sein in der Fischerstraße zwischen den Häusern des Jochen Stilow und des Hutmachers Jürgen Roder gelegenes Haus an den Greifswaldischen Bürger Heinrich Schwarz *) zu verkaufen und solches zu Stadtbuche zu verlautbaren. **)

Wir haben den neuen Schauplatz, den Sastrow im Jahre 1555 betrat, im Obigen nur nach seiner Außenseite kennen lernen. Ehe wir zur Darstellung der Rolle schreiten, welche unserm Helden auf diesem Schauplatze zugewiesen wurde, wird es nötig sein, daß wir uns auch das Innere der Stadt, ihre politischen, kirchlichen und socialen Zustände so viel als möglich veranschaulichen.

Kurz vor Sastrows Berufung nach Stralsund war in dem Stadtregimente eine große Veränderung vorgegangen, ohne welche jener schwerlich zum Stadtsecretäre erwählt wäre. Als Sastrow von den Greifswaldischen nach dem Sunde entsandt wurde, um hier jene Klage wider die Söhne des Bürgermeisters Lorbeer vorzubringen, saß dieser „auf der höchsten Staffel seiner Herrlichkeit." Seine und seiner Familie Autorität und Ansehn hatte bis zu jenem Zeitpunkte dermaßen zugenommen, daß sie alles, was ihnen in den Sinn kam, Gutes und Böses, thun und machen, heißen und gebieten konnten, ohne daß jemand es gewagt hätte, sich dawider zu setzen. Selbst die andern Bürgermeister und Rathsherrn fügten sich dem Willen des mächtigen Gebieters und wagten es nicht, ihm in dem geringsten Punkte zu widersprechen, geschweige denn, daß ein gemeiner Mensch den Muth gehabt hätte, dreinzureden und ihm ins Angesicht zu sagen: „tibi hoc non licet facere!" Sein Weib und seine beiden Söhne verrichteten nach ihrem Muthwillen alles, was sie wollten, und erlangten alles, was sie begehrten. Wie fest die Söhne des Bürgermeisters sich in die Alleinherrschaft gesetzt hatten, geht am deutlichsten daraus hervor, daß sie noch nach ihres Vaters Tode das Regiment in der Stadt und den städtischen Gütern eben so zu haben vermeinten, als sie es bei seinen Lebzeiten gehabt hatten. So versichert es uns wenigstens Sastrow, und Berkmann bestätigt uns diese Behauptung durch ein auffallendes Exempel. Als ein ehrsamer Rath ihnen im Jahre 1556 entbot, sie sollten ihr Vieh von der Stadt-Freiheit holen, so verachteten sie diesen obrigkeitlichen Befehl dermaßen, daß sie ihn gänzlich ignorirten. In Folge dessen nahm der Rath fünf Kühe

*) Er war ein Sohn von Andreas Schwarz und Anna Elpen und ein Großsohn von dem oft genannten Carsten Schwarz.

**) Gesterdings Beiträge zur Geschichte der Stadt Greifswald. Seite 184.

von der Weide und brachte sie den Armen zu St. Johannis. Da scheuten sich die verwöhnten Bürgermeisterſöhne nicht, den ganzen Rath in knabenhaftem Trotze für „Kuhdiebe" zu schelten. Sie wurden nun in ihre Häuser gelegt, nicht über den Süll (die Schwelle) zu treten, wie das Stadtrecht es mit sich brachte. Nach kurzen Tagen wurden sie wieder auf das Rathhaus gefordert und von dem Wort haltenden Bürgermeister um der Lästerworte willen angesprochen. Er bedrohte sie mit einer Geldstrafe von 1000 Gulden und befahl ihnen, sich der Sundischen Wiese gänzlich zu begeben. Die Schuldigen wandten vor, „dat se gude brefe hedden vp de wische." Es wurde ihnen geantwortet, zu seiner Zeit wollte man die Briefe besehn und untersuchen, wie sie daran gekommen wären, und dabei blieb es für dasmal. Ließ sich der Rath solchen Trotz noch nach des Vaters Tode von den Söhnen gefallen, wie groß muß die Willkürherrschaft bei „Vollmacht des Alten" gewesen sein! So hoch aber Herr Christof Lorbeer mit den Seinen die Zeit seines Lebens gestiegen war, so tief stürzte er im Hui herunter, und unser Sastrow rühmt sich, daß er den ersten Anstoß zu seinem Sturze gegeben habe. Der kecke Stadtschreiber vom Greifswalde hatte sich nicht gescheut, dem gefürchteten Manne offen ins Angesicht zu sagen, daß seine Söhne wider den Landfrieden gehandelt hätten, und eben dieser Vorwurf des Landfriedenbruchs gieng dem stolzen Stadtregenten so zu Herzen, daß er recht eigentlich ein Nagel zu seinem Sarge wurde. Sastrow versichert, von des Angegriffenen eignem Sohne, Olaf Lorbeer, gehört zu haben, daß sein Vater es wol vertragen könnte, wenn man sagte, er lebte gottlos, wider Gottes Wort und Gebot, und würde derowegen von Gott verstoßen und ewig verdammt werden. Aber daß er wider den kaiserlichen Landfrieden, also wider alle Ehre, gehandelt haben sollte, „summer Gotts Wunnen!" *) das könnte er nicht vertragen, noch dulden und leiden. Bei dieser Gemüthsverfaßung ist es wol begreiflich, daß der eben so heftige als herrschsüchtige nnd ehrgeizige Mann, der sonst auf keinerlei Widersprnch zu stoßen gewohnt war, sich durch Sastrows rücksichtslose Angriffe tötlich verwundet fühlte, und daß er die in voller Rathssitzung erlittene Niederlage um so weniger verschmerzen konnte, als der Versuch, sich an seinem Beleidiger zu rächen, gänzlich fehl geschlagen war. Dürfen wir Sastrow Glauben schenken, so nahm Lorbeer sich „das Wörtlein vom Landfrieden" so schwer zu Herzen, daß er darüber in eine tötliche Krankheit verfiel. Die nächste Folge davon war, daß er sich Schwachheits wegen des Rathsstuhls enthalten, ja in großen Schmerzen, Wehe und Ungemach zu Bett liegen mußte,

*) Ohne Zweifel ein plattdeutscher Ausruf, den der Bürgermeister Lorbeer im Munde zu führen pflegte. Vielleicht so viel als summire, d. h. zähle Gottes Wunder.

während welcher Zeit man niemand zu ihm laßen wollte. Eine weitere Folge seiner Krankheit war dann die, daß der Rath in der Abwesenheit des Gefürchteten freier aufathmete, und, wie es bei fallenden Größen gewöhnlich ist, Lorbeers Macht sank um so rascher, je schrankenloser und unnatürlicher sie zuvor gewesen war. Als sein elender Zustand über die Stadt und im ganzen Lande erscholl, so erzählt Sastrow, da brach herfür, was einem jeden von ihm und seinen Kindern begeguet war, und es wurde offen davon geredet, wie man hausgehalten hätte. So wie seine Gesundheit hinschwand, hörten zugleich die Bestechungen auf, von denen er und seine Familie ihre Pracht gehabt, Bankette und Gastgebote gehalten und üppig gelebt hatten. Wol sandte die Frau Bürgermeisterin noch hin, umsonst, wie sie es in ihres Mannes gesunden Tagen gewohnt gewesen war, holen zu laßen, was sie wollte; es wurde ihr aber geweigert und abgeschlagen. Eines Tages schickte sie einem Grützemacher in der Knepsstraße einige Schweine ins Haus, die er ihr fett machen sollte. Er aber brachte die Schweine wieder zurück, sich entschuldigend, er könnte den Wunsch der Frau Bürgermeisterin nicht erfüllen, weil alles so theuer wäre und ihm der Haushalt selbst schwer fiele. Solche Einwendung nicht achtend erwiederte die Gebieterin ihrer alten Gewohnheit nach, daß ers thun müßte. Da zeigte der Grützemacher mit dem Finger nach der Kammer, worin der kranke Bürgermeister lag, und setzte hinzu: „Nein, Muß liegt dort im Bette!" In solche Verachtung gerieth der von seiner stolzen Höhe Herabgestürzte noch vor seinem Absterben. Endlich unterlag er dem Grame und der Krankheit, nachdem er lange „betresig (bettlägrig) gewesen war, auch in erschrecklicher, langwieriger, viehischer Unmacht gelegen hatte." Er starb am 16. October 1555 und wurde im Chore der Nicolaikirche hart neben Sastrows Mutter und Schwestern begraben.

Kurz vor Lorbeers Tode war ein anderes von den Häuptern des Stadtregiments, der Bürgermeister Nikolaus Steven, von seinem Posten abberufen. Sein Ende, das dem seines Collegen nur zu ähnlich ist, beschreibt uns Berkmann in anschaulicher Weise. Wir wollen den alten Chronikanten in seiner eignen Sprache reden laßen. „Deß sonnauendes vor der Hemmelfahrt Christi (1555) wort geslagen Er Niclaus Steuen mit einer schweren krancheit, dat he stumm wort, sick nicht berogen, nicht spreken konde, nene sinne, nene vornuft noch vorstandt hadde; lach so wol 2 dage. Men sende na dem predicanten Er Johann Niemann; he quam vnd helt em gades wort vor; he sloch van sick vnd wolle dar nicht van horen. He quam wedder tho sinne, leth alle suluer vnd golt siner fruwen halen vnd besach dat vnd both (gebot) sinem knechte, he scholde manck (zwischen) sine Buren riden vnd halen em sine pacht vnd de schuldener alle vthpanden, nemant schonen, vnd ehme bringen. Deß andern dages waß he dot. So starf he ahne godt,

ahne sacrament, ahne bekentniß; alse sin leuent waß, so waß ock sin ende. He dede der stadt groten schaden; dat he vorbeden scholde, dat dede he sulvest; sochte allerwegen sin eigen nutten. He starf deß mandages na vocem jucunditatis (de voste sondach na paschen) anno 1555; nemant waß jdt ledt van allen borgeren."

Als nach Nikolaus Stevens Tode auch Christof Lorbeer dahinfuhr, war Franz Wessel alleiniges Oberhaupt der Stadt, da die Stelle des vierten Bürgermeisters schon längere Zeit unbesetzt geblieben war. Volle 3 Wochen führte Herr Franz allein das Steuerruder. Endlich am Sonntage Martini wurden wenigstens zwei von den drei erledigten Bürgermeisterstellen wieder besetzt. Die Wahl fiel auf den Syndicus Dr. Nikolaus Gentzkow und den obersten Secretär Antonius Lekow. Als der letztere nach wenig Jahren starb, wurden die beiden erledigten Bürgermeisterplätze am 11. Januar 1559 durch Jürgen Smiterlow, Sastrows Jugendfreund, und Joachim Klinkow besetzt. So war die Vierzahl wiederhergestellt, und es saßen lauter „vernünftige Männer" im Regimente. Der Dichter Zacharias Orthus führt sie uns mit folgenden Worten vor: „Franz Wessel ist verehrungswürdig ob greiser Haare. Ihn schmückt Weisheit, viele Jahre hindurch erworben; ihm ist ein langes Leben Lehrerin gewesen; er verdient gelobt zu werden, weil er die Diener des heilsamen Worts der Liebe werth hält. Diesem zunächst folgt in der Reihe der berühmte Bürgermeister Gentzkow, den seine gepriesene Kenntnis des Rechts berühmt und hohen Fürsten angenehm macht. So oft er seiner beredten Zunge Zügel löst, feßelt er mit süßer Rede die versammelten Väter. Und wer könnte dich wol stillschweigend übergehn, Georg, du glänzender Stern des Smiterlowschen Hauses, du Freund der Gerechtigkeit und Bewahrer des Rechts, hervorragend durch Geist und gewichtvoll (gravis) durch Frömmigkeit, der du die Jahrbücher voll siehst von deinen Verwandten und die höchsten Ehrenstellen deiner Vaterstadt als ein Familienerbe bekleidest? Auch du, durch gleiche Tüchtigkeit deines Geschlechts ausgezeichneter Joachim Klinkow besteigst als Bürgermeister den edlen Rathstuhl und kommst gleich an Tugend den Vätern und dem berühmten Senate, reich an Rath und an Gütern der Muse." So war also das Stadtregiment von Stralsund um diese Zeit nicht übel bestellt. Aber so guten Willen auch die regierenden Herrn haben mochten, dennoch sahen sie sich vielfach durch eine zügellose Oppositionspartei gehemmt und waren oft nicht im Stande, ihre Beschlüße mit Nachdruck durchzuführen. „Dat stadtregiment steit ock bister (dunkel) vnd wunderlich noch tho," schreibt Berkmann im Jahre 1556, und drei Jahre später sagt er von den beiden neugekornen Bürgermeistern: „Se werden wol graw, scholen se leuen, so lange jdt thom Sunde gut wert!" Was sich der Rath alles von den Söhnen des verstorbenen Bürgermeisters

Lorbeer, die noch immer einen starken Anhang hatten, gefallen laßen mußte, davon ist bereits oben eine Probe mitgetheilt.

Aehnliches berichtet Gerhard Hannemann in seinem Memorialbuche. Im Jahre 1565, schreibt er, wurde des bekannten Bürgermeisters Lorbeer unruhiger Sohn Olaf Ende Aprils in den blauen Thurm gesteckt, mußte aber schon nach wenigen Tagen wieder losgelaßen werden. Und zwar war dieser Vorfall, wie Hannemann ausdrücklich hinzusetzt, „mit großem Aufruhr" verbunden. Im folgenden Jahre erstach derselbe Olaf Lorbeer mit einigen Kumpanen einen fremden Schreiber, ohne daß der Berichterstatter von einer Bestrafung der Schuldigen etwas zu sagen wüßte. Solche Vorkommnisse sind allerdings Symptome einer bedenklichen Schwäche des Stadtregiments, und man muß Berkmann Recht geben, wenn er behauptet, daß es dunkel damit zugestanden habe.

Nicht viel beßer sah es mit dem Kirchenregimente aus. Zwar fehlte es der Stralsunder Kirche nicht an einzelnen tüchtigen Geistlichen; wol aber gebrach es ihr an einer ausgebildeten kirchlichen Ordnung und an einer obersten Kirchengewalt, welche der Geistlichkeit in schwierigen Fällen einen festen Rückhalt gewährt hätten.

Gleich im Anfange der Reformation, als die ersten stürmischen Tage kaum vorüber waren, hatte der Rath eine Kirchen- und Schulordnung publicirt, durch welche die drohende Bewegung in ein bestimmtes Bett geleitet wurde. Allein diese Producte des Augenblicks, so manches Gute sie auch enthalten mochten, waren doch bloße Nothbehelfe, welche nur das augenblickliche Bedürfnis befriedigten, ohne auf die Dauer zur Gestaltung eines gesunden kirchlichen Lebens auszureichen. Während nun die übrige Landeskirche ihre Ordnungen und Einrichtungen weiter bildete, blieb man in Stralsund bei jenen dürftigen Anfängen stehen*) und setzte dadurch das Kirchenwesen den größten Gefahren aus. Weil nämlich der Rath, eifersüchtig auf seine Privilegien, dem fürstlichen Generalsuperintendenten keinerlei Befugnisse über die städtischen Gemeinden zuerkannte und ihm das Recht der Visitation und Ordination hartnäckig absprach, so fanden auch die von den Landessynoden entworfenen und acceptirten Kirchenordnungen in Stralsund keinen Eingang und die Kluft zwischen der dortigen Geistlichkeit und der übrigen Landeskirche, wurde immer größer. In ihrer isolirten Stellung geriethen nun aber die Stralsunder Geistlichen in eine drückende Abhängigkeit von dem weltlichen Regimente und mußten sich in den wichtigsten kirchlichen Fragen der Entscheidung

*) Johann Knipstrows Kirchenordnung vom Jahre 1555 füllt nur einige Blätter und ist zu dürftig, als daß sie als eine Weiterbildung in Betracht kommen könnte.

des Rathes unterwerfen. Ohne ausgebildete kirchliche Ordnung, ohne Rückhalt an einem größern Ganzen waren sie nur zu oft der Willkür politischer Parteien preisgegeben. Diese unselbstständige Stellung mußte natürlich lähmend auf die Führung des geistlichen Amtes zurückwirken. Dazu kam, daß nach dem mächtigen Aufschwunge, welchen das kirchliche Leben im zweiten Viertel des Jahrhunderts genommen hatte, eine große Ermattung und Abspannung erfolgt war. Die Reformation hatte zwar überall neue Keime geweckt und frisches Blut in Umlauf gesetzt; aber sie hatte auch viele böse Geister entfesselt, welche sich zuvor nicht ans Licht gewagt hatten. Mit der äußern Verfaßung und Ordnung der alten Kirche waren auch in den Herzen die Grundlagen eines gesunden kirchlichen Lebens, Pietät und Autorität, vielfach erschüttert, und manche, welche zuvor noch durch die Satzungen der alten Kirche in Schranken gehalten waren, überließen sich nun unumschränkt den Lüsten ihres Fleisches. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn wir in dieser Zeit vielen Klagen über die Sittenlosigkeit und Zuchtlosigkeit des großen Haufens begegnen.

In Stralsund fand jene falsche Freiheit, welche schon in den Wiegentagen der Reformation so vielfach zum Deckmantel der Bosheit gemacht wurde, einen besonders empfänglichen Boden. „Es lebt in Stralsund," sagt ein gleichzeitiger Chronikant*), „ein übermüthiges, zügelloses Geschlecht, also daß die Stadt mehr Gefahr von inwendigen Meuterern, als von auswendigen Feinden hat und zu besorgen ist, daß es einmal ihr endlicher Untergang sein wird, so nicht ein andrer Rath dazu gefunden wird." Dem entspricht es völlig, wenn die Stralsunder Prediger M. Joh. Stüblinger und M. Nikolaus Vicke in ihrer Rechtfertigungsschrift, welche sie im November 1559 an die Greifswalder Synode richteten, über die große Sorge, Fahr und Mühe klagen, welche sie zum Sunde mehr als anderswo täglich ausstehn müßen mit Schwärmern, Wiedertäufern, Sacramentirern, Zauberern, Dieben, Mördern, Beseßenen und Kranken, und wenn sie hinzusetzen, daß sie mit unzähligen andern Lasten, Feinden und Anstößen beladen seien. Ein Jahr später trugen die 7 Lehrer beim Rathe darauf an, daß ein Geländer um ihre Wohnungen gezogen würde, damit sie desto sichrer sein möchten. „Sonst könnte man leicht zu Scherze kommen, weil gegen dem Kloster viel Krüge sind und des Abends viel trunkene Leute hier durchgehn." In demselben Schreiben dringen die Lehrer darauf, daß eine unzüchtige Weibsperson, welche hart vor der Klosterthür in einer Bude wohne und der Vermuthung Raum gebe, daß sie gegen den Winter mehr ihres Ordens zu sich nehmen möchte, ausgetrieben werde. Das sind düstre Züge im Sittengemälde jener Zeit.

---

*) Pomerania Seite 439.

Noch erschrecklicher tritt uns das Bild derselben entgegen, wenn wir aus Gerhard Hannemanns Memorialbuche, welches die Jahre 1554 bis 1587, also einen Zeitraum von 33 Jahren umfaßt, zusammenstellen, wie viele und welche Verbrecher innerhalb dieses Zeitabschnittes zur öffentlichen Rechenschaft gezogen wurden. Es wurden im Laufe jener 33 Jahre 21 Personen gestäupt, darunter auch eine Dirne, welche einen Prediger auf offener Straße gescholten hatte; 89 Personen wurden verwiesen, theils auf einige Jahre, theils auf Lebenszeit, darunter ein Sacramentsverächter, Einer, der seine Frau erstochen, Einer, der seine leibliche Mutter geschlagen, und mehre Mägde, die sich an ihren Herrinnen vergriffen hatten. Außer diesen 89 Personen, welche mit einfacher Verbannung bestraft wurden, wurden noch 27 andre ausgewiesen, die zugleich den Staubbesen bekamen, Buhlerinnen, Ehebrecher, Blutschänder, Zauberer und dergleichen. Einer Dirne, die einer andern übel nachgeredet hatte, wurden zugleich Schandflaschen um den Hals gehängt. Selbstrache war in jener Zeit etwas ganz gewöhnliches.

Die Befriedigung derselben wurde dadurch erleichtert, daß jedermann mit einem Seitengewehre (Pock, Taßhaken), oder wenigstens mit einem großen Messer bewaffnet war. Die Folge davon war, daß jede Kleinigkeit die Veranlaßung zu blutigen Schlägereien wurde und Mord und Todschlag an der Tagesordnung waren. Wurde man mit Worten beleidigt, oder gar thätlich angegriffen, so glaubte man sofort blindlings dreinschlagen zu dürfen. Als Werkzeug, womit man dem Gegner unter dem Vorwande der Notwehr zu Leibe gieng, gebrauchte man in Ermangelung einer eigentlichen Waffe das erste beste Instrument, das sich darbot, eine Axt, ein Handbeil, einen Spaten, einen Dreschflegel oder dergleichen. Innerhalb der gedachten 33 Jahre verloren in der Einen Stadt Stralsund nicht weniger als 167 Personen auf diese Weise das Leben, von denen 1 gewürgt, 6 totgeworfen, 10 erschoßen, 68 erstochen, 82 erschlagen wurden.

„Anno 1564 wurde in dem Schmiedekruge am neuen Markte ein Schmiedeknecht erstochen. Des Erstochenen Geselle hat den Thäter alsbald wieder erstochen. Ultimus homicida ist in dem Hause, da der Doppelmord geschehen, betroffen, gefänglich eingezogen und alsbald auf ein Rad gelegt." Die Criminaljustiz, welche nach der von Karl V. im Jahre 1532 publicirten Carolina verfuhr, war überaus schnell, und der Büttel jener Tage mußte Schwert, Rad und Strang viel häufiger anwenden, als in unsrer verweichlichten Zeit, in welcher man es in grausamer Milde vorzieht, Tausende und aber Tausende von Menschen, denen der Tod von Henkershand Wolthat und vielleicht ewige Rettung wäre, in sogenannten Zuchthäusern dem sichern Verderben entgegensiechen zu laßen. Von 1554 bis 1587 wurden in Stralsund 46 Menschen gehängt, meist Diebe, besonders Pferde-, Kuh- und

Gänsediebe; 38 wurden geköpft, Räuber, Mörder, Ehebrecher, Bigamisten und Brandstifter; 18 gerädert („geradebrakt," oder „vp dat rat gestöt"), meist Mörder und Kirchendiebe.

Im Jahre 1564 wurde dem Vatermörder Heinrich Geltzow die Strafe des Rades noch dadurch erhöht, daß er zuvor mit heißen Zangen gezwackt und dann von unten auf gerädert wurde. Sieben Personen wurden innerhalb des genannten Zeitraumes lebendig verbrannt, Zauberer, Falschmünzer und Kindesmörder. Eine Kindsmörderin wurde ersäuft. Der Büttel fuhr mit der in einen Sack gesteckten Delinquentin auf den Strom zwischen Stralsund und Rügen, wo er die Unglückliche erst mehre Male, bald kürzere, bald längere Zeit, niedertauchte, ehe er sie ganz in das kalte, feuchte Grab hinunterstieß. Zwei Diebinnen, welche um weiblicher Zucht willen nicht gehängt werden konnten, wurden lebendig begraben.

Ziehen wir aus den obigen Angaben das Facit, so wurden in einer Stadt von etwa 33 Tausend Einwohner in einem Zeitraume von eben so vielen Jahren im Ganzen 112 Personen öffentlich hingerichtet, also jährlich im Durchschnitt mehr als 3. Auf 10,000 Menschen kommt jährlich eine Hinrichtung. Zuweilen wurden die Todesstrafen massenweise vollzogen. So wurden einmal zu gleicher Zeit Vater, Sohn und Schwiegersohn gehängt. Ein ander Mal litten 3 Diebe zusammen dieselbe Strafe. Im Jahre 1554 wurden an Einem Tage fünf Räuber enthauptet.

Nach diesen Proben wird man es begreiflich finden, wenn ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber über die Entsittlichung und das um sich greifende Verderben laute Klage führt. „Es ist seit der Zeit" (der Reformation), sagt er, „eine große Veränderung aller Sachen geworden, gegen vorige Andächtigkeit Ruchlosigkeit, gegen Mildigkeit Beraubung der Gotteshäuser, gegen Almosen Kargheit, gegen Fasten Fraß und Schwalch (Schwelgen), gegen Feiern Arbeit, gegen die feine Zucht der Kinder Mutwillen und Ungezogenheit, gegen Ehr der Priester große Verachtung der Prediger und Kirchendiener, also daß man billig sagen möchte, daß sich die Leute am Evangelium mehr geschlimmert denn gebeßert hätten. Aber es muß so sein, denn es ist der Menschen Art so in Gottes Sachen, daß sie allewege das Widerspiel halten. Da sie den alten Misbrauch verstanden, begehrten sie den rechten Gebrauch zu haben; nun meinen sie, es sei ihnen frei zu thun, was ihnen bedünket bequem sein, und kehren also die christliche Freiheit zu ihrem Mutwillen und Geiz." *)

Sind die bisherigen Mittheilungen geeignet, uns ein Bild von der Zerrißenheit und Zerfahrenheit der Stralsundischen Zustände in der zweiten

*) Pomerania S. 410.

Hälfte des 16. Jahrhunderts zu gewähren, so fehlte es andrerseits auch nicht an hellen Lichtstreifen, von denen die schwarzen Schatten durchbrochen wurden, und es wäre einseitig und ungerecht, wollten wir die erfreulichen Erscheinungen verschweigen oder zudecken. War auch die große Menge verwildert und entsittlicht, noch lebten viele von jenen ernsten Männern, welche in den Tagen der Reformation mit reiner Begeisterung um die höchsten Güter des Lebens gerungen hatten und im Kampfe geläutert und gestält zu innigem Glauben und praktischer Frömmigkeit hindurchgedrungen waren. An ihrer Spitze stand Franz Wessel, der älteste Bürgermeister der Stadt, den wir schon oben als einen Freund und Beschützer der Geistlichkeit haben preisen hören. Hatte er einst in aufgeregter Zeit vielleicht mit einseitigem Eifer die Verscharrung der Heiligenbilder geleitet und wenig großmüthig an den schutzlosen Nonnen seinen Spott ausgelaßen, so war er nun in ruhigeren Jahren ein um so treueres Glied der erneuerten Kirche und ein großer Liebhaber der gereinigten Lehre. Der scheelsüchtige Berkmann nennt ihn den „Pfaffenbürgermeister," der alles gethan habe, was ihm die Pfaffen, d. h. die evangelischen Geistlichen, Berkmanns frühere Collegen, sagten, „jdt waß guth edder böße, nutte der stadt edder nicht." Schon im Jahre 1549, als seine Schwester Barbara starb, hatte sich Franz Wessel einen Sarg machen laßen, der am 4. October in sein Haus gebracht wurde. Hier ließ ihn der gottselige Herr neben seinem Bette aufhängen, wo er die ganze Zeit seines Lebens hängen blieb, und warf einen Zettel hinein, den er eigenhändig mit folgenden Worten beschrieben hatte: „Psalm 90: HERR lere vns bedenken, dat wy sterven möten, vp dat wy klock werden.

Dyth Huß hebbe ick my laten buwen,
Vorhape ydt werdt my nicht geruwen.
Dat mach my nicht werden vorkert,
Dat 49. jar hefft ydt my gelert.
De tydt löpt we water darhen,
Unse jar schwygendes dar van,
Wy können vnse Dage nicht vpholden,
Als man Perde mit thömen kan auerwolden.
So arm vnd elende ys dyt leuen,
Dat wy in fruchten des Dodes schweuen.
Vnde ock de Fründe van vns wyken,
De Doth heimlick deith tho schlyken.
Dar tho helpet mannigerley Kranckheit,
Entlick mit vns de Dodt thom graue geyt."

Franz Wessel starb erst am 19. Mai 1570, nachdem er schon Jahre lang gelitten hatte. Sein Biograph erzählt: „Syner schwackheit leth he sick mit worden gar weinich mercken, besonder laß na older gewanheit da-

gelykes in der Bibel edder in den Thomis Lutheri vnde syner Confession vorwandten. Na Middage lede he sick eine stunde lanck nedder vp de banck; na der rowe (Ruhe) laß he wyder (weiter) bet tho negen des auendes, so gink he tho bedde. Anno 1569. Julij 5. was her Frans Wessel lestmals in S. Jacobs Kercke; darna moste he syner swackheit haluen im huse blyuen. Anno 1570. Aprilis 25. des morgens twischen 7. vnd 8. belede sick des Börgermeisters frowe Margreta in der Kemmelade*) vnd wart an eren benen vnde armen geröret (gelähmt), dat man se gelykest einem kinde vp vnde van dem bedde dregen moste. Darumme bat se offtmals mit hertzlickem süfftende (Seufzen): O Jesu, erbarme dy myner, körte myne pyne, help my van disser plage! Aprilis 26. des morgens tho 8. entsenck se dat Sacramente van dem hern Paulo Stüblinger, in gegenwerdicheit eres söns Hans Wessel, syner frowen, kinder vnde naber. Maij 11. Donnerdages vor Pingesten, tho eluen des Middages, auer der malteidt, belede sick der Börgermeister her Frans Wessel in der Dornse vnde wardt an der luchter (linken) syde geröret. Maij 12. twischen 6. vnd 7. entsenck he mit hertzlikem beger dat Sacramente van gemeltem Stüblinger. Vnde antwordede vp de gemeine Fragestücke synes Christlyken gelouens disser gestalt: her Börgermeister gy bekennen, dat gy wedder Godt gesündiget hebben mit gedancken, worden vnde wercken? Antwordt: Ja, dat ys war vnde gewisse. Gy gelöuen, dat Godt, juwe schepper, erlöser vnd tröster, sy gnedich, barmhertich, wahrhafftich? Antwordt: Ja, dyt moste vor Godt ein schelm vnd bösewicht wesen, wer dat nicht gelöuede. Gy werden am Jüngsten dage wedder vpstahn vnde in ewicheit leuen by Godt dem Vader, Söne vnd hilligen Geiste, by allen hilligen Engelen, Patriarchen, Propheten, Aposteln, Martelern vnde by juwen Voröldern, Fründen? Antwordt: Ja, wy hören hyr nicht tho Huß, wy syn man Geste, eine kleine tydt. Des byn ick vorsekert dorch Gades wordt, dat ick gantze 47. jar flytich gehöret, gelesen vnd befordert hebbe. Wenn he gefraget wardt, wes he begerde? gaff he dyt gemeine antwordt: De gnade Gades. Maij 18. des Donnerdages im Pingsten tho 2. na middage hoff syn frowe an mit dem dode tho strydende. Ein verndel na 10 des auendes gaff se eren geist vp, am 76. jar eres olders. Doch beheldt se im dode ere natürlyke farwe, welkes vellichte disser orsake haluen wol tho merckende ys, dat se vor 59 jaren an demsülugen dage Herr Frans Wessel erstmals an syne syde gesettet worden. In der Dornse fragede D. Ketel: obiit Mater? vnde her Stüblinger, welcker by er geweseu, antwordede: Iam obiit. Daruth vormerckede herr Frans Wessel, dat syn frowe gestoruen were vnde hoff an, mit merckliker groter beweginge synes lyues, ane jennigerley jnrede, mit dem dode tho kampende.

*) Vergleiche die Note auf Seite 49.

Darumme begerde D. Ketel, dem Börgermeister soldes apenbar anthotögende, dat he sick ehrer nicht mehr bekümmern mochte. Vnde M. Samuel sprack tho em, vdt were sehr gude tydinge, wenn man hörde, dat syne kinder vnd fründe wol weren, jnsonderheit by vnserm Heren Gade: also scholde sick de Börgermeister ock nicht bekümmern, wenn he erföre, dat syne leue Hußfrowe van disser werldt gescheiden were in dat Hemmelsche Paradiß, dar wy alle hen gehören. De Börgermeister antwordede: Ach neen, vdt ys gudt, Here, dyn wille gesche, löse vns van allem öuel! Maij 19. des Middages na 10. wardt he vth dem bedde vpgehauen; darauer vill he in solcke amacht, alse wenn he Seeltagede; doch entwarp he sick wedder binnen einem verndel der stunden. Tho 5 des auendes hoff he wedder an, mit dem dode tho ringen vnde entwarp sick noch ein mahl, vnder dem Gebede des Gelouens vnd Vader vnses. Na 6. hoff he wedder an, na synem ende tho arbeidende. Tho 7. gaff he synen geist vp, am 82. jare synes olders."

Das war ein beneidenswerthes Ende! Franz Wessels Tod war seines thatenreichen Lebens würdig, schwer und arbeitsvoll und doch leicht und selig, das Gegenstück zu dem oben geschilderten Ende des Bürgermeisters Nikolaus Steven. Zwar sank mit dem Altbürgermeister der letzte hervorragende Repräsentant jenes Geschlechtes, welches an der Durchführung der Reformation einen thätigen Antheil genommen, ins Grab. Aber starben auch die Zeugen und Beförderer der Reformation allmälig dahin, die Reformation selbst blieb unverloren. War auch manches edle Samenkorn, das sie ausgestreut hatte, erstickt, waren auch viele Keime und Blüthen, die sie hervorgetrieben hatte, verwelkt und verdorrt, dennoch hatte auch die nachreformatorische Zeit ihre Früchte aufzuweisen. Derselbe Geschichtsschreiber, dessen Klage über die zunehmende Entsittlichung wir oben vernommen haben, versetzt seine düsteren Farben mit folgenden hellen Pinselstrichen: „Es sind noch viele christliche Biederleute, die Gottes Wort mit aller Andacht und Fleiß aufnehmen und handhaben, den Kirchendienern und Armen nach allem Vermögen helfen, und ist jetzt eine sonderlich feine Lust, bei den gottesfürchtigen Leuten zu sehen, wie gar ehrlich ihre Kinder in Gottesfurcht erzogen werden, wie hübsch sie ihren Katechismus wißen beide von Wort zu Wort zu erzählen und auch fein reinlich auszulegen, wie züchtig Knäblein und Mägdlein zu Tische beten und darnach das Gratias lesen (?), des Abends, wenn sie zu Bette gehn, ihre Segen und Gebete sprechen, desgleichen des Morgens, wenn sie aufstehn. Und ist die Wahrheit, daß jetzund ein klein Kind von acht oder neun Jahren beßer Unterricht seines Christenthums hat und weiß, denn zuvor die Alten, auch die Pfaffen selbst nicht gewußt haben."

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Sastrows Conterfey. Sein Auftreten in Stralsund. Er wird Rathsherr und folgends Bürgermeister. Seine Beziehungen zur Schule und zur Wißenschaft. Seine öffentlichen Geschäfte und politischen Missionen. Kriegerische Unruhen. Sastrows Theilnahme an den Friedensverhandlungen. Rubrikenbuch und Kornhaus. Sastrows Besoldung. Seine Lebensweise und seine Vermögensverhältnisse.

Als Sastrow den neuen Schauplatz betrat, auf welchem er beinahe ein halbes Jahrhundert lang walten und wirken sollte, war er 35 Jahr alt. Er stand also damals in der Blüthe der Jahre und im Besitze voller Manneskraft. Sein Conterfey, wie er uns selbst oben (Seite 244) erzählt hat, hatte die größte Aehnlichkeit mit dem des berühmten Bürgermeisters von Straßburg, Jacob Sturm, der uns als eine stattliche Figur beschrieben wird. Mit einem imponirenden Aeußeren begabt, gesund und kräftig an Leib und Seele, strebsamen Geistes und voll männlichen Muthes, stürzte sich unser Held in das Getriebe der mächtigen und volkreichen Handelsstadt. Wie hätte es ihm da nicht gelingen sollen, seine Vorzüge geltend zu machen und einen hervorragenden Platz zu erobern? So wie wir Stralsund im vorigen Kapitel haben kennen lernen, ließ es sich kaum anders erwarten, als daß der erfahrne und gewandte Geschäftsmann auf diesem Boden bald eine einflußreiche Stellung einnehmen würde. Andrerseits werden wir uns aber auch nicht wundern, wenn wir ihn in seinem hohen Alter klagen hören, daß er zum Sunde recht in des Teufels Badstube gekommen sei, darin er nunmehr ganze 40 Jahre lang ziemlich heiß gebadet habe.

Kaum sieben Jahre hatte Sastrow in seiner zweiten Vaterstadt das ihm übe tragene Amt eines Stadtsyndicus und Protonotars verwaltet, als er in den dortigen Rath eintrat. Es war am 7. Januar *) 1562, als Georg

*) Die Wiederbesetzung erledigter Rathsstellen geschah nach alter Gewohnheit am Mittwoch nach h. Dreikönige, also immer zwischen dem 7. und 13. Januar Dieser Tag heißt auch der Etting, weil an ihm die Bursprake öffentlich vom Rathhause verlesen wurde.

Moller, Bartholomäus Sastrow, Dankwart Hane und Joachim Tode gleichzeitig zu Rathsherrn vorgeschlagen, vom Rathe approbirt, in der Bursprake verkündigt, zu Rathe gefordert, vereidet und locirt wurden. Sastrow war unter den neuerwählten Rathsgliedern der zweite. Doch „ward für gut angesehn, daß man ihn dem Georg Moller präferiren sollte, dieweil er bereits etliche Jahre zu Rathe gewesen," d. h. als Stadtsyndicus an den Rathsverhandlungen Theil genommen hatte, ohne jedoch wirkliches Mitglied des Rathes zu sein. *) Aus diesem Grunde wurde ihm also bei der Dislocation unter den vier neuen Rathsherrn der erste Platz zugewiesen. Seine Ernennung erfolgte auf Vorschlag des Bürgermeisters Georg Smiterlow durch den Bürgermeister Gentzkow, der ihn auch nach Beendigung des Wahlactes nach Hause begleitete und ihm darauf als Ehrengeschenk einen Hasen sandte, während der zuerst genannte Georg Moller mit einem Stübchen Malvasier bedacht wurde.

So saß Sastrow nun selbst als Mitglied in der hohen Versammlung, vor der er einst als fremder Gesandte so bittre Wahrheiten ausgesprochen hatte. Daß er nicht von allen Rathsherrn mit offenen Armen aufgenommen wurde, läßt sich denken; denn die Lorbeersche Partei, welche er einst mit seinen scharfen Worten verletzt hatte, war noch nicht ausgestorben. Wie feindlich noch immer einige Mitglieder des Raths gegen ihn gesinnt waren, geht daraus hervor, daß ihn mehre seiner neuen Collegen „mit der üblichen Glückwünschung vorbeigiengen." Doch scheinen ihm beim Antritte seines neuen Amtes keine weitern Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu sein, und seine Feinde und Neider konnten es nicht verhindern, daß er bald unter den Vätern der Stadt eine hervorragende Stellung einnahm. Wie wenig man seiner Tüchtigkeit und seinen Verdiensten die gebührende Anerkennung versagte, sollte sich im Jahre 1578 zeigen. Da nämlich zwei Bürgermeisterstellen neu zu besetzen waren, so wurden Dr. Ketel und Bartholomäus Sastrow gleichzeitig zu diesem ehrenvollen Amte berufen.

Als Syndicus und später als Rathsherr und Bürgermeister wurde Sastrow mit mancherlei öffentlichen Geschäften betraut, zu denen er vermöge seiner wißenschaftlichen Bildung und seines practischen Geschicks vor andern befähigt war. Indem wir hier alles zusammentragen, was uns die Geschichte von seiner verschiedenartigen Wirksamkeit aufbewahrt hat, stellen wir billig seine Theilnahme an der Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens oben an.

---

*) Eigentliche Mitglieder des Rathes waren nur die Bürgermeister und Rathsherrn. Die Syndici, obwol ihrem Range nach sogleich den Bürgermeistern folgend und den übrigen Rathsherrn vorangehend, werden nur als Beamte des Raths angesehn und haben nur eine berathende, keine entscheidende Stimme. Sie sind Rechtsconsulenten, de Senatu, nicht ex Senatu.

Im Jahre 1559 faßte nämlich der Rath den Entschluß, die bisherigen drei Kirchschulen in Eine zusammenzuziehen. Zum Schullocale sollte das Kathrinenkloster eingerichtet werden. Schon im folgenden Frühjahre war der Bau vollendet, und die neue Schule konnte eröffnet werden. Da der Magistrat dieselbe gegründet hatte, so wählte er aus seiner Mitte eine Schulbehörde. Er war also in Einer Person Patron und Oberaufseher der Schule, während er der Geistlichkeit nur eine berathende Stimme bei den Einrichtungen der neuen Anstalt zuerkannte. Am letzten Mai 1560 wurden die Rathsmitglieder Nik. Gentzkow, Joh. Staneke und Joachim Nechelin zu Schulinspectoren erwählt. Diesen 3 Männern wurde unser Sastrow gewißermaßen als Schatzmeister des Schulfonds oder als Zahlmeister der den Lehrern ausgesetzten Gehalte beigeordnet. Von ihm findet sich auch in dem sogenannten Rubrikenbuche folgender Bericht über die Stiftung der neuen Anstalt: „Anno 1560 hefft ein erbar radt alle scholen, lateinisch vnd dudesch, in ein getagen; tho den lateinischen VII scholemeister vnd gesellen, dar under drey magistrj artium, vnd densuluigen VII jarlich stander (stehender) besoldunge 300 fl. verordnet, vnd solck ein einiche schole, den sonnauent in der paske weke, so dar was der twintigste Aprilis tuscken (zwischen) 8 vnd 9 vor middage dessuluigen 60. jares, ein gantz vollenkamen radt mit allen hern predicanten vnd vele vornemesten borgern in S. Cathrinen kloster solenniter jngefüret." Schon am Schluße des ersten Quartals besuchten die drei Inspectoren in Sastrows Begleitung die Schule, um die Gebrechen und Mängel derselben zu untersuchen und den Lehrern ihren Gehalt auszuzahlen. „Eodem die," so schreibt der Protoscholarch, Dr. Gentzkow, unterm 29. Juni 1560 in seinem Tagebuche, „was ick mit hern Johann Staneken, Jochim Nechline vnd Bartolomeo Sastrow to S. Kathrinen jn der scholen, examinerden sie erer gebreke haluen vnd geuen einem jedern sien qwartalgeld." Zur Heizung sowol der Schulzimmer, als auch der Lehrerwohnungen, mußten die Schüler ein geringes Holzgeld zahlen, wofür der Holzbedarf gekauft wurde. Am 6. November 1561 kamen nun zwei von den Schulgesellen und brachten dem Bürgermeister Gentzkow das gesammelte Holzgeld, 26 Gulden und 1 Mark, mit der Bitte, daß er dasselbe annehmen und dagegen verschaffen möchte, daß sie ihr rückständiges Quartalgeld bekämen, welches wahrscheinlich zurückbehalten war, weil der Rath den Lehrern das Geld zum Einkaufen des Holzes vorgeschoßen hatte. Gentzkow nahm das Holzgeld an und versprach den Lehrern, für die Erfüllung ihres Wunsches Sorge zu tragen. Schon am nächsten Tage konnte er folgende Notiz verzeichnen: „Den 7. hujus leth ick Bartholomeus Sastrow to mi kamen vnd handelde so vele mit em, dat he dat gesammelde holtgeld annham vnd mi lavede, den scholgesellen ehr lon to entrichten." Unterm 8. November heißt es weiter: „E. D. sende Bartholomeus Sastrow mi der scholgesellen hinderstellig Quartalgeld vp Michaelis bedaget (fällig) mit

dem Register." Ferner unterm 2. Januar 1562: „E. D. heb ick den Rectorem scholae mit alle sinen gesellen to mi gefordert, vnd als sie gekamen, heb ick herrn Johann Staniken, hern Jochim Nechline vnd Bartholomeum Sastrowen bi mi gehat vnd jn derer gegenwerdicheit den gemelten scholgesellen eines erbaren rades meininge vnd befehl berichtet, vnd na geboreter jnrede einem jedem sien vordiente quartalgeld durch Sastrowen geuen vnd sie dorch ehre handschrift quietiren laten." Hatte Sastrow, so lange er Syndicus war, vorzugsweise die Schulgelder unter Händen, so scheint er bald nach seiner Aufnahme in den Rath in die Schulbehörde selbst eingetreten zu sein. Wenigstens berichtet Dr. Gentzkow schon unterm 28. September 1562, daß er mit Herrn Joachim Klinkow und andern Rathspersonen in der neuen Schule gewesen und mit angehört habe, wie Herr Bartholomäus Sastrow den neuen Rector, Magister Nikolaus Strohkranz*), mit einer lateinischen Oration instituirt habe.**) Was sich sonst im Gentzkowschen Tagebuche noch über Sastrows Wirksamkeit auf dem Gebiete der Schule findet, ist dieses; „E. D. (10. April 1563) hadde ick hern Bartholomeum Sastrow bi mi vnd beuol eme, mit dem Rector der Scholen vnd sinen gesellen ernstlick to reden, dat id chor mit guden gesengen wol vorgesehen vnd keine confusiones gemaket wurden." Ferner: „11. hujus hadde wi den leuen osterdag, dar nichts anders den allein choral gesungen ward, lahm genug.***) Des mondages in den ostern (12. April) upme nien gemake berichtete her Bartholomeus Sastrow, wo sick Tydeus gegen em vnd dem Rectori in sinem Huse, do he en affgelouet, geschicket; jtem wo schimpflick Joch. Otto vp des rectoris angeuen vnd clagen geantwordet; darup den geslaten ward, dat Tydeus stracks

---

*) Nikolaus Strohkranz war um 1536 in Stralsund geboren. Im Herbst 1554 bezog er die Universität Wittenberg und wurde 1559 zum Conrector des Pädagogiums in Bremen berufen. Als Hardenberg hier den bekannten Sacramentsstreit erhob, trat ihm Strohkranz mitsamt seinem Rector David Ziegenhagen als echter Lutheraner kräftig entgegen. Weil er aber den Sieg der Hardenbergschen Partei ahnte, verließ er Bremen und kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er der Nachfolger des ersten unglücklichen Schulrectors Lorenz Wydemann wurde. Im Jahre 1565 nahm er eine Predigerstelle an der Marienkirche zu Lübeck an, wo er im blühenden Mannesalter 1566 an der Pest starb.

**) Da Sastrow noch als Rathsherr eine Zeit lang das Syndicat verwaltete, so führte er den Rector vielleicht in seiner Eigenschaft als Syndicus ein. Die Einführung des Rectors, schreibt Dr. Zober, geschah und geschieht noch jetzt durch den Syndicus.

***) Eine für die Hymnologie beachtenswerthe Notiz!

vorloff hebben scholde; und Otten scholde die Rector ock macht hebben to uorlouen."

Wie sehr Sastrow die gelehrte Bildung schätzte und wie eifrig er bemüht war, das Studium der Wißenschaften auch in Stralsund zu fördern, geht aus einem Antrage hervor, den er am 30. November 1565 im Rathe stellte. Da nämlich der berühmte Theologe und Geschichtsschreiber Dr. Chyträus zu jener Zeit der Stadt Stralsund einen Besuch abstattete, so suchte Sastrow ihn für immer zu feßeln und beantragte deshalb, ihn pro lectore theologiae zu berufen. Der Rath gieng auf Sastrows Vorschlag ein. Nicht aber Dr. Chyträus, welcher es vorzog, wieder nach Rostock zurückzukehren. Daß Sastrow sich auch selbst fortgesetzt mit den Wißenschaften beschäftigte, dafür scheinen folgende kleine Züge zu sprechen. Unterm 24. Juli 1560 berichtet Dr. Gentzkow, daß er durch Sastrows Vermittlung eine gedruckte Historie von Philipp Melanchthons Krankheit und Sterben aus Wittenberg bekommen habe, und noch 20 Jahre später finden wir Sastrow selbst beim Ankaufe eines Buches. Als nämlich der schon oben erwähnte Dichter Zacharias Orthus im Jahre 1579 in dem benachbarten Barth gestorben war, kaufte der Magistrat die hinterlaßenen Bücher desselben an. Die für jene Zeit nicht unbedeutende Sammlung bestand aus 112 Bänden, von denen die juristischen der Kanzlei verblieben, die übrigen aber der Schulbibliothek einverleibt wurden. Unter den erstern befand sich auch ein Jus civile, von dem in dem ältesten Büchercataloge des Stralsundischen Raths aom Jahre 1578 folgendes notirt ist: „Das jus civile cum glossis, so auch unter Mgr. Orthi Büchern gewesen, ist dem Herrn Bürgermeister Bartholomeo Sastrowen verkauft, weil es gar alt, für 6 Gulden 2 Mark." Wahrlich für ein gar altes Buch ein gar hoher Preis!

Auch bei besonders feierlichen Gelegenheiten finden wir Sastrow unter den Vertretern der Stadt. So erwähnt ihn z. B. Joachim Lindemann in seinem Memorialbuche unter den Rathsmitgliedern, welche dem Prinzen Carl von Schweden bei seiner schon oben besprochenen Anwesenheit in Stralsund am 17. September 1577 die ersten Geschenke überbrachten, nämlich 1 Ochsen, 8 Hammel, 1 Last Hafer, 1 Tonne Bier, 3 Ohm und 10 Stübchen Wein. Besonders wurden aber Sastrows Dienste in Anspruch genommen, wenn es galt, die Stadt nach außen hin zu vertreten. Dreimal sah er als Sundischer Gesandte Speier wieder, wo er früher unter so hartem Joche geseufzt hatte, und einmal kehrte er nach Augsburg zurück, das er einst im festlichen Gewande des Reichstags gesehen hatte, nicht zu gedenken der vielen andern Tagfahrten, deren er sich im Auftrage des Rathes unterziehen mußte. Er selbst sagt von den vielen Reisen, welche er in städtischen Angelegenheiten bald ins Ausland, bald nach inländischen Orten unternahm:

„Man hat mich als einen Schießbolten hin und wieder geschickt. Der binnenländischen Reisen nach Reineberg, Greifswalde, Anklam, Wolgast, Uckermünde, deren ich viele bei Winter- und Sommerzeit, im Schnee, Hagel, Regen, Glatteis und in solchem Unwetter, daß ich zwischen Greifswalde und Stralsund zwei Tage zubringen müßen, gemacht habe, will ich gar nicht gedenken; denn die können in 1 oder 2, höchstens 3 Tagen abgemacht werden. So will ich mich auch nicht sonderlich rühmen der vielen Landtage, zu denen ich nach Wolgast, Wollin, Stettin, Treptow und Pasewalk gesandt wurde. Doch darf ich nicht vergeßen, daß ich in den Friedensverhandlungen zwischen den Dänischen, Lübischen und Schweden dreimal nach Stettin gereist bin und daselbst 6 Wochen mit großer Arbeit verhaftet habe liegen müßen."

Da Sastrow selbst mit so großem Nachdruck die kriegerischen Ereignisse hervorhebt, welche ihn nicht bloß zu wiederholten Malen nach Stettin, sondern auch nach Augsburg ans kaiserliche Hoflager führten, so dürfen wir es nicht unterlaßen, etwas näher darauf einzugehn. Pommern hatte seit Bogislavs X. Tagen keinen Waffenlärm in unmittelbarer Nähe vernommen. Es erschrak daher nicht wenig, als im August 1563 ein trotziger Gast an seinen Grenzen auftrat, Herzog Erich der jüngere von Calenberg, Sohn des berühmten Herzogs Erich I. und der nicht minder berühmten Elisabeth. Dieser kam nämlich, nachdem er sich in aller Welt mit den Waffen umhergetrieben hatte, auf den Einfall, mit einem wolgerüsteten Söldnerhaufen von 12,000 Knechten und 2000 Reitern gen Nordosten zu abentheuern. Das Ziel seiner Unternehmungen, wenn er überhaupt ein solches hatte, errieth keiner; denn er selbst umhüllte es mit so großer Heimlichkeit, daß er betheuerte, er würde sein Hemd zerreißen, falls dieses etwas von seinem Vorhaben wüßte. Zum Erstaunen und Schrecken aller erschien er endlich an der Pommerschen Grenze. Nachdem er sich bis Danzig durchgeschlagen hatte, nahm er nach unmenschlicher Verwüstung der Umgegend dieser Stadt im September den Heimweg gerade durch Pommern, dessen Bauern noch nach 50 Jahren, ehe sie die kaiserlichen Heere und die Schweden kennen lernten, ihre Erlebnisse von „Erichs Durchzuge" zu berechnen pflegten. Zum Schutze des offnen Landes rückte ein Reitergebot Herzog Barnims aus, welches dem fremden Söldnerhaufen zur Seite zog, während man in Stralsund die Mauern mit Schießscharten versah, Schanzkörbe auf die Wälle brachte und die Bürgerschaft musterte, um zu sehen, was an Rüstungen und Wehren in der Stadt war. Das Resultat war kein befriedigendes. Etliche, erzählt Joachim Lindemann, haben ihre Harnische damals unter den Betten aufgesucht. Die Folge davon war, daß im nächsten Jahre das Maireiten in voller Rüstung wieder angerichtet wurde, welches der großen Unkosten wegen seit vielen Jahren nicht

gehalten war. *) Solche Vorsichtsmaßregeln waren auch keineswegs überflüßig. Denn zog auch das eine Wetter wie im Fluge vorüber, so hieng der ganze Norden noch voll drohender Kriegswolken. In derselben Zeit führte König Friedrich II. von Dänemark eine erbitterte Fehde gegen Erich XIV. von Schweden, welche die Pommerschen Küsten nicht wenig beunruhigte. Zwar erklärte sich Stralsund gleich Wismar und Rostock neutral, während Lübeck sich auf Dänische Seite schlug, mußte aber nichts destoweniger von den Dänen vielfache Ueberwältigung erfahren, weil die Parteilosigkeit nicht gleich streng in Bezug auf Schweden beobachtet wurde. Da sich nun die Stralsunder allerlei „Unnachbarliches" von den Dänen besorgen zu müßen glaubten, so wurde Tag und Nacht binnen und außerhalb der Stadt eine Wache bestellt. Außerdem wurde in jedem Quartiere der Stadt ein Rathsherr zum Quartierherrn verordnet, welcher Hundertmänner unter sich hatte. Jeder Hundertmann befehligte 10 Rottmeister, jeder Rottmeister 10 Bürger. Der Quartierherr führte nicht nur neben dem Wachtmeister die Wache auf, welche nach Gelegenheit der Zeit aus 3 bis 15 Rotten bestand, sondern er wachte auch selbst mit und gieng in der Nacht mit dem Wachtmeister ab und zu, um die Wache vor dem Thore und auf dem Markte zu inspiciren und nach der Losung zu fragen. Jeder Rottgesell, der nicht auf der Wache erschien, wurde um 8 Schilling, ein Rottmeister um 1 Mark gepfändet. Man sieht aus diesen Maßregeln, wie sehr man für die Sicherheit der Stadt fürchtete. Es sollte sich auch bald zeigen, daß die angewandte Vorsicht weder unnötig, noch erfolglos war. Um jene Zeit, es war im Herbst 1564, lag ein Schwedisches Schiff, mit Salz und andern Gütern beladen, zwischen der Vehr- und Semmelower Brücke, des Windes wartend. Das erspähte Peter Witfeldt, Dänischer Admiral, und kam auf Martini Abend um 9 Uhr mit 4 wolgerüsteten Schiffsböten unter dem Schutze der Nacht an das Schwedische Kauffahrteischiff herangerudert, um dasselbe loszuhauen und mit Takeln und Raahen wegzubringen. Als die Wache vor dem Thore, darunter der Raths- und Quartierherr Dankwart Hane, den feindlichen Ueberfall gewahrte,

---

*) Um die Unkosten des Maireitens zu mindern und Ordnung in die Sache zu bringen, sagt Lindemann, verordnete der Rath, daß die, so ein Maigraf erwählet, 20 Mark Sundisch geben sollten. Die Unkosten, welche auf die Maigrafsköste (die Mahlzeit) giengen, sollten zu gleichen Theilen von denen getragen werden, so mitgeritten wären und zur Mahlzeit kämen. Es nahmen aber 100 gerüstete Pferde Theil. Nach Hannemann zogen aus der Stadt ins Freie 1 Bürgermeister sammt 4 Rathmannen und ungefähr 200 Bürgern zu Pferde mit Harnischen wol versehen. Die 100, von denen Lindemann redet, nahmen vielleicht an der Mahlzeit Theil, welche auf König Arendshof gehalten wurde.

sandten sie auf der Stelle eine Botschaft in die Stadt ab. Hier sind auf die Kunde von dem feindlichen Ueberfalle sofort in 2 Kirchspielen die Sturmglocken geläutet, der Hausmann hat vom Thurme geblasen, auf den Gassen ist die Trommel geschlagen und die Geschütze, welche auf dem Markte standen, sonderlich 3 gegoßene Falkonette und 1 Halbschlange, sind auf den Sandort *) gebracht, nahe bei dem Stranddorfe Devin, wo Witfeldt wieder durchlaufen mußte. Ein Versuch zur Rettung des überfallenen Schiffes versprach um so mehr Erfolg, als Witfeldt mittler Zeit auf den Grund gelaufen war. Der Bürgermeister Joachim Klinkow, so wie etliche Rathsverwandte und Bürger, sind neben den Landsknechten, welche ein ehrbarer Rath in Bestallung hielt, mit ausgeritten, um auf das Geschütz Acht zu haben. Zwei andre Bürgermeister, Herr Nikolaus Gentzkow und Herr Georg Smiterlow, beeilten sich, an den Brücken Bardesche, Unmantzer und andre Böte aufzubringen. Darauf wurden in aller Eile geschmiedete Scherffentiner (Serpentinen, Schlangen), Falcunen, Haken und einige in Sold genommene Knechte zur Notdurft verordnet. Von diesen in aller Eile bemannten Böten legten sich zwei mitten ins Fahrwaßer vor den Dänischen Admiral, der sich noch immer bemühte, das auf den Grund gerathene Schiff abzubringen, während zwei andre an der Seite ihren Stand nahmen. Obwol stark genug, die Dänen anzugreifen, so hatten die Sundischen Böte dazu keinen Befehl; vielmehr sollten sie nur verhüten, daß das Schwedische Schiff aus den neutralen Sundischen Gewäßern nicht entführt würde. Zwar wurden von beiden Seiten Schüße gewechselt; doch wurde Niemand von den Sundischen beschädigt. Die Dänen begruben später, wenn die Sage wahr ist, mehre Tote auf der Insel Rügen. Als der Dänische Admiral sein Vorhaben vereitelt sah, warf er in das Schwedische Lastschiff Feuer und trat dann den Rückzug an. Da das Feuer von selbst erlosch, kehrte er noch einmal zurück, um es wieder anzufachen. Zugleich versuchte er das Schiff Waßers durchzuhauen. Ehe er aber dieß Vorhaben ausführen konnte, sah er sich genötigt, zu entweichen und seinen Curs nach dem Tief **) zu nehmen. Unterdes sind etliche Schweden, welche des Nachts im Schiffe geschlafen und sich bis dahin heimlich im untern Schiffsraume versteckt gehalten hatten, hervorgekrochen und haben das Feuer wieder gelöscht. Darauf haben die Sundischen das Schwedische Schiff eingenommen und an die Brücke gebracht. In demselben Jahre, bald nach dem Ueberfalle des Dänischen Admirals, fieng man an, vor den Waßerthoren Brustwehren aufzuschütten. Ferner wurde auf dem Bolwerke an der Vehrbrücke ein Blockhaus aufgerichtet und

*) Eine Spitze, an der jedes Schiff vorbeifahren muß, das von Stralsund ins Tief will.

**) Das Tief ist die südliche Einfahrt in den Rügenschen Sund.

mit 3 gegoßenen Stücken versehen, den Strom zu beschießen. Zugleich hielten die Weinherrn mit zwei Bürgern Umgang, um Grapen, Keßel, Tiegel, Mörser zum Gießen von Geschützen zu sammeln. Ja sogar der Glocken schonte man nicht, um das nötige Metall zu Geschützen herbei zu schaffen. Stralsund erschöpfte sich in Vertheidigungsanstalten und fand für solche Opfer geringe Entschädigung in dem gefährlichen Verkehr mit Schweden, der noch dazu vom Kaiser untersagt war. Außerdem wüthete in den Pommerschen Landen eine Pest, welche auch unter Stralsunds Einwohnern gewaltig aufräumte. „Hoc anno“ (1564), erzählt Lindemann in seinem Memorialbuche, „ist allhier ein großes Sterben gewesen. Es sind fast bei 5000 Menschen mit Tode abgegangen, ungerechnet viele einzelne Personen, welche zuvor verstorben.“ Allein unter der Geistlichkeit der Stadt forderte die Seuche 6 Opfer. Inzwischen dauerte der Seekrieg an den Pommerschen Küsten fort. Stralsundische und Stettinsche Gesandte zogen hin und her und versuchten vergeblich den Frieden zu vermitteln. Im Jahre 1566 *) bald nach Ostern wurde Bartholomäus Sastrow, Rathsverwandter und Secretarius, nach Augsburg gesandt, um den dort auf dem Reichstage anwesenden Pommerschen Gesandten der Stadt Stralsund große Ungelegenheit zu berichten und sie aufzufordern, diese Sache bei kaiserlicher Majestät anzubringen. Der Kaiser nahm sich zwar der Sache ernstlich an, aber auch er vermochte weder zu Rostock noch zu Stralsund, beim Ausbleiben der Schweden, den Frieden zu Stande zu bringen. Erst 1570 gelang es dem hochstrebenden Pommerschen Herzoge Johann Friedrich, ehrenvoll den nordischen Königsstreit zu schlichten. An den langwierigen, zu Stettin gepflogenen Verhandlungen nahm unser Sastrow, wie schon oben erwähnt, einen thätigen Antheil. „Auch habe ich mich, setzt er hinzu, während desselben Krieges nach Rostock, Wismar, Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Güstrow, nicht in einem tractu, sondern in unterschiedenen Reisen jagen laßen.“ Man sieht, daß die Stralsunder die Gaben des gewiegten und erfahrenen Mannes nicht weniger zu schätzen wußten, als dieß früher die Pommerschen Herzöge gethan hatten, indem sie ihn vorzüglich zu solchen Missionen gebrauchten, bei denen schwierige Fragen zu verhandeln waren, oder bei denen es galt, etwas zu verfechten und durchzusetzen.

Mit den im Obigen erwähnten Missionen ist Sastrows politische Wirksamkeit noch nicht abgeschloßen. Wir finden ihn außerdem häufig auf den Hansetagen zu Lübeck und im Lande Holstein. Können wir uns auch von seiner auf diesen vielen Tagfahrten geübten Thätigkeit kein genaues, ins Ein-

*) Diese Jahrszahl wird von Joachim Lindemann angegeben. Siehe Baltische Studien, Jahrg. 8, Heft 2, Seite 31. Barthold setzt Sastrows Reise nach Augsburg ins Jahr 1565, a. a. O. S. 371.

zelne gehendes Bild entwerfen, so dürfen wir doch annehmen, daß er stets in echt conservativer Gesinnung das Gesammtwol, wie das Wol seiner Vaterstadt im Auge gehabt und um dasselbe zu verwirklichen, kein Opfer gescheut hat. Die vielen Reisen, welche er in städtischen Angelegenheiten machte, waren natürlich mit vielen Beschwerden und Entbehrungen verbunden. Denn einerseits nötigte der Zweck der Reisen oft zur größten Eile, und andrerseits reiste man in jener Zeit noch nicht so schnell und bequem, als in unsern Tagen. Dazu kam, daß die Rücksicht auf die öffentliche Kasse einem Abgeordneten die Pflicht auferlegte, möglichst billig zu reisen. Dieser Pflicht suchte Sastrow getreulich nachzukommen. Wenigstens versichert er, daß er manchmal der Stadt mehr, als seines eignen Leibes geschont habe. „Ich bin auf meinen Reisen," so erzählt er, „nicht als ein Herr gefahren, habe auch meiner nicht gepflegt und mir gütlich gethan, sondern habe mich Tag und Nacht schleppen laßen. Die Reise vom Sunde nach Lübeck und von dannen wieder nach Hause habe ich in sechstehalb Tagen dergestalt verrichtet, daß ich einen ganzen Tag zu Lübeck habe still liegen müßen und gleichwol am sechsten Tage auf den Mittag zu Haus gewesen bin. Da konnte man binnen und buten Rathes wol sagen, daß ich werth wäre, auf den Händen getragen zu werden. Dreimal bin ich nach Speier gereist, um daselbst der Stadt Sachen in Richtigkeit zu bringen, und zwar mit geringer Fuhr und Zehrung. Das eine Mal habe ich niemand, als Hans Parow und Jacop Hope, so damals junge halberwachsene Gesellen gewesen, bei mir gehabt. Nachdem wir uns ohne Diener und Fuhrmann auf einem leichten und unbeschlagenen Wagen und mit zwei schlechten Bauerkleppern auf solch einen rauhen, wilden Weg begeben, haben wir ad aequales den Wagen geschmiert, die Pferde gewartet und umschichtig gefahren. Wo es je mit Fuge geschehen konnte, habe ich auf Dörfern gelegen und aus der Kiepe und Flasche gelebt. Auch in Städten habe ich mannichmal nicht überm Mal gesessen und noch viel weniger wie andre Gäste einen Schlaftrunk gethan." Bei dieser Art zu reisen waren die vielen Gesandtschaften, deren sich Sastrow unterziehn mußte, allerdings ein Stück Arbeit. Selbst die kürzeren Reisen waren oft sehr beschwerlich, besonders zur Winterzeit, wenn Wetter und Wege ungünstig waren. Einmal war die Kälte so groß, daß Sastrow den Wagenknecht, Joachim Zander, mit seinen eignen Kleidern zudecken mußte, um ihn vor dem Erfrieren zu schützen. „Ein ander Mal," erzählt er, „habe ich Rolof Hegemeister, den ich als meinen Jungen im Wagen gehabt, mit meinen Pelzen bewickeln müßen, sonst wäre er zu Tode gefroren." Brachten aber schon die kleinern Reisen viel Unbequemlichkeiten mit sich, so noch viel mehr die größern, welche nicht nur sehr zeitraubend waren, sondern auch für Sastrows Hauswesen allerlei Ungelegenheiten herbeiführten, besonders wenn sie in eine Zeit fielen, in der seine Anwesenheit dringend nötig war, z. B. in die Erntezeit. Als Sastrow im Jahre 1566 nach

Augsburg an den kaiserlichen Hof geschickt wurde, weil die Stadt wegen Verletzung eines kaiserlichen Mandates in großer Gefahr stand, lag sein armes Weib krank darnieder und befand sich in einem so bedenklichen Zustande, daß das schlimmste zu befürchten stand; denn sie sah nicht allein ihrer Entbindung entgegen, sondern war auch durch ein halbjähriges Fieber sehr geschwächt worden. Dem besorgten Gatten wurde es natürlich nicht leicht, in diesem Zeitpunkte seinem Hause den Rücken zuzukehren. Dennoch nötigte ihn die Wichtigkeit des ihm gewordenen Auftrages zur sofortigen Abreise. Er wandte sich zuerst nach Wolgast und von da nach Stettin an die Höfe der beiden Landesfürsten; dann reiste er nach Berlin zum Churfürsten von Brandenburg, und von da setzte er seinen Weg weiter fort nach Augsburg, mehr zu Fuße gehend als fahrend. In Augsburg lag er volle 10 Wochen, nämlich so lange, bis der Kaiser mit seinem Hoflager weiter rückte. Als er endlich nach mehr als vierteljähriger Abwesenheit heimkehrte, fand er seine Frau zwar noch am Leben, aber sehr schwach, und sein junges Söhnlein fast „seeltagig." *) Ein anderes Mal, als er nach Wolgast verreiste, ließ er seinen Vater in agone mortis (im Todeskampfe) zurück. Bekümmert nahm er von dem Sterbenden Abschied, um ihn weder im Leben noch im Tode wiederzusehn. Als er von seiner Reise heimkehrte, hatte sich über der Leiche des geliebten Vaters bereits der Grabeshügel geschloßen. Sastrow nahm sich diesen Trauerfall sehr zu Herzen, und es stand ihm die Tage seines Lebens vor Augen, daß sein Vater in seiner Abwesenheit heimgegangen war, ohne von ihm noch ein letztes Liebeszeichen, ein letztes Trostwort mitzunehmen.

Die vielen Reisen nahmen Sastrows Zeit und Kräfte sehr in Anspruch. Dennoch waren sie nur eine Seite seiner Wirksamkeit. Auch daheim widmete er sich ganz den städtischen Angelegenheiten und war in uneigennütziger Weise nicht sowol auf seinen eignen Vortheil, als auf das Wol der Stadt bedacht. „Obgleich ich treffliche, gute Gelegenheit dazu habe," sagt er, „so treibe ich doch den geringsten Handel nicht, bin kein Kornkäufer, Brauer, noch Multer, habe keine Schifsparte, richte keine Bau- oder Viehhöfe an, und bin gleichwol nimmer vom frühen Morgen bis in die Nacht ledig gewesen, sondern habe mich ganz und gar mit allem, was ich gewußt und gekonnt, beflißen, gemeiner Stadt und deren Einwohnern unverdroßen und ohne Ansehn der Person damit zu dienen." Zu den mancherlei Verbeßerungen, welche die Stadt Sastrows

*) Dieses „junge Söhnlein" kann nicht der am 29. August 1552 geborne Johannes sein, der im Jahre 1565 schon 13 Jahr alt war. Es muß das neugeborne Kind gewesen sein, das während Sastrows Abwesenheit geboren wurde. Da aber von einem zweiten Sohne Sastrows nichts weiter erwähnt wird, so scheint derselbe bald nach der Geburt wieder gestorben zu sein.

Einsicht und Fleiße verdankte, rechnet er selbst diese, daß er eine neue Fleischordnung ins Werk gerichtet, die Kanzelei geordnet und zuerst für eine genaue und richtige Führung der Rathsprotocolle Sorge getragen habe. „Man erinnere sich nur," setzt er bei Angabe dieses letzten Punktes hinzu, „was für ein confuses Chaos es vor mir mit der Schreiberei allhier zum Sunde gewesen ist." Sastrow suchte nun dieses Chaos umzugestalten und Licht in diese Confusion zu bringen, indem er mit großer Mühe und Ausdauer sämtliche städtische Papiere ordnete und so die früher begangenen Fehler wieder gut machte. Eine Frucht dieser mühevollen Arbeit war das sogenannte Rubrikenbuch, dessen Einrichtung nach Sastrows eigner Beschreibung darin bestand, daß er alle städtischen Privilegien dermaßen übersichtlich in Ein Buch zusammentrug, daß man, wenn man eine jede Materie darin aufschlug, straks alles unter einander fand und also bequem übersehen konnte, wie es mit den einzelnen Privilegien von Anfang der Stadt bis auf die gegenwärtige Zeit beschaffen gewesen sei. So konnte sich jedermann mit leichter Mühe über alle städtischen Angelegenheiten instruiren, während vorher Bürgermeister, Rathsherrn, Syndicus und Secretär nicht wußten, was für eine Bewandnis es damit hatte. Ueber dieß noch jetzt vorhandene Rubrikenbuch urtheilt ein competenter Richter der Neuzeit folgendermaßen: „So viel ist gewiß, daß Sastrow über dieß Buch nicht zu viel gesagt hat, und wenn er bloß auf den Nutzen Rücksicht genommen hat, welchen die Mitglieder des Magistrats hinsichtlich der städtischen Verwaltung von demselben machen könnten, so dürfen wir nicht übersehen, daß er auch für den Freund und Forscher der Stralsundischen und der Pommerschen Geschichte überhaupt durch die Anlegung dieser Sammlung etwas so verdienstliches unternommen hat, daß er auch schon deshalb nicht vergeßen werden müßte."

Als seine vornehmste und nützlichste Schöpfung rühmt Sastrow selbst das von ihm angelegte Kornhaus, wovon er sagt, daß er es mit großer Mühe, Arbeit, Undank, ja Verfolgung ins Werk gerichtet, in den rechten Gebrauch gebracht und bis dahin erhalten habe, dem Teufel und seinen Gliedmaßen zum höchsten Verdruß, unserm Herrn Gott zum Wolgefallen, der Stadt zum höchsten Ruhm, Preis und Ehre und allen ihren Bewohnern, reichen und armen, zum größten Nutzen, sich selbst aber nicht auf einen Sundischen Heller zum Vortheil; denn Arbeit und Undank sei allein sein Lohn gewesen.

War Sastrows Leben zum Stralsunde nicht ohne viel Arbeit und Mühe, so hatte es andrerseits auch wieder den Vorzug, daß er hier nicht, wie wenigstens anfänglich zum Greifswalde, mit Sorgen der Nahrung zu kämpfen brauchte. Die feste Einnahme, welche ihm als Stadtsyndicus zugebilligt wurde, war zwar nicht so glänzend, als man es nach dem im 30. Kapitel Mitgetheilten erwarten sollte: sie betrug jährlich nur 22 Gulden „Stan-

desgeld" und 4 Gulden Hausmiethe. Doch wird es außer diesem Fixum in der volkreichen Seestadt nicht an einträglichen Nebenverdiensten gefehlt haben. Was aber die Hauptsache war, Sastrow erlangte als Stadtsyndicus die Anwartschaft auf mehre städtische Lehen, in deren Genuß er eintreten sollte, sobald dieselben durch das Absterben der zeitigen Inhaber erledigt würden. Als dieser Fall eintraf, wurde er denn auch wirklich durch den Stadtvoigt Claus von der Heyden und durch den Fährischen Voigt Henning Bohlen aus Befehl des Rathes auf Lebenszeit in den Besitz der erledigten Lehensgüter eingewiesen. Aus dem in aller Form Rechtens abgefaßten und mit der Stadt Secret untersiegelten Lehensbriefe, der noch jetzt vorhanden ist, geht hervor, daß die dem Sastrow überwiesenen Güter nicht unbedeutend waren. Sie bestanden in 7 verschiedenen Höfen, von denen 2 auf der Insel Rügen, die 5 andern in Pommern lagen. Die Einkünfte, welche Sastrow aus diesen Lehensgütern bezog, bestanden in 119 Mark an baarem Gelde und in circa 700 Mark sonstiger Nießung. Außerdem wurde Sastrow noch mit den Einkünften der Kirche zu Ummanz belehnt. Es geht dieß aus einem Erbschichtungsbriefe vom Jahre 1584 hervor, in welchem Sastrow sich einen von dem Rathe belehnten Plebanum der Kirche zu Ummanz nennt. *) Auch als Calandsbruder bezog Sastrow nicht unbedeutende Revenüen, welche jedoch im Jahre 1566 in ein festes Jahrgeld umgewandelt wurden. In dem noch vorhandenen Vergleiche, der darüber zwischen Sastrow und dem Rathe aufgerichtet wurde, heißt es: „Wiewol unser Secretarius und Mitrathsfreund, der achtbare und wolgelahrte Bartholomäus Sastrow, zur Ablegung (Belohnung) seines Dienstes, auch sonst ordentlicher Weise in den Caland gerathen ist, so hat er doch seine wolerlangten Rechte zur Beförderung der Ehre Gottes und gemeinen Nutzens abgetreten und alle Bücher, Register, Siegel, Briefe, Schlüßel und Geld, so viel er dessen von genannter Brüderschaft in Verwahrnis gehabt, ausgeliefert und den vom Rathe und der ganzen Gemeinde verordneten Visitatoren dargelegt. Derowegen wir auch für uns und unsre Nachkommen genannten Bartholomäus Sastrow und seine Erben hiermit in bester Form entfreien, ledig und los sagen und ihm für die Zeit seines Lebens jährlich 50 Gulden verschreiben." Rechnen wir zu allen diesen Revenüen den festen Jahresgehalt, den Sastrow von 1578 an als Bürgermeister bezog und der sich auf 200 Thaler belief, so wird das Ergebnis sein, daß er keine unbedeutende

*) Es herrschte damals zu Stralsund noch die aus der römisch-katholischen Zeit ererbte Sitte, daß der Rath mit denjenigen Landparochien, über welche ihm das Patronat zustand, Personen aus seiner eignen Mitte belehnte. Diese hielten sich dann Vicarien, welche gegen eine mäßige Besoldung die Amtsgeschäfte verrichteten, während die Inhaber der Pfarrlehen deren Einkünfte bezogen.

Summe zu vereinnahmen hatte. Da er nun im Ganzen ein zurückgezogenes Leben führte, keinerlei Aufwand machte und die Güter, womit Gott ihn gesegnet hatte, zusammenzuhalten verstand, so konnte es nicht ausbleiben, daß er mit der Zeit zu immer größerm Wolstande gelangte. Er selbst äußert sich über seine Lebensweise und seine Vermögensumstände folgender Maßen: „Da ich mein Leben in stetiger Arbeit meines Standes und Berufes zugebracht, nichts unnützlich verthan, mich nie in Wein- und Bierkrügen, in Hochzeiten, Banketen und Gastereien aber gar selten habe finden laßen und Gäste zu bitten und zu tractiren nicht geflißen gewesen bin, es sei denn zu Kindelbieren, Kirchgängen, Aussteurungen meiner Kinder und Ausrichtung meines Standes (Amtsschmäusen), sondern eingezogen für mich hausgehalten habe und manchmal mit einem guten, mir gefälligen Gerichte und einem klaren Trunke zufrieden gewesen bin, so bin ich dadurch zu einem ziemlichen Vermögen kommen und habe so viel erworben, daß der Teufel und seine Gliedmaßen mir solches nicht allein misgönnt, sondern auch unter die Leute gesprengt haben, ich wäre arm und nackend in die Stadt gekommen, hätte aber der Stadt viel abgezwackt.“ An einer andern Stelle, wo er von dem armen, trostlosen Anfange seines Ehestandes spricht, setzt er hinzu: „Gleichwol hat unser Herr Gott mich in solchem Stande nunmehr 46 Jahr reichlich versorgt, daß ich neben meinem und der Meinen Unterhalt und der Aussteurung meiner Kinder, was kein Geringes ist — denn die Aussteuer meiner Kinder steht mir mehr als 9000 Gulden und auf meinen Haushalt sind mir, das eine Jahr weniger, das andre mehr, durchschnittlich jedes Jahr 300 Gulden aufgegangen — ein eigen Haus *) mit Zubehör und außerdem so viel auf Zinsen habe, daß ich ex fructibus pecuniae salvo capitali wol leben und mit Grunde nunmehr 46 Jahre her täglich sagen können: Heut bin ich reicher, als ich gestern war! Und doch habe ich keinen andern modum acquirendi (Erwerbsmittel) gebraucht, als meine Schreiberei. Dafür ich und meine Erben unserm Herrn Gott nimmer zu vollem danken können.“

*) Sastrow bewohnte seines Vaters Haus in der Fährstraße.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Sastrows Verhältnis zu Jürgen Smiterlow und Dr. Gentzkow. Sein Streit mit Nikolaus Sasse. Sastrows Schutzschrift und Sassens Erwiederung. Sastrows Verhältnis zum Hofe. Politischer Umschwung in Stralsund. Sastrows Unzufriedenheit und Unthätigkeit.

Was unserm Sastrow seine Stellung in Stralsund sehr erleichtern und seinen Aufenthalt sehr versüßen mußte, waren seine nahen Beziehungen zu seinem Vetter und Jugendfreunde Jürgen Smiterlow, der, obwol ein Jahr jünger als Sastrow, dennoch 19 Jahre vor diesem, am 11. Januar 1559, auf den Bürgermeisterstuhl erhoben war. Die vertrauliche Freundschaft, welche zwischen den beiden gleichgesinnten Männern gepflogen wurde, ist uns von Christian Smiterlow, Jürgens Sohne, in einem lateinischen Gedichte mit glänzenden Farben geschildert. *) Wie beredt Sastrow seinen Jugendfreund auch noch nach dessen Tode bei dem durch Verleumder aufgehetzten Landesfürsten zu vertheidigen wußte, haben wir schon im 10. Kapitel (Seite 104) gesehen.

In einem ähnlichen freundschaftlichen Verhältnisse stand Sastrow anfangs zu dem Bürgermeister Dr. Gentzkow, dem er seine Berufung nach dem Sunde verdankte. Doch sollte diese Freundschaft nicht von gleicher Dauer sein, wie die Smiterlowsche. Am 12. Juni 1558 gehörte Sastrow noch zu den „guten Freunden," denen Dr. Gentzkow ein Stück von einem Rehe zusandte. Am 22. September desselben Jahres finden wir den Bürgermeister und den Stadtsyndicus mit andern Gästen auf dem Dänholm **), wo man sich gemeinsam den Freuden der Jagd und der Tafel überläßt. Am 12. Januar 1559 sendet Dr. Gentzkow unserm Sastrow ein Stübchen Claret und ein Stübchen Wein, zu Behuf eines Gastgebotes, das durch den Kirchgang

*) In libris Smiterloviadum, lib. I. v. 892 seq., aus denen am Schluße dieser Biographie einige Proben mitgetheilt werden sollen.

**) Eine Insel, die früher Strale hieß und von der Stralsund den Namen führt. Den Namen Dänholm erhielt die Insel im Jahre 1326, in welchem die Dänische Flotte daselbst von den Stralsundern geschlagen wurde.

der Frau Syndici veranlaßt wurde. Doch mußte die Freundschaft damals schon bedenklich erkaltet sein. Dieß erhellt aus folgenden Aeußerungen Gentzkows, mit denen er den Eintrag jenes Geschenks in sein Tagebuch *) begleitet. „Darna gieng jck suluest darhen, ath vnd drank mit den andern geladen gesten, als hern Jurgen Smiterlowen, Berendt Haserde, Peter Bauemann, Sutfeld Hoier, Christian Smiterlowen, Hans Parowen, Hans Poltrian, Asmus Wockemann, bet na dren; darna gieng jck to hus vnd sende minen son Johannen wedder hen; die bleff dar bet vm 12 jn die nacht. Et haec omnia feci ad significandam animi mei promptitudinem." (Und das alles that ich, um meinen guten Willen zu zeigen). Aus diesen letzten Worten ist so viel klar, daß beide Männer bereits mit einander auf gespanntem Fuße standen, und aus Gentzkows Fortgehn erhellt zur Genüge, daß er sich in Sastrows Nähe nicht mehr wol fühlte. Es sollte nicht lange dauern, bis es zu einem völligen Bruche kam. Schon am 22. Januar, also kaum 14 Tage später, schreibt Gentzkow: „Am suluen dage ward ock Sastrown des statschriuers amicitia (Freundschaft) begrauen." Was die Ursache des ausgebrochenen Zwiespalts war, ist unbekannt. Dr. Gentzkow, der doch sonst in seinem Tagebuche die Worte nicht spart, schweigt darüber beharrlich, so oft er auch auf das fortdauernde Misverhältnis anspielt. Es liegt nahe, aus diesem Schweigen Gentzkows den Schluß zu ziehen, daß die Schuld auf seiner Seite gelegen habe. In seinem Lebenslaufe beschwert sich Sastrow zu wiederholten Malen, daß Dr. Gentzkow ihm das Pronsche Kirchenlehn weggekapert habe, welches ihm „zur Ablegung seines Dienstes" versprochen sei. Doch thut Sastrow seinem Gegner hierin Unrecht. Gentzkow berief sich mit Fug und Recht auf eine ältere Verschreibung, welche in einem alten Protocollbuche noch vorhanden und vom 5. August 1544 datirt ist. Aus jenen Beschwerden Sastrows geht aber so viel hervor, daß beide Männer sich mit Mistrauen und Gereiztheit beobachteten. Leider wurden auch andre in dieß Misverhältnis hereingezogen. So erzählt Gentzkow unterm 5. October 1559: „5. hujus hadden de schothern einen hogen**) vpme Denholm; dar hadde ick hern Jochim Klinkowen vnd Jochim Moritzen hengebeden. Klinkow quam, auerst Moritz bleff vmb Sastrowen willen vth, vnangesehn, dat he dar 1 hasen vnd 2 rephuner to sende." Von dieser Zeit an herrschte zwischen Gentzkow und Sastrow eine fortwährende Gereiztheit, welche sich bald so, bald anders Luft

*) Abgedruckt in den baltischen Studien Band XII. und XIII.

**) Das Wort bedeutet so viel als Schmaus und hängt mit unserm „sich högen," d. h. sich freuen, zusammen.

machte. So schreibt z. B. der Herr Bürgermeister am 26. Februar 1560 in sein Tagebuch: „Eodem die clagede her Niclaus Steuen my auer sinen collegam Sastrow, dat em die jn vnsem affwesen *) dat segel geweigert, vnd bat, dat ick neuen minen cumpanen ene horen mocht. 27. hujus togede ick minem cumpanen, hern Jurgen Smiterlowen, Steuens beschwerunge an vnd sede em van sinem ome (Vetter) Sastrowen etwas mehr, denn he gern horde." Sastrow suchte anfangs seinem Gegner feurige Kohlen aufs Haupt zu sammeln, indem er sich dienstfertig und gefällig erwies. Unterm 15. Mai 1560 heißt es in Gentzkows Tagebuche: „E. D. bracht Bartholomeus Sastrow mi eins rades vorschriuinge vp die büte (Tausch) der beiden huse **) vnd mine gerechticheit, die ick vam rade hebben schole. Dar wolde he nichts van hebben." In Folge dieser Großmuth Sastrows scheint Gentzkow eingelenkt zu haben. Wenigstens schreibt er unterm 24. November desselben Jahres: „24. hujus sende ick Karsten Sastrow, dem brudegam, 1 daler ***) to einer vorerunge. 25. hujus gieng ick mit em thor trum vnd bleff dar by em so lange, dat he to bedde gebracht ward." Gentzkow betheiligt sich also wieder an einem Sastrowschen Familienfeste. Aber zu einem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen ihm und dem Stadtsyndicus kam es nicht wieder. Beide Männer blieben sich nicht nur entfremdet, sondern traten sich wiederholt feindselig gegenüber. Unterm 3. Januar 1565 heißt es in Gentzkows Tagebuche: „3. hujus warp Sastrow mi extra ordinem gar vordrietlick vor, wo dat ick dem Strocrantz vrsake gegeuen, to Lübeck den kerkendienst antonehmen; daruth den vnder uns beiden gar beschwerlicke wordt, die ick schwerlick werde vorgeben konen, entstunden; vnd sueth mi so an, dat he vth anreitzung anderer lüde sine then (Zähne) vp mi gewettet, mi vth dem rathstole to uerbieten." Ferner unterm 28. November 1566: „E. D. bede ick vor den erwelten hundert mennern der nien schattunge haluen dat wort, vnd als jck vthgeredet hedde, toch Sastrow, min gode Fründt, eine schrift hervor, daruth he den Borgern ein anderes vorlas, als ick en mündlick vorgedragen hadde, dar he mi doch touorn nichts van gesecht, welckes mi so verdrot, dat ick darvon in min Hus ging; denn ick konde idt anders nicht erachten, denn dat he mi dadurch bi den borgern wolde verdächtig macken oder

*) Am 20. Februar verreiste Dr. Gentzkow mit Herrn Jürgen Smiterlow und zwei Prädicanten nach Wolgast zur Begräbnis des Landesfürsten, Herzogs Philipp.

**) Gentzkow hatte sein an der Fischerstraße gelegenes Haus dem Rathe „zugetragen" und dafür ein an der Bresmedestraten gelegenes Haus empfangen.

***) Am 12. August 1560 erhält Dr. Gentzkow selbst von Simon Butzows Wittwe 1 Thaler geschenkt, als Beihülfe zu seinem Hausbau.

enen schimp anhängen." Ferner unterm 12. December 1566: „E. D. hedde ick auermals einen strus mit Sastrow, den framen mann, vpme nien gemacke, derhalven ick mine Ratsplicht vpsede." Aus diesen Aufzeichnungen Gentzkows geht hervor, daß der Zwiespalt, weit entfernt, sich wieder auszugleichen, von Tage zu Tage größer wurde. Doch bestätigt sich auch unsre obige Vermuthung, daß die Schuld vorzugsweise auf Gentzkows Seite gelegen habe. Gentzkow war heftiger Natur und gerieth auch mit seinem „Cumpane," Georg Smiterlow, mehrmals in Zwistigkeiten, die sich bis zur äußersten Heftigkeit steigerten. So schreibt er selbst unterm 23. August 1561: „E. D. hadde ick mit Smiterlow, minem cumpane, vpme nyen gemacke enen harten striet bet vp de schläge." (!) Wie unversöhnlichen Sinnes Gentzkow war, beweisen seine eignen Worte „die ick schwerlick werde vergeben konen," und wenn er Sastrow ironisch „seinen guten Freund" oder einen „frommen Mann nennt," so zeugen auch diese Worte mehr wider ihn, als für ihn. Doch wollen wir auch Sastrow nicht von aller Schuld frei sprechen. Schon mehr als einmal haben wir Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, daß Sastrow ein Mann von großer Offenherzigkeit und Unerschrockenheit war, welche gar leicht in Rücksichtslosigkeit und Derbheit übergehn mochte. Und so ist es begreiflich, wenn der gestrenge Herr Bürgermeister, der von andrer Seite her keinerlei Widerspruch zu erfahren gewohnt war, sich durch das offene Wesen und feste Auftreten des Stadtsyndicus gereizt und gekränkt fühlte.

Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann von Sastrows Charakter, der mit seinen Urtheilen nicht hinter dem Berge zu halten pflegte, häufiger Anstoß erregte und sich mancherlei üble Nachrede, ja selbst Haß und Feindschaft zuzog. Aus den Stralsundischen Rathsprotocollen geht hervor, daß Sastrow in manche kleine Händel verwickelt war. Doch waren dieselben nur sehr vorübergehender Art und riefen keine dauernde Störung in dem guten Vernehmen zwischen ihm und seinen Mitbürgern hervor. Von größerer Bedeutung waren die Streitigkeiten, welche zwischen Sastrow und dem Rathsherrn Nikolaus Sasse ausbrachen. Sie dienen zu sehr zur Charakteristik des Mannes und seiner Zeit, als daß wir sie ganz übergehen dürften.

Die ersten Anfänge dieses heftigen Streits, der aus scheinbar unbedeutender Veranlaßung entsprang, zeigen sich im Jahre 1584. Unterm 14. September dieses Jahres berichten nämlich die Rathsprotocolle, es sei in der Rathsversammlung ein großer Lärm entstanden, weil der Bürgermeister Sastrow — denn der Stadtsyndicus hatte inzwischen den Bürgermeisterstuhl bestiegen — durch seinen Sohn, den Dr. Johann Sastrow*), eine Be-

*) Es ist derselbe, der durch Verwahrlosung der Amme einen schiefen Hals bekommen hatte.

schwerdeschrift wider den Provisor zu St. Jürgen, Herrn Casten Buchow, habe verlesen laßen. Sastrow hatte nämlich von dem Gotteshause St. Jürgen einige Morgen Acker in Pacht, welche ihm von den Provisoren und insonderheit von Casten Buchow widerrechtlicher Weise, wie er meinte, aufgekündigt waren. Indem er sich nun über dieß Verfahren beschwerte, griff er nicht nur den genannten Provisor an, sondern schalt auch Nikolaus Sasse und mehre andre Rathsherrn öffentlich für seine Erzfeinde. Dadurch kam man denn so hart an einander, daß Dr. Johann Sastrow, der ein hitziger Kopf war, das Pock (ein Seitengewehr) zog und so heftig auf den Rathsstuhl schlug, daß es über das ganze Gemach polterte. Sein Vater rief ihm zwar besänftigend zu: „Johannes, modeste, modeste!" Allein Herr Johannes ist im Zorne davon gegangen, demnächst aber mit einem harten Bescheide versehen worden.

Dieser Vorfall im Rathsstuhle legte den Grund zu einem Streite, der durch eine ganze Reihe von Jahren mit steigender Heftigkeit fortgesetzt wurde. Die übrigen Bürgermeister gaben sich zwar alle erdenkliche Mühe, die Sache gütlich beizulegen, und am 15. März 1587 wurde sie auch dahin verglichen, daß der Bürgermeister Sastrow den fraglichen Acker noch auf zwei Mistelzeiten behalten und des Vorgefallenen auf beiden Seiten nicht weiter gedacht werden sollte. Allein diese letzte Bedingung blieb unerfüllt, und jene Vorgänge in der Rathssitzung vom 14. September 1584 wurden die bittre Wurzel, aus der bald die entsprechenden Früchte hervorwachsen sollten. Doch hatte die Feindschaft zwischen Sastrow und Sasse ihren Grund nicht bloß in persönlicher Abneigung. Der Gegensatz lag tiefer und war ein principieller. Denn während Sastrow seiner ganzen Denkweise nach ein entschiedener Vertreter der conservativen und aristokratischen Elemente war, so vertrat Sasse eine mehr demokratische Partei und verfolgte schon jetzt jene der Rathsaristokratie feindlichen Tendenzen, welche im Jahre 1595 zu dem von einem Theile der Bürgerschaft erzwungenen „heillosen Recesse" führten. Sasse scheint einer der Bannerträger dieser liberalen Partei gewesen zu sein. Wenigstens nennt Sastrow ihn einen Hahn, dessen Krähen Oldermänner und Bürgermeister schon Anno 1585 post oculi gehört hätten. Zugleich wirft er dem Rathe vor, daß man den „Buben" nicht anzugreifen wage, sondern sich wol zum höchsten Unglimpfe eines ganzen Raths verlauten laße, daß man seiner wegen des großen Anhangs nicht mächtig werden könne. Zu diesem principiellen Gegensatze, in welchem Sastrow zu Sasse stand, kommt noch, daß des letztern moralischer Charakter nicht der beste gewesen zu sein scheint. In einem alten Memorialbuche findet sich die Nachricht, daß den 16. Juli 1579 ein Kind von 3 Jahren totgefahren sei, und dabei die Bemerkung: „dat dede stickende wickende vull Her Niclas Sasse, de edle Held, secundum laudationem

diaboli." Man sieht aus dieser Notiz, daß Sasse ein zügelloser Mensch war, der aber nichts desto weniger von seinen Anhängern und Parteigenoßen gefeiert und herausgestrichen wurde. Daß er sehr streitsüchtiger Natur gewesen sein muß, erhellt aus den vielen Händeln, die er mit den verschiedensten Personen hatte. Da nun auch Sastrow sehr leicht gereizt wurde, so war der Wiederausbruch der beigelegten Streitigkeiten beinahe unvermeidlich. Schon bald nach Beilegung der frühern Händel mußte Sastrow sich darüber beklagen, daß Sasse ihm nachgeredet habe, er wolle als ein Fürst regieren, laße sich corrumpiren u. s. w. Man sieht, die beiden nur scheinbar mit einander ausgesöhnten Gegner standen sich fortwährend feindlich einander gegenüber, und es bedurfte nur eines geringen Anlaßes, um den unter der Asche glimmenden Funken des Hasses und der Feindschaft zur hellen Flamme anzublasen. Nach dem Rathsprotocolle vom 1. April 1589 erfolgte der Wiederausbruch des Streits in folgender Weise. Dem Bürgermeister Sastrow wurde von Nikolaus Sasse vorgerückt, daß Müller von Pantlitz, der mit der Stadt wegen des Pütter Patronats einen Proceß führte, in seinem Hause gewesen sei. Dem widersprach Sastrow, worauf er von Sasse an „Ehre und Redlichkeit" angegriffen wurde. Ausführlicher wird uns der ganze Hergang von Sastrow selbst erzählt, und zwar in einer Schutzschrift, die er unterm 28. September 1859 zur Vertheidignng gegen die ihm von Sasse gemachten Vorwürfe beim Rathe einreichte. „In der Pütter Sache," so heißt es dort, „habe ich nicht allein der unbesonnenen Tollköpfigkeit widerrathen, sondern auch, re adhuc integra, Anleitung gegeben, wie der Sache ohne Sorge und Gefahr zu helfen sei. Aber man ist seines Muthes und Eigensinnes so voll gewesen, daß man nicht allein meine salutaria consilia verachtet und in den Wind geschlagen, sondern mich auch etliche Male, da ich mir ihr unbesonnenes Vorhaben nicht gefallen laßen wollte, zu überrumpeln versucht hat. Denn als man in der stillen Woche hätte fleißig zur Kirche gehen und was der Sohn Gottes bei uns gethan betrachten und also unser Seelen Heil einmal im Jahr mit etwas Andacht in Acht nehmen sollen, bin ich die ganze Woche über, auch die Osterfeiertage, ohne Not und zwar toller Weise mit dieser Sache geplagt worden, sonderlich den Montag in den Ostern. An diesem Tage bin ich nämlich aus Befehl meiner Collegen, der andern Bürgermeister, im Anfange des Sermons aus der Kirche auf das neue Gemach gefordert. Als ich nun mein Votum auf die Proposition gegeben und die Thür aufgethan habe, um wieder nach der Kirche zu gehen, hat das ehrenkränkische Lästermaul, Claus Sasse, in vollem sitzenden Rathe mit lauter Stimme, daß es auch die, so draußen gewesen, mit angehört, mir nachgerufen; „Du hefft idt Müllern geraden." Ego: „Dat hebbe ick nich gedahn." Ille: „Du hefft idt gedahn, Müller ist noch in diese Wecke bei

dir im Hause gewesen und hat Rath geholt." Ego: Dat leugst du als ein Schelm." Ille: „Nein, du bist ein Schelm, Bösewicht und Schecker vorlängst und vor vielen Jahren gewesen und bist kerlischer Art." Das heißt allerdings „Ehre und Redlichkeit" angegriffen! Sastrow vertheidigt sich nun in der angeführten Schutzschrift folgender Maßen: „Was das Dutzen anlangt, obwol es keine geringe Verunglimpfung ist, wenn es von Jungen den Alten und von Untern den Höhern begegnet, so habe ich es doch meinem Gott befohlen, der wird es wol richten, und ich zweifle nicht, Simei Sünden werden Simei Strafen finden. So laße ichs mich auch nicht irren, daß ich kerlischer Art sein soll, denn ein Kerl ist der, der beständiges, männliches Herzens und nicht weibisch oder leichtfertig ist, wie denn 5 gewaltige römische Kaiser den Namen Karl getragen haben, und noch viele Fürsten des Namens im Reiche sind. Aber alles übrige, nämlich daß ich Claus Müllern gerathen, was er gethan, und daß er noch die Woche in meinem Hause gewesen, um von mir Rath zu holen, item daß ich ein Schelm, Bösewicht und Schecker vorlängst und vor vielen Jahren gewesen sei, sage ich, daß er mir solches andichtet als ein verlogener Bösewicht, ehrendiebischer Schelm und meineidiger Schecker, dafür auch ein jeder ehrlicher Mann nebst mir ihn halten und ehrliche Zusammenkünfte, Gemeinschaft und Gespräche mit ihm zu pflegen vermeiden wird, bis daß er genugsam dargethan und ausgeführt hat, was er von mir geredet und ausgesprengt hat, welches ihm und allen, so auf Erden leben, ob Gott will, in Ewigkeit fehlen soll." Sastrow mußte wol ein sehr gutes Gewißen haben, da er die gegen ihn erhobenen Anklagen so unbedingt und so entschieden zurückweisen konnte. Mit großer Bestimmtheit widerspricht er namentlich dem Vorwurfe, daß er Claus Müllern gerathen haben sollte, die Stadt zu verklagen. Weder Müller noch dessen Frau, sagt er, sei in jener Woche und länger als ein halbes Jahr in seinem Hause nicht gewesen. Auch habe er Müllern zu dem anhängig gemachten Processe so wenig angeleitet, daß er ihm vielmehr aus wichtigen Ursachen und mit ansehnlichen Argumenten abgerathen habe. An der ganzen Anklage, die gegen ihn erhoben werde, sei nur so viel wahr, daß er, Sastrow, in seinen Votis aufrichtig und unverhohlen erklärt habe, worin und womit dem Dinge zu viel gethan sei, und daß er nicht dazu habe stimmen wollen, mit bewaffneter Hand toller und unsinniger Weise hinaus nach der Pütten zu fallen. Dieß allein sei der Grund, warum Nikolaus Sasse ihn, seinen Bürgermeister, der sein Leben bis in sein graues Alter mit großer Mühe, Arbeit und Gefahr zum Besten der Stadt ehrlich zugebracht, in voller Versammlung gar unschuldig und wider die Wahrheit so unbarmherzig angegriffen, inquirirt und geschmäht habe, welches er Gott und der ganzen Welt mit stetigem Seufzen zu klagen nicht aufhören werde. Er hoffe aber, daß Gott seine Unschuld und

seiner Feinde Bosheit, ihm zum Troste und jenen zur Strafe, in kurzer Zeit an den Tag bringen werde. Er habe die Tage seines Lebens bis in sein hohes Alter nicht anders gehandelt, als einem ehrlichen Manne zustehe. Darum bitte er, ihn nicht in dem Verdachte zu haben, daß er jemand Rath, That, Stärkung oder Hülfe zu einer dieser guten Stadt schädlichen Alienation geleistet habe. Mit diesen kräftigen Worten sucht Sastrow seine Unschuld zu retten und sich gegen die Angriffe derer zu vertheidigen, die anders von ihm reden, denn daß er sein graues Haar in Ehren erreicht habe. Doch damit ist der Inhalt der Sastrowschen Schutzschrift noch nicht erschöpft. Nicolaus Sasse hatte gegen den alten, einflußreichen Bürgermeister außer andern Anklagen auch die erhoben, daß er sich auf Kosten der Stadt bereichert habe. Ja, er hatte nicht bloß unserm Sastrow, sondern allen regierenden Bürgermeistern vorgeworfen, daß sie in eigennütziger Erhöhung ihres Gehaltes kein Maß gehalten hätten, und war sogar so weit gegangen, ihnen zuzumuthen, daß sie zum Besten der Stadtcasse 4 Jahre lang auf allen Gehalt verzichten sollten. Es wird zur Charakteristik Sastrows nicht undienlich sein, zu hören, was er diesen Angriffen seines Widersachers entgegensetzt. Der zärtlichen Sorge des demokratischen Stimmführers für die öffentliche Casse begegnet er zunächst mit der Bemerkung, daß die 3 regierenden Bürgermeister aus Schonung gegen die Stadt die Wahl des vierten Bürgermeisters bis dahin aufgeschoben und dessen Arbeit seit 8 Jahren mit verrichtet hätten. Sodann schlägt er vor, um den Vorschlag des Volkstribunen lächerlich zu machen, daß jeder Bürgermeister, Rathmann, Syndicus, Secretarius, Brauer, Multer, Kornkäufer, Wandschneider, Krämer, Becker, Schuster, Schneider, kurz alle Handwerker und Arbeitsleute 4 Jahre lang alles, was sie verdienten, in den Stadtschatz legten. So würde doch wenigstens Gleichheit gehalten und man würde einen ansehnlichen Schatz sammeln. Nachdem er den Volksbeglücker auf diese Weise ad absurda geführt hat, erinnert er daran, daß niemand schuldig sei, auf seinen eignen Sold in den Krieg zu ziehn, und fügt zu diesem Ausspruche der h. Schrift noch folgende hinzu: „Dem Ochsen, der da drischt, sollst du das Maul nicht verbinden; die dem Altar dienen, sollen davon leben; ein Arbeiter ist seines Lohnes werth; gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Sodann geht er dazu über, zu zeigen, wie er dieser guten Stadt nunmehr 34 Jahre lang nicht ins Auge, sondern ad conscientiam mit großer Unlust, Arbeit und Ersparsamkeit gedient habe. Zu dem Zwecke erinnert er an seine vielen Reisen, Mühen und Arbeiten, deren er sich zum Besten der Stadt unterzogen habe. Um ferner dem Vorwurfe der Habgier und unrechtmäßigen Bereicherung zu begegnen, so weist er seine Uneigennützigkeit an mehren schlagenden Beispielen nach und setzt dann hinzu: „Wenn ich gemeiner Stadt zum Besten einen Schilling zum Gulden machen können, so habe ich solches nicht unterlaßen, indem ich allent-

halben und zu jeder Zeit diese 34 Jahre hindurch, die ich der Stadt gedient, das gemeine Beste dem Privatinteresse vorzusetzen mich nicht habe verdrießen laßen." Nachdem er in dieser Weise die Nichtigkeit der wider ihn erhobenen Beschuldigungen nachgewiesen hat, fährt er fort: „Habe ich denn mit solchem Allem verdient, daß ich nunmehr auf des Grabes Bord so ehrverletzlich sollte gestraft werden? Des Gehalts wegen möchte ich mich wol wenig zu bekümmern haben, weil ich weder glaube noch begehre, daß ich noch ein Jahr auf dieser höllischen Welt walleballen werde; aber daß ich den Ehrenschmitz mit meinen grauen Haaren ins Sarg legen laßen sollte, daß ich durch Verzichtleistung auf den Gehalt selbst bekennte, ihn mit Untreue und Eigennützigkeit verdient zu haben, dazu werde ich mich nimmer verstehn. Vielmehr habe ich gemeint, die Bürgerschaft sollte sonderlich in Ansehung der großen Unlust, Arbeit und Verdrießlichkeit, so ich des Kornhauses halben gehabt habe, und in Anbetracht des Ruhms, Nutzens und Ehre, so gemeiner Stadt und allen Einwohnern daraus entstanden, meine Schenkschieve *) mit einem Trinkgeschirr zu verbeßern sich dankbarlich entschloßen haben. Aber es ist nicht geschehn. Oder soll das meine Verehrung sein, daß ein Ausbund von Lästermaul mir in vollem Rathe einmal ins Angesicht sagte, es hätte der, so das erste Wort zum Kornhause geredet, als ein Schelm, Böswicht und Verräther bei dieser Stadt gehandelt? So muß ich solches neben andern mit Geduld ertragen und mich damit trösten, daß derselbe Unflat zur Beschimpfung eines ganzen ehrbaren Rathes, als dieser in seiner Abwesenheit das Spielen mit Würfeln und Karten sowol in Häusern und Gärten als in Bier- und Weinzechen aus notwendigen und dringlichen Gründen wie auch aus schuldiger Amtspflicht verboten, solches dem Rathe in voller Sitzung mit diesen schandbaren Worten hat aufrücken dürfen: ein Rath wäre solches zu verordnen und zu inhibiren eben so wenig mächtig, als er das Recht hätte, Einem zu verbieten, daß er seine Frau in den Arm nehme; dem er denn auch bis auf diesen Tag nachsetzt, dem ganzen Rathstuhle zu Schmach und Schande und allen Bewohnern der Stadt zum Aergernis. Denn wenn der Abt die Würfel trägt, so haben die Brüder gut spielen." Nachdem Sastrow seinem Gegner mit so scharfen Waffen zu Leibe gegangen ist, schließt er doch seine meisterhafte Schrift in sehr milder und versöhnlicher Weise, indem er die Stiefkinder seines Widersachers bittet, es ihm nicht zu verdenken, daß er mit dieser seiner unumgänglichen Defension hervortrete. Denn da ihr Stiefvater noch heutiges Tages zu seiner Beschönigung, als hätte er nichts unrechtes gethan, fortfahre, ihn innerhalb

*) Das Wort scheint so viel zu bedeuten als Büvet. Sastrow will sagen, er glaube eher einen Ehrenpocal als eine Verkürzung seiner Besoldung verdient zu haben.

und außerhalb der Stadt, ja im ganzen Lande auszutragen, so habe er nunmehr zur Errettung seiner boshaft angegriffenen Ehre diese Schutzschrift ausgehn laßen müßen, nachdem er ein halbes Jahr damit zurückgehalten habe. In Erwägung dieser Umstände möchten sie ihm nicht zürnen, sondern vielmehr mit ihm als einem abgelebten und abgearbeiteten Mann solcher groben und unschuldig erlittenen Beleidigung halben ein freundlich und christlich Mitleid tragen, wie denn auch er samt den Seinen männiglich Ehre, Dienst und Gefallen zu beweisen jederzeit geflißen sein wolle.

In Folge dieser Sastrowschen Schutzschrift schrieb Sasse eine Erwiderung, welche ebenfalls noch jetzt vorhanden ist. Aber obgleich dieselbe in der Ueberschrift mit einem alle Flecken wegnehmenden Schwamme verglichen wird, so ist sie dennoch wenig geeignet, ihren Verfaßer zu rechtfertigen. „Demuth und Freundlichkeit," so heißt es in der Sassischen Replik, „sind ein sonderlicher Zierrath in hohen Leuten, bei denen sich auch solche Tugenden allein spüren und finden laßen. Hingegen ist es abscheulich und ein gewißes Zeichen einer geringen, verächtlichen und bäurischen Natur: Stolz, Hoffahrt, Trotz, Unbescheidenheit, eigner Ruhm mit Verachtung andrer Leute. Wenn nun hinzu kommt Eigennützigkeit und das Ansehn, so wehe der Stadt!" Durch solche allgemeine Betrachtungen sucht Sasse in indirecter Weise ein schlimmes Licht auf seinen Gegner zu werfen, ohne jedoch für seine Insinuationen den geringsten thatsächlichen Beweis zu liefern. Vergleicht man beide Streitschriften mit einander, so wird man Sastrow eine große Ueberlegenheit über seinen Gegner einräumen müßen. Dennoch vermochte er diesem keine völlige Niederlage beizubringen. Im Gegentheile will es beinahe so scheinen, als habe Sastrow den Kürzeren gezogen. Wenigstens geht aus einer Notiz in den Rathsprotocollen hervor, daß Sasse nicht aufhörte ihm kühn die Stirn zu bieten. „Im Jahre 1590," so heißt es dort, „hat Senatus diese Sache gütlich beilegen wollen und dazu nebst andern den Doctor Heynen gebraucht. Der Bürgermeister Sastrow hat die Ursachen erzählt, warum Sasse ihm zuerst feind geworden sei, jedoch in gewißem Maße sich zur Compensation erboten. Sasse aber hat gebeten, die ergangenen Pönalbescheide zu exequiren." Das ist das Letzte, was uns über diese Sache berichtet wird.

Es ist natürlich, daß diese unerquicklichen Händel unserm Sastrow viel Aerger und Verdruß verursachten. Wie bitter es für ihn war, daß er noch am Ende seiner Tage an seiner langjährigen Wirksamkeit eine böswillige Kritik mußte üben laßen, giebt er deutlich genug zu verstehn, wenn er mit Anspielung auf jene collegialischen Händel den Ausspruch thut, er sei in Stralsund recht in des Teufels Badstube gekommen. Doch beziehn sich diese Worte nicht allein auf die Streitigkeiten mit Sasse; denn er setzt hinzu, er habe in diesem Teufelsbade nunmehr ganze 40 Jahr ziemlich heiß gebadet. Was seine

ganze Stellung in Stralsund sehr erschwerte, war der Umstand, daß er in jüngern Jahren in herzoglichen Diensten gestanden hatte. Denn für seine politischen Gegner war dieß Grund genug, ihn der Fürstendienerei anzuklagen, und in der That war diese Anklage nicht ohne einen Schein der Wahrheit. Wollte Sastrow nicht alle Rücksicht gegen seine früheren Herrn fahren laßen, so mußte er bei den vielen Streitigkeiten, welche zwischen dem Hofe und der Stadt obwalteten *), in manche Collision gerathen. Er selbst spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Solche Ueberfahrung und Gewalt ist mir zu vielen Malen von meinen Gegnern widerfahren. Denn da ich ihnen in wichtigen Sachen zwischen den Landesfürsten und gemeiner Stadt aus tristigen Gründen widerrathen habe, bei ihren vorgefaßten Meinungen zu bleiben und dieselben ins Werk zu richten, so hat es heißen müßen, ich wäre gut fürstlich. Da man gleichwol mit seinen unzeitigen, allzuheißen Gedanken nicht selten zugefahren ist und solches allerlei Ungnade, Unlust und Verdrießlichkeit verursacht hat, so hat dieß nur dazu gedient, um meine Person bei Hofe verhaßt zu machen; denn man hat männiglich eingebildet, daß es mein Betrieb und Auflage wäre. Also habe ich in einer Sache an beiden Orten Schlappen bekommen. Dort hat man mir vorgeworfen, daß ich den Fürsten zuwider handle und hier, daß ich gut fürstisch sei, und bin also allenthalben merklich gravirt, verfolgt und geplagt.“ Als Jürgen Smiterlow im Jahre 1571 mit Tode abgieng und sein tötlicher Abgang dem Herzog Ernst Ludwig gemeldet wurde, gebrauchte dieser, von den Hofschranzen sowol gegen den Verstorbenen als gegen dessen Busenfreund aufgehetzt, folgende ungnädige Worte: „Ich habe zwei zum Sunde, die mir zuwider sind. Smiterlow ist verstorben, Sastrowen wird der Teufel auch bald holen.“ Sastrow wurde durch diese Aeußerung des Herzogs zu jener Schutzschrift für seinen verstorbenen Freund veranlaßt, von der schon Seite 104 die Rede gewesen ist.

In seinem letzten Jahre scheint Sastrow mit der Stadtverwaltung sehr unzufrieden gewesen zu sein. Die liberale Partei verachtete die Rathschläge des alten, erfahrenen Stadtregenten und folgte unbesonnen ihren eignen „allzuheißen Gedanken,“ wodurch sie den Staatswagen nicht selten in den Dreck fuhren. So auch in Sachen des Pütter Kirchlehns, worüber Sastrow folgende beißende Bemerkung macht: „Wäre man meinem Rathe gefolgt, so würde es mit dem Pütter Handel wie mit den Streitigkeiten zwischen Stadt und Landesfürsten beßer stehn, und man hätte nicht nötig gehabt, so viele

*) Stralsunds kirchliche Selbstständigkeit und das Nichtverstatten der Appellation ans herzogliche Hofgericht zu Wolgast war den Fürsten ein Dorn im Auge. Beide Punkte waren das ganze 16. Jahrhundert hindurch ein Zankapfel zwischen der Stadt und den Landesfürsten.

1000 Gulden zu verausgaben. Aber man hat meinen Rath für untüchtig geachtet. Darum haben wir nun das Kratzen im Nacken und es geht uns wie Phaeton und Ikarus. Ei recht, das gehört darauf, daß man Sastrows Rath nicht gefolgt hat und nicht folgen will! Wenn es nur nicht die Stadt, sondern die drückte, die es verdient haben! Nun muß aber die Stadt darunter leiden, und es wird von den Oldermännern und Centumvirn gefordert, die Pütter Kirchlehnsache in gute Acht zu nehmen, d. h. durch die stärksten Stadtpferde, die Bürgermeister, die ohne das die größten Lasten tragen müßen, den umgestürzten und je länger desto mehr eingesenkten Wagen aus der Pfütze zu heben. Ich bin aber mit der Erklärung, daß sie meinem Rathe nicht gefolgt haben, noch folgen wollen, gottlob entfreiet."

Es ist begreiflich, daß Sastrow sich unter diesen Umständen nicht mit der früheren Freudigkeit an den öffentlichen Geschäften betheiligen konnte. Er klagte laut über die neuen, immer allgemeiner herrschend werdenden Grundsätze und sah einer trüben Zukunft entgegen. Wie richtig sein Urtheil war und mit wie klarem Blicke er voraussah, daß sich ein allgemeiner Umschwung vorbereitete, ergiebt sich aus folgenden Aeußerungen, welche Prütze in seinem 1614 geschriebenen Bedenken vom Stralsundischen Unwesen thut: „Wie Gott der Herr in Veränderung der Regimenter nichts thut ohne fürgehendes Zeichen, so hat er auch vor 20 Jahren (also 1594), eben um die Zeit, da das Regiment durch Alter- und Hundertmänner also verwüstet und der schändliche Recefs beschloßen worden, ein monstrum allhier laßen geboren werden, welches kein Haupt und kein Herz gehabt und sonsten an Händen und Füßen unvollkommen gewesen. Darüber Herr Bartholomäus Sastrow, ein weiser Bürgermeister, dazumal seinen Discurs gemacht und die erfolgte Unordnung prognosticirt." Dieser Discurs Sastrows ist uns nicht aufbehalten, aber seine Weißagung sollte sich nur zu bald erfüllen. Schon im Jahre 1595, also ein Jahr nach der Geburt jenes Monstrums, erfuhr die Rathsaristokratie zu Stralsund eine Beschränkung durch Erzwingung eines Recesses, welcher den Rath unter die Controle von 100 dazu verordneten Bürgern stellte. In Folge dieser Verfaßungsänderungen entstanden allerlei Unruhen und Unordnungen, welche bis 1616 fortdauerten. Sastrow war natürlich diesen Neuerungen wenig hold. Er konnte sich in die neue Ordnung der Dinge nicht finden und zog sich immer mehr von dem Schauplatze des öffentlichen Lebens zurück. Schon 1589 hatte er in seiner Vertheidigungsschrift gegen Sasse geklagt: „Wenn ich meinem Gewißen nach ihrer unbesonnenen Meinung, mit der Thür über Kopf ins Haus zu fallen, keinen Beifall thue und nicht so votire, als sie wollen, so belade ich mich mit Verdacht und werde darüber mit großer Unvernunft und tyrannischer Gräßlichkeit überfahren. Ja, ihre Wuth ist so groß, daß ich mannigmal habe schweigen und entweichen müßen, sofern ich nicht auf dem Rath-

hause zu Tode geschlagen werden wollte." Trat die liberale Partei dem alten Bürgermeister schon damals so trotzig entgegen, was ließ sich jetzt erwarten, wo sie förmlich gesiegt hatte? Es ist daher begreiflich, wenn Sastrow der Uebermacht wich und es aufgab, gegen den Strom zu schwimmen. „Bürgermeister Sastrow wollte nicht wirken, die andern konnten nicht und ließen sich schieben," mit diesen wenigen Worten schildert ein Rathsmitglied im Jahre 1600 Stralsunds öffentliche Zustände.

Mit dem sinkenden Jahrhunderte sank auch Sastrows Kraft und Ansehn, und wir stehn am Ende einer langjährigen Wirksamkeit, zu der das folgende Kapitel noch eine merkwürdige Schlußepisode liefern wird.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Sastrows Umgebung. Familienereignisse und Sterbefälle. Tod seines Sohnes Johannes und seiner ersten Hausfrau Cathrine Krobösen. Geschichte seiner Wiederverheiratung mit seiner Magd Anna Haseneiers. Sastrows Vertrag mit seinen Schwiegersöhnen. Zerwürfnis und Aussöhnung. Etwas vom Superintendenten Schlüßelburg.

Das sechszehnte Jahrhundert gieng seinem Ende entgegen, und in Sastrows nächster Umgebung hatten sich manche Veränderungen zugetragen. Seine älteste, 1553 geborne Tochter Catharine war seit 1574 mit Jürgen von Stein vermählt und hatte nach dessen Tode 1584 eine zweite Ehe mit Heinrich Gottschalk eingegangen, welcher 1596 in den Rath eintrat. Amneſtie, die zweite Tochter, deren Geburtsjahr unbekannt ist *), wurde die Frau des Jacob Clerike, der seit 1599 Aldermann des Gewandhauses war und erst nach seines Schwiegervaters Tode im Jahre 1609 Rathsherr wurde. Indem Sastrow dem Ende des ablaufenden Jahrhunderts näher rückte, näherte er sich auch demjenigen Lebensjahre, das die Schrift als ein „hohes" Alter bezeichnet. Er war 1520 geboren, und hatte seitdem manchen aus dem Kreise seiner Bekannten vor sich ins Grab sinken sehn. Die drei Männer, welche gleichzeitig mit Sastrow in den Rath eintraten, waren längst von ihren Stühlen in die Gruft hinabgestiegen, und auch in unsers Helden eigner Familie hatte der Tod mächtig aufgeräumt. Das Ende seines Vaters, dessen Todesjahr unbekannt ist, wurde bereits erwähnt. Er starb in Sastrows Abwesenheit und hinterließ diesem das schmerzliche Gefühl, dem geliebten Toten nicht einmal die letzte Ehre erwiesen zu haben. Aber auch von Sastrows Geschwistern weilte keins mehr unter den Lebendigen, sein Bruder Christian war als der letzte im Jahre 1580 entschlafen, und schon kam die Reihe an seine Kinder. Der vielgeprüfte Mann hatte nicht nur den Tod einer seiner Schwiegersöhne zu beklagen, sondern er mußte auch den eignen Sohn Johannes,

*) Wahrscheinlich wurde sie im Jahre 1557 geboren, da in Gentzkows Tagebuche unterm 12. Januar 1559 von einem Kirchgange der Frau Syndici die Rede ist.

den einzigen männlichen Leibeserben, vor sich ins Grab sinken sehen. Dr. Johannes Sastrow hatte sich 1582 mit Frau Dorothea Steven, Melchior Prützens nachgelaßener Wittwe, vermählt und stand bei seinen Mitbürgern in großer Achtung. Er hatte den Sinn seines Vaters und Großvaters geerbt und gehörte zu den Zierden seiner Vaterstadt. Leider wurde er frühe vom Tode hinweggerißen, ohne Kinder zu hinterlaßen. Balthasar Prütze gedenkt seiner in folgenden Worten: „Wenn Gott strafen will, müßen geschickte Männer sich verkriechen, und wie Amos sagt, muß der Weise stille schweigen. Gott sammelt sie zu sich und nimmt weg die Starken und die Krieger, Richter, Propheten und Aeltesten und giebt Jünglinge zu Vorstehern, welches alles bei uns ergangen ist, indem zur Zeit des heillosen Recesses vom Jahre 1595 zugleich viele gelehrte Männer, als Herr Dr. Picht, Martin Woele und Johann Preuß aus dem Rathe, aus den Bürgern Johann Sastrow, Eustachius Picht und Ludolph Koch mit Tode abgegangen sind." Von Sastrows Altersgenoßen hatte seine Hausfrau, Cathrine Frobösen, am treulichsten bei ihm ausgehalten. Ihre einstige Drohung, daß sie sich ihren Unterhalt zu Greifswalde lieber mit Stricken verdienen, als ihrem Manne nach dem Sunde folgen wollte, war längst vergeßen, und beinahe ein halbes Jahrhundert hatte Frau Cathrine mit ihrem Manne in glücklicher Ehe gelebt. Aber noch ehe das Jahrhundert zu Ende lief, sollte auch dieses Band gelöst und dem alternden Manne dadurch die unentbehrlichste Stütze entrißen, die schmerzlichste Wunde geschlagen werden. Ueber den Tod der Frau Bürgermeisterin berichtet Joachim Lindemanns Memorialbuch folgendermaßen. „Anno 1598 den 9. Januar Morgens früh um 6 Uhr ist dem Herrn Bürgermeister Bartholomäus Sastrow seine Hausfrau Cathrine Froböse gestorben und den 10. ejusdem alsofort cum solenni pompa nach dieser Stadt Gebrauch begraben worden."

Schon im Jahre 1589 hatte Sastrow in seiner Schutzschrift gegen Sasse im Sinne eines Lebensmüden geäußert, daß er nicht vertraue, auch nicht begehre, noch ein Jahr auf dieser heillosen Welt zu „walleballen." Aber noch volle 14 Jahre sollte seine Wallfahrt dauern, und es sollte sich zeigen, daß jene Aeußerung mehr von einer augenblicklichen Verstimmung, als von wirklicher Lebensmüdigkeit eingegeben war. Auch nach dem Tode seiner „ersten Hausfrau" dachte Sastrow noch nicht ans Sterben, sondern — ans Wiederverheiraten. Doch war es bei Lichte besehn nicht sowol die Luft am Leben, als das Gefühl des herannahenden Todes, welches den auch im hohen Greisenalter noch willenskräftigen Mann zu diesem auffallenden Schritte verleitete. Denn je unabweislicher die Jahre ihren Tribut forderten, desto mehr bedurfte er der sorgsamen Pflege Anderer, und da nun seine Töchter beide verheiratet waren, so eilte er nach dem Tode seiner Gattin, die schmerzlich gefühlte Lücke

sobald als möglich wieder auszufüllen. Und zwar war es seine bisherige Magd, Anna Haseneiers, in welcher er die ihm entrissene Stütze wieder zu gewinnen hoffte. Die Geschichte dieser zweiten Heirat verdient es, ausführlich mitgetheilt zu werden. Zwar von „Ummeküseln" und vom „Steingange" ist bei dem 75jährigen Bräutigam nicht mehr die Rede. Aber die Verhandlungen, welche diesmal vor dem geistlichen Ministerio und dem Rathe gepflogen wurden, sind nicht weniger interessant, als jener Tanz, welcher unserm Helden vor 47 Jahren eine Ladung vor den lübischen Baum zuzog, und jene Volkssitte, welche er bei seiner ersten Hochzeit mit zu Grabe tragen half.

Schon wenige Wochen nach dem Tode seiner ersten Frau erschien der alte Bürgermeister vor dem geistlichen Stadtministerio und zeigte dem erstaunten Collegio an, daß er eine neue Ehe einzugehn beabsichtigte. Für diesen seinen auffallenden Entschluß führte er folgende Gründe an. Erstlich könne er seiner Haushaltung wegen nicht ohne Hausfrau fertig werden. Zum andern müße er sich seiner Gesundheit wegen wieder verheiraten. Denn da er kurzen Odens sei und dazu catarrhum suffocativum (den Stickhusten) habe, so laufe er Gefahr, wenn er nicht jemand bei sich habe, im Bette zu ersticken. Drittens befinde er sich von Gott mit solcher Stärke des Leibes begabt, daß er füglich noch wol könne im Ehestande leben. Weil er sich denn mit seiner Magd, Anna Haseneiers, verlobt habe, so bitte er die geistlichen Herrn, ihn morgenden Tags mit seiner Braut zu vertrauen. Und zwar beabsichtigte Sastrow, wie aus den weitern Verhandlungen hervorgehn wird, die Trauung nicht in der Kirche, sondern im Hause vornehmen zu laßen. Die Geistlichen trauten kaum ihren Ohren, als Sastrow ihnen seinen Entschluß kund that. Daß ein Achtzigjähriger sich zum zweiten Male verheiraten wollte, mußte allgemeines Aufsehn erregen. Daß er so bald nach dem Tode seiner ersten Frau diesen Schritt thun wollte, drohte ein öffentliches Aergernis abzugeben. Das böse Beispiel mußte um so verderblicher werden, als es von dem angesehensten Manne der Stadt gegeben wurde. Diese Gegengründe drängten sich den versammelten Geistlichen wol auf der Stelle auf. Doch bei der Wichtigkeit der Sache baten sie sich Bedenkzeit aus und erklärten, daß sie dem Petenten am 15. Februar in der Kirche zu S. Nicolaus Antwort geben wollten. Als der genannte Tag erschien, wurde Sastrow nach der Predigt von den geistlichen Herrn vorgefordert, um folgenden Bescheid entgegenzunehmen: Daß er sich wieder befreite, müßten sie geschehn laßen; es wäre gleichwol contra publicam honestatem (gegen den öffentlichen Anstand), daß er sobald freite und daß er sich mit seiner Magd befreite. Damit fügte er sich, seinen Kindern und seiner ganzen Familie einen Schimpf zu. Er möchte doch bedenken, was Salomo im 30. Kapitel von denen sagte, so ihre eigne Magd freiten, nämlich daß ein Land dadurch unruhsam würde, wenn

eine Magd ihrer Frauen Erbe würde. Was aber die beantragte Dispensation und Haustrauung anlangte, so könnten sie ihm hierin nicht willfahren; denn es wäre sowol gegen die Kirchenordnung als wider die Ordnung eines Ehrbaren Rathes, wovon sie nicht dispensiren könnten. Es stünde allein bei dem Rathe, die erbetene Dispensation zu ertheilen. An den müßte sich also der Petent wenden, wenn er von seinem Vorhaben nicht abstehn wollte. Sastrow hörte den Bescheid an, ohne sich durch die ihm gemachten Vorstellungen wankend machen zu laßen. Vielmehr bat er die Geistlichen, für ihn beim Rathe zu intercediren, indem er die Erwartung aussprach, sollte der Rath Dispensation ertheilen, so ließen sie es wol geschehen.

Die Geistlichen hätten es lieber gesehn, wenn sie mit dieser bedenklichen Sache unbehelligt geblieben wären. Doch konnten sie dem Bürgermeister seine zweite Bitte nicht abschlagen. Sie beschloßen daher, beim Rathe um Audienz nachzusuchen. Noch desselben Tages wurden der Superintendent Conrad Schlüßelburg, die Pastoren Magister Wessel und Magister Wernecke und der Diaconus Paul Menze als Abgeordnete des geistlichen Ministeriums vorgelaßen. Nachdem der Superintendent Sastrows Anliegen vorgebracht hatte, traten die Geistlichen wieder ab, worauf der Rath beschloß, dem Gesuche Sastrows nicht zu willfahren. Dieser Beschluß wurde dem geistlichen Stadtministerio durch den Rathssyndicus Dr. Domann in nachstehender Form angedeutet. Was die Heirat des Herrn Bürgermeisters insgemein und insonderheit die Verehlichung mit seiner Dienstmagd anbelange, so wolle der Rath dieselbe zu seiner, des Bürgermeisters, Verantwortung gestellt haben. Was aber die Dispensation betreffe, so vermerke ein Ehrbarer Rath gern, daß ein Ehrwürdiges Ministerium sich darin der Bescheidenheit gebraucht und sich dessen, was ihm nicht zustehe, auch nicht angenommen, sondern an einen Ehrbaren Rath verwiesen habe. Es könne aber ein Ehrbarer Rath mit nichten glauben, daß es dem Herrn Bürgermeister ein Ernst sein sollte, zu fordern, daß er wider die Ordnung im Hause getraut werde. Denn man wiße sich zu erinnern, daß der Herr Bürgermeister diese Ordnung selbst mit berathschlagt und darüber ohne Ansehn der Person in ähnlichen Fällen geeifert haben. Darum wolle man sich zu ihm dessen versehn, daß er sich solcher Ordnung auch mit seinem Exempel unterwerfen werde. Wolle er sich wieder verheiraten, so müße er sich zuvor dreimal abkündigen laßen. Dann müße die Trauung in der Kirche vollzogen werden, worüber ein Ehrbarer Rath aller Gebühr nach zu halten gemeint sei.

Das waren Forderungen, welche einen längern Aufschub der Hochzeit als unvermeidlich erscheinen ließen. Dennoch gab der feurige Bräutigam die Hoffnung nicht auf, vor der ordnungsmäßigen Zeit zum Ziele zu kommen, sondern machte einen neuen Versuch, den Rath seinem Gesuche geneigt zu machen.

Als Mittelsperson gebrauchte er dießmal seinen Collegen, den Bürgermeister Dr. Ketel. Durch diesen ließ er dem Rathe am 20. Februar vortragen, am nächsten Freitage wäre St. Matthias Tag, es möchte ihm gestattet werden, daß er sich alsdann zweimal und am folgenden Sonntage zum dritten Male abkündigen ließe, damit er darauf sofort die Hochzeit halten könnte; denn er wäre gemeint, am Sonntag Mittag in der Kirche zu bleiben und sich trauen zu laßen. Dr. Ketel, durch den Sastrow seine Proposition vortragen ließ, führte dessen Sache nicht zum Besten. Er erinnerte den Rath nämlich an ein längst beabsichtigtes Gesetz, mit dem sich Sastrows Vorhaben schlecht vertrug. Es wäre die Rede davon gewesen, eine Verordnung zu machen, daß keiner nach seines Ehegatten Absterben eine zweite Ehe eingehn sollte, bevor nicht wenigstens ein Vierteljahr verflossen. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser Vorschlag zur Ausführung gebracht würde, damit boni mores (gute Sitten) so viel mehr möchten erhalten werden. Auf diesen Vortrag des Bürgermeisters Ketel hin beschloß der Rath, bei dem frühern Beschlusse zu bleiben. Es müßte sein Bewenden dabei haben, daß der Herr Bürgermeister sich eines Ehrbaren Raths Ordnung gemäß zu verhalten und sich demnach abkündigen zu laßen hätte. Jedoch sollte ihm gestattet werden, sich am Sonntage schierssten zweimal abkündigen und darauf am Montage des Nachmittags laut der Ordnung mit gebräuchlichem Kirchgange vertrauen zu laßen, wofern er mit seinen Kindern einen vollkommnen Vertrag abschließen und denselben ins Stadtbuch schreiben laßen wollte. Würde diese Bedingung nicht erfüllt, so sollte er sich drei Sonntage nach einander aufbieten laßen. Zu diesem Beschlusse fügte der Senat noch die beiden folgenden hinzu. 1) Es sollte auch darüber eine Verordnung festgestellt werden, wie bald jemand, der ad secunda vota (zur zweiten Ehe) schreiten wollte, in Zukunft getraut werden dürfte. 2) Es sollte mit den Superintendenten wegen der scharfen Lection, die er dem Bürgermeister Sastrow gelesen hätte, geredet werden, und ernste Erinnerung geschehn, sich solcher hinferner zu enthalten.

Aus diesem letzten Beschlusse des Raths scheint hervorzugehn, daß der wackere Superintendent Schlüßelburg noch einmal den Versuch gemacht hatte, Sastrow durch eindringliche Vorstellungen von seinem bedenklichen Vorhaben abzubringen. Dieser aber hatte den Vorschlägen und Ermahnungen des geistlichen Oberhirten so wenig ein geneigtes Ohr geliehen, daß er über dessen Schärfe beim Rathe Beschwerde geführt hatte. Man sieht, es lebte in Sastrow immer noch jene zähe Beharrlichkeit, welche das Ziel fest ins Auge faßt und sich durch keinerlei Schwierigkeiten von der Erreichung desselben zurückschrecken läßt. Auch die zweite abschlägige Antwort des Raths machte ihn nicht irre, eben so wenig als die scharfe Lection des Superintendenten. Gleich am folgenden Tage, den 21. Februar, erschien er selbst im Rathe, um nun in eigner

Person seine Sache zu führen. Sein Antrag gieng dahin, daß ihm möchte verstattet werden, sich am Montage Vormittags und nicht erst, wie der Rath verfügt hatte, Nachmittags copuliren zu laßen. Es scheint, als ob Sastrow selbst besorgte, daß, wenn die Copulation zur gewöhnlichen, festgesetzten Zeit stattfände, eine ungeheure Menschenmenge zusammenströmen würde, um ihre Neugierde zu befriedigen, und schon daraus geht hervor, was für ein großes Aufsehn die merkwürdige Verlobung in der Stadt erregt hatte. Durch Verlegung des öffentlichen Kirchganges in die Frühstunden hoffte Sastrow den Zusammenfluß der neugierigen Menge zu vermeiden, den er um so mehr fürchtete, weil derselbe zu allerlei Unordnungen und Excessen Veranlaßung geben konnte. Darum bat er, ihm Brandes und Dieberei wegen, welche beide gar gemein wären, zu vergönnen, daß er sich des Vormittags mit seiner Braut möge vertrauen laßen. Zugleich verantwortete er sich gegen den Vorwurf, daß er durch sein eiliges Freien „einen Excess" begangen hätte. Da der Rath die Wiederverheiratung des Herrn Bürgermeisters an sich nicht getadelt, sondern sich ausdrücklich seines Urtheils darüber begeben hatte, so scheint jene Aeußerung auf Rechnung des Superintendenten gesetzt werden zu müßen. Vielleicht bestand eben die „scharfe Lection" des Superintendenten, über welche Sastrow Klage geführt hatte, darin, daß jener die auffallend schnelle Wiederverlobung des Bürgermeisters einen Excess genannt hatte. Sastrow setzte nun dem versammelten Rathe auseinander, aus seinem „eiligen Freien" wäre nicht zu schließen, daß ihn der Tod seiner ersten Frau gleichgültig gelaßen hätte. – Vielmehr sollte männiglich dafür halten, daß ihn dieser Verlust sehr betrübt haben müßte; denn sonst würde er nicht alsobald zur zweiten Ehe schreiten. Er hätte mit seiner ersten Frau 48 Jahre lang im Ehestande gelebt und freute sich nicht ihres Absterbens, wol aber ihres gottseligen, rühmlichen Abscheidens. Daß er ad secunda vota schritte, dazu bewöge ihn das Verderben seiner Haushaltung. Er könnte fast nicht mehr sehen; in die Kirche könnte er nicht gehen, sondern müßte sich dahin führen laßen; die Böden, Speisekammer, Küche, Kisten und Kasten könnte er auch nicht besuchen. Neben dem Hauskreuz hätte er einen sorglichen (bedenklichen) Fall gethan, den er sein Lebtage nicht überwinden würde. Zudem wäre er alt, hätte keine geringen punctiones (Stiche) in der Seite, litte auch an der Brustkrankheit, könnte nicht auswerfen und müßte oft großen Husten leiden. Dann könnte er seine Mägde mit Rufen nicht aufwecken und wäre schon oft in Gefahr gewesen, zu ersticken. Man würde ihn noch einmal tot im Bette finden, wie ihm denn solches gestern Nacht beinahe widerfahren wäre. Seine selige Frau hätte ihm oft geholfen und ihn zugedeckt, was er schmerzlich vermisste. Er wäre also gezwungen, zur zweiten Ehe zu schreiten, und hätte wol gehofft, der Rath sollte ihn mit dem öftern Abkündigen verschonen. Daß er seine Magd gewählt hätte, wäre aus

gutem Grunde geschehen. Eine andre zu nehmen, hätte er deshalb Bedenken getragen, weil er eine Fremde, und wäre sie noch so klug, dennoch erst lange würde informiren müßen. Und wenn er eine reichere und angesehenere nähme, so würde eine solche sich gegen ihn und seine Kinder dergestalt nicht schicken, wie sie sollte. Seine Magd aber wüßte nicht nur seines Hauses und Leibes Gelegenheit, sondern würde sich auch fügsam zeigen. Auch wäre dieselbe eine durchaus unanstößige und unbescholtene Person. Denn obwol ihr Vater am Plündekenmarkte wohnte, so stammte sie doch von guten Leuten her und hätte gute Freunde. Eine nahe Verwandte wäre die Frau des Syndicus Domann. Aber auch zugegeben, daß seine Braut von niedrer Herkunft wäre, so beriefe er sich auf das Beispiel der Maria, die königlichen Namens gewesen wäre und einen Zimmermann geheiratet hätte. Dazu käme, daß er seine Braut lange Jahre im Dienste gehabt und sie aufrichtig befunden hätte. Sie wäre gottesfürchtig, züchtig und von Gott mit sonderlichen Gaben geziert, besonders mit einem schönen Gedächtnis. Sie gienge gern in die Kirche, betete gern, sänge geistliche Psalmen und keine Buhlenlieder, und wäre dienstfertig und gefällig. Seiner seligen Frau hätte sie in deren Krankheit vorgelesen und ihrer gewartet, und auf ihrem Todtenbette hätte die Verstorbene lieber die Dirne, als den Superintendenten bei sich gehabt; denn jene wäre eine rechte Predigerin und andern Dienstboten ein Exempel, während dieser nicht gern bei Kranken diente. Wäre seine Braut nicht von so seltenen Gaben und Tugenden, so wollte er sie nicht genommen haben. So aber könnte er nicht zugeben, daß der andern Bürgermeister Frauen, ja auch seine eignen Töchter, sollten ehrlicher sein, als die, die er sich jetzo anzutrauen gemeint wäre. Noch hätte er dieselbe lieb und werth. Er wollte sie mit Gold, Perlen und Silber, jedoch nicht üppig, kleiden. Auch sollte sie goldene Ketten und Fingerringe tragen, und wenn das Trauerjahr seiner ersten Frau vorüber wäre, so wollte er zu der Kette, welche seine Braut jetzt bekäme, noch eine andre machen laßen, je so gut und groß, als seine Töchter bekommen hätten, und das alles um ihrer Gaben, Zucht, Ehrbarkeit und Gottseligkeit willen. Nach dieser feurigen Lobrede, welche der zärtliche Liebhaber auf seine Braut hielt und welche man eher einem 18jährigen Jünglinge, als einem 80jährigen Greise zutrauen sollte, kam Sastrow auch auf die ihm vom Rathe gestellte Bedingung zu sprechen, wonach er mit seinen Kindern einen förmlichen Vertrag abschließen sollte. Er hätte sein Vorhaben, so fuhr er fort, seinen Kindern mitgetheilt und ihnen offenbart, was er seiner Braut geben wollte. Seine älteste Tochter, die Frau Gottschalk, hätte ihm zwar etwas heftig begegnet, wie sie denn von Natur hastig wäre. Nachher hätte sie sich aber zur Abbitte erboten mit dem Anhange, daß sie sich der Hochzeit annehmen und alles mit Tischen und Bänken verordnen wollte. Seine Schwiegersöhne wären mit sei-

nem Verfahren zufrieden. Den Erbvertrag, worin er seinen Kindern keinen kupfernen Pfennig entzöge, hätten sie selbst aufgesetzt, und es wäre also kein Misverstand unter ihnen. Weil sich nun solches alles also verhielte, so hätte er gehofft, es sollte ein Rath sich seiner Dienste erinnert und ihm seine Bitte gewährt haben. Zuletzt beschwerte sich Sastrow noch über den Superintendenten Schlüßelburg. Der Rath und etliche Personen, insonderheit er, Sastrow, wären von dem Superintendenten heftig injuriirt worden. Dieser hätte sich an ihm rächen wollen durch Erzählung der Controverse, welche zwischen dem Rathe und dem Superintendenten stattgefunden. *) Das Benehmen des Superintendenten wäre um so auffallender, als derselbe ihm selbst zu dieser Frei gerathen und gesagt hätte, er möchte zu den andern Predigern auch gehn und sich mit ihnen besprechen.

Nachdem Sastrow selbst seine Sache in einer so ausführlichen und kräftigen Rede der hohen Versammlung ans Herz gelegt hatte, schloß er mit der Bitte, ihm morgen Bescheid zu geben. Aber auch sein persönliches Auftreten scheint ihn noch nicht ans Ziel gebracht zu haben, und man sieht daraus, daß der Altbürgermeister in der Rathsversammlung nur noch wenig Boden unter den Füßen hatte. Zwei Tage später wird dieselbe Angelegenheit im Rathe noch einmal zur Sprache gebracht. Und zwar sind es diesesmal Sastrows beiden Schwiegersöhne, Heinrich Gottschalk und Jacob Clerike, welche die Sache in die Hand nehmen, wie es scheint, um sie auf eine möglichst wenig Aufsehn erregende Weise zu Ende zu führen. Die beiden Genannten reichten nämlich am 23. Februar eine Supplication ein, worin sie baten, Herrn Bürgermeister Sastrow zu gestatten, daß er im Hause getraut werden möchte. Zugleich erinnerte Dr. Ketel an das, was Sastrow selbst zwei Tage vorher proponirt hatte, und empfahl dem Rathe die gestellten Anträge zur Annahme. In Folge dessen wurde beschloßen, daß Herrn Bartholomäus Sastrow als einem alten, vornehmen Manne dahin zu willfahren wäre, daß er sich am künftigen Montage um 3 Uhr in seinem Hause dürfte trauen laßen. Es wurde hinzugesetzt, daß ihm dieß gestattet werden sollte, „damit weiter besorglicher Schimpf, der den ganzen ehrbaren Rath treffen würde, verhütet bliebe."

So trat denn Sastrow wirklich noch in seinem 78. Jahre und 6 Wochen nach dem Tode seiner ersten Frau in die zweite Ehe. Montags den 27. Fe-

---

*) Diese Controverse war ohne Zweifel durch den am 20. Febr. gefaßten Beschluß entstanden, nach welchem mit dem Superintendenten wegen der scharfen Lection, die er dem Bürgermeister gelesen hatte, geredet werden sollte. Das Verfahren des Raths ist ein Beweis zu dem, was im 31. Kapitel über die Abhängigkeit der Geistlichkeit gesagt ist.

bruar war die Hochzeit. Weitere Nachrichten über die Geschichte dieser sonderbaren Verbindung sind uns nicht aufbehalten. Nur ein einzelner Zug ist uns überliefert, welcher aufs neue zeigt, daß Sastrow auch in seinem hohen Alter noch sehr energischen Geistes war und trotz seiner Jahre seinem Willen Geltung zu verschaffen wußte. Als nämlich die junge Frau Bürgermeisterin nach gehaltener Hochzeit ihren ersten Kirchgang hielt, (so lautete im folgenden Jahrhunderte die Tradition), da führte der Herr Bürgermeister sie selbst in den Kirchenstand hinein, den früher seine verstorbene Frau betreten hatte. Hier hieß er seine neue Ehehälfte Platz nehmen, indem er den andern Frauen, welche in eben demselben Stande saßen, zurief: „Dit is mine Fruw, ni Wyfer, vnd ick rade idt yu, dat yi se my mit freden sitten latet!"

Der Vertrag, welchen Sastrow mit seinen Schwiegersöhnen geschloßen und auf Verlangen des Raths ins Stadtbuch hatte verzeichnen laßen, ist noch vorhanden. Sein wesentlicher Inhalt ist folgender. Sastrow giebt in dem Vertrage seinen beiden Töchtern, Cathrinen und Amneſtien, seine Capitalien samt Siegeln und Briefen, so wie alles Silber, das er in täglichem Gebrauche hat *), zu einem Gesamtwerthe von mehr als 7000 Gulden; ferner Haus und Hof samt dem großen Wandgeschmeide, wobei das liegende Zeug, die an beiden Seiten hangenden messingischen Becken, der zinnerne Helm und die oberhalb der Hofthür stehende Gießkanne ausgenommen sein und mit in die allgemeine Theilung gebracht werden sollen; item die auf dem Knipesdamm belegene Scheune, beide Gärten, zehn Morgen Feldland und alles, was er außerhalb der Stadt besitzt. Dagegen setzt der Herr Bürgermeister seiner jetzigen Braut und künftigen Ehefrau 400 Gulden aus, und dafern er mit ihr sollte beerbt werden, für jedes Kind 100 Thaler. Daneben will er sie mit reinlichen und seinem Stande entsprechenden Kleidern versehen. Ferner giebt er ihr das kleine zinnerne Wandgeschmeide, die kleine Krone auf der Diele, einen messingischen Leuchterarm; item das getriebene messingische Becken vom großen Wandgeschmeide, die große Kiste in der Kemnade ledig und was sie an Leinewand Zeit ihres Ehestandes wird machen laßen; was aber jetzt noch ungeschnitten und an ungesponnenem Garn vorhanden ist, soll alsofort in 3 Theile getheilt werden, von denen 2 seinen Kindern und der dritte ihr zufallen soll. Das im Gebrauch befindliche Leinenzeug, so wie die Betten und Bettgewand sollen nach dem Absterben des Herrn Bürgermeisters gleich-

*) Selbst das Stück Silber, welches er seiner jetzigen Braut zur Morgengabe verehrt, soll sie verpflichtet sein, mitsamt der Perlemutter, die jetzt vom Goldschmiede gefaßt wird, wiederum zu ergänzen.

falls in 3 Theile getheilt werden. Mit Tischen und Bänken soll es auch also gehalten werden, jedoch bleibt bei dem Hause die beste, in der Kemnade stehende Sponde und Kützbette*), wogegen der Wittwe die Sponde, darin der Herr Bürgermeister schläft, neben den beiden auf einander stehenden Schappen (Schränken) zufallen soll. Das Liegelzeug **) und zinnern Helm neben den beim großen Wandgeschmeide an beiden Seiten hangenden Becken, item was in der untern Stube an zinnernem Zeuge vorhanden ist, soll auch in 3 Theile getheilt werden, nachdem die Wittwe das messingische Handbecken, welches in der Unterstube bei der Thür steckt, zuvor herausgenommen hat. Was die Zinsen der Capitalien anbetrifft, so verspricht der Herr Bürgermeister, 2 Drittheile derselben jährlich seinen beiden Kindern gutwillig folgen zu laßen, sobald der Brautschatz seiner jetzigen Braut und künftigen Frau genugsam erstattet ist; ein Dritttheil aber behält er für sich. Ausdrücklich wird bemerkt, daß seine Kinder durch das, was er jener zum Brautschatze verordnet habe, nicht auf eines Hellers Werth an dem verkürzt werden sollen, was er ihnen obgedachter Maßen vermacht und gegeben habe. Was während der zweiten Ehe etwa erspart werden möchte, das sollen die beiden Kinder und die Wittwe nach seinem tötlichen Abgange gleichmäßig theilen.

Wir haben den Inhalt dieses Vertrages so ausführlich mitgetheilt, weil er nicht nur ein Licht auf Sastrows Vermögensverhältnisse wirft, sondern uns auch einen Blick in das Innere eines damaligen Bürgerhauses thun läßt. Derartige Urkunden belehren uns über das häusliche Leben und die Einrichtung wohlhabender Bürgerfamilien, und liefern für die Sittengeschichte jener Zeit nicht zu übersehende Beiträge.

Am Schluße des im Beisein des Herrn Bürgermeisters und beider Tochtermänner vor einem ehrbaren Rathe geworbenen Vertrages heißt es: „Und werden sich Vater und Kinder gegen einander Liebe, Gehorsams und Freundschaft respective befleißigen und sie, die Kinder, nach des Vaters tötlichem Fall seiner jetzigen Ehefrau gute Beförderung und Freundschaft bezeigen. Alles getreulich und ungefährlich." Leider wurde dieß gegenseitig gegebene Versprechen nicht gehalten, und das Wort des weisen Königs, welches der wackere Superintendent dem heiratslustigen Greise zur Warnung vorgehalten hatte, sollte auch in diesem Falle nur zu bald bestätigt werden. Noch war kein Jahr seit Sastrows zweiter Heirat verfloßen, als zwischen ihm und seinen Kindern

---

*) Vergleiche S. 277 Gautschen (coucher) ist so viel als legen. Gautsche = Kutsche ist ursprünglich ein Faulbett, dann auch eine Sänfte.

**) Liegel oder Legel sind kleine hölzerne Tonnen. Vergl. 1. Samuelis, 16, 20.

die ärgsten Zwistigkeiten ausbrachen. Sastrow beklagte sich am 11. Mai 1599 bei dem Rathe, daß seine Kinder sich vernehmen ließen, sie wollten, wenn er tot wäre, sein Weib alsobald aus dem Hause stoßen und ihr nehmen, was er ihr gegeben. Dagegen brachte sein Schwiegersohn, Heinrich Gottschalk, vor, der Herr Bürgermeister hätte seine Töchter geschmäht, ihnen nachgeschrieen, auch gedroht, ihnen Messer in den Leib zu stoßen, ihnen viele praejudicia aufgedrungen wegen der mardern Röcke und andrer Sachen und endlich ihnen 500 Gulden aufzukündigen und abzuziehen in Aussicht gestellt. Auch hätte er erfahren, daß sein Schwiegervater ihn gröblich injuriirt hätte, welches er nicht verschmerzen könnte. Wer zu diesem unglücklichen Familienzwiste die erste Veranlaßung gegeben hat, ist aus den Rathsprotocollen nicht ersichtlich. Einer schob die Schuld auf den andern, und während Sastrow bei dem Rathe ein mandatum de non offendendo zu erwirken suchte, so beantragte sein Schwiegersohn ein praeceptum de non alienando oder Sequester, weil der Bürgermeister schon etwas Silber verkauft hätte, und drang auf Aufrechthaltung des abgeschloßenen Vertrags. Der Rath „verordnete die Güte," d. h. er suchte durch eigens dazu bestellte Commissäre die beiden streitenden Parteien mit einander auszusöhnen. Allein dieser Weg führte nicht zum Ziele. Sastrow meinte befugt zu sein, über seine Güter noch anders zu disponiren, als es in dem ersten Vertrage geschehn war, wogegen seine Kinder dafür hielten, daß der aufgerichtete Vertrag unumstößlich sei. Nachdem der Streit je länger desto bittrer geworden, so gelang es endlich den vom Rathe verordneten Commissarien und Unterhändlern, am 28. Februar 1600 einen andern Vergleich zu Stande zu bringen, in welchem seiner jetzigen Frau mehr Zugeständnisse gemacht waren, als in dem ersten. In diesem zweiten Vertrage wies Sastrow seinen Kindern nach seinem Tode an ausstehenden Capitalien 4700 Gulden, an Silber 829 Loth zu 1000 Gulden an*); ferner sein zu 1200 Gulden gerechnetes Wohnhaus, zehn Morgen Ackerland zu 1000 Gulden, die Scheune und den Garten vor dem Kniepesthore zu 500 Gulden, den am St. Jürgens-Kirchhofe gelegenen Garten zu

---

*) Nämlich ein Corpus, darin ein Becher mit Deckel von 59 Loth; ein Schauer, aus- und inwendig vergoldet, von 38 Loth; ein Straußenei von 74 Loth; 3 Schalen von 38 Loth; Volraths von der Lühe Kopf von 69 Loth; 2 Kannen von 91 Loth; 4 Schaubecher von 64 Loth; 2 Maniöliken (Oelgefäße?) von 28 Loth; ein kristallenes Glas von 24 Loth; eine Masern Kanne von 24 Loth; eine Masern Flasche von 24 Loth; eine Schlangenkanne mit einem Steine 16 Loth; ein weißes Krueß (Kreuz?) 12 Loth; 24 Löffel und zwei Forken (Gabeln), zusammen 63 Loth; eine Perlemutter 63 Loth, und 3 Perlen Pehlen (Frauenkopfputz).

200 Gulden; endlich das große Wandgeschmeide an Zinn und Messing, seinen besten mardernen Rock und seine Bücher. Dagegen sollte sein ganzer übriger Nachlaß seiner zweiten Ehefrau, Anna Haseneiers, zufallen. Zugleich erbot man sich beiderseits, das Vorgefallene christlich und freundlich zu vergeßen und zu vergeben.

Zum Schluße dieses Kapitels mögen hier noch einige Notizen über den Superintendenten Schlüßelburg Platz finden, den Sastrow ziemlich tief herabzusetzen versuchte. Aus der Leichenpredigt, welche M. Arnold Stappenbeck am 10. October 1619 bei dem volkreichen Begräbnisse des D. Conrad Schlüßelburg hielt und welche ein Jahr später zu Rostock gedruckt wurde, möchte sich doch ergeben, daß Sastrows Urtheil über den wackern Superintendenten ein von Parteilichkeit getrübtes war.

Geboren im Jahre 1543 zu Oldendorf an der Weser, besuchte Schlüßelburg zuerst die Schule zu Paderborn, dann die zu Hildesheim und endlich die zu Halberstadt. Darauf hörte er drei Jahre zu Braunschweig Chemnitz und Mörlin. Bei seinem Abgange nach Wittenberge war es besonders der letzte, der ihn vor den dort herrschenden Irrlehren väterlich warnte. Auch später von Mörlin schriftlich in der rechten Lehre befestigt, wurde Schlüßelburg ein Vorkämpfer des reinen Lutherthums. Als er 1568 zum Magister promovirt werden wollte, griff er die Wittenberger Theologie in einer Disputation öffentlich an und reichte ein Bekenntnis seiner Rechtgläubigkeit ein. Weil er nicht widerrufen wollte, wurde er excludirt und gieng nun nach Jena, wo er vier Jahre blieb und Magister wurde. Im Jahre 1574 zog er mit Wiegand, mit dessen Nichte er verlobt war, nach Königsberg, wurde hier Pastor und trat in den Ehestand, der mit 9 Kindern gesegnet wurde. Nach sechs Jahren seines Lutherthums wegen abgesetzt, kam er nach Rostock und fieng hier an zu lesen. Bald wurde er nach Antorf ins Niederland berufen, wo er aber schon nach einem Jahre den Verfolgungen der Papisten und Calvinisten weichen mußte. Auch in Gadebusch im Mekelnburgschen, wo er als Pastor und Hofprediger angestellt wurde, blieb er nur kurze Zeit. Er erhielt nämlich einen Ruf nach Wismar, wo er sechs Jahre das Predigtamt an der S. Marienkirche verwaltete. Im Jahre 1586 wurde er zu Wittenberg öffentlich und feierlich restituirt. Von Wismar gieng er als Superintendent nach Ratzeburg. Hier starb ihm seine erste Frau, nachdem sie ganz willigliich 18 Jahre lang mit ihm aus einem Elend ins andre gewandert. „Sie hat ihm mehrmal tröstlich zugesprochen," setzt unsre Quelle hinzu, „er sollte die Wahrheit bekennen und nicht wider sein Gewissen und Gottes Wort handeln. Sie wäre bereit mit ihm das Elend zu bauen. Freilich muß das eine gewünschte Chail und eine

tugendreiche Hausmutter gewesen sein." Nach verflossener Trauerzeit trat Schlüsselburg in eine zweite Ehe, welche gleich der ersten mit 9 Kindern gesegnet wurde. Im Jahre 1594 nach Stralsund berufen, promovirte er zu Jena auf Rathskosten zum Doctor der Theologie und versah dann „25 Jahre lang sein Amt treu, fleißig und unverdrossen mit Predigen, Profitiren, Krankenbesuchen, Rathen und Thaten. Der Freundlichkeit und Demuth hat er sich beflissen gegen jedermann, aber den Fladdergeistern hat er mit ganzem Ernst und Herzen mündlich und schriftlich widersprochen. Erst im 77. Jahre seines Lebens wurde er ausgespannt, indem er am 5. October 1619 um 3 Uhr Morgens sanft und selig entschlafen ist. Er war ein weitberühmter Mann, der in die 45 Jahre mit Predigen und Schreiben die göttliche Wahrheit öffentlich bekannt gemacht und ausgebreitet und von Jugend auf wider alle falsche Lehre und schädliche Neuerung, es sei des Papstes Götzendienst oder der Sacramentirer und andrer Schwärmer unnütze Lehre und Menschentand, als ein streitbarer Kämpfer Jesu Christi sich eifrig gebrauchen laßen. Er ist kein Wetterhahn oder kein Rohr gewesen, sondern hat bei der einmal erkannten und bekannten Wahrheit treu und beständig ausgeharrt."

Für Gelehrte, besonders für Theologen, stehe hier noch ein lateinisches Carmen, welches Balthasar Mentzer zu Gießen auf Schlüsselburgs Tod dichtete, und welches hervorgezogen zu werden verdient, weil es ein Beitrag zur Zeitgeschichte ist.

Mundus canescit, pietas decrescit, amoris
Vestigium vetus haud patet.
Haeretica in mundo discurrunt agmina, Verbi
Sinceritas sancti gemit.
Discedunt veteres. Iuvenilia pectora turgent
Mixtamque doctrinam serunt.
In sua castra vocat Calvini turba Lutherum
Salutat et fratrem suum.
Inque Scholas antiqua Scholastica turba frequentes
Reversa regnat denuo,
Subjicit et Sophiae normis oracula sancta
Creditque, quod Ratio capit.
Cedit Aristoteli Moses, Paulusque Platoni,
Mentisque acumini Deus.
Nunc Occum quisquis nescit Thomamque Scotumque
Holcotque, Mephret et Bricot,
Quamvis et vatum libros divinaque scripta
Apostolorum noverit
Et sit in Hebrea, Graeca, linguaque Latina
Exercitatus optime,

Theologum tamen haud conseri in classe meretur
Laudabili praestantium.
O mores depravatos! o tempora dura!
Fata o Scholarum tristia!
Non decet esse rudem; docta est ecclesia Christi
Artesque praeclaras amat,
Linguarumque fovet donum Sophiamque serenam
Non invidet scholis suis.
Sed Christi cathedram haud patitur conscendere quemquam
Contrarium qui se ferat.
Occupet inferiora Sophus subsellia, Christus
Est unus ille altissimus,
Cui servire uni Ratio, mens, lingua manusque
Debent fideli industria.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Sastrows schriftstellerische Thätigkeit. Sein Ende. Gesamturtheil. Ein poetisches Ehrendenkmal.

Im vorletzten Kapitel haben wir gesehen, wie Sastrow sich je länger, desto mehr von dem Schauplatze der Politik und des öffentlichen Lebens in die Stille des Privatlebens zurückzog. Allein auch jetzt gab er sich keiner unthätigen Ruhe hin. Vielmehr stellte er sich noch in seinem hohen Alter eine Aufgabe, deren Lösung selbst jugendlichen Kräften Ehre gemacht haben würde.

Schon lange trug sich Sastrow mit dem Plane, die Geschichte seines Lebens zu schreiben. Seine Absicht gieng aber nicht dahin, ein bloßes Tagebuch auszuarbeiten, wie Gentzkow. Auch wollte er sich nicht damit begnügen, eine Chronik seiner Zeit niederzuschreiben, in welcher nebenbei auch von seinen eignen Erlebnissen die Rede sein sollte, wie dieß von Berkmann, Lindemann und Hannemann geschehen war. Nein, sein Plan gieng weiter. Er beabsichtigte eine ausführliche Selbstbiographie zu liefern, deren Mittelpunkt seine eigne Person mit seinen mannigfaltigen Erfahrungen und Erlebnissen bilden, und in der nur nebenbei von denjenigen wichtigen Zeitbegebenheiten die Rede sein sollte, bei denen er mitgewirkt, von denen er Augenzeuge gewesen, oder die in seinen Gesichtskreis gefallen waren. Zwei Beweggründe waren es vorzugsweise, welche Sastrow trieben, den Plan einer solchen Selbstbiographie zu fassen. Einmal wünschte er seinen Nachkommen ein Zeugnis von der wunderbaren Führung und treuen Vatersorge Gottes zu hinterlaßen die er während seiner irdischen Wallfahrt so oft erprobt hatte. An seinem eignen Beispiele wollte er seinen Kindern zeigen, daß es dem redlichen, tüchtigen und arbeitsamen Manne trotz aller entgegenstehenden Hindernisse und Schwierigkeiten unter Gottes gnädigem Beistande dennoch gelingt, sich Bahn zu brechen und sich Anerkennung zu verschaffen. *) Durch Mittheilung seiner eignen

*) „Die äußerste und sorglichste Leibes- und Lebensgefahr, hartes Leben und Unglück sind ein Anfang und Fortsetzung meines Heils und augenscheinlichen Glücks gewesen und haben mir und den Meinen zu Ehren und aller Wolfahrt,

Erlebnisse und Erfahrungen wollte er ihnen allerlei Lehren und Warnungen an die Hand geben und sie reizen, seine Fehler und Irrgänge zu meiden und dagegen seinem guten Beispiele nachzueifern. Ja, er hoffte auf diese Weise eine Familientradition zu begründen, durch welche ein fester Christenglaube und ein treuer Bürgersinn unter seinen Nachkommen fortgepflanzt und bis in die fernsten Geschlechter erhalten würde. Andrerseits hatte er aber auch die Absicht, das Feld der Geschichte bauen zu helfen. Denn er glaubte der Geschichtsschreibung keinen geringen Dienst zu leisten, wenn er durch genaue und wahrheitsgetreue Aufzeichnung der merkwürdigsten Begebenheiten, von denen er zuverlässige Kunde hatte, die Werke gleichzeitiger Schriftsteller, als Johann Berkmann, Johann Sleidan, Michael Beuterus, entweder ergänzte oder berichtigte. Es war keine Selbstüberschätzung, wenn Sastrow den Plan zu einem Werke faßte, das sich solche Ziele setzte. Sein Leben war einerseits reich gewesen an allerlei Kämpfen, Verwickelungen und Widerwärtigkeiten; andrerseits hatte er aber auch stets Gottes treue Durchhülfe erfahren und in redlichem Streben manchen schönen Sieg errungen. Dazu war er in seinen Wanderjahren Zeuge von den wichtigsten Weltbegebenheiten gewesen, hatte Schlachtfelder und Reichstage gesehen, hatte mit Fürsten und Staatsmännern verkehrt, hatte fürstliche Höfe und Kanzeleien kennen gelernt, hatte Länder und Städte bereist und in das Getriebe seiner Zeit einen tiefen Blick gethan. In spätern Jahren selbst eine hervorragende politische Stellung einnehmend und, wenn auch im engern Kreise, zum Lenker und Ordner des öffentlichen Lebens berufen, hatte er mannigfaltige Gelegenheit gehabt, seinen Gesichtskreis zu erweitern. So fehlten ihm also nicht die materiellen Vorbedingungen zu einem Werke, wie das beabsichtigte. Der Stoff war reichlich vorhanden, und es kam nur darauf an, ihn zu bewältigen, zu ordnen und zu gestalten. Daß es ihm auch dazu nicht an dem nötigen Geschicke fehlte, hat Sastrow durch die That bewiesen. Wenigstens ist die Form seines Werkes bis zu einem gewissen Grade vollendet; jedenfalls steht es auch in formeller Beziehung höher, als die Arbeiten mancher seiner Zeitgenoßen. Dennoch setzte Sastrow ein großes Mistrauen in seinen Beruf zum Geschichtsschreiber. Er traute sich die dazu nötige Geschicklichkeit und Gewandtheit nicht zu und bewies eben dadurch, wie wenig er sich selbst überschätzte. Obwol er sich schon lange mit dem Plane einer Selbstbiographie herumgetragen hatte, so schob er doch die Ausführung desselben von einem Tage zum andern hinaus, weil ihm je länger je mehr „die Haut davor schauderte." „Ich bin," sagt er selbst, „solche Arbeit umgangen,

---

derowegen zu gottseligen Leben, zur Danksagung, Gebet, Bestätigung des Glaubens, wahrhafter Zuversicht, christlicher Geduld und andern christlichen Tugenden mehr dienen müßen."

wie die Katze um den heißen Brei, und habe geachtet, sie würde mir nunmehr (in seinem Alter) eine Unmöglichkeit und meinen Schultern eine unerträgliche Last sein. Derwegen war ich entschloßen, das Werk nicht mehr anzugreifen, sondern es gänzlich anstehn zu laßen, mich in Stille und Frieden meines alten und geschwächten Leibes in Acht zu haben und von dem lieben Gott ein gnädiges Sterbestündlein zu gewarten." Aus diesen Worten erhellt, daß Sastrow sich vor den formellen Schwierigkeiten des beabsichtigten Werkes so sehr fürchtete, daß er die Ausführung desselben schon völlig aufgegeben hatte. Was ihn trieb, sich dennoch in seinem hohen Alter der gefürchteten Arbeit zu unterziehen, war der Wunsch, sich gegen die vielen Angriffe und Verleumdungen zu vertheidigen, die er je länger desto reichlicher erfahren hatte. Dieser Wunsch, sich seinen Gegnern gegenüber zu rechtfertigen, wurde der Sporn, der ihn trieb, den bereits aufgegebenen Plan wieder aufzunehmen. Denn Sastrow glaubte den Beweis seiner Unschuld nicht beßer führen zu können, als durch eine ausführliche Darstellung seines ganzen Lebensganges. Durch den angedeuteten neuen Zweck, welchen er seinem Werke gab, wurde denn auch der ursprüngliche Plan desselben in etwas modificirt. Anfänglich war das ganze Werk auf 3 Theile berechnet. Der erste Theil sollte seine Kindheit und seinen unverknüpften Gesellenstand, der zweite Theil seinen Secretariatsdienst und der dritte Theil seinen Ehestand begreifen. Bei der endlichen Ausführung wurden dem letzten Abschnitte 2 Theile gewidmet, und der ganze Stoff also in 4 Theile zerlegt. Der vierte Theil war recht eigentlich dazu bestimmt, Sastrows Unschuld darzuthun. Es sollten darin die gegen ihn erhobenen Anklagen, daß er sich auf Kosten der Stadt gütlich gethan, seinem Eigennutze gefröhnt und überhaupt seine Amtspflicht verletzt habe, widerlegt und in ihrer Nichtigkeit aufgewiesen werden. Sastrow selbst äußert sich über diesen Zweck seines Werkes, so wie über die Motive, welche ihn zur endlichen Ausführung desselben getrieben, folgendermaßen. „Es ist meinen Kindern, wie auch männiglich in und außer der Stadt nicht unbekannt, wie und warum der Teufel durch die Seinen, auch die, an denen ich ein viel anders verdient, mir unschuldigerweise zugesetzt und so viel an ihnen nichts mangeln laßen, das Garaus mit mir zu spielen. Hätten sie an sich gehalten und so lange mit mir Geduld getragen, bis ich die Schuld der Natur bezahlt, hätten sie mich, ihren Bürgermeister, mit dem sie ins vierte Gebot gehören und der diese Stadt länger regiert, als sie zum Theil alt sind, mich, ihren Gevatter, Schwager und Freund, der sie eines Theils zu Ehren befördert und ihnen alles Gute erzeigt, in meinem hohen Alter und bei meinem schwachen Leben verschont, hätten sie meines tötlichen Abgangs erwartet und alsdann mit der Sauglocke hinterher geläutet (wie es in der Welt der Brauch ist, daß getreue, wolverdiente Leute letzlich das deo gratias davonbringen): so würde ich mich nicht verantwortet, noch meine Kinder instruirt

haben, wie sie ihnen aus dem Grunde der Wahrheit zu Ablegung ihres verlogenen Ausſprengens begegnen können. Der weiſe Gott hat es aber haben wollen, daß ſie es bei meinem Leben ſo grob wider meine Eltern, mich und die Meinigen machen ſollten, und es iſt zu beſorgen, daß ſie es nach meinem Tode noch gröber ſpinnen werden. Derwegen habe ich nicht unterlaßen können, ſollen noch wollen, mein Herkommen, Geburt und ganzes Leben zur Errettung meiner Ehre und Unſchuld dermaßen zu beſchreiben, daß meine Kinder den Schmähungen und Läſterungen aller meiner Widerſacher aus dem Grunde und mit Beſtande widerſprechen, ihnen das Maul ſtopfen und unſre Ehre und guten Namen vindiciren oder zum wenigſten ſich darauf verlaßen können, daß alles falſch und erdichtet ſei, was mir ungebührlich nachgeredet wird. Und will ich dieſe meine Hiſtorie in 4 Theile verfaßen. Der erſte Theil ſoll ſich von meiner Geburt bis zu der Zeit erſtrecken, wo ich mich in die Wolgaſtſche Kanzelei begeben habe, und alſo die erſten 26 Jahre meines Lebens umfaßen (1520—46). Der zweite Theil wird die folgenden Jahre begreifen bis dahin, daß ich aus dem Geſellenſtande in den Eheſtand getreten bin (1546—1550). Der dritte Theil wird geben, wie es mir im Eheſtande die 5 Jahre, die ich zum Greifswalde gewohnt, ergangen iſt (1550—1555). Der vierte Theil wird vermelden, wie ich zum Stralſunde recht in des Teufels Badſtuben gekommen bin und darin nunmehr ganze 40 Jahre ziemlich heiß gebadet habe, was ich als Stadtſchreiber, Rathsherr und Kämmerer und zuletzt als Bürgermeiſter verrichtet und was Dank ich damit verdient habe und noch verdiene." In dieſen Auslaßungen, welche uns zugleich zeigen, daß Saſtrow in ſeinem 75. Lebensjahre, etwa im Jahre 1595, an die Ausarbeitung ſeines Werkes ſchritt, iſt deſſen planvolle Anlage aufs deutlichſte ausgeſprochen. Dem Plane der Saſtrowſchen Selbſtbiographie enſpricht ihr Titel, den wir hier vollſtändig herſchreiben wollen:

Bartholomäi Saſtrowen

Herkommen, Geburt vnd Lauff ſeines gantzen Lebens, auch was ſich in dem Denckwerdiges zugetragen, ſo er mehrentheils ſelbſt geſehen und gegenwärtig mit angehöret hat, in vier vnderſcheitliche Theile von ihm ſelbſt beſchrieben.

Obwol ſich alſo das Werk ſelbſt auf ſeinem Titel als ein viertheiliges ankündigt, ſo iſt leider der vierte Theil, den Saſtrow als die eigentliche Spitze und Hauptſache bezeichnet, nicht vorhanden. Die Saſtrowſchen Aufzeichnungen brechen mit dem 3. Theile ab und endigen alſo da, wo er den letzten und längſten Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit, die Stadt Stralſund, betritt. Nur

mit großem Bedauern kann es uns erfüllen, daß wir gerade den Theil seiner Selbstbiographie vermißen müßen, von dem wir interessante Aufschlüße über die größere Hälfte seines Lebens erwarten dürften. Fragen wir nun, wie es zugeht, daß dem biographischen Baue Sastrows der Schlußstein fehlt, so sind zwei Fälle denkbar. Entweder müßen wir annehmen, daß Sastrow mit seiner Arbeit nicht fertig geworden, sondern durch den Tod darin unterbrochen ist, oder wir sehen uns zu der andern Annahme genötigt, daß der fehlende vierte Theil von ihm zwar zu Ende geführt, aber später wieder durch Zufall oder durch absichtliche Vernichtung zu Grunde gegangen ist. Der erste Fall ist deshalb nicht wahrscheinlich, weil Sastrow nach Beendigung der drei ersten Theile noch lange genug lebte, um noch einen vierten hinzufügen zu können. Aus gelegentlichen Aeußerungen Sastrows geht hervor, daß der erste Theil vor dem Jahre 1596, der zweite im Jahre 1595 abgefaßt ist. Der dritte Theil ist nach dem Jahre 1596, wahrscheinlich im Jahre 1598 geschrieben. Da nun Sastrow erst im Jahre 1603 starb, so blieben ihm zur Vollendung des vierten Theils noch volle fünf Jahre übrig, und es scheint kaum denkbar, daß er diese Zeit ganz ungenützt habe verstreichen laßen. Wir haben also Grund, anzunehmen, daß auch der vierte Theil vollendet, aber später wieder vernichtet sei, und es fragt sich nur, ob durch Zufall oder ob durch Absicht? Für die letzte Annahme, daß der Verlust des vierten Theils nicht einem unglücklichen Ohngefähr, sondern einer absichtlichen That zuzuschreiben sei, sprechen mehre Gründe, welche theils in der innern Beschaffenheit dieses letzten Theils, theils in der äußern Stellung der Personen, deren Händen das ganze Werk zunächst anvertraut wurde, zu suchen sind. Bei Sastrows Freimüthigkeit leidet es keinen Zweifel, daß gerade in dem letzten Theile seiner Selbstbiographie manche Aufzeichnungen Platz gefunden haben werden, welche für einzelne Stralsundische Familien, ja für das ganze Rathscollegium verletzend und anstößig sein mußten. Berücksichtigen wir den oben angedeuteten Zweck, um deswillen Sastrow seinem Werke diesen vierten Theil hinzufügte, so ist es zweifellos, daß er sich in demselben in starker Polemik gegen Personen und Sachen bewegt haben wird. Da nun Sastrows Tochtermänner beide in den Rath eintraten, der eine noch zu Lebzeiten seines Schwiegervaters, der andre nach dessen Tode, so mußten diese den natürlichen Wunsch haben, alles das zu unterdrücken, was einzelne Bürger oder den ganzen Rath verletzen konnte. Vielleicht kam zu dem angedeuteten Grunde noch ein andres persönliches Motiv. Da der letzte Theil höchst wahrscheinlich erst nach Sastrows Wiederverheiratung geschrieben ist, so wird in demselben nicht nur von seiner zweiten Ehe, sondern auch von den sich daran anknüpfenden Zwistigkeiten mit seinen Kindern die Rede gewesen sein. Da nun bei diesen ein ganz natürliches Interesse obwaltete, die nähern Umstände dieser merkwürdigen Heirat, welche ihnen zu

großem Herzeleid und vielen andern zum Aergernis gereicht hatte, nicht auf die Nachwelt kommen zu laßen, so entschloßen sie sich kurz und gut, den ganzen vierten Theil, welcher diesen ärgerlichen Handel besprach, der Vernichtung preis zu geben. Diese Vermuthung wird durch folgende Wahrnehmung beinahe zur Gewißheit erhoben. In dem mehrfach genannten Lindemannschen Memorialbuche ist gerade an der Stelle, wo der Verfaßer auf Sastrows Wiederverheiratung mit seiner Magd zu sprechen kommt, ein ganzes Blatt ausgeschnitten, und eine Anmerkung des Originals sagt: „Auff dem folgenden ausgeschnittenen Blade war von dieser Hochzeit was weitleuftiger geschrieben; ward aber aus sonderbaren vrsachen herausgenommen." Was ist wahrscheinlicher, als daß dieselbe Hand, welche aus sonderbaren Ursachen dieses Eine Blatt vernichtete, auch triftige Gründe gehabt haben werde, den ganzen vierten Theil der Sastrowschen Biographie zu unterdrücken? So ist uns denn diese Hauptquelle für Sastrows Leben und Wirken in Stralsund gewaltsam verschüttet, und so schmerzlich wir auch diese Lücke fühlen, wir werden wol für immer darauf verzichten müßen, sie auszufüllen. Einen kleinen Ersatz bietet die Sastrowsche Schutzschrift gegen Nikolaus Sasse, aus der zum größten Theile das geschöpft ist, was wir oben über Sastrows Stralsundische Wirksamkeit mitgetheilt haben.

Was die Quellen des Sastrowschen Werkes betrifft, so haben wir schon gehört, daß er meist Selbsterlebtes berichtet. Aber es läßt sich nicht annehmen, daß er erst in seinem hohen Greisenalter die Erlebnisse und Erfahrungen seines Lebens unmittelbar aus dem Gedächtnisse niederschrieb. Seine Aufzeichnungen würden sonst nicht einen solchen Eindruck von Frische und Unmittelbarkeit machen, wenn sie erst mühsam aus dem Schatze des Gedächtnisses hervorgeholt wären. Auch wäre es kaum zu begreifen, wie er sich der vielen, von ihm erzählten Einzelnheiten aus seinen Jünglingsjahren im späten Alter noch so genau hätte erinnern können. Der ganze Charakter seines Werks macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß er schon von frühern Zeiten her ein Diarium geführt hatte, dessen Bestandtheile er seiner Arbeit zu Grunde legte, indem er die einzelnen Einträge zu einem Ganzen verband und zusammenfaßte. Ohne Zweifel ist namentlich dasjenige, was er über seinen Aufenthalt am Rheine, über seine Reise nach Italien und über seine Wirksamkeit als fürstlicher Secretarius in den Jahren 1547 bis 1550 berichtet, aus früher geführten Tagebüchern hervorgefloßen. Die Gewohnheit, eine Art von Tagebuch zu führen, scheint in dem Sastrowschen Hause erblich gewesen zu sein. Wenigstens findet sie sich schon bei Sastrows Vater. Gleich im Anfange seines Werkes, wo unser Autor von den wolfeilen Preisen jener Zeit, in der seine Eltern ihren Hausstand gründeten, berichtet, setzt er hinzu: „wie solches in meines Vaters Buch zu lesen." Vielleicht diente ihm dieses Buch

des Vaters auch als Quelle für das, was er von seinen Voreltern, wie aus seiner ersten, frühsten Jugendzeit berichtet. Die vielen Staatsverhandlungen, Diplome, Reden, Briefe und andren Urkunden, welche Sastrow seiner Biographie einverleibte, waren natürlich auch längst gesammelt, als er Hand ans Werk legte. Schon in seinen Wanderjahren, während er Zeuge von den größten Weltbegebenheiten war und den Gang der Ereignisse mit scharfem Auge beobachtete, hatte er sich zugleich Abschriften von den wichtigsten Documenten zu verschaffen gewußt, welche ihm jetzt trefflich zu statten kamen. Zwar wird seine sonst so anziehende Arbeit durch das Geschleppe von Concilienbeschlüssen und Reichstagsacten und durch den Wust vieler lateinischer und deutscher Urkunden für den gewöhnlichen Leser theilweise ungenießbar gemacht; allein für den Geschichtsschreiber sind auch diese Stücke von Wichtigkeit. Und wenn er uns nichts anders, als den Brief Luthers an seinen Vater, erhalten hätte, so müßten wir ihm für die Conservirung dieser Reliquie dankbar sein.

Die Sprache, deren sich Sastrow bei seinen schriftlichen Aufzeichnungen bediente, war die hochdeutsche. Doch dürfen wir nicht erwarten, bei ihm ein so reines Hochdeutsch zu finden, wie es in unsern Tagen geredet und geschrieben wird, oder wie es aus der Feder Luthers floß, welcher die hochdeutsche Sprache erst zur allgemeinen Schriftsprache stempelte. Sastrows Muttersprache war die plattdeutsche oder Sassische Mundart, welche damals im nördlichen Deutschland noch die allgemeine Umgangssprache war und erst sehr allmälig in den Kreisen der Gebildeteren der hochdeutschen Mundart wich. Nicht nur die Pommersche Kirchenordnung vom Jahre 1535, sondern auch noch Knipstrows Kirchenordnung für Stralsund vom Jahre 1555 ist plattdeutsch geschrieben. Im 5. Kapitel haben wir an dem Beispiele des Greifswaldischen Bürgermeisters Wicke Bole gesehen, daß man es in Sastrows Knabenjahren noch als ein Zeichen von Renomisterei und Großprahlerei ansah, wenn jemand, die Sassische Volkssprache verleugnend, sich in hochdeutschen Reden ergieng. Aber auch später noch hielt der gesunde, conservative Volkssinn an dem Erbe der Väter fest, während durch die Vornehmen, besonders durch die fürstlichen Höfe, allmälig der hochdeutschen Sprachneuerung Bahn gebrochen wurde. In den Tagen des gefeierten Herzogs Bogislav behauptete die Sassische Mundart auch am Hofe noch die Alleinherrschaft. Als nach der Rückkehr des Herzogs vom Nürnberger Reichstage (1523) Stralsundische Deputirte bei Hofe erschienen, um die Vorfälle in ihrer Vaterstadt zu entschuldigen, fluchte der erbitterte Herzog in seiner volksthümlichen Derbheit: „Se scholden dre säven Düwel hebben!" Aber schon ein Decennium später verlernte der Hof die Sprache des Volkes. Sastrow selbst erzählt uns von diesem Sprachgegensatze folgenden interessanten Zug. Als Herzog Philipp im Jahre 1539 auf einer Reise nach der In-

sel Rügen mit seiner Gemahlin nach Stralsund kam, wurde der Bürgermeister Christof Lorbeer samt etlichen andern Rathspersonen dazu auserkoren, das fürstliche Paar, welches zum ersten Male die Stadt betrat, im Namen des Raths zu begrüßen. Als nun der Herzog zur Stadt hereinritt, empfieng ihn der Herr Bürgermeister statt mit einer zierlich gesetzten hochdeutschen oder gar lateinischen Rede, wie sie die Hofschranzen erwartet haben mochten, mit folgender Anrede: „Gy, Philips, van Gades Gnaden, Hertzog tho Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, Fürste tho Rugen vnd Grave tho Gutzkow, dat gy gesunt alher kamen, süth ein Rath van Harten gerne vnd het Juw hiemit willkamen" u. s. w. Dieser plattdeutsche Empfang machte unter den Hofleuten so großes Aufsehn, daß Sastrow später, als er auf der fürstlichen Kanzelei arbeitete, noch häufig daran erinnert wurde. Denn so oft der fürstliche Kämmerer, Herr Michael Kussow, in die Kanzlei kam, pflegte er, wenn er unsern Sastrow sitzen sah, mit lauter Stimme jenes Exordium des Stralsundischen Bürgermeisters zu wiederholen: „Gy Philips van Gades Gnaden" u. s. w. Während indessen die Höflinge der woltönenden, reichen Sassischen Mundart spotteten, pflanzte sich dieselbe im Munde des Volkes von Geschlecht zu Geschlecht fort. Das Volk dachte anders, als die Hofschranzen; das Volk liebte seine Muttersprache und wollte sich dieselbe nicht nehmen laßen. Die Stralsunder wachten mit Eifersucht nicht nur über ihren Rechten und Privilegien, sondern auch über ihrem Sassischen Dialekte. Als im Jahre 1601 bei der Huldigung des Herzogs Philipp Julius der Confirmationsbrief ausgeliefert wurde, mußte der fürstliche Secretär den bei der letzten Huldigung 1567 abgefaßten Brief vorlesen, während der Stadtsecretär auscultirte, d. h. den neuen nachlas. Der vorlesende Secretär deutete an, daß er den alten Brief gleich ins Hochdeutsche versetzen wollte, in welchem Dialecte der neue abgefaßt war. Aber nein, der Rath widersprach, sagend: „wir wären Pommern und wollten uns der Muttersprache nicht schämen." Daß auch Sastrow sich seiner Muttersprache nicht schämte, beweisen die Stadtbücher, welche er viele Jahre hindurch in plattdeutscher Sprache führte, von der im 32. Kapitel eine Probe gegeben ist. Dennoch ist seine Autobiographie nicht in plattdeutscher, sondern in hochdeutscher Mundart geschrieben. Einerseits hatte Sastrow in frühern Jahren zu viel Hofluft geathmet, um dem Reize widerstehn zu können, es Herrn Vicke Bolen gleich zu thun. Und andrerseits waren gewiß seine Tagebücher, namentlich die in Süddeutschland geführten, hochdeutsch geschrieben. So behielt er denn für sein umfaßendes Werk diesen Dialect bei; doch schreibt er, wie schon bemerkt, kein reines Hochdeutsch. Seine Sprache ist mit so vielen einzelnen Sassischen Worten und Wendungen und mit so vielen speciell Pommerschen Ausdrücken vermischt, daß es dem des Plattdeutschen Unkundigen schwer wird, ihn zu ver-

stehn. Auch was den Periodenbau, die Orthographie und Interpunction anbetrifft, darf man von Sastrow nichts vollkommnes erwarten. Die hochdeutsche Sprache war zu seiner Zeit noch nicht so ausgebildet, daß man bei den damaligen Schriftstellern eine regelrechte Wort- und Periodenbildung zu suchen hätte. Es gehörte eben mit zum Charakter der Sprech- und Schriftweise jener Zeit, daß ein jeder sprach und schrieb, wie ihm der Schnabel gewachsen war, ohne sich viel um die Regeln der Logik und Grammatik zu bekümmern, welche nur für die Lateiner vorhanden zu sein schienen. So läßt sich denn auch Sastrow nicht selten völlig gehen, stellt seine Sätze unvermittelt neben einander, fällt aus der Construction, oder häuft Gedanken auf Gedanken in unentwirrbarem Wortgefüge, und es ist oft nicht ganz leicht, ihm zu folgen und sich durch seine Gedankengänge hindurchzuwinden. Indes erhellt aus andern Stellen, daß er auch wol im Stande war, ordentliche Perioden zu bauen. Sobald er sich etwas mehr zusammennimmt, ist seine Rede correct und seine Darstellung klar, anziehend und lebendig. Nur selten verfällt er in eine ermüdende Weitschweifigkeit. Im Ganzen ist in seinem Werke ein naiver, frischer, humoristischer Ton vorherrschend. Auch die Erzählung ernster Ereignisse wird interessant durch die Theilnahme des Erzählers, und auch da, wo dieselbe nicht ausdrücklich hervortritt, merkt man es der ganzen Darstellung an, daß man einen Augen- und Ohrenzeugen reden hört.

Dem ganzen Werke ist eine Vorrede vorangestellt, welche „an die ehrbaren, wolgelahrten, auch tugendsamen Hinricum Godtschalken und Jacobum Kleriken, sampt ihren Ehefrauen Catharinen und Amnistien Sastrowen, meine geliebte generos (Schwiegersöhne), Töchter und sämptliche Kinder" gerichtet ist. Wir theilen hier wortgetreu den Anfang dieser Vorrede mit, welcher als Probe des Sastrowschen Stils und der Sastrowschen Schreibweise dienen mag. „Wir wissen (sagt der hocherleuchter Apostolus, Rom. 8.) das denen, die Gott lieben, alle Ding zum Besten dienen. Sollichs haben (enthalten) alle geistliche vnnd weltliche, christliche vnnd heidensche historische Bucher, vnnd die tagliche Erfahrung, von Anbeginne der Welt, unsern ersten Altern, Adam vnnd Eua, bis an den jungsten Tag vnnd letzten Menschen, taglich unzelich viel Exempell, das es wieder zu specificiern nur ein Vberflus, vnnutze vnnd vorgebliche Arbeit sein wurde. Sondern das mein gnediger Gott solliches durch den gantzen Lauff meines Lebens von der Zeit ahn er mich aus Mutterleibe gezogen, bis an dissen Tag, (da ich 75. Jahr erreicht) wahr gemacht, sollen meine geliebte Kinder, der Beschreibungen meines Herkomens, Geburt, Lebens, vnnd was mir darin allenthalben begegnet vnnd zugestanden, sich nur mit Fleisse ersehen. Dann, wo sie dasselb nicht vberrumpeln, sondern fleissig et cum judicio (wie sie dan als junge, gelerte vnnd hochbegabte Leute pflegen) lesen vnnd erwegen, werden sie vberflussig

daraus anmerken, wie der Menschenweindt nach meiner Geburt, balt im Anfange meines Lebens vnnd so endtlinges vorth, den gantzen discursum meines Lebens hindurch, doch auf gnedige Zulassung meines gnedigen fromen Gotts, an meinem Leib mit Brant, Henckens, Drenckens, Ermordens, grausamen wilden Thiren, boser Gesellschafft vnnd falschen Brudern Gefahr, auch eusserster Armut, Hunger vnnd Durst, ja wan das eine Creutz, Gefahr, Verfolgung vnnd Vngluck aufgehort vnnd voruber, das ander vort vor der Thuren gestanden, dermaßen sich an mich versucht, das mannigmall keine menschliche Hulffe, viellweniger Errettung vorhanden, noch zu hoffen gewesen, vnnd mich dermassen exerciret vnnd herdurcher geholt, das ich des zeitlichen Lebens gar satt vnnd mute, das ich alle Stunde von Hertzen wunsche, aufgelöset vnnd der Naturen Lauf nach zu meinen Vättern gesamlet zu werden; wällichs dan nicht ein geringer Schatz, so das Creutz, Verfolgung, Vnglück bei waren Christen wircket, das sie alle weltliche Lust vnnd Bequemigheit verachten, fur nichts halten, sondern dieselb zuuerlassen hertzlich Verlangen tragen konnen."

Dieses herzliche Verlangen, welches der fünfundsiebenzigjährige Greis hegte, das Zeitliche zu verlaßen und zu den Vätern gesammlet zu werden, sollte erst spät in Erfüllung gehn. Er starb, wie schon oben bemerkt, im Jahre 1603, am 7. Februar, nachdem er sein Leben auf 83 Jahre gebracht hatte, überlebt von seiner zweiten Ehefrau Anna Haseneiers, welche sich am 25. Februar desselben Jahrs mit ihren Stiefkindern in Frieden und Freundschaft auseinander setzte.

Bartholomäus Sastrow war kein großer Geist, keine hervorragende Persönlichkeit, aber auch kein gewöhnlicher Mensch. Jedenfalls gehört er zu den interessanten Erscheinungen, an denen man nicht ohne Theilnahme vorübergehn kann. Sein Lebenslauf enthält des Merkwürdigen nicht wenig, und das Bild, das er selbst von sich entworfen hat, zeigt zwar manche Flecken, enthält aber doch mehr Licht- als Schattenseiten. Bartholomäus Sastrow war ein offner, ehrlicher Pommer und, was mehr ist, ein lebendiger Christ. Nicht ganz unwahr, aber doch nicht erschöpfend ist das Urtheil, welches Arnold Brandenburg in seiner Geschichte des Magistrats der Stadt Stralsund Seite 61 über unsern Helden fällt: „Bartholomäus Sastrow genoß als Rechtsgelehrter großes Vertrauen und war ein Mann von vielseitigen Kenntnissen, ausgebreiteter Welterfahrung und Geschäftsgewandtheit, dabei von hellem Verstande und starker Energie des Charakters, frei von Vorurtheilen, nicht aber von Anmaßung und Streitsucht." Wir schließen diese Aufzeichnungen mit einigen lateinischen Versen, in welchen Christian Smiterlow, der Sohn des Bürgermeisters Jürgen Smiterlow, seines Vaters Jugend- und Busenfreund gefeiert hat. In seinen libris Smiterloviadum gedenkt er dieses Freundschaftsbundes mit folgenden Worten:

At deus, inspiciens lacrymas et vota piorum,
Quales non unquam Pomerania viderat ante,
Excitat egregios, animi seu munera spectes
Omnia, seu magnam virtutem in corpore magno,
Binos heroas, quorum Sastrovius alter
Bartholomaeus erat, magna quem postera semper
Saecula laude ferent, verum junctissimus alter
Noster erat genitor.

In einem andern Gedichte, in welchem unser Held der große Sastrow, der größte Stralsunder seiner Zeit (Maximus hoc nostro magnus Sastrovius aevo) genannt wird, hat ihm derselbe Dichter folgendes Denkmal gesetzt:

At tua cum primis florebit maxima semper,
Sastrovi, pietas, florebunt fortia facta,
Nostris justitiae lustris rarissimus ardor,
Integritas animi, nostrae vix cognita terrae,
Usus et in gravibus prudentia rebus agundis,
Florebit comitas, candor, constantia, virtus.

Druckfehler.

Seite 118 Zeile 10 von unten muß es heißen: entstand in Stralsund ein Aufruhr u. s. w.

Buchdruckerei von Otto Hendel in Halle.

LRBJe12

Bei J. Fricke in Halle erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Zwei Bücher von der Kirche,

Eine Apologie der Lehre Luthers von der Kirche

von

B. Wendt.

Preis 15 Sgr.

Der Verfasser behandelt in dieser Schrift die Lehre von der Kirche in zwei Büchern, deren eins von der Innerlichkeit der Kirche, das andere von der Leibhaftigkeit der Kirche handelt. Diese Schrift sucht zu zeigen, wie im Begriff der Kirche die Innerlichkeit das primäre, die Leiblichkeit aber das secundäre Moment bilden müsse. Als den normalen Lehrtypus stellt die Schrift die Lehre Luthers von der Kirche hin, die sie im Zusammenhange mit dem großen Reformationskampf überhaupt und mit der Persönlichkeit des großen Reformators insbesondere anschaut und [illegible] neueren ausgezeichneten Behandlungen der Lehre von Kliefoth, [illegible] vergleicht, aber auch gegen neuere Mißdeutungen rechtfertigt. Mit [illegible] Vielseitigkeit sucht nun die Schrift die mannichfache, tiefeingreifende Bedeutung der Kirche für die Entwickelung aller Lebens- und Weltverhältnisse, für den Staat, die Schule, für Wissenschaft und Kunst nachzuweisen. Aber den Angelpunkt der Gesammtentwickelung bildet die echt evangelische Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, um die sich in strenger Consequenz und lebendiger Beziehung die dogmatischen und ethischen, historischen und politischen, polemischen und apologetischen Erörterungen der Schrift bewegen.

Geistliche Sänger

der

christlichen Kirche deutscher Nation.

I. Dr. **Martin Luther's** geistliche Lieder. Nach den Originaltexten herausgegeben und mit kurzen erklärenden Bemerkungen von Wilhelm Schirach. 1854. 7 Bog. in 12. 5 Sgr.

II. **J. A. Freylinghausen's** geistliche Lieder. Nach dem Originaltext herausgegeben und mit einer biographischen Skizze begleitet von Ludwig Grote. 1855. 10 Bogen in 12. broch. 5 Sgr.

III. **Salomon Liscovius** geistliche Lieder. Neu gesammelt und [illegible] herausgegeben von Dr. Julius Pasig. 1855. 6 Bog. in 12. broch. 5 Sgr.

IV. **Nicolaus Herman's** und **Johann Mathesii** geistliche Lieder. Herausgegeben von Carl Friedrich Ledderhose. 1855. 12½ Bog. in 12. broch. 7½ Sgr.

Im Verlage der Agentur des **Rauhen Hauses** in Hamburg erschien und ist durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Wolfgang Musculus.

Ein biographischer Versuch

von

Ludwig Grote.

(Mit dem Bildniß des Wolfgang Musculus)

Preis geh. 15 Sgr.

Deacidified using the Bookkeeper pr
Neutralizing agent: Magnesium Oxid
Treatment Date: JUL / 20
PreservationTechnolo
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERV
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 1606
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 007 672 935 9